STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY

UNIVERSITY
LIBRARIES
UNIVERSITY
Digitized by Google

Hiſtoriſch-politiſche Blätter

für das

katholiſche Deutſchland.

Des Jahrgangs 1901

Zweiter Band.

Digitized by Google

Hiſtoriſch-politiſche

Blätter

für das

katholiſche Deutſchland

herausgegeben

von

Franz Binder.

(Eigenthum der Familie Görres.)

Hundertachtundzwanzigſter Band.

München 1901.
In Commiſſion der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
DEC 1 5 1969
D1
H4
v.105

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Das Volksſchulweſen in der Diöceſe Augsburg nach den biſchöflichen Viſitationsprotokollen von 1775—1786 1

II. Schulpolitiſches aus Oeſterreich 21
3. Der Katholiſche Schulverein und Erzherzog Franz Ferdinand

III. Der Protektor Oliver Cromwell und der moderne Imperialismus 35

IV. Die Frauenfrage 49
VIII. Die Frau in der katholiſchen Kirche.

V. Ueber die Bevölkerungsgeſetze 66

VI. Zwei Briefe König Ludwigs I. an Görres . . 71

VII. Zur kunſtgeſchichtlichen Literatur 74
(Springers Handbuch der Kunſtgeſchichte.)

Seite

VIII. Das Volksſchulweſen in der Diöceſe Augsburg nach den biſchöflichen Viſitationsprotokollen von 1775—1786 (Schluß.) 81

IX. Formaliſtiſche Ethik 97

X. Katholiſche Landſchaftsdichtung 113
I. Einleitung.

XI. Die katholiſche Kirche auf den Philippinen . . 130

XII. Bourdaloue's Bildniß in der alten Pinakothek zu München 138

XIII. Zeitläufe 145
Die Bankbrüche im deutſchen Norden mit Zugehör.

XIV. Ein neues Lehrbuch des katholiſchen Kirchenrechts 153

XV. Die Frauenfrage 157
IX. Die Aufgabe der katholiſchen Kirche gegenüber der gegenwärtigen Frauenfrage

XVI. Die „Los von Rom“-Bewegung in Oeſterreich . 175
X. Die Stellung des öſterreichiſchen Miniſterpräſidenten zu dieſer Bewegung.

XVII. Die Dinge in Frankreich 185

XVIII. Wovon leben unſere Miſſionen? 194

XIX. Kirche und Organiſation 206

Seite

XX. Des Kirchenlexikons zwölfter und abſchließender Band 217

XXI. Hiſtorienmaler Philipp Veit 225

XXII. Janſſen-Paſtor's deutſche Geſchichte Band VI in neuer Auflage 231

XXIII. Der Charitastag in Aachen 237
(15. bis 17. Juli 1901.)

XXIV. Die Frauenfrage 249
X. Schlußartikel

XXV. Ein Jahrhundert der ſchottiſchen Geſchichte . . 276

XXVI. Volksbildungsbeſtrebungen 286

XXVII. Einige Zahlen zur kirchlichen Statiſtik 302

XXVIII. Neuere volkswirthſchaftliche Literatur . . . 305

XXIX. Eichſtätt's Kunſt 309

XXX. Die älteſten Denkmäler des Chriſtenthums in Bayern 313

XXXI. Die „Los von Rom"-Bewegung in Oeſterreich . 327
XI. Ueberblick.

XXXII. Die engliſche Hörigkeit des Mittelalters . . 337

XXXIII. Hugo von Trimberg und ſein „Marienleben" . 346

Seite

XXXIV. Waldeck-Rouſſeau und die Durchführung des Vereinsgeſetzes 358

XXXV. Der dritte Band der neuen Döllinger-Biographie . 365

XXXVI. Nationale Dichtung 379

XXXVII. Die Briefſammlung des ſeligen Caniſius . . 386

XXXVIII. Die älteſten Denkmäler des Chriſtenthums in Bayern (Schluß.) 389

XXXIX. Die engliſche Hörigkeit des Mittelalters II. . . 402

XL. Katholiſche Landſchaftsdichtung 410
2. Otto von Schaching.

XLI. Die chriſtlich demokratiſche Bewegung in Italien . 424

XLII. Leo XIII und die Univerſität Glasgow . . 433

XLIII. Julius II, Raphael und Michelangelo . . 441

XLIV. Bardenhewer's Patrologie in neuer Auflage . 455

XLV. Zur Ordensgeſchichte 461
1. B. Duhr: Jeſuiten an den Fürſtenhöfen.

Mittheilung 464
(Jörgs Ausſcheiden aus der Redaktion.)

XLVI. Zur Geſchichte der Proteſtantiſirung Mecklenburgs 465

Seite

XLVII. Julius II., Raphael und Michelangelo (Schluß) 479

XLVIII. Henryk Sienkiewicz 488

XLIX. Zur Geſchichte der italieniſchen Finanzwirthſchaft ſeit 1881 503

L. Der engliſche Krönungseid ſeit dem Monat Februar 1901 516

LI. Ein theologiſches Lehrbuch vom Jahre 819 . . 536

LII. Zur Ordensgeſchichte 543
2. O. Braunsberger. Das Ordensweſen im 19. Jahrhundert.

LIII. Deutſchlands Antheil an der Jubiläumswallfahrt im Jahre 1900 545

LIV. Zur Geſchichte d. Proteſtantiſirung Mecklenburgs (II.) 553

LV. Henryk Sienkiewicz (Schluß) 574

LVI. Bibelſtudien in Mainz 587

LVII. Schweizerbrief 591
(Volksſchule und Bundesſubvention. Civilgeſetzbuch. Organiſation der ſchweizeriſchen Katholiken.)

LVIII. Der Scheidungsprozeß in Oeſterreich mit ſpecieller Berückſichtigung Böhmens 599

Seite

LIX. Aphorismen zur Lebensweisheit 613

LX. Herder's Converſationslexikon 618

LXI. Zur Geſchichte der Proteſtantiſirung Mecklenburgs III. (Schluß.) 621

LXII. Der erſte öſterreichiſche Klerustag 635

LXIII. Das Weſen des Chriſtenthums nach Harnack . 660

LXIV. Zum Kapitel der Rückſtändigkeit. 665
(Zuſchrift von einem alten Freunde der „Blätter“.)

LXV. Das neunzehnte Jahrhundert in Bildniſſen . 679
(Schlußband.)

LXVI. Die römiſchen Katakomben 687

LXVII. Cardinal Karl Auguſt Graf von Reiſach . . 694

LXVIII. Ein Blick auf die VIII. internationale Kunſtausſtellung in München 701

LXIX. Zur Reformationsgeſchichte Aachens 715

LXX. Zur Lehre vom Kirchenamte in der Didache . . 732

LXXI. Louis Veuillot 740
(Zweiter Band der Biographie.)

Seite

LXXII. Die katholiſche Arbeiterbewegung in Spanien . 753

LXXIII. Der Bildſchmuck der Dietenberger Bibelüberſetzung 767

LXXIV. Joſeph Edmund Jörg † 773

LXXV. S. Girolamo degli Schiavoni in Rom . . 792
(Eine Beleuchtung des italieniſchen Garantie-geſetzes.)

LXXVI. Ein Blick auf die VIII. internationale Kunſt-ausſtellung in München (Schluß.) 807

LXXVII. Der Scheidungsprozeß in Oeſterreich mit ſpecieller Berückſichtigung Böhmens 814
(Zweiter Artikel.)

LXXVIII. Aus K. Haſe's Kirchengeſchichte 829
(Zum Kapitel akatholiſcher „Wiſſenſchaftlichkeit“.)

LXXIX. Die Entſtehung der Volkswirthſchaft . . . 838

LXXX. Braun und Hogenbergs Städtebuch . . . 845

LXXXI. Katholiſche Landſchaftsdichtung 853
3. Karl Domanig.

LXXXII Eine Kloſterhetze im öſterreichiſchen Parlament . 866

LXXXIII. Volksbücher 878

Seite

LXXXIV. Die Regensburger Buchmalerei des 10. u. 11. Jahrhunderts 892

LXXXV. Das neueſte Quellenwerk zur Geſchichte des Concils von Trient 904

LXXXVI. Belſers Einleitung in das Neue Teſtament . . 914

LXXXVII. Philoſophie des Geldes 920

LXXXVIII. Beiträge zur Bisthumsgeſchichte von München-Freiſing 927

Digitized by Google

I.

Das Volksſchulweſen in der Diöceſe Augsburg nach den biſchöflichen Viſitationsprotokollen von 1775—1786.

Von Dr. Frz. Xav. Thalhofer.

„Eine erſchöpfende Darſtellung der geſchichtlichen Entwicklung des Schul- und Unterrichtsweſens in Bayern iſt ohne Beiziehung des in den Archiven der biſchöflichen Ordnariate aufbewahrten Quellenmaterials, ohne die Würdigung der aktiven Theilnahme von Biſchöfen an der Entwicklung des niederen und höheren Schulweſens nicht möglich. Zu den Biſchöfen, die auf dieſem Gebiete Hervorragendes geleiſtet haben, gehört Biſchof Clemens Wenzeslaus.“ Mit dieſen Worten leitete L. Muggenthaler eine Studie ein, die ſich mit den Verdienſten des genannten Biſchofs um das Erziehungs- und Unterrichtsweſen in ſeinen Bisthümern Trier und Augsburg beſchäftigt (Mittheilungen der Geſellſchaft für deutſche Erziehungs- und Schulgeſchichte, I [1891], S. 31 f.). Die dortige kurze Bemerkung über Schneller's Schulthätigkeit in Dillingen konnte ich nach archivaliſchen Quellen in denſelben Mittheilungen (VII, 1897] S. 66—84) zu einem Geſammtbilde des verdienten Normalſchuldirektors ergänzen. Nun bin ich in der Lage, aus Archivakten des biſchöflichen Ordinariates Augsburg einen ziemlich eingehenden Bericht über den Stand des Schulweſens in der Diöceſe Augsburg zu geben, wie er ſich

bei der von Clemens Wenzeslaus angeordneten Viſitati der ganzen Diöceſe ergab.

Clemens Wenzeslaus, 1768—1812 Biſchof von Augsbu ernannte den ehemaligen Regens des Prieſterſeminars Pfaffenhauſen, J. Steiner, i. Jahre 1775 zum Generalviſitat und beauftragte ihn, in demſelben Jahre die ſchon unt Biſchof Joſeph beſchloſſene allgemeine Viſitation der Diöc zu beginnen. Erſt wurden ausführliche Fragebogen an d Dekane und Pfarrer hinausgegeben; deren Beantwortung liefen in den Jahren 1775 und 1776 ein und ſind mit ga wenigen Ausnahmen erhalten. Circa scholarum magistr ſind dort folgende Fragen beantwortet: „Ob Schu meiſter bei der Chriſtenlehre zugegen und Kinder hingefüh werden?“ (80). „Ob er ſolche in der Schule auch fleiß im Chriſtenthum unterrichte?“ (81). „Ob der Schulmeiſt und wie geſtiftet ſei?“ (82). „Ob und wie oft die Schu viſitirt werde?“ (83). Aus einem anderen Titel habe i die weiter einſchlägigen Fragen beachtet: „Ob eine Org in der Kirche und von wem ſie geſchlagen werde?“ „Ob unt dem Hochamt Lieder geſungen werden?“ Das ſich hieran ergebende Material findet ſeine Beſtätigung und Ergänzun oder Berichtigung in den Protokollakten über die in jede Pfarrei ſtattgefundenen Viſitationen ſelbſt. Dieſelben wurde durch Steiner und einen Aktuar in den Jahren 1775 bi 1782 und im Jahre 1786 vorgenommen. Es wurde b denſelben nicht bloß mit dem Pfarrer und den Vertreter der Gemeinde, ſondern auch auf allen Landpfarreien m dem aedituus („Meßner und Schulmeiſter“) ein nach feſte Fragepunkten normirtes examen angeſtellt. Die Protokol akten ſind ebenfalls alle erhalten und ebenſo die durc hiſtoriſche und allgemeine Bemerkungen werthvollen Vor berichte Steiners zu denſelben, die an den Biſchof ge richtet ſind.

Wenn die ganze Viſitation und deren vorbereitend Enquête und wenn die das Reſultat zuſammenfaſſende

Vorberichte Steiner's dem Schulweſen beſondere Beachtung ſchenken, ſo entſpricht das den Ideen der damaligen Zeit. Daß aber dieſelben hier ſo ernſtlich ins Auge gefaßt wurden, entſprang doch wohl der Initiative Clemens Wenzeslaus' ſelbſt. Gleichzeitig mit dem Augsburger Unternehmen finden wir von 1776 bis 1793 auch in dem trieriſchen Erzſtifte, das unter dem Krummſtab des gleichen Cl. Wenzeslaus ſtand, eine ſehr erfolgreiche Arbeit auf dem Gebiete des Volksſchulweſens. Wie uns ein Aufſatz von Adam Görgen (Pädagogiſche Monatshefte 1900, Heft 11, S. 569 f.) freilich ohne genauere Detailnachweiſe berichtet, gingen die dortigen Beſtrebungen (Neu- und Umbau von Schulhäuſern, Gehaltsregelung, Unterrichtsverbeſſerung, Einſetzung ſpecieller Schulcomiſſionen, Errichtung einer Normalſchule zum Zwecke der Lehrervorbildung) über die Forderungen im Hochſtifte und in der Diöceſe Augsburg hinaus. Aus dem von mir erhobenen Material läßt ſich vorerſt nur das noch unſichere Taſten nach den neuen Zielen hin herausfühlen. Der allgemeine Zuſtand iſt der vielleicht ſchon durch 100 Jahre oder wenigſtens durch ein halbes Jahrhundert feſtgelegte. Derſelbe dürfte ſich vielleicht am beſten nach folgenden Kategorien beſchreiben laſſen: Schulenbeſtand, Schullehrerverhältniſſe, Schulbetrieb, Schulpflege.

1. Schulenbeſtand.

Relativ wenige Orte ſind es, die 1775 noch keine Schule haben, und dieſe gehören ausnahmslos den altbayeriſchen Gebieten der Diöceſe an.

Im Kapitel Aichach ermangeln einer Schule: Oberbernbach (229 Einwohner nach dem Seelenbeſchrieb von 1775), Ecknach (315 E.), Großhauſen, Laimering (138 E.), Obermaurbach (98 E.), Randeltsried (110 E.), Rupertszell (169 E.), Schildtberg (360 E.), Unterſchönbach (110 E.); der Pfarrer der letztgenannten Ortſchaft ſchreibt: „Allhier iſt keine Schule noch Schulmeiſter, werden auch die Kinder zu meinem größten

Leid nirgends in die Schule hingeſchickt.[1]) Habe ſelbſt Schule halten wollen gratis, ein= oder zweimal ſind ſie erſchienen, hernach ſind ſie ausgeblieben." Die Pfarrer der genannten Pfarreien wurden deßhalb angewieſen: „urgeat ut erigatur schola oder invigilet ut parvuli ad aliquam scholam mittantur." Im Kapitel Bayermünching haben unter 17 Dörfern 7 keine Schule,[2]) allerdings Gemeinden die zwiſchen 80 und und 120 Einwohner nur haben. Steiners Vorbericht zu den Akten des Kapitels Friedberg klagt: „Ein gleichfalls auf= fallender Fehler zeigt ſich bei den Schulen. Es iſt etwas Erſtaunliches, daß in einem Land, wo der höchſte Landesherr durch ſo viele Verordnungen und Schulanſtalten ſich beſtens angelegen ſein läßt, das Schulweſen auf dem Lande in guten Stand zu bringen, jedoch in einem Landſtrich, welcher 33 Pfarreien in ſich begreift, kaum 16 Pfarrſchulen angetroffen werden und auch dieſe nicht beſtens beſtellt ſind." Von den 25 Pfarrern des Kapitels Hohenwart müſſen 11 berichten, daß in ihren Gemeinden keine Schule abgehalten wird, aus dem Kapitel Weilheim ebenſo 13 von 39. Beſſer, aber immer noch mangelhaft beſtellt iſt es in den Kapiteln Landsberg (unter 22 Pfarreien haben 4 keine Schule), Oberalting (unter 16 ſind ohne Schule 5), Rain (3 unter 26), Neuburg (2 unter 24), Schwabhauſen (2 unter 18), Burgheim (3 unter 18). Aus dem eigentlich ſchwäbiſchen Gebiet hören wir aus keinem Orte, daß für Schulbeſuch gar nicht geſorgt geweſen wäre, aus den wenigen Orten, die ſelbſt keine Schule haben, wird berichtet, daß die Kinder wenigſtens benachbarte Schulen beſuchen (Baierried, Gottmannshofen).

Die beſtehenden Schulen waren wohl größtentheils ſeit langem ſchon gegründet und eingerichtet. Die Viſitations= berichte geben für 34 Schulmeiſter ein Dienſtalter von 20

1) Die Kinder von Oberbernbach wurden nach Aichach in die Schule geſchickt.

2) Althegnenberg, Burk, Eresried, Hochdorf, Mittelſtetten, Steinbach, Winkl; die Namen der weiteren ſchulloſen Orte einzeln anzugeben, wird nicht nothwendig ſein.

bis 50 Jahren an und Neueinrichtungen junger Schulen werden beſonders vermerkt (Eyrishofen, Waalhaupten, Kemnat, Gottmannshofen: 1779 zum erſtenmal Schule mit 14 Kindern). Intereſſant iſt der in einem ſpeciellen Memoriale niedergelegte Vorſchlag des Pfarrers von Modelshauſen, um die ſeit dreißig Jahren ſiſtirte Schule wieder einzuführen. Von dem Pfarranger ſoll ein Stück zu einem Schulhaus hergegeben werden. Ein für die Sache gewonnener Mann würde dann auf ſeine Koſten das Schulhaus bauen, wenn ihm der Schul- und Meßnerdienſt übergeben werde.

Wie in Modelshauſen ſo hing der Schulunterricht an den meiſten Orten von der Fähigkeit des jeweiligen Meßners ab. Da dieſelbe zuweilen mangelte, ſo hören wir von mancherlei Unregelmäßigkeit des Schulunterrichtes. In Bürgen und Untermickhauſen hält zuweilen der Meßner Schule, zuweilen nicht. In Büchel iſt ſelten ein Schule. Gar oft tritt der Pfarrer ein und gibt freiwillig den Schulunterricht, ſo in Gundamsried, Endriching, Ambach, Thalhofen, Illertiſſen (Frühmeſſer), Hohenzell, Rieden, Kleinreichertshofen, Lindach Der Pfarrer von Seybeltsdorf ſchreibt: „Iſt wegen Wenigkeit der Kinder und Abgang des Schulhauſes kein Schulmeiſter aufgeſtellt, daher meine Vorfahren und jetzt ich den Winter hindurch alle Tage Schule halte und nichts unterlaſſe, was der Jugend dienlich ſein könnte.“ Und aus Unterhauſen hören wir: „Sind 15—16 Schulkinder, mit denen ich (Pfarrer) ſelbſt nach dem Beiſpiele meines gottſeligen Vorfahrs (pro Deo et patria) von Martini bis Georgi des Tags zwei Stunden Schul halte, ſelbe im Leſen, Schreiben und Chriſtenthum unterrichte.“ Allgemein werden zu ſolcher Mithilfe die Pfarrer des Kapitels Kirchheim vom Viſitator Steiner aufgefordert. „Es führen zwar die Pfarrer hierüber (ſchlechte Schulverhältniſſe) bittere Klage, wiſſen aber kein Mittel an die Hand zu geben. Daher habe ich die Pfarrer gebeten, daß wenigſtens die Pfarrer den Schulen nachgehen und ſich herablaſſen ſollen, den Kleinen einen Schulunterricht im Leſen und Schreiben beizubringen.“ In Fronhofen „hielt der Pfarrer ein Jahr Schule und ließ ſie den Meßner nicht halten.“ in Attenhauſen „hält der Pfarrer vormittags Schule,

nachmittags der Meßner." Auch die Klausner oder Eremiten verſahen zuweilen den Schuldienſt, ſo in Pipinsried, Uebersfeld und Griesbach. Aus Laimering hören wir gar: „Weiß man nichts von einem Schulmeiſter, wohl aber iſt ein Weib hier, welches die Kinder im Schreiben und Leſen, auch manchmal im Chriſtenthum unterrichtet." Ebenſo hält in Paar „die Schule eine vertrakte Weibsperſon, beiläufig etliche 40 Jahre alt, ſo im Leſen, Schreiben, Rechnen wohl erfahren, wie auch in chriſtlichen Sachen." [1])

So beſtanden in den meiſten Orten mit verhältnißmäßig geringen Ausnahmen Schulen für den Unterricht des Volkes. Der Beſuch derſelben war aber um dieſe Zeit faſt allgemein ein freiwilliger und durch keinerlei Zwang gefordert. Nur ſelten verlangten die Herrſchaften von ihren Unterthanen regelmäßigen Schulbeſuch. Dies wird berichtet aus Aletshauſen, Unteregg, Winzer, in Weyhl läßt der Küſtner die Kinder durch den Amtmann zur Schule treiben, in Wallenhauſen und Biberberg verhängt die öſterreichiſche Herrſchaft eine Wochenſtrafe von 1 fl. 30 kr. über die Widerſpenſtigen, und in Weringen kommen ſoviel Kinder, daß ſie kaum ſitzen können, ſeit der Pflegeverwalter die Sache betreibt. Auch ein Pfarrer berichtet von einem Zwangsmittel ſeinerſeits. „Habe die Eltern zur Beſchickung der Schule gezwungen, da ich kein Kind unter 14 Jahren und ohne abgelegte Leſeprüfung zur erſten Communion zugelaſſen habe" (Burghagel). Im allgemeinen herrſchte die größte Freiheit und die Beſchickung der Schule hing von den Vermögens-, Witterungs- und Arbeitsverhältniſſen ab. Letztere bedingten hauptſächlich den Beginn und Schluß der Schulzeit. Als Anfangstermin wird bezeichnet einmal Allerheiligen, öfter Martini und Weihnachten, auch Dreikönig, als Schlußtermin einmal ſchon Weihnachten und Lichtmeß, öfter die

1) Wer denkt da nicht an die Klippſchule mit der Jungfer Suſanne, von Hebbel ſo köſtlich geſchildert in „Meine Kindheit".

Faſten, auch Oſtern und Georgi, zuweilen heißt es auch: „bis man ins Feld fährt“ (Pflugdorf, Kauffring), oder „bis man Haber ſäet“ (Königshofen), oder „bis keine Kinder mehr kommen“ (Seehauſen). So kommt es denn, daß die ſpeciellen Angaben eine Schuldauer zwiſchen drei Wochen und 3 bis 4 Monaten vermelden. In den Vorberichten Steiners wird dieſe kurze Dauer des Unterrichtes häufig als eine Haupturſache des „elenden Zuſtandes“ beklagt, doch finden ſich bereits Anſätze zu erfreulicher Verbeſſerung dieſes Mißſtandes. Mehrmals begegnen wir dem Wunſche nach Einrichtung von Sommerſchulen von Seiten der Pfarrer und Bereitwilligkeitsäußerungen von Seiten der Lehrerſchaft. So meint der Pfarrer von Kirchdorf: „Die Verordnung wäre nöthig, daß die Kinder von Oſtern bis Jacobi und Maria Geburt bis Martini Vormittags wenigſtens zwei Stunden lang von 7—9 Uhr in die Schul gehen müßten.“ Der Lehrer von Tafertingen erklärt: „Mit 15 Kindern würde er ſich obligiren, Sommer und Winter Schule zu halten.“ Einigemale wird uns auch von wirklichen Sommerſchulen auf dem Lande gemeldet: Türkheim, Egling, Mering (kommen aber nur 10 Kinder), Ottmaring (wenig Kinder), Burgheim, Bayermünching (bis zur Erntezeit), Irrſee, Betzigau, Grönenbach, Oberalting, Ottobeuren, Holzheim, Schondorf. Auch von Sommerſchulen an Sonn- und Feiertagen iſt die Rede (Attenhofen, Fechenried, Günz).

Zu dieſer kurzen Schuldauer kam noch überdieß ein meiſt ſchlechter Schulbeſuch während der wirklichen Schulzeit. Ich habe mir 42 Orte notirt, in denen nach den genaueren Angaben die Schülerzahl 10% der Einwohnerzahl und einigemale noch mehr beträgt. Beſonders im Allgäu wußte das Volk den Werth der Schulbildung wohl zu ſchätzen. Der Schulbeſuch war dort allgemein befriedigend und Steiner kann im Vorbericht zu den Akten des Kapitels Kempten berichten: „Wenn die Schulen gut eingerichtet wären, könnte man hier etwas erreichen, weil die Eltern ihre Kinder darein

ſchicken in dieſem Diſtrikt." Im übrigen war es mit de Schulfrequenz nicht gut beſtellt. Aus 45 Orten hören wi von einer Schülerzahl, die unter 6% der Einwohnerzahl betrug (z. B. Mering mit 2341 Einwohnern 36 Schüler Kaufbeuern mit 2037 E. 80 Schüler, Kleinkötz mit 220 E 4—6 Schüler). Als Grund hiefür wird meiſt Armuth zuweilen auch Eigennutz der Eltern angegeben. Jeder ſtrebt darnach, ſeine Kinder möglichſt bald bei der Arbeit zu verwenden. Darum wurden die Kinder ziemlich jung in die Schule geſchickt, um ſie bald wieder derſelben entziehen zu können. In Aletshauſen werden die Kinder mit 6 Jahren geſchickt, in Hindelang von 7—10 Jahren, aus Murnau wird geklagt, daß die Kinder im beſten Alter von 10 bis 12 Jahren nicht kommen, das gleiche hören wir aus Polling. Die Zahl der Schuljahre wird faſt überall eine geringe geweſen ſein, wie die oben berührte geringe Frequenz beweist; daß in Aletshauſen die Kinder von 6—14 Jahren die Schule beſuchten, iſt auf Befehl der Herrſchaft zurückzuführen („werden von der Herrſchaft geſchickt"), und noch einmal wird gemeldet: „Kinder werden ſchlecht geſchickt, ſo daß ſie nach 7 Jahren wenig lernen" (Wieſenbach).

Schulhäuſer ſcheinen faſt allenthalben beſtanden zu haben. Nur aus 19 Orten wird berichtet, daß dem Schulmeiſter kein Schul- oder Meßnerhaus zur Verfügung geſtanden ſei; darunter waren ſogar einige größere Ortſchaften wie Scheppach, Binswangen, Wallenhauſen-Biberberg, Unterroth.[1]) „Schulmeiſter hat nicht einmal ein Haus", heißt es zu Unterroth, „muß in dem Hauszins herumſitzen und froh ſein, wenn man ihn mit der Schul einläßt." Aus den getreuen Angaben der Viſitation über den Mangel

1) Die übrigen Orte ſind: Klingen, Kirſtingen, Bernbeuren, Oberwaldſtetten, Bechſtetten, Emmenſtetten, Waalhaupten, Hollenbach, Oberroth, Hopferbach, Lamertingen, Oberollmanshauſen, Illerzell, Altenbeindt, Hegnenbach.

eines Schulhauſes dürfen wir wohl erſchließen, daß in allen anderen Fällen ein Schulhaus vorhanden war. Mehrmals iſt vom Schulhaus die Rede. Es wird berichtet, daß es dem Heiligen gehöre (Deiſenhofen, Thalhofen, Hawangen, Schwabmühlhauſen) oder auch der Gemeinde (Mittelneufnach, Görisried, Pöttmeß, Birkhauſen), daß über die Unterhaltung desſelben Streit, daß es ſchlecht, klein ſei und Aehnliches.

Auch einige Ordensſchulen fanden ſich in der Diöceſe vor. Die Piariſten leiteten Knabenſchulen zu Wallerſtein und Günzburg (letztere 1750 gegründet vgl. Steichele, Das Bisthum Augsburg V, 227). Mädchenſchulen wurden geleitet von Tertiarinen in Höchſtädt,[1]) von Engliſchen Fräulein in Günzburg, und von Urſulinerinen in Neuburg a. D. Ueber letztere ſchreibt Steiner in ſeinem Vorbericht (1786): „Das Kloſter der Urſulinerinen zählt 40 Perſonen. Dieſe Frauen haben viel Lob, geben ſich ab, die Mädel in allen dem weiblichen Geſchlechte zuſtehenden Arbeiten, in Sprache und ſonderlich in der Normalſchule, bei welcher ſie es weit gebracht und in Gegenwart des Viſitators eine kleine Prüfung gehalten, zu unterrichten."

2. Schullehrerverhältniſſe.

Einen großen Einfluß üben auf die äußere und auch innere Geſtaltung eines Standes deſſen wirthſchaftliche Verhältniſſe aus. Nirgends ſieht man das beſſer als beim Lehrerſtand. Drei Faktoren ſind es, die an dem Schulweſen Intereſſe haben: Die Kirche, die Gemeinde und weltliche Obrigkeit. In dieſer Reihenfolge haben ſie der hiſtoriſchen Entwicklung gemäß ſich mit der Schule beſchäftigt und

[1]) Ueber die in dem V. Protokoll nicht genannte Mädchenſchule der Franziskanerinen zu Dillingen (1774) vgl. meinen Artikel in Mittheilungen für deutſche Schulgeſchichte 1897 S. 6. Ueber die Schule der Engliſchen in Augsburg vgl. Greif, Schulgeſchichte S. 60.

Digitized by Google

materiell für dieſelbe geſorgt. Dieſe Faktoren beſtimmen auch in dieſer Folge die äußeren und damit auch die inneren Schullehrerverhältniſſe gegen Ende des 18. Jahrhunderts.

Wie ſchon die mit der Pfarrviſitation verbundene Schulviſitation, die durchaus keinen herriſchen, ſondern ſorgenden Charakter trägt, zeigt, nahm ſich damals immer noch am meiſten die Kirche um das Schulweſen an. Ihren Vertretern, Biſchof wie Pfarrern, war darangelegen, daß die Jugend durch Schulunterricht zu beſſerem Verſtändniß des Religionsunterrichtes befähigt werden. Dazu kam die unter dem Einfluſſe der Aufklärungsideen noch verſtärkte Erkenntniß, daß Bildung auch an ſich eine ſittliche Bedeutung habe. Darum war die Kirche ſchon ſeit Jahrhunderten beſtrebt, ihre Diener auch zum Unterricht der Jugend anzuhalten. Vielleicht von der proteſtantiſchen Praxis mit beeinflußt, wurden dazu ſeit der Glaubensneuerung die Meßner als paſſend erachtet und ſo der Schuldienſt mit dem Meßnerdienſt vereinigt. Das Primäre blieb aber der Meßnerdienſt, auch ſcheint die Aufnahme zu demſelben und das Einkommen desſelben nicht unbedingt zum Schulhalten verpflichtet zu haben. Es wurde wohl nur darauf Rückſicht genommen, daß der aufzunehmende Meßner gegen das ſpeciell zu zahlende Schulgeld Unterricht zu ertheilen befähigt war. Von dieſem Schulgeld hätte aber keiner allein zu leben vermocht und ſo bildete das feſte und größere Meßnereinkommen auch meiſt das Subſtrat für die Möglichkeit eines Schulbetriebes überhaupt. Für dieſe Auffaſſung der Verhältniſſe bieten die Akten mehrfache Gründe

Auf die Frage, „ob und wie der Schulmeiſter geſtiftet ſei," geben die Pfarrer meiſt ad I eine verneinende Antwort. Ad II geben ſie häufig an, was der betreffende „als Meßner", „für das Orgelſchlagen", „für Jahrtage", „für die Kirchenwäſche", „vom Heiligen" bekommt. Dieſe öfter auftretende Angabe „als Meßner" läßt erkennen, daß die Stiftung als ſpecielle Meßnerſtiftung bezeichnet werden ſoll. Dies findet

ſich auch einigemale ganz klar ausgeſprochen. „Der Schulmeiſter iſt nicht geſtiftet, ſondern vermöge des Meßnerdienſtes wird eine Schul abgehalten“ (Ried). „Iſt nicht geſtiftet, ſondern der Meßner hält Schule“ (Klingen). „Schulmeiſter iſt der Meßner, iſt zur Schulhaltung nicht geſtiftet“ (Thalhauſen). „Hat als Meßner ſeine Stiftung“ (Ettringen). Nun kam es aber auch vor, daß der Meßner für ſeine Schularbeit auch von der Kirche „vom Heiligen“ etwas bezog. In Tottenried iſt verzeichnet: „Für Jahrtag 4 fl 45 kr., Orgelſchlagen 15 fl., für Schulhalten 6 fl“.; in Leiterſchach: „dem Meßner als Schulmeiſter 10 fl. vom Heiligen“; in Kemnat: „als Schule angefangen wurde, erhielt Meßner dafür von der Kirche 3 fl.“ So wird es noch an vielen anderen Orten geweſen ſein, von denen wir nur die Angaben über das Geſammteinkommen kennen. Und wenn verſchiedene Pfarrer angeben, der Schulmeiſter ſei geſtiftet mit ſo und ſoviel Einkommen, ſo mag dies doch nicht etwa auf Unkenntniß der Verhältniſſe oder Verwechslung der Meßnerſtiftung mit Schulmeiſterſtiftung beruhen, ſondern es kann dies darin ſeine Berechtigung haben, daß vielleicht auch hier kleine Bezüge für Schuldienſte vom Heiligen mit Meßnerbezügen zuſammenfloſſen.

Einige Nachrichten bezeugen aber auch eine unbedingte Verbindung beider Dienſte. Aus Reichholzried heißt es: „Meßner und Schulmeiſterdienſt ſind inseparabiliter geſtiftet.“ In Reichlingen klagen Pfarrer und Gemeinde über den Schulmeiſter; er ſei ſeicht im Chriſtenthum und mit ſeinen 77 Jahren zu alt. Sie haben nun einen Präceptor genommen, dem der Schulmeiſter die Koſt und 7—8 fl. gegeben habe, dieſer habe ſelbſt vom Schuldienſt 17 fl. In Hochdorf „ruſe der Meßner von Zeit zu Zeit einen Mann hieher, weil er ſelbſt keine Schule hält.“

Zuweilen hören wir aber auch, daß Meßner und Schuldienſt getrennt waren, ſo in Mering, Burgheim, Mauerſtötten, Bayersried, Starnberg, Ebersbach, Ober-

günzburg, Hochaltingen, Oettingen, Benediktbeuren, Häbach, Murnau. In Ingenried wird „die Schule durch einen fremden Schulmeiſter gehalten, aber nicht alle Jahre“; in Unterbrunn iſt kein beſtändiger Schulmeiſter, nur ein ſolcher, welchen die Gemeinde billig erhalten will; im Kapitel Weilheim wurde an mehreren Orten ein Mann nur für den Winter von Gemeinde und Pfarrer zum Schulhalten beſtellt; derſelbe erhielt Schulgeld und Koſt bei den Bauern, in Eſchenlohe z. B. bei jedem Bauer ſo oft Mittag- und Abendeſſen, als Kinder in der Schule waren. Auch im Kapitel Friedberg findet es ſich einigemale, daß nicht der Meßner Schule hielt, ſondern irgend ein Anderer für kurze Zeit als Schulmeiſter aufgenommen wurde. Häufig findet ſich das im Allgäu, und zwar nicht blos an Filial-Ortſchaften, die ohne Kirche und Meßner waren. Der Vorbericht zu den Kemptener Protokollakten meldet: „An einigen Orten wird der Schulmeiſter jährlich gewechſelt und oft Leute, ſo ganz unbekannt auf den Dienſt zur Schule gedungen.“ Daß dies auch im Unterland vereinzelt vorkam, zeigt die Notiz aus Feimingen: „Nahm die Gemeinde im verfloſſenen Winter einen wackeren Mann zum Schulmeiſter an. Dem Beſitzer des Hauſes, worin er Schule hielt, gab ſie 200 Büſchel Holz; der Schulmeiſter bekam wöchentlich von jedem Kinde 1 kr., die Koſt geben ihm tagweis die Eltern der Kinder, und that ſeine Schuldigkeit zu Jedermanns Vergnügen und mit beſonderem Nutzen der Kinder. Ich hoffe er wird im nächſten Winter wieder kommen.“ Der Pfarrer von Wolfartſchwenden ſchreibt: „Ich halte dafür, daß der Meßner nicht verbunden iſt, die Schule zu halten, obgleich den jetzigen wir hauptſächlich intuitu scholae aufgenommen haben. Denn zuvor hat einen Winter durch dieſer, den andern jener bald da, bald dort Schule gehalten und der Heilige muß das Meßnerhaus allein bauen und unterhalten, an anderen Orten müſſen die Gemeinden die Hälfte der Koſten tragen. Zudem ſind die Einkünfte ſo

gering, daß auch die Kirchendienſte gemäß der Mühe und Arbeit nicht belohnt werden. Daher muß man mit dem nächſtbeſten subjecto ſich genügen laſſen." Um dieſe unſicheren Zuſtände zu überwinden, hören wir einigemal von eben unternommenen Verſuchen, Schul- und Meßnerdienſt endgiltig zu vereinigen.[1]) „Erſt noch vor zwei Jahren", leſen wir bei Ketterſchwang, „hatten wir keinen anderen Schulmeiſter als den nächſten beſten Bauern, jetzt beim Abſterben des alten Meßners iſt die Schule dem Meßnerdienſt nektirt worden." In Maiſelſtein iſt, „weil die Schule ſchlecht geſtiftet c. 10 fl., ſie dem Meßner zu halten überbürdet worden." Aehnlich in Eyrisberg, Bayrn, Frankenried Im allgemeinen werden die Meßner gern die paar Kreuzer Schulgeld während der an ſich arbeitsſtillen Winterszeit verdient haben. Daß es aber auch ſolche gab, die darauf nicht angewieſen waren, zeigt die Notiz aus Dillishauſen: „Schule ſteht ſchlecht, weil der Meßner dieſes Lohnes nicht bedürftig iſt und ſie halten kann oder nicht."

Der Meßnerdienſt gab auch einigemale zu Reibereien zwiſchen Pfarrer und Lehrer Anlaß. In allgemeinen ſcheint das Verhältniß ein gutes geweſen zu ſein. Auf die ſtändige Frage des Viſitators, ob der Schulmeiſter mit dem Pfarrer zufrieden ſei, leſen wir faſt durchgängig die Antwort: „Iſt zufrieden", oder auch „iſt vergnügt". Nur ſelten werden vom Schulmeiſter Klagen vorgebracht, wenige Mittheilungen der Pfarrer haben einen gereizten Ton. In Döpshofen klagt der Pfarrer über die Nachläſſigkeit und den Ungehorſam des Lehrers; dieſer klagt, daß der Pfarrer ſo oft zürne und ſoviel Chorröcke brauche. Der Lehrer von Oberfinning

[1]) Wie die Akten über „Einführung der Normalſchule im Neuburgiſchen" (Kreis-Archiv Neuburg) zeigen, wurde auch dort (1788) die principielle Vereinigung von Schul- und Meßnerdienſt als ein Hauptmittel zur Hebung des Schulweſens nach finanzieller Hinſicht ernſtlich betrieben.

(36 Jahre im Dienſt) erklärt: „Muß wohl mit de Pfarrer zufrieden ſein, er ſei hitzig und habe ihn ſch geſchlagen." Der Pfarrer von Kettershauſen ſchreibt, da er die Schule nicht mehr beſuche, er habe viel Verdru mit dem Schulmeiſter gehabt und alle Ermahnungen fruchte nichts. Der Schulmeiſter und Meßner von Fronhofe Joſef Meyr, bringt eine lange und bange Klage gegen de Pfarrer ſchriftlich vor den Viſitator. „Der Pfarrer rath den Leuten, die beſtellten Meſſen nicht verkünden zu laſſe damit dem Schulmeiſter die 6 kr., die an ihn für verkündet Meſſen gezahlt werden müßten, entgehen. Ein Jahr lan habe der Pfarrer ſelbſt die Schule gehalten und ihm ſo da Schulgeld entzogen". Die Bauern haben ihm oft die 6 kr Meßgeld perſönlich gegeben, denn „über dieſes Plagen un Schören, ſo der Pfarrer an mir ausgeübt, haben die Bauern Mitleid gehabt." Die Antwort des Pfarrers auf dieſe im Tone durchaus nicht gehäſſige Klage iſt leider nicht in actis

Das Einkommen des Meßnerdienſtes bildet das Grundeinkommen. Daſſelbe beſtand außer Wohnung im Ertrag von Garten, Wieſen und Aeckern, in Sammelgetreide und fixem Geldbezug. Der Betrag des letzteren bewegt ſich zwiſchen 9 fl. (Mauren) und 90 fl. (Neſſelwang). Dazu kamen dann die Stolerträgniſſe, die dem Meßner und Organiſten zukamen. Die Beſorgung der Orgel ſcheint nämlich Meßner's Sache geweſen zu ſein. Auf die Frage, von wem die Orgel geſchlagen werde, antworteten die Pfarrer häufiger „vom Meßner" als „vom Schulmeiſter", obwohl beide Dienſte in einer Hand waren. Aus „Adelsried" hören wir: „Wird vom Schulmeiſter geſchlagen und wird deſſentwegen als Meßner, *deſſen Amt auch das Orgelſchlagen*, vom Heiligen ſalarirt."

Wie ſchon oben mitgetheilt, wurde von der Kirche auch für die eigentliche Schularbeit manchmal eine kleine Entſchädigung gewährt. Die regelmäßige und ordentliche Ent lohnung dafür beſtand aber in dem *Schulgelde*.

Das Schulgeld wurde wöchentlich bezahlt, nur ſelten finden ſich Angaben über Quartals- oder quatemberliche Entrichtung. Dasſelbe betrug zuweilen nur 1 kr. (viele Orte der Kapitel Höchſtädt, Burgheim, Lauingen und Rain), oder 1 kr. 2 Pf. (Kapitel Wallerſtein, Weilheim, Schwabhauſen), meiſt 2 kr. (Kapitel Aichach, Weißenhorn und viele Orte anderer Kapitel), wozu meiſt auch wöchentlich ein Scheit Holz von jedem Kinde kam. Daß dasſelbe das „ſchlechteſte Scheitlein" ſei, das es gibt, wird mehrmals geklagt; 3 kr. wurden bezahlt in Göggingen, Seeg, Mauerſtötten (von den Auswärtigen), Berchtolshofen (von den Reichen). Die Auswärtigen mußten öfters etwas mehr Schulgeld zahlen, da ſie kein Holz lieferten. Fiel ein Feiertag in die Woche, ſo wurde zuweilen etwas vom Schulgeld abgezogen (Par, Oberfinning, Mindlzell). Auch die Lehrgegenſtände wirkten auf das Schulgeld beſtimmend ein. Mehrmals hören wir, daß die Kinder, die das Schreiben lernten, ½ kr. mehr zahlten als die bloß Leſenden (Mering, Eiernbach, Aletshauſen, Krumbach, Reichertshofen, Waltenhofen, Handzell, Oettingen); auch das Rechnen wurde beſonders entlohnt (Untergermeringen 1:4 kr.; Uffing 15:24 kr. quartaliter). In Ebenhofen und Ruderatshofen zahlte man die erſte Schulwoche 4 kr. die folgenden 2 kr Für die Armen zahlte an vielen Orten der Pfarrer, oder die Herrſchaften (Klöſter), auch zuweilen der Heilige und die Gemeinde. Nur einige beſondere Fälle ſeien herausgegriffen. Der Pfarrer von Oberaurbach zahlte für 16 Kinder, der von Dayting gab 5 fl. Unter den Herrſchaften zahlten am fleißigſten die Prälaten von Ottobeuren, Ursperg, Irrſee, Roggenburg, auch das Domkapitel wird erwähnt. Die Gemeinde Freynhauſen· gab 3 fl.; die Stadt Gundelfingen „läßt ſich jährlich 50 fl. für arme Kinder koſten". Das Gotteshaus von Großkitzighofen zahlt 4 fl., das von Pflugsdorf für 4 Kinder. Sehr häufig finden ſich Nachrichten von Stiftungen für arme Schüler. In Seehauſen ſind

30 fl. zur Schule geſtiftet von Buchhändler Rieger i[n] Augsburg, in Großeitingen 16 fl., Meihingen 15 fl., Leede 15 fl. für 30 arme Kinder, Krumbach 3 fl., Zell und Brug[g] 7—8 fl., Stephans-Rettenberg und Tannheim 16 fl.; vo[n] ehemaligen Pfarrern ſind geſtiftet in Ludenhauſen quartalite[r] 1 fl., in Bödingen für 15 Kinder 15 fl., in Sulzſchneil 10 fl. Aus ſolchen Stiftungsgeldern wurde manchmal da[s] ganze Schulgeld für alle Schüler genommen, ſo in Bertolz heim, Rennertshofen, Hoppingen, Mauerſtötten. Der Pfarre[r] letztgenannten Ortes ſchreibt: „Fundatus est a J. Dode presbytero Romano in hoc loco natus et quidem a[d] sufficientiam“. Aus Hochaltingen hören wir: „Salariu[m] a domino loci. Initium fundationis antiquius quam u[t] ego desuper respondere possim.“ In Stepperg bezahl[t] man „kein Schulgeld, iſt Stiftung von † Pfarrer da“; i[n] Geiſenried ſind 12 fl. geſtiftet, wofür der Schulmeiſte[r] 12 Wochen Schul halten muß. In Oberſtorf ſind „15 fl Schulzins für die obere und untere (Untermarkt) Schule geſtiftet“. Deßwegen wurde dort bloß 1 kr. Schulgeld bezahlt, „ein Bagatell“ ſchreibt der Pfarrer, „iſt zu wünſchen, die Pfarrkinder würden zu mehr angehalten wie anderwärts, ſonſt thut man ſich hart, wenn man einen tauglichen Schulmeiſter finden will“. In Burggen iſt für die Schule ein Stiftungskapital von 400 fl. in Denklingen ein ſolches von 200 fl. vorhanden.

Außer den erwähnten Leiſtungen an Schulgeld für die Armen, zeigen verſchiedene andere Reichniſſe der Gemeinden, daß die Schule auch als Gemeindeſache betrachtet wurde. Einigemale leſen wir kurzhin: „Wird von der Gemeinde erhalten“ (Baisweil, Ingenried, Limpach, Hafenhofen, Mindlaltheim, Thürlauingen, Kaufbeuern); zuweilen wurde neben milden Stiftungen in der Kirche die Gemeinde beigezogen (Füßen, Dinkelsbühl, Krumbach); manchmal wird die jährliche Leiſtung genau bezeichnet: Untertheingau 5 fl., Kleinkötz 6 fl., Schröcken wochentlich 1 fl., Bernried quartaliter 3 fl., Pött=

meß 16 fl. und Holz, Seintheim 20 fl. und Holz, Landsberg 25 fl., Wohnung und 4 Klafter Holz, Murnau 30 fl., Kesselwang 80 fl., Thierhaupten 4 Klafter Holz. Holzleiſtungen ſind mehrmals verzeichnet bis zu 10 Klaftern (Waal), meiſtens wurde dasſelbe von den Gemeinden gegeben, oft auch von der weltlichen Herrſchaft.

Dieſe zahlte, wie ſchon oben erwähnt, häufig das Schulgeld für die Armen. Außerdem werden aber noch beſondere Leiſtungen erwähnt: Holz (Kühbach, Dietkirch, Steinekirch); Holz und Koſt (Bernried); an Geld Affaltern 2½ fl., Illdorf 12 fl., Altheim 15 fl., Obergießbach 50 fl., Wohnung und Holz, Glött 50—60 fl., oder es wird allgemein bemerkt, daß die Herrſchaft „ſalariere“ (Röttenbach, Kirchheim, Beyhl).

Es iſt nun äußerſt ſchwer, das Geſammteinkommen der Schuldienſte aus den Einzelangaben zu berechnen, das aus ſo vielerlei Erträgniſſen zuſammenfloß. Insbeſonders laſſen ſich die Naturalleiſtungen und die Erträgniſſe aus den Caſualien, dann auch die aus den meiſt beigegebenen Bodengründen nicht gut abſchätzen. Dazu kommen dann auch noch die Privatgeſchenke, über die uns zwar nur aus Weilheim als Quatembergaben verbürgt berichtet wird, um die Ergebniſſe der Schuldienſte zu ziemlich unſicheren und untereinander bedeutend verſchiedenen zu machen. Einige Angaben über das Geſammteinkommen geben Einblick über die Höhen, in denen ſich dasſelbe bewegte: 11 fl. als Meßner in Beckſtetten; 17 fl. ohne Schulgeld in Burgberg; erſteigt niemals 30 fl. in Rettenhauſen; 30 fl. in Rechbergrenten; 50 fl. in Tattenhauſen, Herrenſtetten, Auxesheim, Oettingen (dort erhielt jeder der zwei Schulmeiſter 50 fl., 6 Malter Getreide, 12 Klafter Holz und Schulgeld); 63 fl. 19 kr. in Petersthal (unter den 13 Poſten, aus denen ſich nach der genauen Specifikation das Ganze zuſammenſetzt, ſind 21 fl. Schulgeld verrechnet); 70 fl. in Obenhauſen; 75 fl. in Unterroth und Herbertshofen; 80 fl. Görisried („in allem“), Emersacker;

bis 90 fl. in Finningen; 100 fl. in Oberwaldbach, Fahlheim Attenhofen (Lehr- und Meßnerdienſt); 150 fl. Utzwing („i allem"), Breitenbrunn, Berchtolshofen, Weſtendorf („wenn di Stol gut geht"); 163 fl. in Sonthofen (aus 16 Poſten zu ſammengeſetzt, ohne Schulgeld); 200 fl. in Balzheim („ohn Stol"), 250 fl. in Wertingen (mit Schulgeld), bis 300 f in Kettershauſen.

Daß die Beſoldung im allgemeinen eine kümmerlich war, wurde ſowohl von Steiner wie auch von den Pfarrer öfters ausdrücklich anerkannt und beklagt. Nur ſelten (au 12 Orten) berichten die Pfarrer, daß das Einkommen hin reiche, „um ehrlich zu leben", viel öfter klagen ſie, daß di Schule „elendig geſtiſtet ſei", ſo daß der Schulmeiſter „kaum leben kann", „mit bitterer Noth kämpfen", „mit ſeine lauſigen 5 Pfennigen die Woche vorlieb nehmen" müſſe.

Es wird uns darum nicht wundern, wenn wi die Schullehrer in verſchiedenen Nebendienſten und Beſchäftigungen thätig finden. Aus einigen Orten iſt uns die Thätigkeit als Heiligenpfleger bezeugt. Von herr ſchaftlichen Dienſten wurden verſehen das Amt eines Holz wartes (Hegnenbach), eines Amtsſchreibers (Obergünzburg), eines Amtmannes oder Amtvogts (Behlingen, Ried, Adels ried). Als ſolcher mahnte der Schulmeiſter in Adelsried die rückſtändigen Zahler beim Aſperges in der Kirche, wie von dort klagend berichtet wird. Auch als Gemeindeſchreiber werden einzelne erwähnt und dabei beklagt, daß ſie dadurch die Schulthätigkeit vernachläſſigen. In Hainhofen „kommen die Kinder ſchon nach einer Stunde nach Haus, der Schul meiſter habe zuviel Schreibereien". Nichtsdeſtoweniger ſtrebte man in Kühbach darnach, nach dem Tode des dermaligen Schulmeiſters „einen tüchtigen Mann zu bekommen, der zu gleich Marktſchreiberdienſt machen und ſich ehrlich fortbringen könnte". Von einigen Orten wird berichtet, daß der Schul meiſter eine „eigene Söld" oder „ein eigenes Gütl" hätte und ſo ſich durch das „Bauernhandwerk fortbringe" (Steine-

kirch, Bernbeuern, Anried, Röſingen, Scheppach, Ellerbach, Langenreichen). Anderwärts wurde neben der Schule das Schneiderhandwerk (dreimal erwähnt) betrieben, in Reichlingen mit ſolchem Erfolg, daß es heißt: „Iſt mehr ein guter Schneider als ein guter Meßner und Schulmeiſter". Schwieriger mag es geweſen ſein, neben dem viermal erwähnten Weberhandwerk die Schule zu verſehen, in Oberaurbach läßt darum der Meßner und Weber „ſein Weib Schul halten" und in Lüzelburg „muß eines das andere lehren, der webende Schulmeiſter ſtellte den Sohn zur Aufſicht". In Buch nährt ſich der Schullehrer von Uhrenrepariren. Die Gemeinde iſt ſehr zufrieden mit ihm und meint, es gebe nicht leicht einen ſolchen in der Nachbarſchaft; in Alsmos hält der Krämer und in Oberſtotzingen ein Schreiner Schule, der in Riedhauſen iſt „ein Taglöhner wie andere und hat ſich zu allen Arbeiten nach Befehl der Herrſchaft gebrauchen zu laſſen", der von Niederhofen „hält im Sommer Salva venia die Roßhuth". Muſikantendienſt wird nur einmal erwähnt aus Steppach: „Der Schulmeiſter ernährt ſich meiſt mit Aufſpielen in den Wirthshäuſern".

Doch gab es auch Schulſtellen, die ſoviel Einkommen boten, daß der Schulmeiſter einen Gehilfen halten konnte. Es ſind durchweg große Gemeinden, aus denen von einem „Schulknecht", „Helfer" oder „Subſtitut" Erwähnung geſchieht (Oberhauſen, Burgheim, Seeg, Ziemetshauſen, Kellmünz, Großaitingen, Thannhauſen). Letzterer Name legt die Vermuthung nahe, daß die vom Schulmeiſter ſelbſt aufgenommene Hilfskraft hauptſächlich oder allein die Laſt der Schularbeit trug, doch haben wir auch Bemerkungen, nach denen beide thätig waren. Aus Horgau heißt es: „Schulmeiſter und ſein Helfer ſind akkurat und fleißig"; in Babenhauſen „hält der Schulmeiſter einen Schulknecht, dieſer hält die deutſche, der Schulmeiſter die lateiniſche Schule"; in Böhen hält der Schulmeiſter auf der Filiale Schule In Reichlingen dagegen „hat die Gemeinde einen

praeceptor genommen zum alten Schulmeiſter hin, der aber zahlt ihm 7—8 fl. und gibt ihm Koſt". Die Großaitinger beklagen ſich, daß das Weib des Schulmeiſters „den Schulknecht nicht leiden mag" und berufen ſich darauf, daß ſie immer einen Gehilfen gehabt hätten. Die natürlichſten Gehilfen waren die Söhne und auf dieſe Weiſe ging nicht ſelten das Schulamt durch mehrere Generationen einer Familie. In Haſelbach hält, wenn der Meßner und Kapitelspedell nicht Zeit hat, ſein Sohn die Schule, in Neukirch die zwei Söhne des Meßners und ſo noch einigemale. Wird doch nicht bloß häufig eine Dienſtzeit von 20 und 30 Jahren erwähnt, ſondern elfmal eine ſolche von 30—40 Jahren, ſechsmal von 40—50 und viermal über 50 Jahre hinaus. Daß hier die Mithilfe der Söhne öfter in Anſpruch genommen wurde als die Akten berichten, darf wohl vermuthet werden.

Solche Lehrersſöhne, die ſofort den Dienſt des Vaters übernahmen, finden ſich auch unter den zuweilen als noch „ledig" verzeichneten Schulmeiſtern. In Wollbach hält ein ſolcher die Schule, „ſein Vater iſt erſt vor 3 Jahren verſtorben"; der Pfarrer klagt: „Kann es nicht dahin bringen, daß eine rechte Schule gehalten werde". An einen ſolchen Erbſohn haben wir vielleicht auch zu denken, wenn es aus Maiſelſtein heißt: „die Schule wird dermalen von einem 16 jährigen Knaben gehalten, die Oberaufſicht hat ein Mann vom Dorfe". Der ebenfalls 16 jährige Schulhalter von Untergermaringen „geht noch auf Weſtendorf, um beim Schulmeiſter zu lernen, die Kinder lernen wenig, weil der Schulmeiſter zu jung". Sehr jung ſind auch die Schulmeiſter von Wörishofen und Holzheim ins Amt gekommen, der eine war mit 22 Jahren ſchon 5 Jahre, der andere mit 24 Jahren ſchon 6 Jahre im Dienſt.

An eine Amtsvererbung in der Familie haben wir auch in manchen Fällen zu denken, in denen der Schulmeiſter als Ortsgebürtiger bezeichnet wird Bei den Viſitationsakten iſt

immer der Name, zuweilen auch der Geburtsort des Schulmeiſters angegeben. Letzterer iſt einigemale weit vom Wirkungsort entfernt, meiſt aber in der Nähe gelegen, in fünfunddreißig Fällen zugleich Heimatsort. Die Nachtheile ſolcher Kirchthurmspolitik werden wohl öfters die gleichen geweſen ſein, wie ſie für Stetten verzeichnet ſind: „die Gemeinde will nur bloß einen von den Ihrigen, es iſt aber kein paſſender da; darum iſt auch erfolgt, daß ſie in die 13 Jahr einen ſchlechten Schulmeiſter hatte, welcher über die Maßen ſchlecht im Schreiben, ſchlecht im Leſen und gleichfalls in ſeiner Aufführung war“.

Dieſe Darlegungen über die financiellen und perſönlichen Verhältniſſe der Lehrer bieten eine wichtige Vorausſetzung zur Würdigung des Schulbetriebes in dem zu prüfenden Zeitraum.

(Schluß folgt.)

II.

Schulpolitiſches aus Oeſterreich.

3. Der katholiſche Schulverein und Erzherzog Franz Ferdinand.

Mitte April wurde die Welt mit der Nachricht überraſcht, daß der öſterreichiſche Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand von Eſte, das Protektorat über den Katholiſchen Schulverein übernommen habe. Uebernahme von Protektoraten über Vereine ſeitens Mitglieder des Kaiſerhauſes ſind ja nichts Neues. Aber diesmal handelte es ſich um das Protektorat über einen „klerikalen Kampfverein“. Und daß ein Erzherzog, und dazu noch der Thronerbe, es

wagte, ſich hiefür herzugeben, war für Freund und Fein des Vereines eine nicht geringe Ueberraſchung.

Der Katholiſche Schulverein war ſeit ſeinem Begin als ein Kampfverein verſchrieen. Seine Bekämpfung gal bei der liberalen Lehrerſchaft, wie beim ganzen Liberalismus vom liberalen Hofrath an bis herunter zum rothen Proletarier, als eine Art Ehrenpflicht. Dieſer Verein, hieß es bekämpfe das Schulgeſetz, dieſes „Juwel“ der öſterreichiſchen Geſetzgebung, bekämpfe die „freie“ Schule und die „geſetzestreue“ Lehrerſchaft, und darum ſei er ſelbſt mit aller Energie zu bekämpfen und womöglich auszurotten.

Nun, ein Kampfverein iſt er, der Katholiſche Schulverein, aber ſein Kampf, wie überhaupt ſeine ganze Thätigkeit bewegt ſich durchaus in den Grenzen des Geſetzes. Seine Aufgabe iſt nicht, gegen das Geſetz an ſich Krieg zu führen, oder mit unehrlichen Mitteln es zu umgehen, oder die Bevölkerung gegen das Geſetz und die auf Grund des Geſetzes getroffenen Schuleinrichtungen zu verhetzen. Von alldem keine Spur. Der Katholiſche Schulverein kämpft auf dem Boden des Geſetzes, mit loyalen Mitteln; und er kämpft nicht gegen das Geſetz, ſondern gegen den Mißbrauch des Geſetzes, gegen jenen unerhörten Mißbrauch, den eine von dem norddeutſchen proteſtantiſchen Dittes irregeleitete und ihrer Kirche entfremdete Lehrerſchaft mit dem Geſetze getrieben hat, zum immenſen Schaden des chriſtlichen Volksthums im öſterreichiſchen Kaiſerſtaate. Der Katholiſche Schulverein kämpft, aber nicht mit ungeſetzlichen, illoyalen Mitteln, ſondern auf ganz geſetzliche Weiſe, indem er die Freiheiten, welche das Geſetz gewährt, im Intereſſe der Kirche auszunützen ſucht. Das iſt ſein Recht. In den Augen des kirchenfeindlichen Liberalismus iſt das natürlich ein Unrecht. Hier zeigt ſich wieder die ganze Inconſequenz und Intoleranz des Liberalismus im häßlichſten Lichte. Für ſich verlangt er Freiheit, anderen aber gönnt er ſie nicht; für ſich poſtulirt und erzwingt er

Rechte, für andere hat er nur Pflichten; er will pfeifen und die andern ſollen tanzen. So hat er es immer getrieben, der „freiſinnige" Liberalismus, auch in unſerem lieben Oeſterreich, und ſo will er es weiter treiben. Hoffentlich wird es ihm nicht gelingen.

Der Liberalismus hat das Schulgeſetz geſchaffen, und zwar zu dem Zwecke, die Schule von der Kirche zu trennen, die Lehrer der Controle der Kirche zu entziehen, den ganzen Schulunterricht „unabhängig von dem Einfluſſe jeder Kirche oder Religionsgeſellſchaft" zu geſtalten, die heranwachſende Bevölkerung im Geiſte des Indifferentismus zu erziehen und die Lehrerſchaft einzig in den Dienſt einer gottentfremdeten Weltanſchauung zu bringen. Das war des Liberalismus mehr oder weniger ausgeſprochene Abſicht. Jedoch ſah er ſich, weniger aus Achtung vor der Gewiſſensfreiheit als vielmehr einem von hoher Stelle ausgehenden Drucke weichend, gezwungen, gewiſſe Freiheiten in das Geſetz aufzunehmen. Jetzt aber, wo ein Katholiſcher Schulverein dieſe Freiheiten für ſeine Zwecke auszubeuten ſucht, verwünſcht der Liberalismus ſeine eigene Schöpfung. Auf dem berüchtigten Brünner Lehrertage (1898) forderten die Dittes-Jünger neben der Ausſchließung der Religion aus der Schule auch die Unterdrückung der Privat-Lehrerbildungsanſtalten; aber zu einer parlamentariſchen Aktion zu Gunſten dieſer Lehrer-Forderungen iſt es bis jetzt noch nicht gekommen. Der Liberalismus im Parlamente wäre ſchon bereit dazu geweſen. Aber es ging nicht, und wird auch ſo bald nicht gehen.

Privat-Lehrerbildungsanſtalten! Dieſe ſind eben eine von den Freiheiten, welche vom Geſetze gewährt werden. Denn im § 68 heißt es: „Die Errichtung von Privatbildungsanſtalten für Lehrer und Lehrerinen iſt unter folgenden Bedingungen zuläſſig: 1. Statut und Lehrplan, ſowie jede Aenderung derſelben bedürfen der Genehmigung des Miniſters für Cultus und Unterricht; 2. als Direktoren und Lehrer (Lehrerinen) können nur ſolche Perſonen Ver-

wendung finden, die ihre volle Befähigung, die Lehramt zöglinge auszubilden, dargelegt haben. . . . Unter denselb Bedingungen iſt die Errichtung von Lehrerſeminarien, denen die Zöglinge des Lehramtes nebſt dem Unterrichte zu gleich Wohnung und Verpflegung erhalten, geſtattet". J § 69 wird noch dem Unterrichtsminiſter die Befugniß e theilt, die Privat-Lehrerbildungsanſtalten mit dem Oeffen lichkeitsrechte auszuſtatten, d. h. ihnen das Recht zuzuſpreche ſtaatsgiltige Zeugniſſe auszuſtellen; dies ſoll jedoch n dann geſchehen, wenn ſowohl bei der Ernennung des Direkto und der Lehrer der betreffenden Anſtalt, als auch bei de Schlußprüfung der Lehramtscandidaten der Landesſchu behörde das entſcheidende Wort eingeräumt werde.

Neben den Privat-Lehrerbildungsanſtalten geſtattet da Geſetz auch die Freiheit der „Errichtung von Privatleh anſtalten, in welche ſchulpflichtige Kinder aufgenomme werden, dann die von Anſtalten, in welchen ſolche Kind auch Wohnung und Verpflegung finden (Erziehungs anſtalten)", unter der Bedingung, daß 1. „Vorſteher un Lehrer jene Lehrbefähigung nachweiſen, welche von Lehrer an öffentlichen Schulen gleicher Kategorie gefordert wird Ausnahmen kann der Unterrichtsminiſter in Fällen bewilligen wo die erforderliche Lehrbefähigung in anderer Weiſe voll kommen nachgewieſen iſt", und 2. daß „der Lehrplan min deſtens den Anforderungen entſpreche, welche an eine öffent liche Schule geſtellt werden"; auch dieſen Privatſchulen ſol wenn die vorgenannten Bedingungen erfüllt ſind, vom Unter richtsminiſter das Oeffentlichkeitsrecht zugeſprochen werde können.

Dieſe zwei im Geſetze vorgeſehenen Licenzen auf de Gebiete des öffentlichen Schulweſens in Oeſterreich ſind vo weittragender Bedeutung. Dieſe Bedeutung verlieren ſi auch nicht durch die Bedingungen und Beſchränkungen, welch das Geſetz ihnen angehängt hat Wohl entſprechen die ver klauſulirten „Freiheiten" unſeren Begriffen von Unterrichts

freiheit nicht. Aber wir können unter den gegenwärtigen Zeitverhältniſſen froh ſein, daß wir wenigſtens dieſe haben, und eine energiſche Ausnützung derſelben kann ſelbſtverſtändlich für die Intereſſen der Kirche und des chriſtlichen Volkes in unſerem Lande von den erſprießlichſten Folgen ſein.

Als die deſtruktive Thätigkeit der liberalen Lehrerſchaft an den Wiener und niederöſterreichiſchen Schulen immer deutlicher in die Erſcheinung trat, da ventilirte man in chriſtlich denkenden Kreiſen allen Ernſtes die Frage, ob es nicht angezeigt wäre, einen allgemeinen Schulſtreik zu inſceniren: die chriſtlichen Eltern ſollten dort, wo notoriſch ſocialdemokratiſche oder deutſchvölkiſche Lehrer thätig ſeien, ihre Kinder einfach nicht mehr zur Schule ſchicken. Berechtigt zu einem ſolchen Schulſtreik wären die chriſtlichen Eltern ohne Zweifel, da ihnen von Natur und von Gott die Pflicht obliegt, für eine chriſtliche Erziehung ihrer Kinder wirkſam zu ſorgen; ſomit haben ſie auch die Pflicht, ihre Kinder von Lehrern fernzuhalten, die aus denſelben etwas anderes machen wollen, als ſie ſollen, nämlich Chriſten im Sinne der katholiſchen Kirche. Wo eine Pflicht iſt, da iſt auch ein Recht, und keine Macht der Welt kann Pflichten aufheben, welche von Gott ſtammen, und kann darum auch keine Rechte caſſiren, welche naturnothwendig aus jenen Pflichten ſich ergeben. Doch das Gelingen eines allgemeinen Schulſtreiks war mindeſtens ſehr fraglich, da es an einer allumfaſſenden Organiſation gebrach; und etwas beginnen, ohne des Erfolges ſicher zu ſein, iſt nicht Sache der Klugen. Zudem wäre auch ſofort die Frage entſtanden: Was aber mit den Kindern machen? Ohne Unterricht können und dürfen ſie doch nicht bleiben! Man griff daher den Gedanken auf, die im Geſetze erlaubten Privatſchulen, Privat-Lehrerbildungsanſtalten und Lehrerkonvikte zu gründen und auf dieſe Weiſe die Möglichkeit zu ſchaffen, daß nach und nach wieder beſſere Elemente in die Lehrerſchaft kommen.

So kam es zur Gründung des Katholiſchen Schul-

vereins. Dieſelbe ging nicht von geiſtlicher Seite aus. D
praktiſche Arzt Dr. Kaspar Schwarz in Wien, ein Ob
öſterreicher von Geburt, war es, der im Frühſommer 18
den Verſuch machte, die für ein chriſtliches Schulweſen ſ
intereſſirenden Kreiſe Wiens in einen Verein zu ſamme
um mit Hilfe dieſes Vereins in der geſammten chriſtlich
Bevölkerung Wiens das Intereſſe für die chriſtliche Sch
zu wecken und die für die Gründung und Erhaltung ein
ſpecifiſch katholiſchen Lehrerbildungsanſtalt erforderlich
Geldmittel aufzubringen.

Der Verſuch gelang, trotz der vielen und groß
Schwierigkeiten, welche dabei zu überwinden waren. Sel
der Episcopat, wie Abg. Frhr. von Morſey in ſein
Reichsrathsrede vom 24. April d. Js. bekannte, wollte a
fänglich von der Gründung eines ſolchen Vereines nich
wiſſen, da er befürchtete, es könnte durch den Verein d
principielle Kampf der Kirche gegen die verfehlte ſta
liche Schulpolitik durchkreuzt und die Erzwingung der chri
lichen Staatsſchule erſchwert werden. Dieſes Bedenken w
nicht unbegründet; doch ließ man es fallen, und am 6. Mä
1886 hatte Schwarz die Freude, in einer glänzenden Ve
ſammlung katholiſcher Männer im großen Muſikvereinsſaa
zu Wien die definitive Gründung des Katholiſchen Schu
vereins proklamiren zu können.

Unter der umſichtigen und energiſchen Leitung d
Gründers und wiederholt erwählten Obmannes Schwa
entwickelte ſich der Katholiſche Schulverein verhältnißmäß
raſch. 1887 zählte er ſchon in 53 Pfarrgruppen ca. 8000 Mi
glieder. Auch der Heilige Vater intereſſirte ſich für de
Verein und zeichnete am 21. November 1887 den Obman
desſelben durch ein überaus huldvolles ermunterndes Schreibe
aus. Jetzt umfaßt der Verein 303 Pfarrgruppen mit c
50,000 Mitgliedern, ein Reſultat, mit dem man vorläufi
zufrieden ſein kann.

Das Hauptanliegen des Vereins, die Gründung ein

Lehrerbildungsanſtalt in Wien, ſollte bälder, als man vermuthen durfte, zur Verwirklichung kommen. Schon am 27. Juli 1890 konnte im Stadttheile Währing der Grundſtein gelegt und am 19. September 1891 die Anſtalt ſammt Internat und der dazu gehörigen fünfklaſſigen Volks- als Uebungsſchule eröffnet werden. Am 13. Juni 1893 erfloß ein päpſtliches Breve, welches allen Mitgliedern des Vereins an fünf Feſttagen unter den gewöhnlichen Bedingungen einen vollkommenen Ablaß, und außerdem den Leitern, ſo oft ſie den Ausſchußſitzungen oder Generalverſammlungen zugegen ſind, jedesmal einen Ablaß von hundert Tagen gewährte. Dieſes neue außerordentliche Zeichen des Intereſſes des Statthalters Chriſti für den Katholiſchen Schulverein wirkte natürlich ſehr ermuthigend auf Mitglieder und Vorſteher und gewann ihnen viele neue Freunde und Gönner. 1894 konnte neben dem Lehrerſeminar auch eine dreiklaſſige Bürgerſchule eröffnet werden, ſo daß damit die Lehrerbildungsanſtalt ihre volle Ausgeſtaltung empfing, zur großen Freude der chriſtlichen Bevölkerung Wiens.[1])

Am Schluſſe des Schuljahres 1894/95 lieferte die Anſtalt die erſten Abiturienten, 26 an der Zahl, welche an der ſtaatlichen Lehrerbildungsanſtalt zu Salzburg der geſetzlichen Lehrbefähigungsprüfung ſich unterziehen mußten; alle beſtanden gut, zwei ſogar mit Auszeichnung. Am 8. Juni 1896 aber wurde der Anſtalt vom Unterrichtsminiſterium

---

1) Es iſt ein impoſanter Doppel-Neubau, in welchem die Lehrerbildungsanſtalt mit ihren drei Annexen: Internat, fünfklaſſige Volks- und dreiklaſſige Bürgerſchule untergebracht iſt. Die Koſten dieſes Neubaues beliefen ſich ſtark über eine halbe Million Kronen und mußten durch verſchiedene Anleihen gedeckt werden. An eine Tilgung dieſer Schuldenlaſt iſt ſobald nicht zu denken und es muß auch fernerhin ein nicht unbeträchtlicher Theil der Vereinseinnahmen zur Zahlung der Zinſen dienen.

das Oeffentlichkeitsrecht zugeſprochen, ſo daß nunmehr Anſtaltsabiturienten ihr ſtaatsgiltiges Lehrbefähigungsexam nicht mehr auswärts zu erſtehen brauchten. Im Jahre 19 waren bereits 150 Lehrer aus der Anſtalt hervorgegang die meiſten davon haben in Wien ſelbſt ihre Anſtellu gefunden. Ein hocherfreuliches Reſultat, zu welchem t dem Vereine nur gratuliren können.

Außer der Währinger Lehrerbildungsanſtalt unterh der Katholiſche Schulverein in Wien noch 3 Volksſchu und eine Mädchen-Fortbildungsſchule; außerhalb Wiens er 5 Schulen errichtet und unterſtützt noch mehrere Kloſt ſchulen, die ohne Subvention ihren Aufgaben nicht gewach wären. Auch zwei Convikten für katholiſche Lehram candidaten in Graz und Reichenberg kommt der Verein r Geldmitteln zu Hilfe. Sein Hauptbeſtreben iſt und ble aber, in allen Kronländern katholiſche Privat-Lehr ſeminarien zu gründen, die katholiſchen Jünglinge mit Lehr beruf zu ſammeln, ihnen eine wiſſenſchaftlich und morali gediegene Ausbildung zu verſchaffen, dem unkirchlichen fr denkeriſchen heutigen Schulmeiſterthum eine charakterfeſ katholiſch denkende Lehrerſchaft entgegenzuſtellen und praktiſch im Sinne der Kirche die öſterreichiſche Schulfra wenigſtens einigermaßen zu löſen, ohne das arme fran Wiener Parlament zu einer Geſetzesänderung in Anſpru nehmen zu müſſen

Das alſo iſt der Verein, über welchen Se. kaiſerli Hoheit Erzherzog Franz Ferdinand das Protektorat üb nommen hat.

Im Anfange lag das Protektorat in den Händen l beiden damaligen Oberhirten Niederöſterreichs, des Wien Erzbiſchofes Cardinal Gangl bauer und des St. Pölter Biſchofes Binder. Nach deren Ableben trat 1895 l neue Oberhirte von St. Pölten Dr. J. B Rößler e Als der Erzherzog aus eigenſter Initiative ſich mit de Gedanken trug, das Protektorat über den Katholiſchen Sch

vereiu, deſſen durchaus geſetzliches und zugleich ſegensvolles Wirken er, nach eigenem Geſtändniſſe, ſchon ſeit längerer Zeit zu ſeiner hohen Befriedigung beobachtet hatte, zu übernehmen, da ſetzte er ſich mit dem ſeitherigen biſchöflichen Protektor in direkte Verbindung, und bat denſelben ausdrücklich, auch fernerhin der geiſtliche Protektor bleiben zu wollen.

Unter dem neuen Doppelprotektorate aber wird nun der Katholiſche Schulverein, ſo hoffen wir zuverſichtlich, einen neuen Aufſchwung nehmen. Zweifellos werden jetzt weitere und einflußreiche Kreiſe des katholiſchen Oeſterreichs, die bislang die Mitarbeit verſagten, ihr Intereſſe dem Vereine zuwenden, ihn kräftigſt, geiſtig und materiell, unterſtützen und ihn ſo in den Stand ſetzen, ſeine hochwichtige Culturmiſſion in unſerem lieben Oeſterreich zur vollen Durchführung zu bringen. Hat doch der erlauchte neue Protektor bei der Uebernahme ſeiner Würde ausdrücklich erklärt, daß „er dem Vereine nicht nur ein Protektor dem Namen nach, ſondern auch mit aller Thatkraft ſein werde; er ſtehe dem Vereine bei eventuellen Schwierigkeiten mit Rath und That gerne zur Verfügung“. Ein ſolches Wort aus ſolchem Munde wird nicht ohne Wirkung bleiben.

Kaum war die Nachricht von der Protektoratsübernahme ſeitens des Erzherzogs Franz Ferdinand in die Oeffentlichkeit gedrungen, als auch ſchon das öſterreichiſche „Weltblatt“, die Wiener „Neue Freie Preſſe“, den hohen Herrn in echt jüdiſcher Arroganz vor ihr papierenes Gericht zog und ihm Belehrungen ertheilte, wie er ſich als Erbe des öſterreichiſchen Herrſcherthrones aufzuführen habe, um nicht der Sympathien der modernen Welt verluſtig zu gehen; zugleich denuncirte es ihn bei den Ungarn als Feind freiheitlicher Ideen und forderte ſie auf, das nach finſterer Reaktion ſchmeckende Vorgehen ihres zukünftigen Königs officiell in irgend einer Form zu mißbilligen. Auf dieſe jüdiſchen

Weiſungen ſind die liberalen Ungarn denn doch **nicht** ‹
gegangen. Im Gegentheil erklärte der liberale **Peſ**
Lloyd, daß es dem Erzherzoge nicht zu **verwehren**
wenn er, durch die landesverrätheriſche Agitation **der** ‹
deutſchen Partei in ſeinen intimſten patriotiſchen **Gefüh**
irritirt, „ſich der Rückſichten auf die Stellung des **Thr**
folgers entſchlägt und einen Verein zu ſich **emporhebt**, v
dem er glaubt, daß er neben den katholiſchen zugleich a
öſterreichiſche Ziele verfolge.“

Dem zornigen Aufſchrei des verjudeten öſterreichiſch
Preßliberalismus ſecundirte natürlich ſofort der **Liberalism**
im Parlamente. Die deutſche Volkspartei ſtellte **an** d
Miniſterpräſidenten **Körber** die dreifache Frage: 1. Iſt d
Nachricht der „Reichspoſt“, welche, nebenbei geſagt, ſch
vorher in preußiſchen klerikalen Blättern erſchienen iſt, d
Thatſachen entſprechend? 2. Iſt dieſer Schritt Sr. kaiſe
lichen Hoheit mit Vorwiſſen ſeiner Excellenz des Herr
Miniſterpräſidenten erfolgt? 3. Was gedenkt Se. Excelle
der Herr Miniſterpräſident zu unternehmen, wenn die
Nachricht wahr iſt? Die „Begründung“ dieſer Anfrag
beſorgte indeſſen keiner von der Volkspartei, ſondern ei
Schönerianer in bekannter ſchönerianiſcher Manier. Di
Antwort des Miniſterpräſidenten erfolgte ſofort. Sie wa
kurz, kühl, abweiſend. Man hätte freilich kräftigere Tön
gewünſcht gegen die alldeutſchen Rückſichtsloſigkeiten; abe
man begreiſt, daß es für einen öſterreichiſchen Miniſte
ſchwer iſt, dieſe Töne jetzt anzuſchlagen, wo die Arbeits
fähigkeit des Parlamentes auf dem Spiele ſteht. Abgeordnete
Wolf ließ die Gelegenheit ſich nicht entgehen, die miniſteriell
Antwort mit dem Rufe: Los von Rom! Los von Rom
zu quittiren. Eine von den liberalen deutſchen Parteien be
antragte Beſprechung der Antwort Körbers wurde bei nament
licher Abſtimmung mit 146 Stimmen gegen 106 Stimmen
abgelehnt.

Damit beruhigte ſich unſer Liberalismus natürlich nicht.

Am 24. April richtete Abg. Dr. *Menger* Namens der Deutſchen Fortſchrittspartei an die Miniſter des Innern, der Juſtiz und des Unterrichtes die Anfrage: „Gedenken Ihre Excellenzen die Herren Miniſter des Innern, der Juſtiz und des Unterrichtes dem Abgeordnetenhauſe *ſchleunigſt* einen Geſetzentwurf vorzulegen, durch den die Gefahr beſeitigt wird, von welcher derzeit Staatsbürger, welche ſo hochwichtige Staatsgeſetze wie die Schulgeſetze vertheidigen, bedroht werden?“ und begründete dieſe Anfrage unter Anderem mit folgenden Ausführungen:

„Das beſtehende Strafgeſetz erklärt alle jene, die die Ehrfurcht gegen ein Mitglied des kaiſerlichen Hauſes verletzen, der Beleidigung der Mitglieder des kaiſerlichen Hauſes, d. i. eines ſchweren verpönten Verbrechens ſchuldig, welches mit Kerker von 1 — 5 Jahren beſtraft wird. Nach feſtſtehender Anſicht der Commentatoren wie der Judikatur beſteht die Verletzung der Ehrfurcht nicht bloß in ſolchen Handlungen und Aeußerungen, welche Privaten gegenüber als Ehrenbeleidigungen erſcheinen würden. Der Begriff der Verletzung der Ehrfurcht iſt ein viel weiterer, als der der Ehrenbeleidigung. Die Endabſicht, ein Mitglied des kaiſerlichen Hauſes zu beleidigen, der animus iniuriandi, iſt nicht erforderlich. Es genügt, daß die vorgebrachten Aeußerungen von dem Gerichte als ſolche aufgefaßt werden, die mit der einem Mitgliede des kaiſerlichen Hauſes ſchuldigen Ehrfurcht nicht übereinſtimmen. Bei der weiten Ausdehnung, welche in den letzten Jahrzehnten durch gerichtliche Interpretation dem § 64 gegeben wurde, können Staatsbürger, welche die von Sr. Majeſtät ſanktionirten Schulgeſetze entſchieden vertheidigen und dabei verharren, auch wenn von gegneriſcher Seite auf den Protektor des Vereines hingewieſen wird, der dieſe Schulgeſetze zu bekämpfen ſich als Aufgabe geſetzt hat (?), Gefahr laufen, des Verbrechens der Beleidigung eines Mitgliedes des kaiſerlichen Hauſes für ſchuldig erkannt werden. Hieraus müßte die Ungeheuerlichkeit hervorgehen, daß Jene, welche Staatsgeſetze vertheidigen, je nach der Stimmung und den Anſichten des Richters als Verbrecher verurtheilt werden können. Es hat dies ſeinen Grund darin, daß

unſer Strafgeſetz aus den Zeiten des ſchroffſten Abſolutism herrührt, und daß in jener Zeit auch gar nicht für mögl gehalten wurde, daß ein Mitglied des kaiſerlichen Hauſes die Spitze eines Vereines trete, welcher ſich an die Unt grabung und Beſeitigung wichtiger Staatsgeſetze zur Aufga gemacht habe. (?)"

Dieſe fortſchrittliche Begründung bewegt ſich, wie ſichtlich, in dem Gedanken, der Katholiſche Schulverein l kämpfe das beſtehende Schulgeſetz. Aber das gerade Gege theil iſt wahr, wie aus unſeren obigen Darlegungen f jeden Unbefangenen klar ſich ergibt; darum iſt auch i ganze fortſchrittliche Begründung nichts mehr als — ei Spiegelfechterei, die ſich ſelbſt richtet.

Beſſer machten es noch die Socialdemokraten und A deutſchen. Dieſe fragten nicht an, ſondern beantragt einfach Ausmerzung des Schutzparagraphen (64) des kaiſe lichen Hauſes aus dem Strafgeſetzbuche. Die Begründur dieſes radikalen Antrages lieferte Abg. Pernerſtorfer, e in der Wolle gefärbter rother Republikaner, derſelbe, der b einer ſpäteren Gelegenheit im offenen Parlamente den Kath licismus dem Fetiſchismus gleichſtellte. An eine A nahme des Antrages war ſelbſtverſtändlich nicht zu denke nur radikale Hitzköpfe konnten und wollten ſich dafür einſetze

Sehr bezeichnend aber iſt, daß das Organ des je ca. 18,000 Mitglieder umfaſſenden „Deutſch-öſterreichiſche Lehrerbundes", die „Deutſch-öſterreichiſche Lehrerzeitung" dem ſocialiſtiſchen Abgeordneten für ſeine antikatholiſc Brandrede verbindlichen Dank ſagte[1]) und dazu noch d Drohung hinzufügte: „Im Uebrigen kann der Thronfolge denken, wie er will; dieſes Recht kann ihm Niemand ſtreiti machen. Andere Leute nehmen Gedankenfreiheit ebenfalls i Anſpruch und werden den Katholiſchen Schulverein nach w vor mit aller Entſchiedenheit bekämpfen. Daß es an Männe

1) In der Nummer vom 15. Mai.

ſich vor Königsthronen auch in Oeſterreich nicht mehr fehlt, wird die Zukunft noch überzeugender lehren, als es die Gegenwart ſchon thut; der freie Gedanke wächst". Dieſe freche Sprache aus Lehrerkreiſen beweist, wie nothwendig es war, daß der Katholiſche Schulverein gegründet und von höchſter Stelle in Protektion genommen wurde.

Am 7. Mai beſchäftigte man ſich im Reichsrathe wiederum mit der Protektorats-Affaire, gelegentlich der Verhandlung über die Ehedeklaration des Thronfolgers. Die Worte, mit denen damals der dalmatiniſche Abgeordnete Biankini für den angegriffenen Erzherzog in die Schranken trat, haben nicht nur in katholiſchen ſondern in allen wahrhaft freiheitlich denkenden Kreiſen ungetheilte Befriedigung erweckt. Unter Anderem rief er den liberalen deutſchen Parteien zu:

„Ich ſtaune über die Aufregung, die vollkommen unberechtigt in gewiſſen Kreiſen wegen Uebernahme des Protektorates herrſcht, in Kreiſen, welche ſonſt eine Hyperempfindlichkeit in Fragen kundgeben, wo es ſich um die Freiheit des Gewiſſens und des Handelns dreht. Unſere conſtitutionellen Geſetze geſtatten Jedermann die Freiheit der Meinung und des Gewiſſens, ja ſie behindern nicht in religiöſer Hinſicht den tollſten Atheismus, in politiſcher Beziehung nicht die gefährlichſte landesverrätheriſche Geſinnung. Was dem Staatsbürger innerhalb der geſetzlichen Schranken geſtattet iſt, ſoll das den erſten Bürgern des Staates, wie zum Beiſpiel dem Thronfolger nicht erlaubt ſein? Soll der Thronfolger nicht das Recht haben, für die Religion, welche ſeine Ahnen treu und mit Aufopferung beſchützt haben, welche das Bekenntniß der rieſigen Mehrheit der Staatsbürger der Monarchie iſt, eintreten zu dürfen? Gegen dieſen Scheinliberalismus, der den Katholiken Rechte benehmen will, welche für andere Confeſſionen im Uebermaße gefordert werden, müſſen wir uns auf das Entſchiedenſte verwahren. Der Conſtitutionalismus kennt nicht ſolche künſtliche Beſchränkungen. Jeder, ſei er ein Erzherzog, ein Prieſter, ein Grundbeſitzer, ein Kaufmann, ein Arbeiter, hat das Recht und

die Pflicht, mit ſeinen Kräften und mit dem Gewichte sei Ueberzeugung für die Ideale der Menſchheit, Religion Patriotismus einzutreten, und nur ein Pſeudoliberalismus in der Bethätigung dieſer natürlichen Gefühle ſeitens unſ erſten Bürger im Staate etwas Unzuläſſiges finden. Dar iſt es meine innerſte Ueberzeugung, daß der Thronfolger w gethan habe, das Protektorat über den Katholiſch Schulverein, welcher kein Kampf= ſondern Schutzverein iſt, zu übernehmen".

Der Katholiſche Schulverein iſt kein Kampfver ſondern ein Schutzverein, ſagt Biankini. Wir denken, er beides. Statutengemäß und dem Weſen nach iſt er frei ein Schutzverein, zum Schutze der chriſtlichen Jugend, o beſſer der chriſtlichen Lehrerſchaft gegen die Einflüſſe e unchriſtlichen materialiſtiſchen Pädagogik. Da dieſe Sch thätigkeit aber ohne Abwehr nicht möglich iſt, iſt der Ver genöthigt, auch die Mühen des Kampfes auf ſich zu nehm In den Augen unſeres Liberalismus iſt dieſes ein V brechen; in den Augen aller Edeldenkenden aber iſt es Culturkampf im wahren Sinne des Wortes. Es iſt Befreiungskampf des vergewaltigten chriſtlichen Gewiſſ Oeſterreichs gegen die brutale Tyrannei des Unglaubens dem Gebiete der Schule. — y.

III.

Der Protektor Oliver Cromwell und der moderne Imperialismus.

Faſt jedes Jahr bringt uns eine oder mehrere Cromwell-iographien. Werke gleich denen der berühmten Cromwell-orſcher Gardiner und Firth ſind eine Ausnahme; die eiſten Darſtellungen ſind Tendenzſchriften, ſchwache Ab-atſche von Carlyles rhetoriſch leidenſchaftlichem Werke, und rauf berechnet, das britiſche Sebſtgefühl zu erhöhen. Von ner unparteiiſchen Vertheilung von Licht und Schatten nn keine Rede ſein, man bewundert in Cromwell den roberer, den Begründer der engliſchen Seemacht, den ge-altigen Diktator, der ganz Europa Geſetze vorſchrieb, den orkämpfer des Proteſtantismus, und legt dem Leſer nahe, ß das moderne England dieſelben hohen Culturaufgaben ı löſen habe. An Stelle des Proteſtantismus ſetzen die nglikaner den Anglikanismus, die Freidenker Civiliſation ıd Cultur, aber alle kommen darin überein, daß das eng-iſche Volk allein (die Nordamerikaner betrachtet man als rudervolk) zu Trägern der Cultur und Geſittung be-ſen ſind.

Dieſen die öffentliche Meinung beherrſchenden, von der reſſe wirkſam unterſtützten Geſchichtsbaumeiſtern entgegen-itreten und in Cromwell neben den Licht- auch die Schatten-iten hervorzuheben, iſt eine Aufgabe, der ſich Gardiner

ſeit Jahren unterzogen hat. Seine Schrift „Cromwe
Place in History“, ſeine Monographie Cromwells, 1
allem ſeine „History of the Commonwealth and Protectorat
von der vor einigen Wochen der dritte Band erſchienen
ſind gerade deßhalb ſo geeignet, die Imperialiſten zum Na
denken über die Gefahren, denen England entgegengeht,
veranlaſſen, weil dem Verfaſſer die Abſicht, die leitend
Staatsmänner direkt zu beeinfluſſen, ferne liegt, weil er ſ
der Anſpielungen auf die gegenwärtigen Verhältniſſe, die
ſehr ähnlich ſind, ganz enthält. Da auch die beſten e
liſchen Bücher in Deutſchland nur ſpät oder gar ni
bekannt werden, glauben wir den Dank der Leſer zu v
dienen, wenn wir einige Gedanken, die ſich uns be
Studium dieſes Bandes aufgedrängt haben, kurz entwicke

Cromwells Erhöhung zum Protektorat 1654 vermeh
nur die Schwierigkeiten ſeiner Lage. Statt die Rolle ein
Vermittlers zwiſchen dem Parlament und der Armee, zwiſch
dem Volke und der Regierung ſpielen zu können, mußte
ſich auf die Armee ſtützen, um gegen die Mehrheit d
Volkes und die Parlamente Front machen zu können. (
galt, die Armee zu beſchäftigen, ſeine Gegner zu ſchwäche
geordnete Verhältniſſe wieder herzuſtellen, das durch 1
Mißregierung des Parlamentes mißtrauiſch gemachte V
zu gewinnen, die drückende Steuerlaſt zu erleichtern. Cro
well konnte beim beſten Willen den Wünſchen des Volk
kein Gehör geben, wenn er nicht ſelbſt die Hand biet
wollte zur Zerſtörung ſeines Lebensplanes, der Uebertragu
der Regierung an die Frommen, der Aufrichtung ein
Gottesreichs nach puritaniſchem Muſter. Gleich ſo viel
Eroberern ſuchte der Lord Protektor die durch Waffengewa
erlangte Stellung durch äußere Erfolge zu behaupten, d
Soldaten durch Schenkungen an ſich zu ketten, und en
fremdete ſich die Maſſen nur noch mehr. Cromwell w
ein Opportuniſt vom reinſten Waſſer, ein in den Geſchäft
und beſonders in der Diplomatie unerfahrener Mann, de

ſein geſunder, hausbackener Verſtand manchmal die richtige Fährte zeigte, der aber in hundert anderen Fällen ganz verkehrte Maßnahmen traf. Einer der folgenſchwerſten Irrthümer war jedenfalls ſeine iriſche Politik, die dadurch weder entſchuldigt noch gerechtfertigt wird, daß ſie die conſequente und energiſche Durchführung der von den Staatsmännern Marias, Eliſabeths, Jakobs I. projektirten und inaugurirten Coloniſation Irlands war. Maria, Eliſabeth, Karl I. verdienen wegen ihrer Inconſequenz, ihrer Scheu, das Volk zum äußerſten zu treiben, eher Lob als Tadel, während die grauſame Rückſichtsloſigkeit, mit welcher der Vorkämpfer des Puritanismus gegen die Katholiken wüthete, die ſchärfſte Verurtheilung nach ſich zieht. Man hat den ſittlichen Ernſt und die Thatkraft der Puritaner bewundert, man ſetzt ſtillſchweigend voraus, daß den Fanatikern, welche die altteſtamentlichen Ideen ſich angeeignet und in den Anglikanern und Katholiken nichts anders als von Gott verfluchte, dem Verderben geweihte Kanaaniter ſahen, kein Zweifel an der Gerechtigkeit ihres Thuns aufgeſtiegen ſei; wir müſſen das entſchieden beſtreiten, denn die Fanatiker zeigen bei andern Gelegenheiten ein großes Verſtändniß der Liebenswürdigkeit, Menſchlichkeit und Güte des chriſtlichen Charakters und waren mit dem Gebote der Nächſtenliebe wohl vertraut. Bei Cromwell ſind Fanatismus und kluge Berechnung wunderbar gemiſcht, jedoch ſo, daß der Verſtand vorwiegt und ſich den Fanatismus dienſtbar macht. Es iſt daher verkehrt, wenn man an ihn denſelben Maßſtab anlegt, wie an Harriſon, Ludlow, Fleetwood und andere ſeiner Kampfgenoſſen, die unter dem Bann ihrer Vorurtheile ſtanden und einigermaßen entſchuldigt werden können.

Der Plan, die Eingeborenen Irlands (Kelten) und die aus England Eingewanderten (Angloiren) ihres Beſitzthums zu berauben und zu Sklaven oder Dienern der aus Schottland und England eingewanderten Proteſtanten zu machen, war nicht neu, und im Norden Irlands unter

Jakob I. durchgeführt worden 1610. Unter Karl I. h Thomas Wentworth (Graf Strafford) eine Confiska der Provinz Connaught zu Gunſten der Krone gepl und war nur durch den Ausbruch des Bürgerkrieges 1 an der Ausführung ſeines verruchten Unternehmens gehin worden. Der für die verfaſſungsmäßige Freiheit und die Erleichterung des Looſes der niederen Klaſſen ſchwärme Cromwell trug kein Bedenken in die Fußtapfen des Abſoluti Wentworth zu treten, und an einem durch die Ungerechtig und Willkür der engliſchen Regierung zur Verzweifl getriebenen Volke die fürchterlichſte Rache zu nehmen alle Engländer, welche in dem langwierigen Bürgerkrieg 1 bis 1654 ihr Leben verloren hatten.

Eine engliſche Partei hatte die Erhebung Irlands v anlaßt, dieſelbe artete in Folge der drückenden Lage Eingeborenen in einen Volkskrieg aus, der ſich deßhalb ſehr in die Länge zog, weil Royaliſten und Republika Irland zum Kriegsſchauplatz wählten. Die Iren für die Krieg verantwortlich zu machen, von ihnen die Zahlu der Kriegskoſten zu verlangen und weil die Hülfsmittel d armen Landes erſchöpft waren, die Großgrundbeſitzer ih Eigenthumes zu berauben, war der Gipfel der Ungerechtigk Vom 6. Juli 1649 bis zum erſten November 1656 hat ſich die Koſten der Unterwerfung Irlands auf 3,509,396 belaufen. Von dem unglücklichen, durch die beiderſeitig Heere verwüſteten, menſchenarmen Irland wurden 1,942,548 erpreßt; nun verlangten die Engländer, daß die Abenteur welche das zur Kriegsrüſtung gegen Irland nöthige G vorgeſchoſſen, und die Soldaten und Offiziere, die in Irla gedient hatten, auf Koſten der iriſchen Grundbeſitzer e ſchädigt würden. Durch eine Confiskation im großen Maßſt wollte man die Katholiken ihres Eigenthumes beraub ihre geborenen Führer ins Ausland treiben, und die Maſſe wenn ſie ſich nicht zum Proteſtantismus bekehrten, zu Diene

nd Handlangern machen, mit ihrer Religion auch ihre Sprache und Sitten ausrotten.

Weit entfernt, dieſes ebenſo unſinnige als ungerechte Projekt zu verwerfen, nahm der Protektor daſſelbe mit leidenſchaftlicher Haſt auf und ſetzte alle Hebel in Bewegung, um den Katholicismus in Irland mit Stumpf und Stiel auszurotten. Es iſt ſchwer zu beſtimmen, was den Protektor ſo ſehr gegen die Katholiken erbitterte. War es ihre Loyalität gegen das angeſtammte Herrſcherhaus, war es ihre Anhänglichkeit an die alte Religion, war es die Beſorgniß, der Katholicismus möchte wieder die herrſchende Religion werden? Genug, Cromwell zählt zu den bitterſten Verfolgern der katholiſchen Kirche, er kann als eine Verkörperung des bei den Engländern ſo tief gewurzelten Haſſes gegen das Papſtthum gelten. Er war jedoch viel zu klug, durch Hinrichtungen katholiſcher Prieſter die öffentliche Aufmerkſamkeit zu erregen. Kluge Berechnung ging mit dem Fanatismus Hand in Hand, katholiſchen Mächten gegenüber betonte er ſeine gegen Recuſanten (Verweigerer des Treueids) geübte Milde. Man wende nicht ein, daß Cromwell ſich wie ſo häufig von ſeiner Umgebung habe fortreißen laſſen, und die wahre Sachlage nicht erkannt habe. Vincent Gookin, der ſich ſeines beſonderen Vertrauens erfreute, hatte ihm ſicher die nöthigen Aufſchlüſſe gegeben, die Flugſchrift desſelben, der wir einige Sätze entnehmen, konnte dem Protektor nicht verborgen bleiben. „Die Steuern, ſo ſchreibt Gookin, verſchlingen das ganze Vermögen der Unterthanen, die Noth macht ſie zu Dieben und Wegelagerern (Tories, Geächtete, Ausgeſtoßene, die, von der Regierung ihrer Beſitzungen beraubt, die Freunde der Regierung ausplünderten oder tödteten), darnach wüthet man gegen ſie mit Feuer und Schwert. Machen ſie die Tories nicht ausfindig, ſo werden ſie gehängt; verrathen ſie dieſelben, dann werden ſie von den Iren ermordet, gegen die ſie ſich nicht vertheidigen können, weil man ſie der Waffen beraubt hat.

Auch die Engländer können den armen Iren nicht hel
denn wer immer aus Mitleid mit dem Volke den Geſe
der Menſchlichkeit und Billigkeit Gehör ſchenkt und
Lage, ſo weit es die Staatsgeſetze erlauben, erleichtern r
wird ſofort als Begünſtiger der Tories und der durch B
ſchuld Befleckten verſchrien. Nachdem gemäß einer hö
wahrſcheinlichen Berechnung fünf Sechstel der Nation a
gerottet ſind, iſt es endlich an der Zeit, eine andere Pol
einzuſchlagen" (Gardiner III, 307). Wir wollen zu Eh
der Menſchheit annehmen, daß Hunderttauſende dachten
Gookin, daß Cromwell und die Cromwelliſchen Offizi
und Soldaten, welche von Eigennutz und Herrſchſucht v
blendet, jedes edlere Gefühl erſtickten, eine Ausnahme bildet
obgleich Gardiner der entgegengeſetzten Anſicht iſt und d
Protektor für gemäßigter hält, als die meiſten ſeiner Ze
genoſſen.

Wir können beim beſten Willen auch nicht eine Sp
von Mäßigung entdecken und müſſen die Austreibung ein
Volkes aus ſeinen alten Wohnſitzen als eine ebenſo un
und ſinnloſe als ungerechte Maßnahme verurtheilen. Gem
der Erklärung vom 14. Oktober 1653 ſollten alle deporti
werden, welche an der Erhebung des Jahres 1641 thei
genommen, dieſelbe gutgeheißen oder irgendwie geförde
hatten. Hier mußten nothwendig die, welche aus Furc
oder gezwungen ſich angeſchloſſen hatten, von den U
hebern des Aufſtandes unterſchieden und milder behande
werden, was nicht geſchah; 2. alle die, welche gegen d
Parlamentspartei gekämpft hatten, 3. endlich alle, weld
in den Provinzen Leinſter, Munſter und Ulſter liegen
Güter beſaßen. Offenbar hatte man es auf die letztere
abgeſehen, von denen man manchen keinen andern Vorwu
machen konnte als den, daß ſie Güter beſaßen, auf d
Cromwelliſche Soldaten und Offiziere lüſterne Blicke ge
worfen hatten. Das vermeintliche proteſtantiſche Intereſſ
die Nothwendigkeit, eine für die Vertheidigung Englands ſ

wichtige Inſel nicht in die Hände von feindlich-geſinnten Nachbarn fallen zu laſſen, mußte als Entſchuldigung und Beſchönigung der grauſamen Siedelungspolitik gelten.

Je ſchneller derartige grauſame Maßregeln durchgeführt, je genauer die Forderungen fixirt ſind, deſto weniger geben ſich die von der Strafe Betroffenen Täuſchungen hin. Nichts iſt für den Menſchen peinlicher als die Ungewißheit, in der er ſchwebt, als die bange Erwartung deſſen, was da kommen ſoll. Dank dem Schwanken und der Langſamkeit des Protektors wurde den Iren auch dieſe Pein nicht erſpart. Anfangs wollte man nicht nur die Grundbeſitzer, ſondern auch alle iriſchen Pächter und Arbeiter austreiben und durch Coloniſten aus England erſetzen, ſpäter kam man davon ab, weil die neuen Eigenthümer ſich von engliſchen Coloniſten wenig Vortheil verſprachen. Die Vermeſſung des Landes, die Zuweiſung der Beſitzungen an Soldaten und Abenteurer verſchleppte ſich, die Commiſſäre, welche mit der Regelung der verwickelten Angelegenheiten betraut wurden, ließen viel zu wünſchen übrig; man hatte die Schwierigkeit der Verpflanzung eines ganzen Volkes und des paſſiven Widerſtandes des Volkes unterſchätzt und ſah ſich überall gehemmt und verhindert. Von allen Seiten liefen Klagen und Petitionen ein, die Arbeiter weigerten ſich, die Felder zu bebauen, das Vieh zu beſorgen, bevor man ihnen verſprach, daß ſie bleiben dürften. Von den Grundbeſitzern wichen einige nur der Gewalt, andere ſchloſſen ſich den Tories an und nahmen an den Cromwellianern, durch die ſie von Haus und Hof vertrieben worden waren, Rache, indem ſie ihr Vieh wegnahmen, ihre Saaten zerſtörten, ihre Häuſer plünderten. Der eigentliche Zweck, Irland zu proteſtantiſiren, wurde doch nicht erreicht, denn viele der neuen Eigenthümer heiratheten katholiſche Mädchen, ließen ihre Kinder katholiſch erziehen und wurden aus eingefleiſchten Feinden Irlands begeiſterte Patrioten. Cromwell verſuchte ebenſowenig als ſeine Vorgänger und ſeine Nachfolger die Parteien zu verſöhnen und

zu einem einheitlichen Zuſammenwirken anzuregen. Er glaubt den Katholicismus ſo geſchwächt zu haben, daß er ſich nicht mehr erheben konnte, und nach 30 Jahren kam es zu einem neuen Krieg zwiſchen Katholiken und Proteſtanten, der zu Gunſten Irlands entſchieden worden wäre, wenn die Iren einig geweſen wären. Dank der verkehrten Politik Cromwells, der die Kluft, welche Irland von Schottland trennte noch erweitert hat, dank dem verderblichen Syſtem, das jede freiere Regung Irlands im Keime erſtickt, ſtehen ſich trotz aller Zugeſtändniſſe ſeitens des größeren Staates England und Irland gerade ſo feindlich gegenüber wie je. Irland iſt noch immer ein Pfahl im Fleiſche Englands.

Barbariſchen oder halbciviliſirten Nationen gegenüber hat das von Cromwell befolgte und von ſeinen Nachfolgern nachgeahmte Syſtem ſich mehr oder minder bewährt, hat aber freilich zur faſt gänzlichen Ausrottung der eingeborenen Bevölkerung geführt; wir erinnern hier nur an die nordamerikaniſchen und auſtraliſchen Colonien. Wo die Engländer mit europäiſchen Stämmen zuſammenſtießen, hat die engliſche Cultur ſich die Oberherrſchaft nicht zu erringen vermacht. In Südafrika und Canada haben ſich die holländiſchen und franzöſiſchen Sitten und Gewohnheiten behauptet trotz aller Bemühungen, dieſe Provinzen zu angliſiren. Werden die engliſchen Politiker unſerer Tage aus Cromwells Mißerfolgen die Lehre ziehen, daß eine Ausrottung europäiſcher Stämme ein von vorneherein verfehltes Unternehmen iſt oder ſich durch ein falſches Ehrgefühl und durch ihre Ungeduld zu weiteren Gewaltthaten verleiten laſſen? Wir hoffen das Beſſere, ſchon deßhalb, weil eine Coloniſirung Südafrikas durch die modernen Engländer ungleich ſchwerer iſt, als die Irlands je geweſen iſt.

Cromwell iſt ein durch und durch typiſcher Engländer. Während ſeines Protektorates hat er ſich mit einer unerhörten Dreiſtigkeit und Rückſichtsloſigkeit in die religiöſen Angelegenheiten des Continents eingemiſcht, während er jede Forderung,

den Katholiken Duldung zu gewähren, barſch abwies. Seine modernen Nachfolger, von Miniſtern wie Canning, Ruſſell, Palmerſtone, Gladſtone bis herab zu dem obſkurſten Schneider oder Schuhmacher, der auf dem Continent reiſt, betrachten es als ihre Aufgabe, ihren in der Entwicklung zurückgebliebenen Nachbarn ihre eigenen Ideen von Freiheit und Selbſtändigkeit aufzudrängen und ihr Bedauern und ihr Erſtaunen über den ſklaviſchen auf dem Continent herrſchenden Sinn auszudrücken und ſich in maßloſen Angriffen gegen die Regierungen des übrigen Europa zu ergehen.

Zu einer Zeit, in der Proteſtanten und Katholiken einen modus vivendi gefunden und des langen religiöſen Haders müde, ſich zu vertragen ſuchten, bemühte ſich der Protektor den Religionskrieg anzufachen, uſurpirte die Rolle eines Protektors des Proteſtantismus und trug ſich mit dem Plane Spanien und Portugal ihrer Colonien zu berauben, darnach den Katholicismus in Europa auszurotten und erſt nach dem Sturze des Papſtthums zu ruhen. Wenn man die abenteuerlichen Pläne eines Napoleon I. ſcharf rügt, wie muß man dann die Träume eines Protektors verurtheilen, der in der größten Geldverlegenheit war, kein Parlament zu berufen wagte, und ſeine Popularität eingebüßt hatte. Wir glauben, daß Cromwell durch ſeine kopfloſe äußere Politik ſeine Machtſtellung nicht weniger untergraben hat, als Karl I., der ſich in die Angelegenheiten des Pfälzers einmiſchte, ohne das Volk auf ſeiner Seite zu haben. Beide wiegten ſich in der Hoffnung, durch äußere Erfolge die inneren Feinde zu beſchwichtigen; beide verrechneten ſich, beiden gingen die zur Fortſetzung des Krieges nöthigen Mittel aus. Beide mußten, um den Bankerott zu vermeiden, zu ungeſetzlichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen. Wir unterſchreiben das Urtheil Gardiners, daß der Protektor betreffs der Anſchauungen der Diplomaten des Continents eine wahrhaft kraſſe Ignoranz an den Tag gelegt habe, können aber nicht ſehen,

Digitized by Google

daß derſelbe ideale Zwecke verfolgt und die Wohlfahrt d Völker im Auge gehabt habe.

Die Thaten, die zahlreichen Proteſte in ſeinen Red zeigen uns einen unaufrichtigen Mann, einen Störefri dem die Religion als Maske dient. Seine Bemühunge Karl X. von Schweden zu einem Bruch mit dem Kaiſer , vermögen, und ſo viele andere Dinge beweiſen, daß d Weltmann, der macchiavelliſtiſche Politiker über den ſitte ſtrengen Puritaner den Sieg davon getragen hat. Karl und andere proteſtantiſche Fürſten, welche die Anerbietunge Cromwells von ſich wieſen, ſcheinen deſſen Charakter we beſſer erkannt zu haben, als manche moderne Geſchich ſchreiber, denn ſie ſetzten kein Vertrauen auf ihn und b ſorgten, er wolle ſie nur zu ſeinem Vortheil ausbeuten, un wenn es ihm Nutzen brächte, im Stiche laſſen.

Die im Geheimen geplante und in aller Stille durch geführte Unternehmung gegen die ſpaniſchen Colonien Weſt indiens ſind ein ſchlagender Beweis der geiſtigen Entartung des Protektors. Ein Krieg gegen Spanien, das ſich de übermächtigen Frankreich nur mit Mühe erwehren konnte war ein ſchwerer politiſcher Fehler, der die Störung des politiſchen Gleichgewichts herbeiführen mußte; ein unerwarteter und unvorhergeſehener Angriff auf die Inſel Cuba ohne vorhergehende Kriegserklärung war eine Treuloſigkeit ſonder Gleichen. Den Spaniern zuzumuthen, daß ſie den verunglückten Angriff auf Cuba und die Beſetzung Jamaicas durch die Engländer nicht als Kriegsfall betrachten, war eine Verhöhnung und Beſchimpfung der ſchwächeren Nation. Die neueſten engliſchen Schriftſteller, mit Ausnahme Gardiners, ſind auf dieſen Schurkenſtreich nicht näher eingegangen und haben behauptet, die Spanier hätten die Engländer genöthigt Repreſſalien zu üben, was durchaus nicht der Fall iſt. Gardiner (III, 405) verwirft die von Cromwell geltend gemachten Scheingründe und ſagt: „Unſere Sympathie gehört den Spaniern. Hatte Oliver gute Gründe

für einen Krieg, ſo mußte er in ehrlicher Weiſe die Feindſeligkeiten eröffnen und dem ſpaniſchen Geſandten erklären, daß ſein Herr einen Angriff ſeitens Englands zu gewärtigen habe“.

Daß Spanien ſich beharrlich weigerte, den Engländern in Weſtindien Handelsfreiheit zu gewähren, und engliſche Schiffe und Niederlaſſungen im karaibiſchen Meere nicht dulden wollte, iſt ganz natürlich; denn die Engländer ſtrebten überall, wohin ſie kamen, darnach, den Handel an ſich zu ziehen und die anderen Nationen zu verdrängen. Manche Maßnahmen der ſchwächeren Staaten hatten ihren Grund in den herrſchſüchtigen Gelüſten Englands, das zur See keinen Rivalen dulden wollte. Den Ruhm, die Seemacht Englands erhöht, den Colonialbeſitz erweitert zu haben, wollen wir Cromwell nicht verkümmern, müſſen aber betonen, daß er durch ſeine Vergewaltigung der Schwächeren ſeinen Landsleuten das böſe Beiſpiel gegeben und der Vater des engliſchen Imperialismus iſt. Wäre Cromwell längeres Leben beſchieden worden, hätte er größere Hilfsmittel beſeſſen, ſo wäre er ein ebenſo rückſichtsloſer Eroberer geworden, wie Ludwig XIV. und Napoleon I.

Mit Ausnahme des glücklichen Generals, der wegen ſeiner Siege von der Armee auf den Schild erhoben wurde, kann keiner der engliſchen Herrſcher ſeit der Reformation und außer dem Grafen Chatham kaum ein Miniſter den großen Eroberern beigezählt werden, es ſind hauptſächlich Gouverneure und Generale, welche die widerwillige Regierung in Kriege verwickeln und die Grenzen des Reiches erweitern. Die meiſten haben die großen Fehler Cromwells, europäiſche Nationen ohne Noth zu bekriegen, vermieden und deßhalb Länder gewonnen, die ohne große Opfer behauptet werden konnten. In der neueſten Zeit hat ſich die Sache zu Ungunſten der Engländer verändert, ihre Oberherrſchaft in Afrika und Aſien wird nicht mehr anerkannt, man verlangt, daß ſie für all ihr Thun und Laſſen einem europäiſchen

Schiedsgerichte Rede und Antwort ſtehen. Es ſind nicht ſowohl die Monarchen als die Völker, welche an der engliſchen Politik in der Preſſe ſcharfe Kritik üben und die Rechte der Schwächeren vertheidigen.

Für ein ſelbſtbewußtes, auf ſeine Errungenſchaften ſtolzes Volk wie das engliſche, das ſo lange die führende Rolle geſpielt hat, iſt es überaus ſchwer ſich in der Stellung, die ihm die Völker Europas angewieſen haben, zurecht zu finden, verdienten ſowohl als unverdienten Tadel mit Geduld zu tragen; aber bis jetzt iſt jeder Verſuch, ſich aus der unangenehmen iſolirten Lage durch Schließung von Allianeen zu befreien, geſcheitert. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß für England ſchlimme Zeiten im Anzug ſind, daß manche ſeiner Colonien verloren gehen, entweder weil ein äußerer Feind ſie wegnimmt, oder weil ſich die Coloniſten für unabhängig erklären. Selbſt Chamberlain ſieht ein, daß er ſich von ſeinem Bundesſtaatenſyſtem viel zu viel verſprochen hat. Die Coloniſten in Auſtralien und Canada ſind trotz gemeinſamer Abſtammung und Blutsverwandtſchaft zu ſelbſtſüchtig, als daß ſie große Opfer für das Mutterland brächten. So hat Auſtralien die Bitte, Freiwillige nach Transvaal zu ſenden, nicht nur abgeſchlagen, ſondern auch die Anwerbung von Soldaten verboten. Die Coloniſten ſagen ſich: Wenn das engliſche Volk, das aus der Eroberung Südafrikas großen Gewinn zieht, Lord Kitchener die erwarteten Verſtärkungen nicht ſendet, warum ſollen wir uns bemühen und die Kaſtanien aus dem Feuer holen.

Engliſche Imperialiſten ſind ſehr ungehalten darüber, daß die Nation die Mißerfolge in Transvaal ſich nicht mehr zu Herzen nimmt, daß die herrſchenden Kreiſe nicht einſtimmig Reformen im Handel und Seeweſen verlangen, nicht zu draſtiſchen Mitteln greifen, alle unfähigen Beamten und Offiziere entfernen und den Augiasſtall des War Office reinigen. Sollte dieſe Gleichgültigkeit und Apathie nicht ein Krankheitsſymptom ſein, nicht den Politikern es nahe legen,

daß die Zeit der Sammlung und Ruhe gekommen, daß ſelbſt eine ſo thatkräftige und energiſche Nation, wie die engliſche, Athem ſchöpfen und nicht immer in vollem Lauf dem Ziele zuſtürzen könne. England iſt das reichſte Land der Welt, eben weil es ein Induſtrie- und Handelsſtaat iſt, es könnte noch mehrere ebenſo koſtſpielige Kriege wie den von Transvaal führen, ohne erſchöpft zu ſein, aber der engliſche Genius zeigt ſich weit weniger im Krieg als in den Künſten des Friedens.

Eroberung von Ländern, Unterjochung von Stämmen ſind heutzutage ſo koſtſpielig, daß die Einkünfte der eroberten Länder die Zinſen der contrahirten Schuld nur in Ausnahmsfällen decken können; hoffentlich werden die ſo klugen und berechnenden Engländer ſich nicht ſo bald wieder in einen gefährlichen Krieg ſtürzen und durch Zugeſtändniſſe den Frieden zu erhalten ſuchen. Die Geſchichte Cromwells, des erſten Imperialiſten, lehrt uns, daß ſeine Nachtreter auf die falſche Fährte gerathen ſind, daß ſie, wenn größere Uebel verhütet werden ſollen, bald umkehren müſſen. Die Briten können es füglich den Deutſchen und Franzoſen überlaſſen bis an die Zähne gewaffnet ſich in Poſitur zu werfen, und ohne das Schwert zu ziehen, oder das Gewehr abzufeuern, ſich wieder zurückzuziehen. Der Schaden, der dieſen beiden ſtets gerüſteten Mächten aus dem Heere erwächſt, iſt viel bedeutender, als die mit einem unglücklichen Feldzug verbundenen pekuniären Verluſte. Die Behauptung der Freunde des Militarismus, daß ein Militärſtaat faktiſch unüberwindlich ſei, wird durch die Thatſachen widerlegt; die Begeiſterung der gemeinen Soldaten, das Feldherrntalent des Führers wiegen alle die Vortheile langen Drills, ſtrenger Manneszucht, militäriſcher Traditionen auf. Die improviſirten Heere der Buren haben die wohlgeſchulten kräftigen Soldaten Englands wie Haſen vor ſich hergetrieben, wie früher die Sansculotten Preußen und Oeſterreicher beſiegt haben. Hätte England nur einen tüchtigen Feldherrn, ſo

hätte es die Buren längſt überwunden und das ſo ſehr geſchwundene Preſtige wiederhergeſtellt. Eines tröſtet die Briten, daß ſeine europäiſchen Rivalen ſich ruhig verhalten.

Das Benehmen der Großmächte iſt wirklich räthſelhaft. Ueber die deutſchen Abmachungen mit England iſt nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen, die Vermuthung, daß der deutſche Kaiſer die Vermittlung des Friedens übernehmen werde, erfüllt ſich nicht. Rußland hüllt ſich in tiefes Schweigen ein und macht keine Miene die mißliche Lage Englands auszunutzen und demſelben den Frieden zu diktiren und dem Heldenvölklein, das der Uebermacht ſo lange widerſtanden hat, beizuſpringen. Frankreich iſt innerlich ſo zerriſſen, daß es ſich zu einem großen politiſchen Gedanken nicht erſchwingen kann, und ſo läßt man England vorläufig freie Hand und wartet ab, ob es mit den Buren fertig werde. Immer wieder taucht in engliſchen Zeitungen das Gerücht auf, daß die Buren ſich unterworfen, immer wieder wird es Lügen geſtraft. Die Engländer wollen den Ausbruch eines Krieges in Südafrika unmöglich machen und die Buren ſo ſchwächen, daß ſie ſich nie mehr erheben können. Thörichtes Unternehmen. Die Kräfte einer Nation laſſen ſich nicht unterbinden, die Lebenskraft läßt ſich nicht in Feſſeln ſchlagen, ſie zerreißt dieſelben früher oder ſpäter, wie die Geſchichte Irlands zeigt, das, wenn es ſo rückſichtsvoll behandelt worden wäre wie Schottland, nicht weniger treu und loyal ſein würde.

An.

IV.

Die Frauenfrage.

VIII.

Die Frau in der katholiſchen Kirche.

Bezüglich der Stellung der Frau iſt der Proteſtantismus in der Geſchichte der chriſtlichen Kirche ebenſo heimatlos wie die radikale Frauenemancipation. Der erſtere muß eine imaginäre Urkirche erfinden, um ſich zurechtzufinden, und die letztere flüchtet ſich zu ihrer Rechtfertigung in eine noch fabelhaftere „Urgeſchichte“. Die vorausgehenden Zeugniſſe aus beiden Lagern haben dieſe Behauptung erwieſen. Umgekehrt verhält es ſich mit der katholiſchen Kirche. Wird ſie aufgefordert, die Bedeutung, Aufgabe und Stellung der Frau zu beſtimmen, ſo verweist ſie *vor* allem auf die Geſchichte insbeſondere auf ihre eigene. Mit dem Hauptvertreter der hiſtoriſchen Wirthſchaftslehre, Wilhelm Roſcher, ſagt ſie auch bezüglich der Frauenfrage: „Wer die Gegenwart ſeiner Wiſſenſchaft recht verſtehen und ihre Zukunft beherrſchen will, der muß auch ihre Vergangenheit kennen“. Dieſes geſchichtliche Princip, das allein dem echten Idealismus die haltbare realiſtiſche Grundlage bieten kann, ſoll denn auch den Eintheilungsgrund für die folgende Darſtellung abgeben. *Erſtens nämlich* ſoll gezeigt werden, wie ſich die weibliche Perſönlichkeit unter der Führung der katholiſchen Kirche bis zur Gegenwart entwickelt hat, *ſodann* aber iſt

Digitized by Google

die Aufgabe der katholiſchen Kirche gegenüber der Frau i der Gegenwart bezw. für die Geſtaltung ihrer Zukun darzuſtellen.

1. Die Frau in der katholiſchen Vergange heit. Das Chriſtenthum iſt als Weltreligion mit de Abſicht aufgetreten, die ganze Menſchheit durch die Band der Gerechtigkeit und Liebe zu einem Gottesreiche zu ver einen. Der ſociale Charakter iſt daher dem Chriſtenthu in der idealſten Weiſe eigen. Was die vorchriſtliche Philo ſophie in ihren edelſten und ſcharfſinnigſten Vertreter geahnt und erſehnt hatte, ohne es erreichen zu können, ha Chriſtus durch ſeinen Auftrag verwirklicht: „Gehet hin und lehret alle Völker". Auch die kühnſte Erwartung iſt durch die Stiftung der Kirche übertroffen worden. Gerade in Hauptſitze der altgriechiſchen Weisheit, in Athen verkünde der Weltapoſtel gegenüber jeder nationalen Beſchränkthei die Idee der Menſchheit, die weder Sokrates, noch Plato, noch Ariſtoteles zum Ausdruck gebracht hatte: „Got hat gemacht, daß von einem (Menſchen) aus jegliches Menſchenvolk wohne über dem ganzen Antlitz der Erde." (Apoſtelgeſchichte 17, 26).[1]) Von Natur aus iſt alſo der Menſch auf die Geſellſchaft hingeordnet; in dem einen Stammvater der Menſchheit aber mußte dieſer ſociale Zug am ſchärfſten und originellſten hervortreten. Der von Chriſtus bekräftigte Schöpfungsbericht ſchildert dieſes geſellſchaftliche Verlangen, das Gott ſelbſt in dem erſten Manne und Menſchen hervorruft. Daſſelbe wird erfüllt durch die Erſchaffung des Weibes, das dem Oberhaupte der Menſchheit als „Gehilfin" gegeben wird. In dieſem erſten Menſchenpaare iſt das naturgemäße Vorbild jedes Geſellſchaftsorganismus gegeben. Ohne eine übergeordnete Autorität iſt die Geſellſchaft ebenſowenig denkbar wie ohne Glieder, welche

1) Vgl. Felten, Die Apoſtelgeſchichte 1892. S. 333. Dazu Willmann, Geſchichte des Idealismus II, 127.

dieſer Autorität untergordnet ſind. Demgemäß ſtellte in der uranfänglichen menſchlichen Geſellſchaft, wie ſie in dem erſten Menſchenpaare auftrat, der zuerſt geſchaffene Mann die Autorität typiſch dar; das aus ihm gebildete Weib aber tritt als Repräſentantin des liebevollen Gehorſams oder der Unterordnung gegenüber der Autorität auf.

Jeſus Chriſtus, der zweite Adam, hat nun bei der Erhöhung der Menſchheit zur Gottesfamilie ausdrücklich dieſes urſprüngliche Verhältniß der Geſchlechter zu einander ſanktionirt. Wie er ſein Verhältniß zum Menſchengeſchlecht als das einer Brautwerbung und geiſtigen Ehe auffaßte, wurde ſchon gelegentlich im zweiten Artikel (CXXVII, 408) dargethan. Die zur Gotteskindſchaft aufgenommene Menſchheit, die katholiſche Kirche, erſcheint als Braut Chriſti Daraus leitet der Apoſtel für den Ehemann die Pflicht ab, nach dem Beiſpiele Chriſti liebevoll für die ihm untergebene Frau zu ſorgen; an die Ehefrau aber richtet er die Mahnung, ihrem Mann ebenſo unterthan zu ſein, wie die Kirche ihrem Haupte Chriſtus. Weil aber der Mann ſeinen Vorrang nicht dem eigenen Verdienſte oder ſeinen perſönlichen Vorzügen verdankt, ſondern nur mit der verantwortlichen Stellvertretung des einzigen Herrn, nämlich Gottes, betraut iſt, daher formulirt der Apoſtel ſeine Mahnung: „Die Weiber ſeien ihren Männern unterthan, wie dem Herrn, denn der Mann iſt das Haupt des Weibes, wie Chriſtus das Haupt der Kirche iſt ... Wie aber die Kirche Chriſto unterworfen iſt, ſo auch die Weiber ihren Männern in allen Stücken. Ihr Männer liebet eure Gattinen, wie Chriſtus die Kirche geliebt hat und ſich ſelbſt für ſie hingegeben hat“ (Epheſ. 5, 21 ff.). Selbſtverſtändlich liegt darin, daß der Gehorſam gegen den Mann „wie dem Herrn“ geleiſtet werden ſoll, auch die Pflicht für den Mann, ſeine Autorität zu üben „wie der Herr“; ſobald alſo der Mann dieſe Grenze überſchreitet und in Widerſpruch mit dem Geſetze Gottes tritt, hört auch der Gehorſam des Weibes auf.

Der Weltapoſtel beſchränkt indeß dieſes Verhältniß der Geſchlechter nicht auf den Eheſtand. Mit ausdrücklicher Berufung auf „das Geſetz“ (Geneſ. 3, 16) und auf die Thatſache, daß Adam vor dem Weibe geſchaffen wurde, fordert er die ſociale Unterordnung des Weibes in der Kirche überhaupt. „Die Weiber ſollen in den gottesdienſtlichen Verſammlungen ſchweigen; es iſt ihnen nämlich nicht geſtattet (mit Lehrautorität) zu reden, ſondern unterthänig zu ſein gemäß dem Geſetze“ (1 Kor. 14, 34. Vgl. I Tim. 2, 11). Wie der Apoſtel hier die übernatürlich erhöhte, vollkommenſte geſellſchaftliche Bildung, die Kirche, mit der Ehe in organiſchen Zuſammenhang bringt, um daraus die ſociale Stellung des Weibes abzuleiten, ſo gilt auch für die natürlichen Erweiterungen der Einzelfamilie, Gemeinde, Volk, Staat dasſelbe Verhältniß der Geſchlechter. „Alle Verfaſſungen freier Nationen“, ſagt Johannes v. Müller in der Vorrede zu den Geſchichten ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft, „haben ihren Urſprung in der häuslichen, wo väterliches Anſehen durch Kraſt und Weisheit Ordnung hält. Als die Hausgeſellſchaft in Geſchlechter, dieſe in Stämme, dieſe in Völkerſchaften verbreitet wurden, blieb der erſten Einfalt Bild in dem erbfolgenden oder gewählten Vorſteher.“ Dieſes naturrechtliche Verhältniß wurde im vorigen Artikel (S. 880 f.) dargethan. Mit dieſer Auffaſſung von der Menſchheit tritt das Chriſtenthum zu allen autonomiſtiſchen und individualiſtiſchen Geſellſchaftslehren in den ſchärfſten Gegenſatz. In der Idee des Schöpfers, welche der Erlöſung durch Jeſus Chriſtus zu Grunde liegt, exiſtirt die Menſchheit als Ganzes vor den Theilen. Nicht als unabhängige Individuen ſollten Mann und Weib zur Bildung der Menſchheit zuſammentreten. Vielmehr wurde in der Bildung des Weibes aus dem Manne durch innere Differenzirung ohne Aufhebung des inneren Zuſammenhanges die menſchliche Geſellſchaft gegründet. Daraus folgt, daß der Perſönlichkeit des Mannes ebenſo wie der des Weibes die eigenthümliche Hinordnung

zum Ganzen weſentlich anhaftet und zum beſonderen Berufe des einen wie des anderen Geſchlechtes gehört. Nicht erſt nach dem Sündenfalle iſt das Weib ſtrafweiſe dem Manne untergeordnet worden. Jede geſunde Exegeſe erklärt vielmehr: Das urſprüngliche ſünde- und ſtrafloſe Verhältniß der Geſchlechter zu einander hat in Folge der Sünde nur den bitteren Beigeſchmack der Strafe erhalten, der durch die Erlöſung wieder beſeitigt werden ſollte.[1]) War alſo dem Manne der Beruf zugefallen, die Autorität Gottes zu vertreten, ſo ſollte das Weib durch ihre demüthige Unterwerfung die Lehrerin des Gehorſams für die Menſchheit ſein. Alle phyſiſchen und pſychiſchen Vorzüge des einen wie des anderen Geſchlechtes ſind dieſen Aufgaben angepaßt. Die Lehre Chriſti aber brachte in zweifacher Weiſe die natürlich gegebene Stellung des Weibes zu Ehren. Erſtens nämlich beſeitigte ſie den Mißbrauch, dem die Unterordnung des Weibes durch den Mann ausgeſetzt war; zweitens aber erhob Chriſtus den demüthigen Gehorſam bezw. die freiwillige Unterordnung unter die Autorität, die dem Weibe als natürliche Anlage mehr eigen iſt als dem Manne, durch ſein Beiſpiel wie durch ſeine Lehre zur erſten, unerläßlichen Bedingung für die Zugehörigkeit zu ſeinem Reiche. Da der Mann zu ſeiner ſittlichen perſönlichen Vollendung dieſe gehorſame Unterordnung nicht minder nöthig hat als das Weib, ſo erhielt die Frau hiemit einen moraliſchen Vorrang vor dem Manne. In der Perſon des Idealweibes, der jungfräulichen Gottesmutter, iſt dieſer Vorrang zur handgreiflichen Thatſache geworden. Auch wenn die Schilderung, die Nicephorus Kalliſti mit Berufung auf Epiphanius von Maria gibt,[2]) bloßer Idealtypus ohne jede hiſtoriſche Grundlage wäre, ſo behielte ſie doch ihre hohe Bedeutung

---

1) Vgl. Hummelauer, Commentarius in Genesim. Paris 1895. S. 108.

2) Hist. eccl. lib. II. c. 23. (Migne. P. G. 145. col. 816.)

als das weibliche Ideal des Chriſtenthums. Darin heißt es aber. „Der Hauptzug ihres Weſens war die Demuth.“ Das entſpricht ganz der Selbſtcharakteriſtik, die uns im Evangelium aus ihrem Munde ſelbſt aufbewahrt iſt: „Siehe, die Dienerin des Herrn.“ Hierzu kommt die denkbar größte Erhöhung und Vergeiſtigung der Mutterwürde, welche Maria mit dem Ideal der Jungfräulichkeit verband, ſo daß jedes Weib zu der Gebenedeiten unter den Weibern als zu ſeinem Vorbilde emporblicken konnte.

Dieſe ſociale Unterordnung des Weibes iſt alſo derart in der Natur des Weibes begründet und in dem Chriſtenthum beibehalten beziehungsweiſe verklärt, daß ſie als ein Fundamentalſatz der kirchlichen Praxis angeſehen werden muß[1]. Nicht der eine oder andere Canoniſt oder Theologe ſondern die Kirche ſelbſt hat in ihrem Geſetzbuche das Weib als ſolches einfach als incapax zur Verwaltung der kirchlichen Lehr-, Prieſter- und Regierungsgewalt bezeichnet. Mit einer geiſtigen oder ſittlichen Minderwerthigkeit hat dieſe Erklärung der Kirche gar nichts zu thun; das ſieht ja der Verſtändige auch ohne lange Auseinanderſetzung ein. So wenig das Amt als ſolches den Herrſcher in moraliſcher Hinſicht über ſeine Unterthanen ſtellt, ſondern ihm nur die Pflicht auferlegt, ſeine verantwortliche Stellung würdig auszufüllen, ſo wenig iſt der Mann als ſittliche Perſönlichkeit

1) Jede gläubige Auffaſſung der Bibel auch außerhalb der katholiſchen Kirche ſtimmt hiemit überein. So ſchreibt Monod (La femme. 9. édit. Paris 1871. S. 9) zu dem Worte Gottes, das die Schöpfung des Weibes einleitet: „Ich will ihm eine Gehilfin machen“. Ceci s'applique à toute femme, non à la femme mariée seulement. Car Ève n'est pas seulement la femme du premier homme, elle est encore la première femme; et solidaire de tout son sexe ainsi qu'Adam l'est du nôtre, elle en offre dans sa personne le type et une sorte de miniature.... A cette vocation se rapporte la place que Dieu assigne à la femme. Ce n'est pas une place inférieure . . . Mais c'est pourtant une place secondaire et dépendante.

durch ſeinen ſocialen Vorrang über die Frau erhaben. Vielmehr haben beide Geſchlechter das gleiche Ziel, ſich in der Erfüllung ihres Lebensberufes zu gleichwerthigen ſittlichen Perſönlichkeiten auszubilden und ſich in der Erziehung des Menſchengeſchlechtes gegenſeitig zu ergänzen. Durch die gleiche Moral, durch die Heiligung der Ehe und durch die Lehre von der freigewählten Eheloſigkeit hat das Chriſtenthum der Frau eine vordem ungekannte Selbſtändigkeit neben dem Manne gebracht, wie dies früher bereits dargethan wurde. Demgemäß läßt ſich die Stellung des Weibes nach der Lehre der katholiſchen Kirche alſo beſtimmen: In ſocialer Unterordnung ſoll das Weib im Beſitze der vollen und ganzen Menſchennatur als freie ſittliche Perſönlichkeit die Thätigkeit des Mannes in der Fortpflanzung und Erziehung des Menſchengeſchlechtes helfend ergänzen und ſo in der Nachfolge Chriſti das für beide Geſchlechter gleiche Lebensziel erreichen, von dem Paulus ſagt: „Alle ſeid ihr Kinder Gottes durch den Glauben, der in Chriſtus Jeſus iſt. . . Da gibt es nicht Mann noch Weib“ (Gal. 3, 27). Es braucht kaum geſagt zu werden, daß von der geſchilderten ſocialen Unterordnung des Weibes nur in jenen naturnothwendigen geſellſchaftlichen Bildungen die Rede ſein kann, die ſich organiſch aus der Ehe entwickeln. In allen andern zufälligen Vereinigungen, wobei die geſchlechtliche Ergänzung nicht in Betracht kommt, iſt dieſelbe ausgeſchloſſen. Nur kleinlicher Sophiſtik könnte es auch einfallen, aus unſerer Darlegung zu folgern, daß jedes Weib jedem Manne, mit dem es irgendwo und irgendwann zuſammentrifft, in jeder Beziehung untergeben ſei. Einer ſolchen lächerlichen Folgerung würde die Vorausſetzung fehlen, nämlich die Vereinigung der Geſchlechter nach dem Typus der Ehe.

Die vorausgehende theoretiſche Darlegung der kirchlichen Lehre haben wir nun aus der Geſchichte der Kirche zu beleuchten. Wir brauchen hiezu nur auf einige hervorragende Frauen aus verſchiedenen Zeitaltern hinzuweiſen. An allen

finden wir die beiden, im Begriff der weiblichen Perſönlichkeit verbundenen Momente, nämlich die ſociale Unterordnung und die perſönliche Entwicklung zu chriſtlich-ſittlicher Vollkommenheit. Nothwendigerweiſe müſſen wir dabei aber auch die hervorragendſten Männer und Lehrer namhaft machen. Nach dem Vorbilde des Weltapoſtels ſehen wir ſie alle eintreten für die ſittliche Befreiung und geiſtige Hebung der Frau; keinem aber iſt es eingefallen, die Schranken der ſocialen Unterordnung aufzuheben. Hiernach ſehen wir die Bildungsfrage, die Rechtsfrage und die Brotfrage, worein ſich die eine Frauenfrage auflöſen läßt, nach katholiſcher Auffaſſung beantwortet.

Biſchof Dupanloup's Buch „La femme studieuse", das in 7. Auflage (Paris, 1900) vorliegt, iſt durch ein Titelbild: „Die hl. Paula von Rom" geſchmückt. Paſſender hätte kaum ausgedrückt werden können, was Dupanloup mit ſeinem Buche angeſtrebt hat. Er will die ernſte Geiſtesbildung der Frau zunächſt in der Welt nach jenen Vorbildern befördern, welche die erſten chriſtlichen Jahrhunderte ſo hell erleuchten. „Was ich vor allem wünſche, das ſind nicht die gelehrten Frauen, ſondern verſtändige, einſichtige, aufmerkſame Frauen, die in allem unterrichtet ſind, was ihnen als Mütter, als Herrinen im Hauſe und für ihr Auftreten in der Welt nützlich iſt. Was man aber als eines der größten Uebel fürchten muß, das ſind leichtſinnige, flatterhafte, weichliche, arbeitsſcheue, unwiſſende Frauen, die als Freundinen des Vergnügens und der Zerſtreuung jede Arbeit und jede Pflicht haſſen und ſo unfähig ſind zu jeder geiſtigen Anſtrengung" (S. 132). Welche Frau war weiter entfernt von letzterem Schreckbilde und welche ſtellte mehr das erſtere Ideal Dupanloups dar, das zugleich das des Evangeliums iſt, als die hl. Paula? In dem Begleitſchreiben, das Dupanloup der „Geſchichte der hl. Paula" von Lagrange[1]) gewidmet

1) Deutſche Ueberſetzung. Brixen 1869. S. 7.

hat, ſagt er: „Ich habe darin den Geiſt der chriſtlichen Frau erkannt, ebenſo glühend als gemäßigt, ebenſo opferbereit als im Guten beharrlich; außerdem habe ich auch geſehen, welche Fruchtbarkeit und welche Kraft in dieſen verborgenen und hingebenden Exiſtenzen ſich entwickelte“.

Der großen Römerin fehlte freilich auch die gründliche Gelehrſamkeit nicht. Der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit, Hieronymus, findet nicht Worte genug, die Harmonie ihrer Herzensbildung und ihres hellen Geiſtes zu preiſen. Mit ihrer Tochter Euſtochium theilt ſie die Studien des Einſiedlers von Bethlehem, die damals den Höhepunkt aller Bildung ausmachten, nämlich die Leſung und Betrachtung der heil. Schriften. Keineswegs ſind aber dieſe Frauen als ſeltene Ausnahmen in der Väterkirche anzuſehen. Bei allen, die mit dem Chriſtenthum Ernſt machten, begegnet uns dieſe eifrige Beſchäftigung mit den höchſten Wahrheiten im Wetteifer mit den Männern. Die Unterhaltungen des genialen Auguſtinus mit ſeiner Mutter Monika in Oſtia ſind ein Beleg hiefür. Chriſtus hatte in ſeiner Kirche das öffentliche Lehramt in der höchſten Wiſſenſchaft des Heiles nicht deßhalb den Männern bezw. den Biſchöfen reſervirt, um die Frauen vom Wiſſen und der Bildung auszuſchließen. Vielmehr gelten hier die ſchönen Worte, womit Auguſtinus die Pflicht des chriſtlichen Lehrers ſchildert: „So muß der Chriſt ſein, daß er ſich nicht eitel über andere Menſchen erhebe. . . . Willſt du mehr ſein, als ein anderer Menſch, ſo wirſt du neidiſch auf ihn ſehen, ſobald du ihn dir gleich erblickſt. Du ſollſt aber wollen, daß alle Menſchen dir gleich ſeien, und haſt du jemanden an Klugheit übertroffen, ſo mußt du wünſchen, daß auch er klug ſei. So lange (ein anderer) ungelehrt iſt, bedarf er deiner; du erſcheinſt als Lehrer, er aber als Schüler; du ſtehſt alſo über ihm, weil du Lehrer biſt, er als Schüler ſteht unter dir. Wenn du nun nicht den Wunſch hegſt, ihn dir gleich zu ſehen, willſt du ihn immer zum Schüler haben. Allein in dieſem Falle biſt du ein neidiſcher

Lehrer. Lehrſt du aber mit Neid, wie biſt du dann überhaupt ein Lehrer? Höre doch den Apoſtel, wie er aus ſeinem liebevollen Herzen ſpricht: ‚Ich wünſchte, ihr wäret alle ſo wie ich!‘ Wie kam es, daß er alle zu ſeinesgleichen haben wollte? Deßhalb ſtand er über allen, weil er durch die Liebe alle gleich ſehen wollte“. . . [1]) Gemäß dieſen Worten des großen Lehrers von Hippo ſehen wir denn von Anfang der Kirche an die geiſtige Kluft in der Bildung zwiſchen den Geſchlechtern ausgefüllt. Die edelſten Lehrer betrachten die chriſtlichen Heilswiſſenſchaften nicht als privilegirten Schatz, den ſie für die Männer neidiſch hüten müſſen, ſondern freuen ſich, wenn die Frauen nach dem Vorbilde von Lazarus' Schweſter zu Jeſu Füßen ſich denſelben aneignen; ja ſie loben diejenigen, welche hierin die Männer übertreffen. „Ce n'est pas seulement le coeur de la femme qu'ils estiment, c'est l'intelligence“, ſagt ſehr wahr E. Lamy in ſeinem Aufſatz: La femme et les penseurs (Le Correspondant. 25. Fev. 1901. p. 693) von den Kirchenvätern im allgemeinen. Als hervorragendes Beiſpiel ſei die jüngere Melania († 439) erwähnt, deren Leben uns von einem prieſterlichen Zeitgenoſſen überliefert iſt.[2]) Nachdem ſie mit ihrem Gemahl auf die erſtaunlichen Beſitzthümer in Rom verzichtet und ſich nach Tagaſte in Afrika begeben hat, erſcheint ſie als eifrigſte Schülerin des Biſchofs Alipius, „deſſen Buch nie aus ihren Händen kam“. In dem Jungfrauenkloſter, das ſie ebendort gründet, iſt ſie die ganze Woche mit Schreiben beſchäftigt, hört aber gleichzeitig einer vorleſenden Schweſter mit ſolcher Aufmerkſamkeit zu, daß ſie jeden Leſefehler derſelben verbeſſerte Viermal in jedem Jahre lieſt ſie das ganze alte und neue Teſtament durch. Als ſie nach dem Tode ihres Gemahls in Jeruſalem einem Jungfrauenkloſter vorſteht, wächst die Ehrfurcht vor

1) In epist. Joannis. Migne. 35. col. 2040.
2) Analecta Bolland. t. VIII. 19—63.

ihr immer mehr. Wie eine Mutter und Lehrerin wird ſie ſelbſt von den Biſchöfen angeſehen. Ihre Mahnung an ihre geiſtlichen Töchter lautet: „Da ihr Tag für Tag die göttlichen Schriften leſet, ſo ſehet wohl zu, daß ihr auch deren Gebote beobachtet, eingedenk des Pauliniſchen Wortes, daß ohne die Liebe kein anderes Werk etwas nützt“. „Und da ſie“, fügt ihr Biograph bei, „ſelbſt alles wußte, that und lehrte, demüthigte ſie ſich doch ſtets als ob ſie nichts wüßte, indem ſie ſagte: In allem kann der Teufel die Diener Gottes nachahmen, nur nicht in der Demuth und der Liebe“.

Hand in Hand aber mit dieſer hohen Geiſtes- und Herzensbildung geht ihre demüthige Unterwerfung zunächſt unter ihren Gemahl, ſodann unter die kirchlichen Oberen. In geradezu klaſſiſcher Weiſe vereinigt ſie den Rechtsanſpruch auf ihre perſönliche Freiheit mit der Unterordnung unter den Gemahl, da ſie dieſen zur tugendſamen Enthaltſamkeit bewegen will mit den Worten: Si volueris habitare mecum secundum legem castitatis et continentiae, dominum meum te cognoscam et dominatorem te vitae meae esse confitear. Nicht minder bezeichnend darf ihre Empfehlung des Gehorſams genannt werden. „Ohne Gehorſam“, pflegte ſie zu ſagen, „können nicht einmal die exiſtiren, die draußen (außer der Kirche) ſind. Sehet doch, wie in den Häuſern der Welt einer über dem andern ſteht. Betrachtet ebenſo in der heiligen Kirche Gottes, wie ſelbſt die Biſchöfe unter dem Haupte der Biſchöfe ſtehen und das Haupt der Biſchöfe unter der Synode. Alle ſind alſo zum Gehorſam verpflichtet und nichts Gutes kann es geben ohne Gehorſam.“ Das iſt freilich eine andere Bildung und eine andere Sprache als die der modernen Frauenrechtlerinen.

Dagegen gleichen ihr aufs genaueſte die chriſtlichen Frauen des Mittelalters. Pfarrer Köſterus hat in ſeiner Studie „Frauenbildung im Mittelalter“ (Würzburg 1877) ein farbenprächtiges Bild entworfen, ohne der Aufgabe des ſtrengen Hiſtorikers untreu zu werden. Hier ſei einfach

darauf verwieſen. Dieſelbe Geiſtesbildung iſt auch bei den germaniſchen Chriſtinen zu finden, welche wir an den chriſtlichen Frauen von römiſcher und griechiſcher Herkunft bewundern. Wenn Biſchof Amalarius von Metz in ſeinem Regelbuch für Nonnenklöſter als Lehrziel der Novizinen die Erlernung der Pſalmen, der ſalomoniſchen Sprüche, des Buches Job, der Evangelien und der Apoſtelgeſchichte hinſtellt, ſo kann die Kirche im 9. Jahrhundert die Frauen nicht als ſchwachſinnig oder als „geiſtig inferior“ betrachtet haben. Die große Ciſtercienſerin Gertrud von Helſta († 1303) legt in außerordentlicher Weiſe von der ernſten und hohen Frauenbildung auf der Höhe des Mittelalters Zeugniß ab. Aus ihren Schriften ergibt ſich nicht bloß ihre theologiſche Bildung, ſondern auch aus welchen Quellen ſie dieſelbe mit Vorliebe ſchöpfte. Die Werke des hl. Auguſtinus und des hl. Bernhard gehören dazu an erſter Stelle; mit Gregor dem Großen und Hugo von St. Viktor iſt ſie gleichfalls vertraut.[1]) Im ſüdlichen Deutſchland begegnet uns im 14. Jahrhundert u. a. die Gottesfreundin und Kloſterſtifterin Leutgard von Wolfach († 1347). An unerſchrockener Verfolgung ihrer Pläne ſteht ſie keinem Manne nach; in der mütterlichen Sorge für Arme und Kranke übertrifft ſie die meiſten. Ihre Geiſtesbildung aber beſchreibt ihr Biograph alſo:[2]) „Ein ſeltenes Gedächtniß ermöglichte es der Unermüdlichen, ſich den großen Inhalt der Bibel anzueignen, wie ihn kaum ein gelehrter Geiſtlicher inne haben mochte, und in weniger als zwei Monaten den ganzen Pſalter auswendig zu lernen. Ihr ſcharfer Verſtand durchſchaute alles und den meiſten Menſchen ſah ſie ihre Neigungen und

1) Vgl. Gabriel Ledos, Sainte Gertrude. 2. éd. Paris 1901. S. 72.

2) J. Bader, Deutſche Frauenbilder aus verſchiedenen Jahrhunderten. Freiburg 1877. S. 56.

Leiden ſchon im Geſichte an." Aber auch die Quelle dieſer Vollkommenheit wird uns angegeben: „Die unermüdliche Geduld, womit das engelhafte Weſen ſolche Schmähungen und alle Widerwärtigkeiten des Lebens ſiegreich ertrug, floß aus der ſteten Betrachtung des Leidens Chriſti. Und was Schlimmes auch von außen über die Dulderin erging, ſo wurde doch ‚ihr inwendiger Menſch' davon keineswegs bewegt, denn dieſen belebte die entſchiedenſte Zuverſicht auf den Beiſtand des Herrn im Himmel." Zu gleicher Zeit hält in Bologna die Tochter des Canoniſten Johannes Andreä († 1348), Novella, zuweilen die Vorleſungen auf der Univerſität für den erkrankten Vater.[1])

Von der Zeit an, da die Auflehnung Luthers gegen die kirchliche Autorität wirklich die Würde und die Geiſtesbildung des Weibes herabdrückte, treten in der katholiſchen Kirche auffallend viele Frauen unterſtützt von den edelſten Männern auf, um die Erziehung des weiblichen Geſchlechts nach der alten katholiſchen Ueberlieferung zu ſichern und zu heben. Angela von Brescia erfreut ſich der beſonderen Gunſt der Päpſte in ihren Bemühungen; der hl. Karl Borromäus bildet ihr Inſtitut weiter aus. Die hl. Johanna Franziska von Chantal läßt ſich ohne den weiſen Franz von Sales kaum denken. Unter dem großen Apoſtel der chriſtlichen Charitas, Vincenz von Paul, wird Luiſe von Marillac gebildet, die heute in den etwa 30000 filles de la charité (Vincentinerinen) fortlebt. An die Spitze dieſer Frauen der Neuzeit, aus deren Menge wir nur einige herausgegriffen haben, möchten wir indeß unſerem Zwecke entſprechend die hl. Thereſia von Jeſus († 1582) ſtellen. Welche Kraft und Geiſtesgeſundheit findet ſich in allen ihren Werken, die an ſprachlicher Vollendung zur klaſſiſchen

1) Schulte, Lehrbuch des katholiſchen Kirchenrechts. Gießen 1863. S. 72.

Nationalliteratur der Spanier gezählt werden. Als energiſche Feindin jeder weichlichen Gefühlsſchwärmerei faßt ſie überall den Ernſt des wirklichen Lebens ins Auge, ohne die höchſten Ideale aus dem Auge zu verlieren. Sie entwickelt ein Organiſationstalent in der Reformation und Verbreitung ihres Ordens, das jedem Manne zur Ehre gereicht. Mit feiner Ironie macht ſie an nicht wenigen Stellen ihrer Werke ihre Ueberlegenheit über viele ihrer männlichen Zeitgenoſſen geltend. Auch der Klerus muß ſich ihre freimüthige Kritik gefallen laſſen, die ſelbſt den hl. Hieronymus nicht verſchont. Dabei bleibt ſie aber gänzlich fern von frauenrechtleriſcher Arroganz, die beim bloßen Worte „Unterordnung" ſchon in nervöſe Aufregung geräth. Geht ſie in allen Tugenden weit über das Mittelmaß hinaus, ſo ſteht ſie doch rieſengroß als Frau und als Chriſtin in der demüthigen Selbſterniedrigung und im Leidensheroismus da. Sie charakteriſirt ſich ſelbſt am beſten durch ihr Wort: „Demuth iſt Wahrheit" und durch ihren Gebetsruf: „Herr leiden oder ſterben!" Die eine Thereſia genügt, um die Bezeichnung „das ſchwache Geſchlecht" für das weibliche Geſchlecht auf dem Gebiete der übernatürlichen Sittlichkeit als unberechtigt zu erweiſen. Es iſt aber wohl zu betonen, daß nur die ungeſchmälerte Gnadenkraft, die Chriſtus ſeiner einzigen Kirche anvertraut hat, dem Manne wie dem Weibe die natürliche Schwäche zu überwinden hilft, und daß nur das katholiſche, ernſterfaßte Chriſtenthum den phyſiſch ſtärkeren Mann von der Geringſchätzung „des ſchwachen Geſchlechtes" gründlich bekehrt. Treu den Traditionen ſeines ehrwürdigen Ordens und erfüllt von echt kirchlichem Geiſte hat P. Albert M. Weiß in ſeiner ernſten und geiſtvollen Weiſe letztere Wahrheit in dem Kapitel: „Das ſchwache Geſchlecht"[1]) ausgedrückt, das allen Frauenrechtlerinnen und

---

1) Apologie des Chriſtenthums vom Standpunkte der Sittenlehre 2 Bd. 1879. S. 768—787.

allen Spöttern über „das ſchwache Geſchlecht“ dringend empfohlen ſei. Die erſteren können daraus den rechten Weg zur Ueberwindung der menſchlichen und weiblichen Schwäche lernen; derſelbe beſteht nicht darin, daß das Weib durch das unnatürliche Verlangen nach ſocialer Gleichſtellung ſtark ſein will. Den letzteren aber ſagt der katholiſche Ordensmann: „So viel iſt gewiß, daß der Mann nur dann verſucht ſein kann, das ſchwache Geſchlecht als ſittlich ſchwächer zu betrachten, wenn er ſeine eigenen Erfahrungen vergißt.“

Aus der jüngſten Vergangenheit nennen wir als Beiſpiele für die Geiſtes- und Herzensbildung, welche das Weib im engen Anſchluß an die katholiſche Kirche erringen kann, nur drei Namen: die Amerikanerin Eliſabeth Seton (1774 bis 1821), die Engländerin Georgiana Fullerton (1812—1885) und die Deutſche Emilie Linder (1797—1867). Alle drei ſind durch energiſche Geiſtesarbeit abgeſehen von der Gnade nicht ohne Leidensſchule zur katholiſchen Kirche geführt worden. Alle drei haben ſeltene Geiſtesbildung mit tiefer Demuth vereinigt, an allen dreien iſt keine Spur von frauenrechtleriſchem Auftreten bei aller Bemühung um die Förderung des eigenen Geſchlechtes zu entdecken. Es würde ſich lohnen, den Typen, die das „Buch der Frauen“ von Laura Marholm (4 Aufl. 1896) ſchildert, ſolche katholiſche Typen entgegenzuſtellen. Kaum läßt ſich ein glänzenderer Kreis von Geiſtesmännern denken, als der, in welchem die Malerin Emilie Linder ſich in dem einzigartigen Alt-München bildet. Selten gibt der Schöpfer einem Menſchen ſo reiche Geiſtesgaben mit, wie dieſer Frau, und eben ſo ſelten ſind die, welche ſo emſig mit den anvertrauten Pfunden wuchern. Lärm aber hat ſie nicht gemacht. „Obwohl“, ſagt ihr Biograph in dem ſo treuherzig geſchilderten Lebensbilde,[1]) „ihr Leben nie nach außen hervortrat, hat ſie doch vielleicht mehr

1) Erinnerungen an Emilie Linder von Dr. F. Binder. München 1897.

gewirkt, als manche geräuſchvoll gefeierte Tagesberühmtheit. Aber die ſtille Anſpruchsloſigkeit bildete eben einen Grundzug in ihrem Weſen; ſie gehörte zu den Menſchen, die wenig geredet und viel gethan haben."

Unſern kurzen Blick über die Geiſtesbildung der Frau in der Geſchichte der katholiſchen Kirche wollen wir ſchließlich auf dem Namen der Dichterin Emilie Ringseis († 4. Febr. 1895) ruhen laſſen. Sie verdient es wegen ihres Schwanengeſanges: „Der Königin Lied." Unter dem Geſichtspunkte der Frauenfrage hat dieſes Meiſterwerk einer Dichterin von Gottes Gnaden kaum noch die genügende Würdigung gefunden. Und doch war Emilie Ringseis, die unter den deutſchen Dichterinen würdig neben Annette von Droſte-Hülshoff ſteht, ſelbſt von dem Verlangen ihr Geſchlecht zu erheben bei dieſem Geſange begeiſtert. In den „Vorſprüchen" ſingt ſie:

„Galt der Erlöſung Frucht nur dem Manne, dann ziemte ſich Ausſchluß
Freilich des anderen Geſchlechts auch von erlöſender That;
Galt ſie dem Weibe zugleich, dann mußte der Retter geſchlechtlos
Kommen, — wo nicht, in die That liebend verweben das Weib." —

„Der Königin Lied" kann als der großartigſte Beitrag zur Frauenfrage bezeichnet werden, den die katholiſche Kirche durch ihre echte und edle Tochter den deutſchen Frauen der Gegenwart geboten hat. Wer über dieſe Behauptung erſtaunt ſein ſollte, kennt die Bedeutung der Ideale für das Leben nicht.

Eine ſolche Gleichheit der Geiſtesbildung, welche die Geſchlechter trotz des verſchiedenen ſocialen Berufskreiſes in gleicher Würde vereinigt, iſt freilich blos denkbar bei völliger Uebereinſtimmung von Mann und Weib über die letzte und höchſte Aufgabe des Lebens. Ebendeßhalb bekämpft

die katholiſche Kirche ſo nachdrücklich die gemiſchten Ehen und ſtrengt alle Kräfte an, um die Einheit des Chriſtenglaubens herbeizuführen.

Mit der Einheit des Glaubens hängt die gleiche Moral für Mann und Weib innig zuſammen. Daher können wir in wenigen Sätzen zuſammenfaſſen, was die katholiſche Kirche in den 19 Jahrhunderten ihres Beſtandes für die Rechtsſtellung des Weibes angeſtrebt hat, zumal in den vorausgehenden Artikeln hievon bereits die Rede war. Die Kirche hat von Anfang an unbedingt die gleiche eheliche Treue vom Manne gefordert wie von der Frau. Der lange Kampf für die Heiligkeit und Unauflöslichkeit der Ehe, der ohne Waffenſtillſtand bis heute von der katholiſchen Kirche geführt worden iſt, war in erſter Linie ein Kampf für die Frau. Dasſelbe gilt von der Hochſchätzung der freiwilligen Ehelosigkeit aus religiöſen Gründen. Die Frauen haben die Bedeutung dieſer Kämpfe für ihr Intereſſe auch herausgefühlt. So oft die politiſche Macht mit der Kirche in dieſen Punkten in Streit gerieth, ſtand die chriſtliche Frau ſtets auf Seiten der Kirche. Sie erkannte inſtinktmäßig, daß die ſtaatliche Macht ſtets geneigt iſt, die Neigung des Mannes zum Mißbrauch ſeiner Kraft und zur Sinnlichkeit zu ſchonen oder gar zu unterſtützen, während die prieſterliche Gewalt im Chriſtenthum zur Vertheidigung der Tugend und zur Abwehr der zügelloſen Leidenſchaft verpflichtet iſt. Dieſelbe Erfahrung konnten die Frauen auf wirthſchaftlichem Gebiete machen. Es läßt ſich nicht leugnen, daß die Umgeſtaltung des wirthſchaftlichen Lebens die Exiſtenzſorgen der großen Mehrzahl der Frauen im Vergleich zu denen des Mannes bedeutend vermehrt hat. Der Staat hat gegen das Syſtem der billigen Hand zur Unterdrückung des Weibes aus freien Stücken ſehr wenig gethan. Schon ſeit dem Ausgange des Mittelalters hat in dieſer Beziehung die Zurückdrängung des Weibes vom ſelbſtändigen Erwerbe

begonnen. Die Gegenwart hat gerade in dieſem Punkte die Frauenfrage brennend gemacht. Für die Kirche ſind daher neue Aufgaben entſtanden, vor die ſie in der Vergangenheit wenigſtens nicht in dieſem Umfange geſtellt war. Wie die alten kirchlichen Grundſätze auf die neuen Verhältniſſe anzuwenden ſind, um der Frau eine der chriſtlichen Gerechtigkeit entſprechende Stellung zu ſichern, bleibt uns daher zu erörtern übrig.

V.

Ueber die Bevölkerungsgeſetze.[1]

Die Bevölkerungsgeſetze, d. h. die Geſetzmäßigkeiten, nach denen die Bewegung der Bevölkerung eines Landes vor ſich geht, und die in den Todesfällen, Geburten, Heirathsziffern zum Ausdruck kommen, ſind wohl die ſchwierigſte Partie der Nationalökonomie und ſeit Malthus der am heißeſten umſtrittene Punkt. Daß ſie in der Nationalökonomie behandelt

1) Les Lois de la Population et leur application à la Belgique par G. Gauderlier, Ingénieur. Principaux phénomènes démographiques. Lois des mariages. — Courbes normales de la matrimonialité. Lois des naissances. — Calculs des conceptions légitimes. Lois des décès. — Lois de la population totale. Application de ces lois aux provinces de la Belgique. — Bruxelles. Société Belge de Librairie. Oscar Schepens & Cie. Éditeurs. Rue Treurenberg 16. Lex. 4° 569 p.

werden, hat ſeinen Grund darin, daß die wirthſchaftliche Lage der Bevölkerung auch auf die Zu- und Abnahme von großem Einfluß iſt, freilich nicht in jenem Maße, wie Malthus angenommen hat und ſeine Epigonen, noch weiter gehend als ihr Meiſter, gemeint haben.

Der Verfaſſer des vorliegenden Werkes ſucht die Bevölkerungsgeſetze für die einzelnen Länder Europas feſtzuſtellen. Er macht dadurch ſeine Aufgabe, die ja zunächſt der Bevölkerungsbewegung eines einzelnen Landes, Belgiens, gilt, etwas complicirt, gewinnt aber eben durch die Beobachtung der Bevölkerungsziffern auch der anderen Länder einen feſten Standort und einen ſicheren Maßſtab. Das Erſte bildet die Bewegung in der Statiſtik der Heirathen. Der Satz, daß die Höhe der Getreidepreiſe die Höhe der jährlichen Heirathen regulirt, wird zwar, wie der Verfaſſer zeigt, innerhalb gewiſſer Grenzen an ſich unbeſtritten ſein (S. 62), weil eben die leichte oder ſchwere Beſchaffung der Lebensmittel auch auf den Entſchluß, eine Familie zu gründen, von maßgebendem Einfluß iſt; derſelbe Satz erfährt aber doch wieder eine bedeutende Modifikation, ſeit nicht mehr der im Lande erzeugte Getreidevorrath die Preisbeſtimmung regelt; das importirte Getreide drückte die Getreidepreiſe, ohne daß deswegen ſchon die geſammte wirthſchaftliche Lage der Erhöhung der Heirathenziffern ungünſtig war. Dieſe Thatſache wird nun durch ſorgfältige Beobachtung der zur Verfügung ſtehenden ſtatiſtiſchen Zahlenreihen für die einzelnen Länder nachgewieſen (S. 69 ff).

Was zunächſt Frankreich anlangt, ſo ſucht es der Verfaſſer als ein Vorurtheil zu erweiſen, daß hier die Heirathen eine feſtſtehende Größe ſeien, wodurch die Bevölkerungszunahme ausgeſchloſſen ſei (S. 88). Vielmehr ſeien blos die unehelichen Geburten in der Abnahme begriffen (S. 90). Aber damit ſcheint es ſich doch nicht recht in Einklang bringen zu laſſen, wenn wir gleich darauf hören, daß die eheliche Fruchtbarkeit abnimmt (S. 91). In Preußen haben die Ehen die Tendenz, abzunehmen, während hinwieder die unehelichen

Geburtsziffern eine Steigerung aufweiſen. Belgien und England weiſen eine Abnahme der unehelichen Progenitur auf (S. 95 ff.). Irland, das wirthſchaftlich in elender Lage ſich befindet, beſitzt die geringſte Verehelichungsziffer, während die eheliche Progenitur ſo ſtark iſt wie im reichen England (S. 99). Der Zuwachs der Bevölkerung aus unehelichem Nachwuchſe iſt hier äußerſt gering. Es zeigt ſich aber des weiteren die wichtige Thatſache, daß die ökonomiſchen Thatſachen durchaus nicht allein maßgebend ſind für die Heirathsfrequenz, und daß es ein Geſetz des Ausgleiches, wie es der Verfaſſer nennt, zwiſchen Perioden mit geringer und ſehr hoher Heirathsziffer gibt (S. 120), das natürlich im Einzelnen wieder Ausnahmen erleidet (S. 125). Die aufgeführten Länder zeigen insgeſamt innerhalb der Jahre 1845—74 eine anſteigende Linie (mit Ausnahme Preußens S. 127). Frankreich beanſprucht aber hier eine Sonderſtellung. Die ſich hier findende ſchwache Heirathsfrequenz glaubt der Verfaſſer ausſchließlich in ökonomiſchen Urſachen erblicken zu müſſen (S. 145). Eine durch Thatſachen erhärtete Beobachtung ſcheint es zu ſein, daß im Allgemeinen das mittlere Alter der Verehelichung abnimmt (S. 131).

Bezüglich der Bewegung der Geburten äußert Gauderlier die Anſicht, daß es hier eine Menge ſchiefer Aufſtellungen zu berichtigen gebe (S. 149). Die Fruchtbarkeit der Ehen hängt nicht ausſchließlich von ökonomiſchen Faktoren ab, als deren Repräſentant die Getreidepreiſe gelten. Man darf nicht ſagen, daß letztere gar keinen Einfluß ausüben, aber ſicherlich nicht einen ſo mächtigen, als man ſchon glauben wollte (S. 156). Auch gibt es keine Relation zwiſchen legitimer und illegitimer Fruchtbarkeit (S. 160). Dagegen glaubt der Verfaſſer, daß die Fruchtbarkeit in den erſten zehn Jahren der Ehe am ſtärkſten iſt und von da ab ſinkt. Auch in den größeren Städten nimmt dieſelbe in Folge verſchiedener äußerer Einflüſſe, die auf ſie ungünſtig einwirken, ab (S. 160). Die größere Geburtenzahl in den Städten im Vergleich zu dem platten Lande iſt nach des Verfaſſers Anſicht nur Schein,

weil in den Städten durchſchnittlich mehr Frauen in dem fruchtbarſten Lebensalter verheirathet ſind. Daß in den größeren Städten mehr verheirathet ſind, hat ſeinen Grund darin, daß diejenigen, die vom Lande in die Städte wandern, meiſt noch nicht verheirathet ſind, aber im heirathsfähigen Alter ſtehen und in der Stadt, wo ſie ſich eine Lebensſtellung ſuchen, in die Ehe treten.

In dieſer Erſcheinung glaubt auch der Verfaſſer einen der Gründe für die Abnahme der Fruchtbarkeit in Frankreich zu finden. Denn in dieſem Lande ſind die Wanderungen vom Lande nach den Städten ſehr beträchtliche und infolgedeſſen nimmt die Fruchtbarkeit des platten Landes im Vergleich zu den Städten ab (S. 188). Der Verfaſſer berückſichtigt zwar auch eine Kategorie von künſtlichen Urſachen, die in Frankreich auf den Rückgang der Geburtenziffern hinwirken, aber er hält ſie für ſehr nebenſächlich. Dieſe Urſachen, meint er, haben immer exiſtirt, es ſei gar nicht recht zu begreifen, warum ſie plötzlich auf die Verminderung der Geburten in Frankreich ſo mächtig einwirken ſollten. Ihr Einfluß ſei weit geringer, als man glaubt (S. 190). Ob nicht hier der Verfaſſer doch etwas zu optimiſtiſch urtheilt? In Frankreich ſei eben die ſchwache Geburtenzahl auf das Conto vor allem wirthſchaftlicher Faktoren zu ſetzen. Die Bedürfniſſe ſeien hoch geſteigert, aber ſchwerer zu befriedigen in einem Lande, das viele Steuern zu leiſten hat und durch mancherlei finanzielle Kriſen heimgeſucht wurde. Deswegen ſei die Luſt zum Heirathen eine geringe. Dagegen ſeien die hygieniſchen Verhältniſſe ſehr günſtige zu nennen, die Leute erreichen durchſchnittlich ein hohes Alter, was wieder hemmend auf die Vermehrung des Nachwuchſes einwirke. Endlich ſind, wie bereits erwähnt wurde, die Wanderungen im Innern des Landes ſehr beträchtlich — kurz alle Umſtände, welche die Geburtenzahl überhaupt vermindern, finden ſich in dieſem einen Lande vereinigt (S. 197). Das gerade Gegenſtück zu Frankreich iſt in der Geburtenſtatiſtik Rußland. Dieſes weiſt die größte Geburtenzahl auf, und zwar findet ſich die höchſte Ziffer im Centrum Rußlands, und je weiter entfernt

die Länder von Rußland liegen, deſto mehr ſinkt auch die Zahl der Geburten (S. 46 ff.).

In der Erörterung der Sterblichkeitsſtatiſtik kommt der Verfaſſer auch auf die Theorie des Malthus zu ſprechen. Eine treffliche eindringende Kritik derſelben kommt trotz Anerkennung einzelner werthvoller und haltbarer Beſtandtheile derſelben doch zum Schluß, daß das von Malthus verkündete Geſetz nicht aufrecht zu erhalten ſei. Es finde Anwendung auf die Thierwelt, nicht aber auf die Menſchen (S. 240). Den kleineren Theil des Werkes (S. 313—370) füllt die Beſchreibung der Bevölkerungsbewegung in Belgien.

Die trockenen Zahlenreihen, mit welchen der Verfaſſer operiren muß, werden belebt durch werthvolle graphiſche Blätter, welche im Bilde die Bewegung der Bevölkerungsgeſetze veranſchaulichen. Durch die graphiſche Darſtellung wird das Verſtändniß der ſchwierigen Materie weſentlich erleichtert Am Schluß des Werkes iſt eine Karte beigefügt (Europe démographique), welche die geographiſche Vertheilung der Sterblichkeit und des Geburtenzuwachſes für ganz Europa im Jahre 1883 veranſchaulicht.

Dr. Walter.

VI.

Zwei Briefe König Ludwigs I. an Görres.

Die Görresgeſellſchaft hat jüngſt, in den letzten Tagen des Mai, zu Koblenz das Jubelfeſt ihres 25jährigen Beſtehens gefeiert. Die feſtliche Stimmung, in der die Geſellſchaft im Rückblick auf das Errungene ihr Silberjubiläum begehen konnte, gewann noch eine beſondere Weihe durch den Umſtand, daß es an der Geburtsſtätte des großen Geiſteshelden gefeiert wurde, unter deſſen Zeichen ſie vor einem Vierteljahrhundert ins Leben getreten und ſeitdem ſo triebkräftig, von Jahr zu Jahr tiefer Wurzel faſſend, ſich entfaltet. Dieſer Stimmung hat Herr Prof. H. Grauert lebendig Ausdruck gegeben in ſeiner Anſprache an den Präſidenten der Geſellſchaft, wobei er in kurzen, geiſtvoll markigen Zügen die Größe und Eigenart Joſephs von Görres zeichnete und die Bedeutung dieſes univerſellen Geiſtes auch für unſere Zeit vor Augen führte. (Der Wortlaut iſt mitgetheilt in der Wiſſ. Beilage der Germania Nr. 24 vom 14. Juni 1901.)

Ich möchte den Anlaß benützen, zwei bisher nicht gedruckte Briefe von König Ludwig I. an Görres zu veröffentlichen, welche zu einer künftigen, von der Görresgeſellſchaft in Ausſicht genommenen Biographie des berühmten Gelehrten einen kleinen Beitrag bieten.

Digitized by Google

Beide Briefe gehören dem letzten Jahrzehnt von Görres' Lebens- und Ludwigs I. Regierungszeit an und bekunden die hohe und dauernde Werthſchätzung, die der edle Fürſt dem genialen Koblenzer bewahrte.

Der erſte Brief, aus dem Jahre 1842, ein Anerkennungsſchreiben für die eben erſchienene Schrift „Der Kölner Dom und das Münſter von Strasburg“ (Regensburg 1842), iſt vom König ganz eigenhändig geſchrieben und beſonders dadurch intereſſant, daß er ſelbſt beſtätigt, daß die Ernennung zum ordentlichen Mitglied der k. bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften durch ſeine perſönliche Initiative erfolgte.

Der zweite Brief, vom Jahre 1845, iſt ein Dankſchreiben für die Ueberlaſſung eines vollſtändigen Exemplars des „Rheiniſchen Merkur“, das der König ſich von Görres zur Einſicht erbeten hatte. In dieſem Brief iſt die Unterſchrift und die Nachſchrift von des Königs eigner Hand. F. B.

I.

Berchtesgaden 31 Auguſt 1842.

Mein werther Herr Profeſſor von Görres,

Belobung verdient Ihr Gedanke dieſes Werk (welches Sie mir geſchickt wofür ich innig danke) über den Cölner Dom und Straßburger Münſter zu ſchreiben und dafür wie Sie es thaten, und Belobung daß Sie deſſen Ertrag für des erſten Vollendung beſtimmt haben. Bin mit Ihnen einverſtanden daß die Ausbauung treu geſchehen ſolle nach dem urſprünglichen Plane. Ein vorzügliches Anliegen iſt mir dieſes in ſeiner Art herrlichſten Werkes Vollendung, wozu teutſche Beharrlichkeit erforderlich. Geweckt muß dieß Gefühl zuweilen werden, und hoch erfreulich wenn von Männern, von ſolch' hervorragenden, wie Görres, es geſchieht. Sie wiſſen, was ich auf Sie halte, ein neues

Merkmal davon werden Sie in Ihrer neulichen Ernennung durch mich zum ordentlichen Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften geſehen haben, der Sie eine Zierde derſelben ſind. Wenig Zeit habe ich zum Leſen, aber an das was aus Görres Feder floß hat ſich gleich gemacht

der Sie zu würdigen wiſſende

Ludwig.

II.

Mein Herr Hofrath und Profeſſor von Görres!

Sie hatten die Gefälligkeit, Mir mit Ihrem Schreiben vom 31ten vor. Mts. ein Exemplar des Rheiniſchen Merkurs nicht nur nach Meinem Wunſche zur Einſicht zuzuſenden, ſondern auch daß Ich es für Meine Privat-Bibliothek behalten dürfe, anzubiethen. Ungeachtet des Papiers, weßhalb Sie ſich entſchuldigen, wünſche Ich es zu behalten, da es eines Inhalts iſt, der für Mich hohen Werth hat. —

Ich danke Ihnen demnach, und benütze gern den Anlaß, Sie Meines Königlichen Wohlwollens zu verſichern.

Ihr wohlgewogener König

Ludwig

München den 5ten Jänner 1845.

Wiederhohle meinen innigen Dank.

VII.

Zur kunſtgeſchichtlichen Literatur.

(Springer's Handbuch der Kunſtgeſchichte.)

Die günſtige Aufnahme, welche bei ihrem Erſcheinen die „Kunſthiſtoriſchen Bilderbogen" und das von dem verdienten A. Springer hiezu geſchriebene „Textbuch" fanden iſt auch dem ſpäteren Unternehmen: Bilder und Text in praktiſcher Weiſe zu einem Handbuch der Kunſtgeſchichte zu vereinen, ungeſchmälert geſichert geblieben. Beleg hiefür iſt die vorliegende ſechſte Auflage des erſten, die Kunſt des Alterthums behandelnden Bandes.[1]

Die gediegene textliche und illuſtrative Ausgeſtaltung, die das Handbuch in ſteter Entwicklung genommen hat, macht die ſympathiſche Aufnahme des Werkes auch völlig erklärlich. Die Zwecke eines Handbuches feſt im Auge habend, läßt Dr. Michaelis bei ſcharfer Abgrenzung und präciſer Faſſung ſeines Stoffes keinen Geſichtspunkt unberückſichtigt, der allenfalls neue Anregungen und Streiflichter über entlegene Kunſtgebiete wecken könnte.

---

1) Anton Springers Handbuch der Kunſtgeſchichte. I. Das Alterthum. 6. Auflage, neu bearbeitet von Adolf Michaelis. Mit 652 Abbildungen im Text und 8 Farbendrucken. Leipzig, E. Seemann. 1901. Elegant in Leinen gebunden 8 Mark.

Digitized by Google

Wenn im Großen und Ganzen die Beurtheilung der Kunſtthätigkeit der älteſten Culturvölker keine weſentliche Veränderung mehr erfahren dürfte, ſo geben doch die fleißig unternommenen neueren Forſchungen und Ausgrabungen Material genug, um berichtigend oder ergänzend auf die kunſtgeſchichtliche Literatur einzuwirken. So ſehr ſpröde und einſeitig, wie uns z. B. früher die ägyptiſche Kunſt erſchien, dünkt uns dieſelbe heute doch nicht mehr. Iſt uns auch die eigentliche Kenntniß der Kunſtanfänge im Nillande noch immer gründlich verſchloſſen, da in den erhaltenen Werken des ſogenannten alten Reiches bereits eine in ihrer Eigenart völlig ausgeprägte Kunſtform ſich vorfindet, ſo zeigen immerhin die bald leiſer bald ſtärker erkennbaren Schwankungen der Kunſtthätigkeit im alten wie im mittleren und neueren Reiche eine gewiſſe Beweglichkeit des ägyptiſchen Kunſt- und Volksgeiſtes. Daß Aegypten — im Gegenſatze zu den Staaten des meſopotamiſchen Stromlandes — neben der höfiſchen auch eine wirkliche Volkskunſt gezeitigt hat, iſt eine höchſt beachtenswerthe Erſcheinung. Gerade die volksthümliche Kunſt Aegyptens hat es durch ſcharfe Naturbeobachtung in realiſtiſch treuer Darſtellungsform oft erſtaunlich weit gebracht, was wir vor allem auf dem Gebiete des Porträts beſtätigt finden. Manche derartige Leiſtung dünkt uns geradezu ein Räthſel. Die Formenbeherrſchung, welche z B. die im Berliner Muſeum befindliche Baſaltbüſte eines alten Mannes bekundet, wirkt wahrlich verblüffend und wir möchten hier, entgegen der im Handbuch vertretenen Meinung, doch Jenen beipflichten, die ſolch ein fortgeſchrittenes Werk mehr der helleniſch-römiſchen als der ſaitiſchen Zeit zuerkennen wollen.

So hoch wir die techniſche Gediegenheit und die einzelnen Bravourleiſtungen in gewiſſen Kunſtfächern bei Aegyptern, Babyloniern und Aſſyrern auch anſchlagen, der Schein des Gebundenen, Eingeengten und Schwerfälligen lagert immer wie ein Bleigewicht auf ihren Schöpfungen. Gleich im Dämmerdunkel aufzitternden ſeltenen Irrlichtern flackern nur wenige Spuren des wahrhaft Kunſtſchönen über den einſtigen Schaffensfeldern der genannten Völker. Wie iſt es doch anders in der

vom Sonnenlichte höchſter Schönheit umflutheten Kunſtwelt Hellenenthums!

Seit Schliemann ſeine epochemachenden Ausgrabun vollführte, iſt die Einleitung in Griechenlands Kunſtgeſchi um eine wichtige Vorſtufe bereichert worden. Wir kennen genauer die Brücken und Verbindungswege, auf denen kunterbunte Gewirre aſiatiſcher Formen zur nöthigen A ſcheidung und Umgeſtaltung nach den ägäiſchen Inſeln dem europäiſchen Feſtlande drängte Hiſſarlik, Mykenä, Tir bilden gewiſſermaßen die Etappen, die in aufſteigender L nach Aegina,[1]) Olympia und zum Parthenon führen.

In vorzüglicher Weiſe erörtert das Handbuch zunä die bekannten drei Stilarten der griechiſchen Baukunſt, dann die geſchichtliche Entwickelung dieſer Syſteme im Einzel vorzuführen.

Am gründlichſten iſt dieſes bei der doriſchen Form ermögli indem hier thatſächlich die volle Entwicklungslinie: vom H bau bis zum Steintempel aufgedeckt ſich zeigt. Minder ü ſichtlich erſcheint bis zur Stunde der Werdeprozeß des joniſ Stiles, wenngleich ſeine Eigenart am engſten den Anſchluß orientaliſche Formen verräth, wofür das in neueſter Zeit joniſchen Ordnung zugetheilte äoliſche Kapitell die verläßig Belege bietet. — Der künſtleriſche Einfluß Griechenlands, in der Periode des Hellenismus weit über die vi Colonien hinaus auf alle damaligen Culturvölker ſich erſtre

1) Die im April d. J. von Furtwängler an der Stätte Athenetempels auf Aegina mit Glück eröffneten Nachgrabun laſſen hoffen, daß die in der Münchener Glyptothek verwah berühmten Figuren der Giebelfelder ihre von Thorwaldſen g tigten Interimsgliedmaßen alsbald gegen die rechtmäßigen tauſchen, und die in Mitte der Weſtgiebelgruppe weitausſchau Athene die wirklichen Häupter ihrer Umgebung ohne Fehl zählen können.

Digitized by Google

ſcheint als der großartigſte Erfolg, den die Kunſtgeſchichte zu verzeichnen hat. Indem die Griechen mit dem 3 Jahrhundert v. Chr. ihre bisher ſtreng gegliederten Bauformen einer gewiſſen Miſchung und Anpaſſung an alle Forderungen, welche Grabmäler, Markthallen, Bäder und ſonſtige Profanbauten bedingten, unterſtellten, den althergebrachten geradelinigen auch gerundete Anlagen beigeſellten, ja ſelbſt zur Herſtellung von Kuppeln und Wölbungen ſchritten, war ihre geiſtige Einwirkung nicht nur auf die Architektur Roms, ſondern mehr oder minder auch auf die Bauwerke aller Zeiten geſichert.

Das folgende, die helleniſche Malerei behandelnde Kapitel des Handbuches zeigt die rege Pflege, welche auch dieſer Kunſtſparte zu Theil geworden iſt Leider beſtehen frühe Originalwerke nicht mehr, und die impoſante Zahl erhaltener Malernamen, die Fülle von Berichten der Schriftſteller bieten keinen Erſatz für das Verlorene. Aus den erhaltenen, nicht immer genauen Nachahmungen und Copien griechiſcher Werke, wie ſie zumeiſt Italien bewahrt, müſſen die Folgerungen über den Stand der antiken Malereien mühſam gezogen werden. Daß die Malerei der Griechen zunächſt an der aus Aſien importirten Thon- und Vaſenſchmückung ſich emporrichtete, iſt zweifellos. Der Hauch helleniſcher Phantaſie, der allmählig die Spuren des Uebernommenen tilgte, wußte weiterhin in Wand- und Tafelbildern eine den Schweſterkünſten ebenbürtige Entwicklung zu nehmen. Techniſche Errungenſchaften (Tempera, Enkauſtik) ſteigerten in der Zeit Alexanders d. Gr. die Leiſtungsfähigkeit der Malerei in überraſchendſter Weiſe; falls gegen die Aechtheit der im ägyptiſchen Fajum gefundenen Bildniſſe der Sammlung Graf — im Handbuche werden ſie bereits der ptolemäiſch-römiſchen Periode zugewieſen — kein triftiger Einwand erhoben werden kann, dann haben wir alle Urſache, die meiſten dieſer Porträts hinſichtlich der Sicherheit und Schärfe ihrer Charakteriſtik den beſten Leiſtungen aller Zeiten beizugeſellen. Daß die Malerei, die gefügigſte aller Künſte, im Hellenismus nicht immer dem Edlen und Hohen diente, ſondern auf den ſchlüpfrigen Abwegen der alexandriniſchen Poeſie bis

zu „völliger Gemeinheit“ ſich verirren konnte, verhehlt a
das Handbuch nicht. —

Umfangreich, der Bedeutung des Gegenſtandes voll
entſprechend, präſentirt ſich die Behandlung der helleniſc
Plaſtik. Welchen Triumph menſchlicher Begabung bekun
nicht die Bahn, die von den noch ungeſchlachten Formen
Metopenſkulpturen des Burgtempels von Selinunt zu
Werken des perikleiſchen Zeitalters hinführt! Die urſprün
liche Eigenart: das bewegliche, mehr dem Maleriſchen z
neigende Weſen der joniſchen, das gemeſſene, conſervative Elem
der doriſchen Plaſtik, die Bedeutung der einzelnen groß
Künſtler und ihrer Schulgruppen zeichnet das Handbuch
trefflichen, klaren Zügen. Sehr beachtenswerth iſt der Hinw
auf die vielen helleniſchen Grabreliefs, die in ihren Darſtellung
von Familienſcenen meiſt eine überaus weihevolle Stimmu
tragen und eine Tiefe der Gemüthsſtimmung zum Ausdru
bringen, die wir an römiſchen Grabreliefs nicht zu find
vermögen.

Die Offenbarung edler Empfindungen iſt es überhau
die, vereint mit vollendeten Kunſtformen, die helleniſ
Kunſt der klaſſiſchen Zeit auf der Höhe des Ideals erſchein
läßt. Nur durch die ſichtliche Bekundung eines tiefernſt
religiöſen Geiſtes war es möglich, daß der Anblick d
Phidias'ſchen Zeusbildes die Beſchauer erheben und beglück
konnte. Mit Genugthuung regiſtriren wir den im Handbu
(S. 217) niedergelegten, für die Kunſtpflege aller Zeiten wo
zu beherzigenden Ausſpruch, daß bei Phidias „nicht ein bloß
Anbequemen an die durch Ueberlieferung geheiligte Tempe
ſculptur“ den weihevollen religiöſen Zug ſeiner Werke beding
ſondern daß vor allem die Geltendmachung der perſönlich
Geſinnung des Künſtlers, „in dem eine ehrfürchtige Scheu v
den alten über Athen waltenden Göttern lebte und eine no
ungebrochene fromme Empfindung lebendig war“, ihn hervo
zurufen vermochte.

Nicht die rege Schaffenskraft und Freude, wohl aber d

[ge]rnſte Geiſt, der die Hochblüthe der griechiſchen Plaſtik aus-[ze]ichnet, minderte ſich in der weiteren Entfaltung des Hellenismus, [de]ſſen hervorragendſte Marken uns in pergameniſchen und [r]hodiſchen Sculpturen erhalten ſind. Schon haben wir es hier mit einer Art Barokkunſt zu thun, als deren glänzendſte Leiſtung der Laokoongruppe erſcheint, welche nicht, wie man früher annahm, den Gipfelpunkt, ſondern den Abſchluß der ſelbſtändigen griechiſchen Kunſt bedeutet.

Der letzte größere Abſchnitt des Handbuches behandelt die Kunſt der Etrusker und Römer. Daß das Broncebild der ſogenannten kapitoliniſchen Wölfin im Handbuche der etrusliſchen Sphäre entrückt, bereits der archaiſch griechiſchen Periode einverleibt worden iſt, dürfte allgemeine Zuſtimmung ſchwerlich finden. Darüber kann allerdings kein Zweifel be-ſtehen, daß die italiſche Kunſtgeſchichte viel weniger eine inner-lich zuſammenhängende Entwicklung als eine Summe äußerer Anregungen und deren Verarbeitung darbietet. Die Belege, die Rom hiefür zeigt, ſprechen ja deutlich. Scheint es doch, beſonders auf dem Gebiete der Plaſtik, als ruhte die römiſche Kunſtthätigkeit förmlich auf den Lorbeeren der helleniſchen aus. Und auch auf dem Boden der Architektur iſt das ſelbſtfinderiſche Schaffen Roms auf einen verhältnißmäßig engen Rahmen begrenzt; das Hauptaugenmerk richtet ſich vor allem dahin, das Uebernommene theils noch zweckmäßiger, theils luxuriöſer zu geſtalten, es in koloſſale und ſchließlich in barocke Formen hinüberzuleiten. Muthet uns doch ein unter den Ruinen Baalbeks mit concaven Sockeln und Geſimſen ausgeſtatteter Rundtempel an, als hätte ein perückentragender europäiſcher Fürſt des 18. Jahrhunderts ihn errichten laſſen.

Weitere, eingreiſendere Veränderungen der künſtleriſchen Geſtaltungen konnten ſich erſt einſtellen, als neue Ideen ſolche Wandlungen nöthig machten. Vom Quaderbau der milviſchen Brücke aus hielten am 28. Okt. des J. 312 ſolch' neue, welt-bewegende Ideen ihren öffentlichen feierlichen Einzug in die Stadt Rom. Aber eine wirkliche Entthronung der antiken

Kunſtformen erwies ſich dennoch unmöglich, da wahrhaftig Culturwerthe niemals völlig außer Curs geſetzt werden könner Wohl zeigten ſich in der chriſtlichen Culturgeſchichte einzeln Strömungen, welche die Fühlung mit der Antike möglichſt z meiden ſuchten, doch mit elementarer Gewalt hat die Renaiſſanc hier wieder Wandel geſchaffen. Wir reden einer ſklaviſche Verehrung und Nachahmung der helleniſch-römiſchen Kunſt nich das Wort; immerhin aber theilen wir vollſtändig die Anſchauung welche im Schlußſatze des empfehlenswerthen Handbuches zun Ausdruck gelangt: „Eine Kunſt, für welche die Antike ei leeres Blatt darſtellt, wie ſie neuerdings aufgekommen iſt, er ſcheint wenigſtens für Europa, ſo weit menſchliche Vorausſich reicht, auf die Dauer undenkbar.“

Bemerkung.

In Bd. 127 dieſer Zeitſchrift S. 878 hat der Verfaſſer der Artikel über die Frauenfrage die Güte, einen kleinen Aufſatz von mir in Schmollers Jahrbuch zu erwähnen, in dem ich beiläufig den weitverbreiteten Irrthum über die Synode zu Mâcon richtig ſtelle. Ich muß hierzu bemerken, daß ich das zur Richtigſtellung nöthige Material nicht, wie es nach der obigen Notiz ſcheinen könnte, eigenem kirchengeſchichtlichen Wiſſen oder Forſchen verdanke, ſondern daß ich lediglich die Angaben benützt habe, die P. Rösler für mich aus Hefele's Conciliengeſchichte ausgezogen hatte.

E. Gnauck-Kühne.

Digitized by Google

VIII.

Das Volksſchulweſen in der Diöceſe Augsburg nach den biſchöflichen Viſitationsprotokollen von 1775—1786.

Von Dr. Frz. Xav. Thalhofer.

(Schluß.)

3. Schulbetrieb.

Vor allem iſt daran zu erinnern, was oben (sub 1) über die Dauer der Schulzeit geſagt worden iſt. Die Thatſache, daß im Allgemeinen der Schulbeſuch über 3 — 4 Monate des Jahres nicht hinausging, daß ferner die Fortſetzung des regelmäßigen Unterrichtes durch eine ausreichende Reihe von Schuljahren hindurch bei der Freiwilligkeit des Schulbeſuches oft nicht geſichert erſchien, mußte auf den Unterrichtsbetrieb zum mindeſten lähmend wirken. Die Nachrichten über die tägliche Arbeitszeit ſind ſpärlich, die vorhandenen laſſen erkennen, daß die für den Unterricht günſtigen Vormittagsſtunden nicht immer ausgenutzt wurden. Der Schulmeiſter (u. Weber) von Lützelburg hielt Schule von $^1/_2$9 — $^1/_2$10 und von 1 — $^1/_2$3; Bayermünching 8 — 10, 1 — 4; Oſterzell 8 — 10; Mörslingen 3$^1/_2$ Stunden; 6 Stunden werden vermeldet aus Demingen, Oberſinn („trotz methodus antiqua“), Waltenhofen (7 — 10, 1 — 3), Leiterſchach gar $^1/_2$7 — $^1/_2$11; 12 — $^1/_2$5. Daß nicht überall täglich Unterricht ertheilt wurde, zeigt Amendingen, wo nur 3 Tage der Woche Schule gehalten wurde. Von ungünſtigem Einfluſſe

war auch der oben berührte Umſtand, daß an einigen Ort[e] die Schule in gemietheten Räumlichkeiten abgehalten werd[en] mußte. Wir haben uns dieſelben jedenfalls zweckwidrig[er] vorzuſtellen, als die im eigenen Schulhaus gelegenen Zimme[r], über die auch manche Klagen laut wurden.

Die Kenntniſſe der Lehrer waren beſcheidene. N[ur] ein paarmal werden dieſelben anerkennend hervorgehoben [1] [in] Donauwörth: „ludi magistri satis capacitatem habent;" Zell: „lehrt vorzüglich und iſt ſchade, daß er nicht eine[n] größeren Poſten hat;" Maiſelſtein: „der Schulmeiſter, ei[n] 16jähriger Knabe, hat ſchöne Handſchrift und kann auch di[e] 5 Species der Rechenkunſt." Nehmen wir an, daß hier da[s] Gute wie immer weniger feſtgeſtellt und überliefert iſt, [ſo] dürfen wir doch die mannigfachen Klagen über mangelhaft[e] und ſchlechte Kenntniſſe nicht überſehen. Steiner ſelbſt gib[t] unter den Gründen für das mangelhafte Schulweſen einige[-] male auch die Unfähigkeit der Lehrer an. Die Schulen in Kapitel Oettingen ſeien ſchlecht beſtellt, weil ſie zu kurz dauern „und von ſolchen Schulmeiſtern verſehen werden, welch[e] ſelbſt kaum leſen und etwas ſchreiben wiſſen, in dem chriſt[-] lichen Unterricht aber außer Stand ſind, der Jugend da[s] geſetzte katholiſche Chriſtenthum beizubringen." (Ebenſo di[e] Vorberichte zu den Kapiteln Weilheim, Kirchheim, Kempten.) Allgemeine „Klagen über Unerfahrenheit" der Lehrer hören wir aus Hindelang, Neſſelwang, Tranchgau, Münſter, Ambach, Trugenhofen (es wäre nöthig den Schulmeiſte[r] ſelbſt in die Schule zu ſchicken), Waidhofen („ludi magister

1) Die folgenden Nachrichten ſind den Protokollen der Viſitation entnommen; wo ſie auf dem Bericht des Pfarrers beruhen, gebe ich es an (Pf.-B.). Es könnte ſonſt die Vermuthung auf Parteilichkeit des Urtheils entſtehen, wozu allerdings kein Anlaß gegeben wäre. Uebrigens beruhen die Notationen der Viſitations[-] protokolle auf den Ausſagen des Pfarrers- und beſonders der Gemeindevertretung.

imperitus et indoctus“), Agawang. Ueber mangelhafte Schriſt und Leſekunſt wird geklagt in Pfronten, Rechbergreuten, Auſkirch. Wir werden uns darüber auch nicht wundern, wenn wir bedenken, daß den meiſten Lehrern dieſer Zeit noch keine Gelegenheit zu einer beſonderen Vorbildung geboten war. Manche waren ja wohl entgleiſte Studenten, wie der zu Deiningen, ihm wird deßhalb auch das Lob: „Er hat 9 Jahre ſtudirt und ſteht der Gemeinde ſehr wohl an, ſie ſagen, daß ſie keinen ſolchen Schulmeiſter mehr bekommen“. Andere mögen die Schreiberſtube mit der Schulſtube vertauſcht haben (Unterroth), die meiſten werden aber mit bloßer Volksſchulbildung ausgerüſtet geweſen ſein.

Die methodiſche Verwerthung dieſer Volksſchulkenntniſſe werden wohl viele erſt in der Schularbeit ſelbſt verſucht und geübt haben. Lehrersſöhne und auch andere ſcheinen aber die Hauptkunſtgriffe als Hoſpitanten bei älteren Lehrern ſich angeeignet zu haben. Wenigſtens wiſſen wir von dem 16 Jahre alten Schulmeiſter zu Untergermaringen, daß er nach Weſtendorf ging, „um beim Schulmeiſter zu lernen.“ Von dem um eben dieſe Zeit ſich ausbreitenden Normalſchulweſen und den damit zuſammenhängenden erſten Verſuchen einer methodiſchen Vorbildung waren weitere Kreiſe noch nicht berührt. Doch zeigen ſich bereits die Spuren dieſer Einflüſſe in dem Jahrzehnt, über das die Viſitationsnachrichten ſich erſtrecken.[1]) Der Schulmeiſter von Zipplingen wird genannt: „diligens ludi magister et in seminario Wurzburgi[2]) ad pueros erudiendos

---

1) Ueber die Einführung der Normalſchule zu Dillingen durch Schneller 1775 und deren Bedeutung als Lehrervorbildungsſchule vgl. meinen Aufſatz in „Mittheilungen“ 1897 S. 66 ff. beſonders S. 82. Ueber „Normalſchule in der Stadt Lauingen von 1785 bis Ende des 18. Jahrhunderts“ vgl. meine Mittheilungen in Beilage zur Augsburger Poſtzeitung 1901 Nr. 19, 20.

2) Ueber das Schullehrerſeminar zu Würzburg und deſſen Organiſator Götz (1770—1783) vgl. Küffner, Beiträge zur Geſchichte der Volksſchule im Hochſtift Würzburg. S. 78. ff.

instructus; der von Bayermünching, im zweiten Jahre dort „iſt in München[1]) vorgebildet worden, wie er die Kinde lehren ſoll“, der in Bretleshofen „hat Normal, ſei zu Günz burg[1]) examinirt worden.“ Das Beſtehen oder Entſtehe von Normalſchulen wird mehrmals notirt, die Anregunge dazu gingen von den weltlichen Herrſchaften aus. Vor allen iſt hier Oeſtreich zu nennen für ſeine in der Diözeſe gelegene Markgrafſchaft Burgau. Steiner konnte ſchon 1776 i dem Vorbericht zu dem Kapitel Ichenhauſen mittheilen, daß „man von Seiten des Günzburgiſchen Oberamtes auf Ihrer kaiſerlichen Majeſtät gnädigſten Befehl arbeitet, die Schulen zu verbeſſern und in Burgau eine Normal anzulegen und eine in Günzburg bei den Patres piarum Scholarum und beim Engliſchen Haus, welche ſchon beſtellt ſind, zu weiterer Vollkommenheit zu bringen, vermittelſt dieſer Einrichtung ab zuwarten iſt, daß auch auf dem Lande gute Schulmeiſter aufgeſtellt werden“.[3]) Den Häuſern Oettingen rühmt Steiner im Vorberichte zum Kapitel Wallerſtein nach, „daß die Schule mit vieler Mühe befördert werde; beide fürſtliche Häuſer Oettingen-Spielberg und Oettingen-Wallerſtein beſtreben ſich, die Normalſchule einzuführen, der dermalen regierende Graf von Baldern unterſtützt aus eigenen Mitteln die Normal-Schulkinder und beſucht ſelbſt in ſeiner Grafſchaft die Land-ſchulen.“ In Oettingen, Maihingen, Thannhauſen ſind denn auch Normalſchulen bezeugt. Sehr ernſtlich wurden die

1) Ueber das Münchener „Schulmeiſter-Seminarium“ vgl. Gebele, Das Schulweſen der königl. bayer. Haupt- und Reſidenzſtadt München. S. 100.

2) In Günzburg, zur öſterreichiſchen Markgrafſchaft Burgau gehörig, leiteten die Piariſten eine Normalſchule.

3) Auch in den öſterreichiſchen Theilen der Diözeſe im Allgäu ſcheint das Normalſchulweſen angeſtrebt worden zu ſein. Nach dem Vorbericht zum Bez. Füßen beklagen ſich die tiroliſchen Pfarrer daß die Gotteshäuſer große Steuern zahlen müſſen zur Einrichtung der Normalſchulen.

Neuerungen in dem ehemaligen Herzogthum Neuburg betrieben. „Die Schulen ſind dermalen in Neuburg ſehr gut eingerichtet", ſchreibt Steiner 1786 (Vorb.) „und werden normaliſch gehalten, welche Norm Herr Prieſter Thall, ſo vorher bei der Knabenſchule Dillingen Adjunkt geweſen, eingeführt hat. Von München werden dieſe Schulen gut unterſtützt und haben die zwei weltlichen Knabenſchulmeiſter mit der vorgenommenen Prüfung zur Zeit der Viſitation alles Lob verdient. Auf dem Lande hat man zwar aus Abgang des Unterhaltes die Normalſchule nicht allerorts einführen können, es wird aber wirklich auf höchſten Befehl von München daran gearbeitet, daß in jedem Pfleggericht derlei Schulen eingerichtet werden."[1]) Wir finden ſolche Schulen in Baar, Sinningen und Weyhering bezeugt. In das gleiche Herrſchaftsgebiet gehören die Normalſchulen zu Burgheim, Lauingen und Höchſtädt. Ueber letztere bemerkt der Viſitationsbericht: Haben in Höchſtädt die Tertiarinen oder ſogenannten Stiſelnonnen (?) ein Haus und ſollen ſich ſehr gut aufführen, wie ſie denn Niemand zur Laſt und dem Gemeinweſen der Stadt zu Nutzen ſind, indem ſie auf eigene Koſten die Mädel in den Schulgegenſtänden normaliſch unterrichten." Dieſer Normalunterricht der Tertiarinen, deren Mutterhaus in Dillingen war, der zu Lauingen, auch der zu Neuburg durch Thall führen zum Mittelpunkt des ſchwäbiſchen Normalſchulweſens Dillingen hin, und deſſen Direktor J. A. Schneller. Die weltlichen Herrſchaften konnten wohl Verordnungen erlaſſen; aber bei der Geringfügigkeit der von ihnen gebotenen Mittel, iſt das, was erreicht wurde, nur dem ſelbſtloſen Idealismus einiger begeiſterter Männer zu verdanken. Und dieſe innere Wärme, die doch unter dem Ueberſchwang der Worte

1) Ueber „Einführung der Normalſchule im Neuburgiſchen" liegt im Kreisarchiv weiteres Material (A. 10184). Die guten Abſichten ſcheiterten an den Koſten, wie auch Steiner im Vorbericht zu Kapitel Burgheim meldet (1786.)

glüht, läßt einem die Lektüre der pädagogiſchen Werke und der handſchriftlichen Promemorien dieſer Zeit nie entleiden. Unſere Viſitationsakten rücken uns außer Schneller zwei Männer näher, die vielleicht von Schneller beeinflußt oder wenigſtens in ſeinem Geiſte thätig waren. Aus Dinkelsbühl wird gemeldet: „Hier ſind zwei deutſche Schulen, eine für die Knaben und die andere für die Mädgel, beide werden auf Normalart gehalten und ſind durch die unermüdete Sorge des geiſtlichen Rathes und Stadtpfarrers J. A. Grasmeier in dem beſten Stand, wie ſolches beide zur Zeit der Viſitation durch eine Prüfung beſtätigt und von der ganzen Stadt das Lob und Beifall haben." Im Vorbericht zum Kapitel Weſtendorf (11. Nov. 1777) leſen wir: In dem Orte Truisheim iſt die Normalart mit Nutzen eingeführt worden, maßen dermal dieſe Schule nicht nur von den Kindern in Truisheim, ſondern von den anliegenden Pfarreien Allmannshofen, Mertingen beſucht wird. Dieſe Schule hat ihre Beförderung dem Kaplan Regele, welcher dermalen hier die Schule zu unſerer lieben Frauen einzurichten ſich beſtrebt, zuzuſchreiben, indem beſagter Kaplan nicht nur den Schulmeiſter des Orts in der Normal abgerichtet und zur Winterszeit täglich ſich mit dem Normalunterricht beſchäftigt, ſondern auch zur Sommerszeit an den Sonn- und Feiertagen verſammelt hat, damit ſie wenigſtens jenes, was ſie in dem Winter erlernt, in dem Sommer nicht vergeſſen. Dieſe Schulbemühungen in Truisheim waren für die Frau Abbatiſſin in Holzheim ſo einleuchtend, daß ſie mir verſprach, ſie werde auch in den übrigen Ortſchaften ihres Stiftes ſorgen, daß zukünftig kein Schulmeiſter aufgeſtellt werde, welcher nicht eherbevor die Normal wird gelernt haben. Zu wünſchen wäre, daß die anliegenden Herrſchaften ebenfalls von derlei gutem Beiſpiel überzeugt zu gleichen Verordnungen ſich entſchließen." Dieſe Regungen neuen Geiſtes verzeichnete Steiner mit großer Sorgfalt und wendete ſich auch ab und zu mit Vorſchlägen an den Biſchof. So beantragte er „über die

Stadtſchulen Füſſens und die Landſchulen der Pflege Füſſen einen Schuldirektor zu beſtellen“, das Dillinger Trivial- und Normalſchulweſen ſoll eingeführt und zu dieſem Zwecke ein beneficium ad St. Spiritum errichtet werden.

Ohne Widerſpruch erfahren zu müſſen, dürfen wir wohl behaupten, daß von einer bewußten, gleichartigen, methodiſchen Lehrart erſt ſeit Aufkommen des Normalſchulweſens geſprochen werden kann. Ich hielt deshalb die ausführliche Angabe der Viſitationsnotizen über die Errichtung von Normalſchulen für nothwendig. Außer dieſem laſſen aber die Akten erkennen, daß an verſchiedenen Orten, wenn auch nicht gerade vollſtändige Normalſchulen erſtrebt wurden, doch die Normalmethode angewandt wurde; Naſſenbeuren: „Hält die Normalſchule, doch haben ſie die Büchlein noch nicht“; Altheim: „Hat Normal angefangen und will ſelbſt nach Dillingen zur Lehr gehen“; Babenhauſen: „Alte Methode, die Schreibart iſt normaliſch“; ferner Burgheim, Ortlfing, Rennertshofen, Landsberg, Dieſſen, Holzheim (Weißenhorn), Bretleshofen. Daß das Bewußtſein der Nothwendigkeit einer beſſeren neuen Methode verbreitet war, zeigen die Notizen, die wie zur Entſchuldigung lauten: „Haben noch alte Methode“ (Oberalting, Geltendorf, Krumbach), daß die bisherige Methode „ſehr ſchlecht“ ſei, wird nicht blos von Steiner in ſeinen Vorberichten ſondern auch von den Gemeindevertretern ausgeſagt.

Auch über den *Fleiß und Unfleiß der Lehrer* finden ſich häufige Angaben; 14 Orte habe ich mir notirt, aus denen der Schulmeiſter als „diligens, fleißig und akkurat“ bezeichnet wird. Dem ſtehen etwa nochmal ſoviel Angaben gegenüber, die über den Lehrer als negligens, bibulus klagen. In Sonthofen „iſt der Schulmeiſter wegen ſeiner Nachläſſigkeit öfter ermahnt worden und dermalen iſt er entflohen, ob er bis zum Anfang der Schule zurückkehrt, ſteht zu gewarten und auch ob wegen ſeiner von höheren Orts keine Veränderung verordnet werde.“ Zur Rede geſtellt geben

manche Lehrer als Grund ihrer Unluſt und Gleichgültigk den ſchlechten unregelmäßigen Schulbeſuch der Kinder a der eben ihre oft einzige Einnahmequelle aus der Schule einer äußerſt ſpärlichen machte. Dies wurde auch anerkann Der Pfarrer von Lamertingen ſchreibt: „Hat ſeinen Meßne dienſt und ſonſt nichts und daher kommts, daß er aus Lie nichts, aus Schuldigkeit ſehr wenig thut.“ Und aus Fraue ſtetten ſchreibt der Pfarrer: „Schlecht geſtiſtet, daher mu man ſich mit ſchlechten Leuten begnügen und froh ſein, einer ein ſolches Brod annehme.“

Was die Disciplin angeht, ſo hören wir nur dreima Klagen darüber, daß der Lehrer zu grob ſei und die Kinde blutig ſchlage (Beurbach, Waal, Glött), ebenſo oft äußer ſich aber die Eltern, „der Schulmeiſter ſei zu gut und di Kinder haben keine Furcht“ (Mitteleuſnach, Breitenbrunn Obenhauſen). Von dem Lehrer zu Rieden wird geſagt, „e ſei wegen der Schmirbalien viel zu parteiiſch.“ Endlich ſe noch der Fall von Reichardshauſen erwähnt: „der Meßner klagt, daß ihm der Pfarrer vor vier Jahren eine Ohrfeige gegeben habe. Pfarrer ſagt, daß ſolches geſchehen, weil ihm der Meßner das Maul angehängt, als er ihm einen groben Fehler contra sextum verwieſen, ſei aber motu primo geſchehen.“

Sehr häufig aber nicht immer verzeichnet der Viſitator die Unterrichtsgegenſtände, die gelehrt wurden. Leſen, ſchreiben und rechnen iſt für 16 Orte verzeichnet, leſen und ſchreiben für 36 Orte. Rechnen war nämlich ein Gegenſtand, der entweder nur auf Wunſch gelehrt (Hoſſtetten, Oberfinning) oder wegen mangelnder Kenntniß des Lehrers oder wegen mangelnder Zeit überhaupt nicht betrieben wurde. In Rohrenfels lehrte der Kaplan, in Birkhauſen der Pfarrer das Rechnen, in Heimertingen war „ein eigener Rechenmeiſter.“ Zuweilen wurde auch blos Leſen gelehrt. In Limbach „kann der Meßner blos Leſen, wer chriſtliche Lehre und Schreiben lernen will, muß nach Juchenhofen.“ Die Lehrer zu Tarching

und Feldenſing lehrten blos „Drucklesen“. An 10 Orten iſt als Lehrgegenſtand auch Muſik oder Singen verzeichnet, der Lehrer von Biberbach ertheilte ſo viel Inſtruktion in der Muſik, daß er dadurch an ſeiner anderen Lehrthätigkeit gehindert wurde. Einige Kenntniſſe in der Muſik waren auch für den damaligen Lehrer nothwendig, da er, ſei es als Meßner, ſei es als Schulmeiſter zum „Orgelſchlagen“ verpflichtet war. Unter den 767 viſitirten Orten ſind nur 110 ohne Orgel; nur an wenigen Orten waren eigene Organiſten verwendet, ebenſo gering iſt die Zahl der Dörfer, aus denen berichtet wird, daß der Schulmeiſter in nulla musica versatus ſei (Hohenfurch), oder die Orgel „Niemand traktiren“ könne (Unterbrunn). Ob bei dem genannten Muſikunterricht an Geſang oder Inſtrumentalmuſik zu denken iſt, geht aus den Akten nicht hervor. Es finden ſich ja auch Pfarreien (Hainhofen, Horgau, Leutershofen) wo „figurirte“ Aemter abgehalten wurden, während im ſtarken Gegenſatze dazu aus einer Pfarrei berichtet wird: „Nach der Wandlung ſingt der Schulmeiſter einen Geſang mit Beihilfe des Schneiders und im Winter des Kuhhirten ohne Orgel.“ Ueber Art und Gebrauch von Lehrmitteln gibt die Viſitation keinen Aufſchluß. Wie ärmlich es vielfach beſtellt war, kann man daraus erſchließen, daß der Lehrer von Unterroth klagt, „man gebe ihm nicht eine Tafel in die Schule, die er zur Normal nöthig hätte.“

Als erſter Unterrichtsgegenſtand wird in den Akten gewöhnlich die „chriſtliche Lehre“ aufgezählt. Der Lehrer hatte dieſelbe in der Schule zu behandeln und der Chriſtenlehre des Pfarrers als Aufſichtsperſon beizuwohnen. Die nähere Betrachtung dieſer Verhältniſſe führt uns zugleich zur Frage über das Verhältniß zwiſchen Schule und Kirche und damit zur Frage über die Schulpflege.

Nur aus 10 Orten wird berichtet, daß der Lehrer chriſtliche Lehre nicht halte und daß der Pfarrer für ihn freiwillig eintrete oder eintreten müſſe. Einigemale hören wir Klagen, daß dieſer Unterricht ſchlecht und läſſig oder

nur gezwungen erteilt werde. Gewöhnlich aber wurde am Freitag „chriſtliche Lehre“ gehalten (ob den ganzen Tag wie in Weſtheim iſt nicht angegeben), an wenigen Orten Freitag und Samſtag, zuweilen ſogar täglich (Göggingen, Kirchdorf, Baindlkirchen, Deimhauſen, Ottaker: Vormittag und Nachmittag ½ Stunde, Neukirch). In Wertach iſt der Lehrer „vermöge Schulſtiftung verpflichtet, Freitag Nachmittag die Fragen und Antworten vorzuleſen und Samſtag Nachmittag zu examiniren Die Stiftung iſt von Pfarrer Lutzenberger und trägt 40 fl.“ Der Unterricht beſtand in „Katechismus lernen und Auſſagen“ (Rettenbach), „Gebete und Hauptſtücklein auswendig lernen“ (Hochwang, Dinkliſcherben u. a.), hatte ſomit mechaniſch vorbereitenden Charakter. Es finden ſich auch neuere Beſtrebungen (der Lehrer zu Inningen „unterrichtet im Normalkatechismus“ und dem zu Ziemetshauſen wurde „die Sagan'ſche Schulſchrift zur Nacheiferung vorgelegt“). Doch im allgemeinen waren die Lehrer zu einem wahrhaft bildenden religiöſen Unterricht nicht genügend vorbereitet. Wir hören deshalb viel häufiger von geringem als von gutem Erfolg dieſes Unterrichtes.

Bei der ſonntäglichen Chriſtenlehre hatten die Lehrer die Aufgabe, das Chriſtenlehrlied zu intoniren oder zu begleiten (Biburg, Aislingen, Schönenberg, Langeneufnach), dann die Kinder in die Bänke einzuordnen (Göggingen, Ottmarshauſen, Königshofen) und die Abſenten zu notiren (Agawang, Kirchdorf, Loppenhauſen). In Wallenhauſen und Biberberg hielt der Schulmeiſter „zuweilen während der Chriſtenlehre mit den Erwachſenen eine Kinderlehre mit den Kleinen in der Sakriſtei.“ Die Frage, ob der Schulmeiſter die Kinder in die Chriſtenlehre führe, wird mit wenigen Ausnahmen (Oberhauſen, Areſing, Hilgertshauſen, Amberg, Weilheim) verneint und angegeben, es ſei dies auf dem Land nicht Sitte, dagegen ſcheint der Lehrer zum Beſuche der Chriſtenlehre verpflichtet geweſen zu ſein und der Nichtbeſuch hat als Ausnahme zu gelten. Ob dieſe Verpflichtung

aus dem Schul- oder Meßnerdienſte erwuchs, iſt aus den Akten nicht endgiltig zu entſcheiden. Für das eine wie das andere laſſen ſich Ausſagen anführen. Aus Zusmarshauſen hören wir: „Beim Antritt ſeines Schuldienſtes iſt ihm dies (Beſuch der Chriſtenlehre) aufgetragen und iſt von ihm gelobt worden.“ Dagegen berichtet der Pfarrer von Hochaltingen: „Der Schulmeiſter ſpielt das Lied, dann verſchwindet er, bis die Vesper beginnt, obwohl ich ihn ſchon öfters über die Pflicht, anweſend zu ſein, belehrt habe, proposui rem in ultima visitatione Domino visitatori Kögel, qui respondit ludimagistrum ad hoc non teneri.“ Schul- und Meßnerdienſt waren dort getrennt. Solche Trennung war noch einigemale unter den 25 Orten, aus denen der Nichtbeſuch gemeldet wird, der Grund des Ausbleibens. Andere Gründe werden auch gemeldet: „Weil der Schulmeiſter von der Herrſchaft viel dependirt und ſeine Unterhaltung hat, kann er nicht zu dieſer für alle Zeiten angehalten werden“ (Obergriesbach). „Weil der Schulmeiſter Herrſchaftsvogt iſt, kann ich ihm nicht befehlen, in die Chriſtenlehre zu kommen“ (Obergeſſertshauſen). „Iſt bisher wunderſelten gekommen, weil er allzu hochmütig; habe ihm dieſe Fragepunkte vorgeleſen und angekündet, daß er kommen muß“ (Bölingen). Dieſe Bemerkungen laſſen ſchon erkennen, daß damals im Verhältniſſe der beiden Hauptbildungsfaktoren des Volkes kleine Riſſe bereits ſich zeigen. Immerhin waren dieſelben ſo gering und nicht principieller Natur, daß die Schule im allgemeinen noch als Schützling der Kirche bezeichnet werden kann. Das ganze Verhältniß kann ich deßhalb unter dem Titel „Schulpflege“ beſprechen.

4. Schulpflege.

Aus den Mittheilungen des 2. Abſchnittes ging bereits hervor, daß weſentliche Einkünfte der Lehrer aus den Kirchendienſten und aus Stiftungen kirchlicher Faktoren floßen. Die Kirche war aber auch der Hauptträger der ideellen Unter-

ſtützung; das Intereſſe der weltlichen Herrſchaften, der Gemeinden, der Eltern begann, wenigſtens was das breite Land angeht, eben erſt zu erwachen. Und auch daran haben die Vertreter der Kirche das Hauptverdienſt. Nicht bloß einmal leſen wir in den Vorberichten Steiners und den Emendanda an die Pfarrer, ſie ſollen alle Mühe aufwenden, um das Volk für Schulerrichtung (altbayriſche Theile) und Schulverbeſſerung zu intereſſiren. Die Viſitationsfragen über die Schule nöthigten die Pfarrer, der Sache ernſte Aufmerkſamkeit zuzuwenden, und die protokollariſche Vernehmung des Lehrers bei der Viſitation ſelbſt gereichte demſelben nur zur moraliſchen Unterſtützung, beſonders den Eltern gegenüber. Die häufigen Klagen Steiners über den ſchlechten Stand des Schulweſens entſpringen rein objektiver Wertſchätzung desſelben. Ihnen ſchließen ſich ebenſo bewegliche aus den Reihen des Seelſorgeklerus an. Zu den bereits früher berichteten füge ich noch einige an: „Wollte Gott, die Eltern ſchickten nur fleißiger ihre Kinder in die Schule, hoffe aber, es wird in Zukunft mit der Schule beſſer gehen, indem auf mein Anſuchen die gnädigſte Herrſchaft ſich ſchon geäußert, alles anzuwenden, damit dieſelbe in beſſeren Fortgang komme“ (Oberwaldbach). „Die Schule iſt ſoviel als nichts, der Schulmeiſter kann ſelbſt nicht ſchreiben, wegen welchem ich vielmals bei der Gemeinde meine Demonſtration gemacht habe, ſie ſolle um einen andern umſehen, daß die Kinder beſſer unterrichtet werden. Die Antwort war allezeit: wir vermögen keinen andern“ (Rechbergreuten). Verſchiedene Pfarrer ließen es an tüchtigen Vorſchlägen nicht fehlen und um die finanziellen Schwierigkeiten zu überwinden, griffen andere durch Stiftungen oder eigenen Unterricht helfend ein. Alles das wurde im Vorausgehenden mit Einzelnachrichten belegt, ebenſo habe ich auch der Bemühungen gedacht, welche einzelne weltliche Herrſchaften und Gemeinden der Schule, beſonders der Normalſchule zuwandten.

Wie bei der finanziellen Unterſtützung, ſo waren auch

bei der Aufnahme der Lehrer und der Beaufſichtigung derſelben die verſchiedenen Intereſſenten betheiligt und zwar nach dem Verhältniſſe ihrer finanziellen Leiſtungen. Wenn die Vertreter der Kirche dabei an der Spitze ſtanden, ſo mögen auch andere Verhältniſſe, wie Herkommen mitgewirkt haben. Die Nachrichten über die Aufnahme ſind ſpärlich. In Untrasried wird der Lehrer „vom Pfarrer und Heiligen (Kirchenverwaltung?) geſetzt“; in Witelshofen ſtellt zwar die Gemeinde alljährlich den Schulmeiſter auf, aber „auf Gutheißung des Pfarrers;“ in Pflaumloch „hat ſeit alter Zeit die Gemeinde und der Pfarrer den Schulmeiſter aufgenommen und iſt bis auf letzte Jahr her gewöhnlich geweſen, daß ohne Klage der Gemeinde, der Pfarrer ihm die Schlüſſel zur Kirche eingehändigt, iſt der Zeit von ungefähr 15 Jahren her von der Herrſchaft Wallerſtein abgeſtellt.“ Bloß von der Herrſchaft wurden aufgeſtellt die Lehrer zu Oſterberg und Eck. Aus Stetten wird von einem Streit berichtet zwiſchen der Gemeinde und dem Stadtpfleger zu Mindelheim über das Recht, einen Schulmeiſter zu ernennen. „Die Gemeinde nahm bloß einen von den Ihrigen, der taugte aber gar nichts. Drum hat ihn der Pfarrer amovirt und dieſer lehnt ſich nun dagegen mit unanſtändigen Worten und Schrift auf, daß er deßwegen vom Stadtpfleger zu zweitägiger Stockſtrafe verurtheilt worden iſt.“ In Uffing wird der Lehrer „von der Ortsgemeinde aufgeſtellt und unterhalten,“ in Gundelfingen werden „die Schulmeiſter und Kirchendiener von dem bürgerlichen Magiſtrat aufgenommen und beſoldet.“ Das gleiche haben wir von Weißenhorn anzunehmen, wenn der Pfarrer ſchreibt: „Beide hieſige Schulmeiſter ſtehen unter einem löbl. Stadtmagiſtrat und habe ich ihnen nicht das Mindeſte zu befehlen.“ Daß auch in Dillingen, Laningen und Donauwörth die Aufnahme durch die Stadt geſchah, wiſſen wir aus anderen Quellen.

Viel länger unbeſtritten blieb den kirchlichen Organen das Recht und die Arbeit der Schulviſitation, doch

Digitized by Google

finden wir auch neben der alleinigen kirchlichen Inſpektion ſolche durch Gemeindevertretung und weltliche Herrſchaft Die Pfarrer beſuchten die Schule zuweilen täglich (Gerſthofen, Stadtbergen, Oberoſtendorf) oder ein-, zwei-, dreimal in der Woche, auch bloß monatlich oder gar bloß quartaliter (Pferſee, Aichach, Hilgertshauſen). Auch der Kaplan wird einigemal als visitator genannt. Wenn aus 13 Orten berichtet wird, daß der Schulbeſuch unterblieb, ſo hatten die Pfarrer verſchiedene Gründe, Bequemlichkeit zuweilen, die gehörigen Tadel fand, oder auch Erfolgloſigkeit. „Der Schulmeiſter kann nichts,“ ſchreibt der Pfarrer von Aufkirch, „viſitire deßwegen die Schule ſchon zwei Jahre nicht mehr, kann das ſchlechte Weſen nicht anſehen.“ Und ebenſo der von Reichlingen: „Weil ich erfahren, daß meine Viſitation nichts nutzt, ſondern die alte Ungeſchicklichkeit in Unterricht der Kinder vom Schulmeiſter gebraucht wird, ſo habe ich dieſelbe ganz unterlaſſen, bis gleichwohl ein geſchicktes und taugliches subjectum von hoher Obrigkeit aufgeſtellt worden, wo ich alsdann meine Schuldigkeit mit Eifer thun werde“. Aus Kemnat hören wir: „da der Meßner nebſt ſeiner Dummheit ein eigenſinniger Kopf und ohne den Pfarrer die Schule anfängt, wird ſie nicht viſitirt“, und aus Pfaffenhofen (Weißenhorn): „Bei Eintritt des Pfarramtes wurde öfter viſitirt wegen Unanſtändigkeiten und Grobheiten, dann unterlaſſen.“ Intereſſant iſt die Begründung aus Tannberg am Lech: „Was Schreiben und Leſen anlangt, haben die Eltern ſelbſt hierüber Einſicht, was Katechismus anlangt, werden die Kinder in der Kirche examinirt“. In den meiſten Fällen beſchäftigte ſich wohl auch der viſitirende Geiſtliche nur mit der chriſtlichen Lehre. In Dinkelſcherben „geht der Pfarrer wöchentlich einmal auch öfter dahin, läßt einige Kinder aufſagen, beſchenkt ſie, damit ſie mehr Eifer und Fleiß anwenden.“ Auch in Areſing „müſſen die Kinder aufſagen.“ Dagegen beſucht der Pfarrer in Kirchdorf „die Schule zweimal wegen des Chriſtenthums und das übrigemal wegen Schreiben

und Leſen", und der von Scheppach „korrigirt am Freitag die Schriften und beſchenkt den Erſten." An einigen (8) Orten kamen die Schulkinder in den Pfarrhof z. B. in Neffsend alle 8 bis 14 Tage, „ſagten die Lektion und zeigten die Handſchrift," in Pflaumloch, „ſeit das Schulhaus ſo unſauber war."

Neben dieſer wöchentlichen Viſitation durch den Pfarrer fanden auch ſeltenere Viſitationen durch das „weltliche Amt" ſtatt, wobei faſt ausnahmslos auch der Pfarrer mittheilnahm. Aus Weyhl hören wir zwar, „die Schule wird vom Pfarrer nicht viſitirt, weil ſich dieſes die Herrn Beamten als Schulobrigkeiten zueignen"; aus Gundelfingen: „Von der Viſitation hat mich der Bürgermeiſter mit Gewalt verdrungen", und in Katzenhauſen meint der Pfarrer: „Von der Zeit an, wo der Beamte beſtellt worden iſt, iſt die Viſitation (des Pfarrers) unterlaſſen worden, denn beide ſchicken ſich nicht wohl zuſammen." Im übrigen ſcheinen die beiden Gewalten ohne Anſtände neben- und miteinander gearbeitet zu haben, der Pfarrer von Gablingen ſchreibt ſogar, er habe „des öftern gebeten, beim löblichen Pflegamt die Schulen concomitanter zu beſuchen, haben es verſprochen, iſt aber nicht geſchehen", und auch ſonſt hören wir Klagen, daß die weltlichen Aemter hierin zu nachläſſig ſeien (Schwabhauſen, Schönenberg, Aichach, Kieſſing). Vertreter der Gemeinde werden als Viſitirende oder Mitviſitatoren genannt aus Höchſtädt (jährlich 3, 4mal mit Zuziehung des Amtsbürgermeiſters und Kirchenpflegers), Pfaffenhofen (monatlich von Pfarrer und Bürgermeiſter), Kaufbeuren (Stadtmagiſtrat alljährlich), Lauingen (etlichemal von Stadtdeputirten), Schongau (quatemberlich von Pfarrer und 2 ex senatu), Rain (scholae quartaliter visitantur comitante scriba civitatensi); Vertreter der weltlichen Herrſchaft werden als Viſitatoren erwähnt in Kicklingen, Dillingen, Günzburg (alle Jahre zweimal von Pfarrer und Deputirten des kaiſerlichen Oberamtes), Dattenhauſen, Aletshauſen, Attenhauſen (Abt von Ottobeuren), Buxheim, Zöbingen

und Plienspach. Daß dadurch das Verhältniß zu der kirchlichen Aufſicht als nicht geſtört betrachtet wurde, zeigt ſchon der Umſtand, daß die Lehrer mit wenigen Ausnahmen zur protokollariſchen Vernehmung bei der kirchlichen Viſitation herangezogen wurden. Nur die Stadtlehrer waren davon ausgenommen, wie der Viſitationsbericht von Schongau uns belehrt: „Hier wie anderwärts in Städten wurden die Lehrer nicht zur Viſitation gerufen.“ Auch bei dieſen erweiterten Viſitationen wurde die „Jugend durch Geſchenke aufgemuntert“ (Birkhauſen). Als eigentliche feierliche Schulprüfungen werden ſie nur in Göggingen bezeichnet. Dieſelben ſind erſt ein Produkt des Normalſchulweſens.

So belehren uns auch dieſe Notizen über die Schulpflege, daß die damalige Schule ihre Hauptſtütze in den kirchlichen Organen fand, daß aber auch die anderen intereſſirten Kreiſe dem Schulweſen lebhaftere Fürſorge zuzuwenden beginnen.

Die von der Kirche bisher hauptſächlich unterſtützte und getragene Schule, die theils privaten, theils gemeindlichen Charakter an ſich hat, befindet ſich zu Ende des 18. Jahrh. in der Umbildung zu der vom Staate geleiteten und feſt organiſirten allgemeinen Volksſchule. Das hier geſchilderte Jahrzehnt zeigt in den alten Formen bereits die Anſätze zum Neuen.

IX.

Formaliſtiſche Ethik.

In der „Zeitſchrift für Philoſophie und philoſophiſche Kritik“ (vormals Fichte-Zeitſchrift), Bd. 117, Heft I, Nov. 1900, bringt Koppelmann einen Aufſatz mit der Aufſchrift: „Ein neuer Weg zur Begründung der Kantiſchen Ethik und der formaliſtiſchen Ethik überhaupt.“ Es iſt ganz intereſſant, ſeine Ausführungen zu verfolgen. wie denn überhaupt die verſchiedenen ſich bekämpfenden Syſteme auf dieſem Gebiet unſere Beachtung wohl verdienen. Durchgeht man die philoſophiſchen Zeitſchriften, ſo findet man, daß die Arbeiten über Ethik und beſonders über ethiſche Principien weitaus den größten Raum für ſich in Anſpruch nehmen. Zum Beſten gehören unbedingt die Widerlegungen der verſchiedenen Syſteme. Es läßt ſich nicht leugnen, daß hier manche mit großem Geſchick und nicht ohne Erfolg arbeiten.

Koppelmann ſucht mit ſeiner Unterſuchung den Kantiſchen Imperativen neue Stützen zu leihen und zu dieſem Zweck muß er natürlich zuerſt die Gegner und beſonders die ſogenannte Wohlfahrtstheorie widerlegen. Er wendet ſich daher zunächſt gegen Abikes, der in derſelben Zeitſchrift (Bd. 116, Heft I) die Kantiſche Anſicht verwirft. Er kam dabei zu folgendem Reſultat: „Es gibt keine abſolute Werthe oder Normen, keine kategoriſchen Imperative in der Ethik“. Abikes will jedoch andere nicht überzeugen, weil die Gegen-

ſätze auf dieſem Gebiete nicht dem Intellekt ſondern d
Charakter entſtammen. Nach ihm zerfällt die Menſchheit
zwei Typen, die in allem Gegenſätze ſind: ich möchte ſi
fährt A. fort, „als Ganze oder Relative und als Ha
oder Abſolute bezeichnen.“ Aber ſollte es da nicht auch d
viertels Menſchen geben und wie konnte man dann Ueb
menſchen in Bruchform bezeichnen? Wie er dieſe Nam
auffaßt, erklärt er uns ſelbſt mit Folgendem: „Der Ga
iſt auf ſich ſelbſt geſtellt, der Halbe ergänzungsbedürf
Sein Schwerpunkt liegt außer ihm, er muß ſich ſtützen,
anlehnen können. Er bedarf Letztes, Unbedingtes, Abſolut
Und darum kann er auch der Abſolutiſt oder Abſolute
nannt werden. . . Demſelben iſt nicht wohl, wenn er n
in allem, ſeinen Meinungen und Gewohnheiten, ſeinen Pr
cipien und Werthungen auf etwas durchaus Sicheres
Feſtes ſich berufen kann. Für den Ganzen dagegen gibt
nicht Abſolutes. Ueber jedes Gegebene hinaus drängt
ihn zu ſeiner Bedingung Das Seiende vermag er nur
Werdendes aufzufaſſen und zu begreifen. . . Der Gegen
zwiſchen Abſoluten und Relativen, zwiſchen Halben
Ganzen trennt die Forſcher in zwei Gruppen, zwiſchen de
eine tiefe Kluft gähnt, ſo tief, daß ſelbſt ein gegenſeiti
Verſtändniß oft nur ſchwer zu erreichen iſt“ (a. a. O. 9—

Sie möchten wohl ſich einigen, aber ſie können n
Wie es ſcheint, meint A., mit dem Charakter ſei auch ſ
das Moralſyſtem gegeben, ſo daß der junge Weltbürger ſ
mit einer ganz beſtimmten Richtung ins Leben tritt, di
mit Nothwendigkeit ſpäter feſthalten muß; etwa wie
Kind, das mit einer krummen Naſe geboren wird, dieſ
fürs Leben beibehält.

Koppelmann bekennt ſich zu den „Halben“; zu ih
zählt er auch Kant; fügt aber hinzu, unter den „Halb
wäre Kant der größte. Er will nun den Verſuch mac
die „Relativen“ zu bekehren; denn meint er, wenn das
möglich wäre, müßte die Wiſſenſchaft „Bankerott“ erklä

Dabei will er aber zugleich die kategoriſchen Imperative Kants retten, denn die ethiſchen Principien Kants ſind nach Koppelmann in allen weſentlichen Punkten richtig.

Er meint, nicht ſo ſehr die eigentliche Theorie, als vielmehr der Formalismus Kants ſei ſchuld, daß ſeine Anhänger immer ſeltener werden. „Kants Ausführungen über dieſen Punkt erzeugen bei den meiſten Leſern das neckiſche Trugbild eines von allem poſitiven Inhalt entblößten Sittengeſetzes, welches befolgt zu werden verlangt, nicht weil es die Grundlage zu irgendwelchen Werthen bildet, ſondern um ſeiner ſelbſt willen, weil es das Vernunftgeſetz iſt" (a. a O. S. 3). Es iſt kein Zweifel, daß vielen aus dieſem Grunde die Ethik Kants als ſinnlos erſcheint. Was ſollte auch der Menſch für ein Intereſſe daran haben, ein Geſetz, deſſen Beobachtung oft ſchwierig iſt, lange und hartnäckige Kämpfe verlangt, um ſeiner ſelbſt willen zu beobachten. Und woher haben dieſe Imperative ihre bindende und verpflichtende Kraft? Wir geben ja gern zu, daß Kants Ethik vor allen „utilitariſtiſchen Syſtemen" bedeutende Vorzüge hat. Kant betont wieder entſchieden den *Begriff der Pflicht*, redet wieder von einem *guten Willen*, der bei allen unſern freien Handlungen eine ſo bedeutende Rolle ſpielt für deren ethiſchen Werth oder Unwerth; auch ſteht er entſchieden ein für *die unumſtößliche Giltigkeit der ethiſchen Urtheile der gemeinen Menſchenvernunft*. Trotz dieſer Vortheile haben Kants „Imperative" wohl noch keinen bedeutenden Philoſophen befriedigt. Es ſcheint uns, daß wir dieſes Urtheil ſelbſt auf Koppelmann anwenden können, obwohl er hofft, ſeine neuen Verſuche mit Kants Formalismus in Einklang zu bringen.

Wenden wir uns nun nach dieſer kleinen Abſchweifung der Kritik Koppelmanns zu, die er an Adikes und allen Vertretern der Wohlfahrtstheorie übt. Der oberſte Zweck, den das moraliſche Handeln hat, ſagt Adikes, „bleibt immer ein und derſelbe; ob man ſich deſſen bewußt iſt oder nicht,

ob man es eingeſteht oder hinter hohen eudämonism feindlichen Worten zu verbergen ſucht: faktiſch iſt er ſt das Wohl der Menſchheit oder (namentlich in frühern Zeit einer anderen größern Gemeinſchaft (Volk, Staat, Kult welt)" (a. a. O. S. 18).

Mit Recht bemerkt dazu Koppelmann zunächſt, daß Unterſchied der ethiſchen Anſchauungen zu verſchieden Zeiten und bei verſchiedenen Völkern keineswegs ſo groß wie manche Philoſophen gern glauben machen. Die Mor principien ſind eben nothwendig immer dieſelben; in praktiſchen Anwendung können einzelne Menſchen und Völk auch ſelbſt Philoſophen ſich irren. Wer aber aus den ethiſch Principien „Regeln mit Ausnahmen" macht, verläugnet dan zunächſt den wiſſenſchaftlichen Charakter der Ethik und mit ſeiner Theorie machtlos gegenüber dem menſchlich Herzen mit ſeinen Neigungen und Leidenſchaften.

Koppelmann ſtellt zunächſt den gewiß berechtigten S auf, den auch wiſſenſchaftliche Gegner nicht läugnen könne „Es gibt für alle gebildeten und ehrlichen Leute ohne Unte ſchied ihres wiſſenſchaftlichen Standpunktes einen gemei ſamen Schatz ſittlicher Anſchauungen". Dieſe Anſchauung und das denſelben entſprechende Handeln laſſen ſich a dem Princip des Geſammtwohls nicht ableiten, ſteh nicht ſelten mit demſelben im Widerſpruch. Hier iſt n der Unterſatz zu beweiſen, um den ganzen Eudämonismu zum Falle zu bringen. Koppelmann thut dies ausgiebi indem er durch Beiſpiele zeigt, daß gar häufig der Menſ ſittlich gut handelt und dennoch das Geſammtwohl nic fördert. Freilich muß die wahre Sittenlehre zur allgemein Wohlfahrt führen, aber daraus folgt keineswegs, daß da Weſen des ſittlich Guten in der geſellſchaftlichen Nützlichke beſtehe. Aber darum dreht ſich der Streit bei Adikes un Koppelmann nicht, wir brauchen daher hier darauf nic näher einzugehen.

Hören wir alſo einige Beiſpiele. Leitſtern des Forſcher

die Wahrheit. Es wäre unmoraliſch, wenn der Gelehrte etwas als Wahrheit ausgeben würde, als Reſultat der Wiſſenſchaft hinſtellen wollte, wovon er ſelbſt nicht überzeugt wäre. Würde aber etwa das Vorgehen moraliſch gut, wenn es im Intereſſe des Geſammtwohles geſchehen würde? Nach der Theorie des Eudämonismus müßte man das annehmen; aber in Wirklichkeit wird wohl Niemand im Ernſt ſo etwas behaupten wollen. Koppelmann läßt es dahingeſtellt, ob es für das Wohl des Staates und der Kirche, alſo für das Geſammtwohl zuträglich geweſen ſei, daß Luther vor dem Reichstage zu Worms ſich weigerte, zu widerrufen; Katholiken und Proteſtanten gingen in der Beurtheilung darüber auseinander. Er meint jedoch, vom ſittlichen Standpunkte müſſe Luthers Vorgehen gebilligt werden. Als weiteres Beiſpiel führt Koppelmann Huß in Konſtanz an. Adikes und ſeiner Richtung gegenüber haben dieſe zwei Beiſpiele gerade deshalb beſondere Bedeutung, weil hier von Vererbung, von Einfluß der Erziehung und allerlei Autoritäten, wie Eltern, Staat und Kirche die Rede nicht ſein kann Luther und Huß gingen ganz eigene Wege. Ihre moraliſche Ueberzeugung kann alſo nicht von Erziehern, von Staat und Kirche hergeleitet werden. Es ſind mithin bei ihnen keine Gewohnheitsurtheile, denn dieſe hätten eine geradezu entgegengeſetzte Wirkung haben müſſen.

Sophokles liefert einen ähnlichen Beweis. In ſeinem Philoktet hat Neoptolemus auf Anſtiften des Odyſſeus dem Philoktet ſeinen Bogen entlockt Für das Wohl des griechiſchen Heeres und Volkes und für den Sieg der gerechten Sache war dies eine ſehr förderliche That, denn ohne dieſen Bogen konnte Troja nicht erobert werden. Iſt aber dieſe That ſittlich gut? Neoptolemus ſelbſt hält ſie für verwerflich; er fühlt darüber bittere Reue und entſchließt ſich endlich trotz der Mahnungen und Drohungen des Odyſſeus, den Bogen zurückzuerſtatten. Ebenſo beurtheilt der Dichter dieſe That, und wir werden ihm dabei rechtgeben, müſſen

aber nothwendig das Princip der allgemeinen Wohlfahrts-theorie freigeben.

Ein weiteres Beiſpiel entnimmt Koppelmann Schille Paulet, der Kerkermeiſter der Maria Stuart, iſt überzeug daß die Exiſtenz des Proteſtantismus und die Freiheit Eng lands auf dem Spiel ſtehe, ſolang Maria Stuart leb Burgleigh legt ihm nahe, dieſelbe heimlich zu beſeitigen.

„Man breite aus, ſie ſchwinde, läßt ſie kranker
Und kranker werden, endlich ſtill verſcheiden;
So ſtirbt ſie in der Menſchen Angedenken —
Und Euer Ruf bleibt rein.“

Für die Proteſtanten war Maria Stuart ohne Zweif unbequem und ſie mochten ihr Verſchwinden als wünſchens werth betrachten. Wenigſtens trifft dies zu bei Paulet, ſ wie er uns vom Dichter geſchildert wird. Und doch weiger ſich dieſer entſchieden, die ſchwarze That zu vollziehen.

„Kein Mörder ſoll ſich ihrer Schwelle nah'n,
Solang die Götter meines Dachs ſie ſchützen.
Ihr Leben iſt mir heilig, heil'ger nicht
Iſt mir das Haupt der Königin von England.“

Werden nun die Vertreter des Wohlfahrtsprincips Paule Unrecht geben? Nach ihrer Theorie müßten ſie es thun Wohl keiner von ihnen wird den Muth dazu haben.

Koppelmann führt dann noch aus, es könne unter Um ſtänden für einen Staat zuträglich ſein, wenn ein Unſchuldige verurtheilt werde. Er illuſtrirt dies durch verſchiedene Bei ſpiele aus der älteren und neueren Geſchichte. Nach de Eudämoniſten wäre unter Umſtänden die Verurtheilung eine Unſchuldigen eine moraliſch gute That. Wer aber wagt da zu behaupten? Wir ſind natürlich mit den Folgerunge Koppelmanns, die er aus den angeführten Beiſpielen zieht nicht einverſtanden. Jede gute That wird eben zuletzt noth wendig zum allgemeinen Wohle beitragen, mag ſie auc vorübergehend für das geſellſchaftliche irdiſche Wohl nach

theilig wirken. Was aber Adikes und ſeine Genoſſen darauf antworten, ſehen wir nicht ein. Für uns iſt eben eine Handlung ſittlich gut nicht deßhalb, weil ſie zur allgemeinen Wohlfahrt beiträgt, ſondern weil ſie der vernünftigen von Gott geſchaffenen Natur des Menſchen angemeſſen iſt. Iſt ſie das, ſo wird ſie auch nothwendig zum allgemeinen Wohle beitragen.

Aber ſelbſt, wenn jemand die Wohlfahrtstheorie für richtig anſehen wollte, ſo würde ſie praktiſch große Schwierigkeiten ſchaffen. Wer ſoll denn beſtimmen, was für das allgemeine Wohl der Menſchheit zuträglich oder ſchädlich, reſp. moraliſch gut oder ſchlecht ſei? Soll man dieß dem einzelnen Menſchen überlaſſen? Das wagen ſelbſt die Vertreter dieſer Anſicht nicht zu vertheidigen. Nach Paulſen ſoll man ſich der „Erbweisheit" des Volkes, nach Adikes dem „Vorgefundenen, Beſtehenden im Geſetz, in Sitte, in Inſtitutionen" unterordnen. Das ſoll wenigſtens Geltung haben für die große Mehrheit. Nur die Moralwiſſenſchaft und das ſittliche Genie „haben die Pflicht, umgeſtaltend einzugreifen" (Adikes a. a. O. S. 52). Koppelmann bemerkt dazu: „Alſo doch Gewiſſensknechtſchaft, wie man ſie der unfehlbaren katholiſchen Kirche vorwirft." Aber wo iſt die „Moralwiſſenſchaft", wo das „ſittliche Genie" zu finden? Iſts bei Kant oder Paulſen oder Adikes, und wem ſteht das Recht zu, dies zu beſtimmen? Dieſe Theorie, iſt ſie wohl geeignet die Menſchheit wirkſam zu wahrer Sittlichkeit zu führen? Wenn nicht, ſo iſt ſie ſchon aus dieſem Grunde werthlos.

Paulſen (Ethik 1. Aufl. 295 ff.) will zwar durch Beiſpiele zeigen, daß das allgemeine Wohl mit dem Wohle des Einzelnen zuſammenfalle. Das iſt oft der Fall, aber noch lange nicht immer, nicht ſelten ſind ſie einander entgegengeſetzt. Aber geſetzt, nicht zugegeben, dies wäre wirklich der Fall, ſo könnte das Intereſſe, das der Menſch am allgemeinen Wohlergehen hat, nicht ein direktes ſondern nur ein indirektes ſein. Das behaupten denn auch die Vertreter

der Wohlfahrtstheorie. Der Menſch ſtrebt nach ihnen das Geſammtwohl an, weil ihm dies „Luſt“ bereitet, Befriedigung gewährt. Sollte wirklich bei einem armen Fabrikarbeiter das Bewußtſein, das öffentliche Wohl zu fördern, Triebfeder zur Sittlichkeit ſein? Würde er es nicht als den reinſten Hohn auffaſſen, wenn man ihn auf die Luſt hinweiſen wollte, die ihm aus dieſem Bewußtſein erwachſen ſoll, trotz ſeiner harten Arbeit, ſeines kargen Lohnes und ſeiner Armuth in der Familie?

„Jener begeiſterungsvolle Drang zum Schaffen und Wirken im großen Stil“ taugt nicht für die Kleinen, für die übergroße Mehrheit der Menſchen. Wie ſteht es aber diesbezüglich bei den Großen, beim Genie? Napoleon I. hatte gewiß etwas von dieſem Drange. In einer Unterredung mit Metternich in Dresden im Jahre 1812, ſagte er auf die Einwendung Metternichs, was aus Frankreich werden ſolle, wenn eine antecipirte Generation dahingerafft ſei: „Ein Mann wie ich ſcheert ſich wenig um das Leben einer Million Menſchen“. War dabei wohl auch das allgemeine Wohlfahrtsprincip im Spiele? Freilich ſind bei ſolchen Beiſpielen die Gegner gleich mit einer Ausrede bei der Hand, ſie ſagen, ſolche Menſchen ſind abnormal. Das iſt eine ſehr bequeme Ausrede, wir können doch nicht annehmen, daß das Abnormale zur Regel werde.

Nach Adikes und Genoſſen wäre alſo die Luſt oder, etwas feiner ausgedrückt, die zeitliche Glückſeligkeit das anzuſtrebende Ziel, die Sittlichkeit aber bloß Mittel dazu. Könnte man alſo dieſe Luſt erreichen, ohne dieſes mühſame, oft läſtige Mittel, die Sittlichkeit, ſo müßte man auf die Sittlichkeit ganz verzichten. Wer weiß, was jene, welchen die Aufgabe zukommt, mit ihrem Genie die Geſetze der Ethik umzuändern, nicht noch für Entdeckungen machen werden.

Bei gar vielen altruiſtiſchen Gefühlen wäre ſodann im einzelnen Falle zu unterſuchen, ob ſie wirklich anderen

Menſchen oder vielleicht doch dem eigenen Ich gelten. Wenn z. B. der Vater am Hochzeitstage ſeines Sohnes allen ſeinen Angeſtellten ein Geſchenk verabreicht, wäre zu unterſuchen, ob dies nicht vielleicht aus Ehrgeiz geſchehe, oder einfach aus dem Grunde, weil man bei ſolchen Anläſſen gern freudige Geſichter um ſich ſieht. Wenn zwei vornehme Damen eine in großem Elende lebende Familie treffen, ſo wird vielleicht die eine für alle Zukunft ähnliche Begegnungen ängſtlich meiden, während die andere ſolche aufſucht. Aber es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß beide aus demſelben Beweggrund, aus Eigenliebe, ſo handeln. Solche altruiſtiſche Gefühle, meint Koppelmann, können mitunter ſchädlich ſein, z. B. wenn der Lehrer ſeine Zöglinge nicht kann weinen ſehen, oder wenn die Mutter ihrem Söhnchen nichts abzuſchlagen vermag.

Anderſeits vermag dieſe Wohlfahrtstheorie die merkwürdige Art ſittlicher Beurtheilung nicht befriedigend zu löſen. Einen Erfinder, einen großen Gelehrten werden wir ſchätzen, ſeinen früh erfolgten Tod bedauern. Aber werden wir ihn auch immer achten? Das hängt nicht ſo ſehr von ſeiner wiſſenſchaftlichen Bedeutung ab, als vielmehr davon, wie er als Menſch gelebt hat. Sonſt müßten manche Burleigh über Paulet ſtellen.

Ganz zweckmäßig frägt Koppelmann: warum bereuen wir unmoraliſche Handlungen, auch wenn ſie uns gar keine üblen Folgen zugezogen haben, auch wenn wir überzeugt ſind, daß ſie verborgen bleiben? Woher die Gewiſſensbiſſe ſittlich tiefſtehender Perſonen? Wie kommt es, daß Verbrecher aus freien Stücken ſich ſelbſt dem Gerichte ſtellen?

Paul Ree (Die Entſtehung des Gewiſſens S. 229) vertritt die Anſicht, das Gewiſſen ſei das Produkt einer Jahrhunderte oder Jahrtauſende langen, von der Idee des Geſammtwohls beherrſchten Erziehung durch allerlei Autoritäten, Religionsſtifter, Geſetzgeber, Eltern u. dgl. Nach

ihm wären die ſittlichen Anſchauungen nicht ſelbſtändige, ſondern nur „angewöhnte“ Urtheile oder „Denkgewohnheiten“. Dadurch gewännen dieſelben für das Bewußtſein des Individuums den Schein, als ob ſie angeboren oder von einer höheren Macht eingeimpft wären, beſonders da ſie oft mit den Forderungen des eigenen Vortheils im Widerſpruch ſtünden. Gewiſſensbiſſe ſeien nichts weiter als dieſes Unbehagen, wenn unſere Handlungen mit fraglichen „Denkgewohnheiten“ collidiren. Immanente Gründe für die Löblichkeit oder Verwerflichkeit der Handlungen gibt es nach Ree nicht. „Grauſamkeit und Mord ſind nicht böſe, ſondern bloß ſchädlich“ (a. a. O. S. 230).

Wäre die Wohlfahrtstheorie richtig, ſo könnte man ſich Ree's Folgerungen nicht entziehen. Was Paulſen dagegen von ſeinem Standpunkte ſagt, iſt vergebliches Sträuben und verdient ſicherlich nicht die Note wiſſenſchaftlich. Paulſen beruft ſich auf die Erbweisheit der Völker und meint: „Was kann es für einen ſtärkeren Beweis in ſolchen Dingen (Moralgeſetzen) geben als die Erbweisheit der Völker“ (Ethik 1. Aufl. 283)? Alſo ob wahr oder unwahr iſt ganz gleichgiltig, die Erbweisheit der Völker will es ſo. Das iſt aber keine Erklärung und Begründung der Sittlichkeitsgeſetze, ſondern die Vernichtung der Moral. An Stelle von gut und böſe tritt nützlich und ſchädlich. Ree iſt ein Enfant terrible, aber conſequent iſt er, das muß man ihm in dieſem Fall zugeben. Er iſt, um mit Nietzſche zu reden, der Uebermenſch jenſeits von Gut und Böſe. „Nichts iſt wahr; alles iſt erlaubt“, ſagten ſchon die Aſſaſſinen.

Wir haben bis dahin faſt ausſchließlich die Ausführungen Koppelmann's wiedergegeben. Wir müſſen auch geſtehen, daß es ihm nach unſerer Anſicht gelungen iſt, Adikes, Paulſen und alle Vertreter der Wohlfahrtstheorie gründlich zu widerlegen. Gerade deßhalb haben wir ſeine Auseinanderſetzungen mit großem Intereſſe verfolgt. Wir wollen auch gerne eingeſtehen, daß Koppelmann in dieſem erſten Theil ſich ſehr

der chriſtlichen Ethik nähert. Leider können wir dasſelbe nicht vom zweiten Theile ſagen, wo er nun ſeine eigene Anſicht erläutert.

Zunächſt zeigt K., wie Sittlichkeit und Ehrgefühl in gar enger Beziehung ſtehen, was wir gerne zugeben. Aber was iſt das Ehrgefühl nach K.? Er verſichert uns, daß dasſelbe nichts gemein habe mit der ſogenannten Standesehre u. dgl. Auch hierin ſtimmen wir ihm bei. K. meint, das Ehrgefühl ſei Gemeingut, jeder könne es haben, es gründe ſich auf keine anderen Vorzüge, als darauf, daß man Menſch ſei. „Das richtig entwickelte Ehrgefühl iſt nämlich im Grunde nichts anderes als der Sinn für die eigene Menſchenwürde“ (a. a. O. S. 23). Er kommt ſodann zu folgendem Hauptſatz: „Die Sittengeſetze ſind nichts anderes, als die Geſetze der Menſchenwürde“ (daſ.). Es kommt hier ſehr viel darauf an, was K. unter Menſchenwürde verſteht. Hören wir ihn alſo, wie er dieſelbe auffaßt. Er will „ins volle Menſchenleben hineingreifen und die Idee der Menſchenwürde nach verſchiedenen Seiten hin zur Entfaltung kommen laſſen“ (S. 23). Er will zeigen, daß ſowohl die menſchliche Geſellſchaft als die einzelnen Individuen nicht bloß an ihrem allgemeinen oder individuellen Glücke, ſondern auch an ihrer Würde ein ſehr intenſives Intereſſe nimmt.

Die Unterdrückung eines Volkes empfindet dieſes als eine Schmach und einen Eingriff in ſeine Würde. Daher komme das Bewußtſein einer ſittlichen Verpflichtung, eine ſolche Schmach nach Kräften von ſich abzuwehren. „Nichtswürdig iſt die Nation, die nicht ihr Alles ſetzt an ihre Ehre“.

Ganz ſo verhalte es ſich bei Einzelperſonen. Die Sklaverei widerſpreche der Menſchenwürde; Unterordnung habe zur nothwendigen Vorausſetzung beſſere Erkenntniß und gute Abſicht bei den Vorgeſetzten, ſonſt wäre es nur „Kadavergehorſam“. Merke der Knabe, daß der Erzieher ihm geiſtig und moraliſch nicht überlegen ſei, oder wiſſe

Digitized by Google

dieſer ſeinen Anordnungen nicht den nöthigen Nachdruck zu verleihen, ſo ſchwinde der Reſpekt; denn der Knabe werde als unwürdig empfinden, ſich von jemand leiten zu laſſen, der dazu nicht fähig iſt. Die Idee der Menſchenwürde ſei alſo der ſittliche Regulator für die Verhältniſſe der Selbſtbeſtimmung und der Unterordnung. Der Sinn für unſere Menſchenwürde ſei die Wurzel des Bewußtſeins einer correſpondirenden Pflicht. Durch weitere Beiſpiele ſucht K. ſein Geſetz auch auf das Gefühlsleben und die individuellen Anlagen auszudehnen. Selbſt das Bewußtſein der Verpflichtung anderen gegenüber ſoll ſeinen Urſprung aus dem Sinn für eigene Würde haben. Der Gedanke, daß man anderen gegenüber verpflichtet ſei, liege dem ſittlichen Anfangsbewußtſein völlig fern und beginne erſt dann, wenn man ſich ſelbſt verpflichtet habe. Der Menſch aber verpflichte ſich, weil ſeine Würde dies verlange.

Mit der eigenen Würde entwickele ſich auch allmählig das Intereſſe an der Würde anderer. Der Menſch in uns empöre ſich, wenn die Menſchenwürde in anderen verletzt werde. Als Beiſpiele weiſt er auf die Burenrepubliken und auf den Dreyfusproceß.

Schließlich wirft K. die Frage auf: Gibt es gute oder ſchlechte Zwecke? Er antwortet darauf: „Der einzig vorſtellbare Zweck des Handelns iſt, wenn man das Wort in ſeinem weiteſten Sinne nimmt, die Wohlfahrt des betreffenden Individuums“ (S. 32). Alles andere iſt alſo Mittel. Dieſer Zweck aber ſei in ſittlicher Beziehung indifferent; nur die Art und Weiſe, wie wir dieſen ſelbſtverſtändlichen Zweck zu verwirklichen ſuchten, falle unter die ſittliche Beurtheilung. Unſittliche Socialzwecke könne es ſchon gar nicht geben, weil das Beſtreben, andere Menſchen unglücklich zu machen, niemals der eigentliche Zweck, ſondern nur ein Mittel zur eigenen Wohlfahrt ſei. Man könnte allenfalls von ſittlichen Socialzwecken reden und zu ihnen rechnen alles was im Intereſſe der Wohlfahrt anderer oder der Geſammtheit er-

ſtrebt wird. Streng genommen ſeien aber auch dieſe indifferent.

K. iſt darum auch nicht einverſtanden mit der Zweckbeſtimmung der Sittlichkeit, wie wir ſie finden bei Wundt: „So erweist ſich das ethiſche Ideal als der letzte, die fortſchreitende ſittliche Vervollkommnung der Menſchheit als der nächſte Zweck der humanen Sittlichkeit“ (Ethik 434). „Die Sittlichkeit“, ſagt K., „und die ſittlichen Gebote haben gar keinen Zweck“ (S. 30).

Nach K. werden die Sittengebote von einer inneren Norm abgeleitet, der Idee der menſchlichen Würde. Die Befolgung derſelben wäre nur die natürliche Aeußerung des ſchon vorhandenen Ehrgefühls, der ſchon vorhandenen Würde, nicht das Mittel zu einem noch zu realiſirenden Zwecke. Die Zwecke werden unſerem Handeln von außen her geſteckt, ſie entſpringen ſämmtliche der Wohlfahrtsidee, wenn man dieſe im weiteſten Sinne auffaſſe. Streben nach Glück führe aber zu Conflikten, die Geſetze der Würde brächten Ordnung, lehrten ſelbſtübernommene Verpflichtungen halten und die Würde anderer achten. „Die Geſetze der Würde“, ſagt K., „ſchaffen das Ideal des höchſten Gutes“ (S 34). Und worin wir dieſes Ideal zu ſuchen haben, was unter dem höchſten Gut zu verſtehen ſei, hören wir gleich von ihm ſelbſt. „Das Ideal der Menſchheit, nicht der Zweck der Sittlichkeit iſt das höchſte Gut, denn die Sittengebote ſind vor der Idee des höchſten Gutes; dieſe iſt aus jener abgeleitet, nicht umgekehrt“ (S. 34 f.). Eben deshalb, weil die Sittengebote ganz unabhängig vom Ideal des höchſten Gutes ſeien, aus einer inneren Norm entſpringen, meint K., ſeien ſie hoch über die Skrupel des Verſtandes erhaben, ſo leicht faßlich auch für diejenigen, welche ſich über die Möglichkeit des höchſten Gutes und die Bedingungen ſeiner Verwirklichung niemals Gedanken gemacht haben. Hier wird der Autor etwas rhetoriſch und das iſt für den Philoſophen immer eine bedenkliche Sache. Merkwürdig ſind dieſe Ge-

bote, weil ſie einerſeits ſo hoch über dem Verſtande ſtehen, anderſeits ſo leicht faßlich ſind.

K. will, wie geſagt, ſeine Theorie mit Kants Ethik, wenigſtens was den formalen Charakter anbelangt, in Einklang bringen, alſo Kants „abſolute, kategoriſche Imperative“ retten. Jene Geſetze der Würde, welche noch nicht zum Bewußtſein gekommen ſind, haben noch keine abſolute Geltung für das Individuum, auch keine bedingte. Sie ſind ſomit nicht auf irgend welcher Heteronomie, ſondern auf dem Princip der Autonomie aufgebaut. Eine Formulirung der Geſetze der Würde zu einem Grundgeſetze der Würde iſt K. noch nicht nach Wunſch gelungen. Nur ſoviel ſcheint ihm ſicher, die Selbſtändigkeit und innere Wahrhaftigkeit aller Perſönlichkeitsfunktionen würden das Gemeinſame in den entwickelten einzelnen Geſetzen der Würde ausmachen. Er hofft denn auch zu zeigen, daß die chriſtliche Moral nur die Weiterbildung der natürlichen Moral ſei und ebenfalls auf dem Princip der Würde beruhe.

Wir könnten nun die Widerlegung ruhig Adikes, Paulſen ꝛc. überlaſſen, die werden auch gewiß das Syſtem K.s einer ernſten Kritik unterziehen. Da K. eigentlich Neues nicht bietet, finden wir ſeine Anſicht auch in jedem guten Ethikwerk widerlegt. Ein abſchließendes Urtheil läßt ſich heute noch nicht geben, da er uns eine beſtimmte Form für ſeine Geſetze der Würde noch nicht mitgetheilt hat. Offenbar nähert er ſich einerſeits jener Schule, welche als oberſtes Princip des Sittlichen die Selbſtvervollkommnung aufſtellt, wie dies ſchon Plato und ſpäter Wolf, Ferguſon, Fichte, Ulrici ꝛc. thaten. Von Plato weicht er aber ſehr zum Nachtheil dadurch ab, daß er als höchſtes Gut das Ideal der Menſchheit hinſtellt, während Plato die Verähnlichung des Menſchen mit der abſoluten und höchſten Idee des Guten, mit Gott, als ſittliche Aufgabe des Menſchen aufſtellt. Anderſeits ſtimmt K. allerdings mit Kant überein, daß er ſich vollſtändig dem Subjektivismus in die Arme wirft, keine

Heteronomie annimmt und das eigene Ich zum oberſten Geſetzgeber macht. Nach ihm gibt es keine moraliſche Verpflichtung, wenn nicht zuerſt das Ich ſich ſelbſt verpflichtet. Frägt man, warum man dieſes oder jenes thun oder laſſen ſoll, ſo antwortet er: weil dies den Geſetzen der Würde entſpricht. Frägt man nach dem Geſetzgeber, ſo iſt es das eigene Ich, welches ſich ſelbſt verpflichtet. Aber wie kann der Menſch erkennen, was zur Würde paßt oder nicht, alſo moraliſch gut oder ſchlecht iſt? Da antwortet K. mit Kant, darüber darf man nicht fragen, das iſt ſo hoch, daß wir es mit unſerer Speculation nicht erreichen, ſo einfach, daß es auch der gewöhnliche Menſch erkennt. Etwas objektiv Gutes gibt es nicht.

Wie unhaltbar eine ſolche Theorie iſt, wollen wir an einigen Beiſpielen zeigen, von denen er einige ſelber anführt. Wenn ein Knabe ſich von jemand leiten laſſen muß, der ihm nicht überlegen iſt, ſo wird er das als unwürdig empfinden; der Gehorſam in dieſem Falle ſteht alſo mit der Menſchenwürde im Widerſpruch, wäre alſo nach K. unmoraliſch. Haben einfache, wenig begabte Eltern recht intelligente Kinder, und wollten dieſe den Eltern gehorchen, ſo würden ſie gegen die Geſetze der Würde, alſo unſittlich handeln. Wie oft hat der Lehrer einen Schüler, der Profeſſor einen Hörer, der ihm überlegen iſt. Wollen Schüler und Lehrer ſittlich gut handeln, dann dürfen ſie den Vorgeſetzten in dieſem Falle ſich nicht unterwerfen. Mancher Jüngling erledigt mit dem Gefühle unwürdigen Zwanges, ſagt K., manche Materien auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft, weil ſie ihm nicht zuſagen, ihn innerlich nicht fördern, die er aber wiſſen muß, um etwa ein Examen zu beſtehen. Wenn alſo ein Student z. B. eine ſtarke Abneigung gegen das Griechiſche oder gegen Mathematik hat und wenn er dennoch dieſe Materien ſtudirt, ſo würde er gegen die Geſetze der Würde verſtoßen. Ja auch die Profeſſoren, die

Miniſter und Geſetzgeber würden unmoraliſch handeln, we
ſie die Würde jener Jünglinge knechten.

Ueberhaupt wären die Befehle der Eltern, die Vo
ſchriften der Vorgeſetzten, die Geſetze des Landes ſolan
für den Einzelnen ohne Werth und Bedeutung, bis er ſi
ſelbſt dazu verpflichtet. Die Gegner eines Geſetzes, das ſ
aus innerer Ueberzeugung bekämpften, das aber im Pa
lament eine Mehrheit gefunden hat, dürften ſich nie dieſe
Geſetze unterwerfen, es wäre gegen ihre Würde, alſo moraliſ
ſchlecht. Und die Majorität, die Exekutoren, welche d
Minderheit zwingen wollen, das Geſetz zu beobachten, würde
moraliſch ſchlecht handeln, weil ſie ſich vergehen an d
Menſchenwürde einer Minorität. Es iſt klar, daß ſich g
radezu ungezählte Beiſpiele anführen ließen, welche die U
haltbarkeit dieſer Geſetze der Würde beweiſen. Praktiſ
durchgeführt wären dieſe Geſetze gleichbedeutend mit b
ſtändiger Revolution in der Familie, in der Gemein
und im Staat.

Als ebenſo irrig müſſen wir die Auffaſſung des Zwecke
zurückweiſen. Sie ergibt ſich eben aus der Leugnung od
doch Ignorirung Gottes. Wie es ſcheint, ſteht K. auch m
der menſchlichen Willensfreiheit auf geſpanntem Fuße, den
er nennt die Befolgung der Sittengebote die natürlich
Aeußerung des ſchon vorhandenen Ehrgefühls, der ſch
vorhandenen Würde. Dann ſoll man überhaupt nicht meh
über Sittlichkeit reden, dann gibt es nicht gut und bö
mehr, dann iſt es wahr, daß Mord und Grauſamkeit nic
moraliſch ſchlecht, ſonder höchſtens ſchädlich ſind.

Aber dahin führt mit Naturnothwendigkeit eine Mora
ohne Gott. Für uns iſt es aber doch intereſſant zu ſehe
wie ein Syſtem nach dem andern zuſammenfällt, wie ſi
dieſe Apoſtel der Laienmoral gegenſeitig bekämpfen un
fügen wir hinzu, gründlich widerlegen. Man ſpielt ſ
gern gegen den chriſtlichen Glauben die ſogenannte Wiſſe

t aus. Gerade auf dem Gebiete der Ethik hat dieſe ſelbe enſchaft ſeit den Tagen Kants nichts als Mißerfolge weiſen. Koppelmann ſelber ſagt am Anfang ſeiner nt, wenn es nicht möglich wäre, dieſe zwei philoſophiſchen tungen, die Adikes mit „Ganzen und Halben“ kenn- net, zu verſöhnen, ſo müßte die Wiſſenſchaft „Bankerott“ iren. Ob ſich die Vertreter jener zwei Anſichten ver- aren, wiſſen wir nicht, ſcheint aber ſehr unwahrſcheinlich, aben der „Bankerott“ unvermeidlich ſei, daran zweifeln keinen Augenblick, und die Controverſen unſerer Gegner irken uns mit jedem Tag noch mehr darin. Ohne Gott e Moral. W.

X.

Katholiſche Landſchaftsdichtung.

1. Einleitung.

„Man weiß wieder, was die Heimat bedeutet, daß es re die Unterlage eines ſtarken Heimatgefühls auch kein tes Nationalgefühl gibt, daß es eine der größten ſocialen Auf- ben iſt, die Heimat dem modernen Menſchen wieder- geben oder ſie ihm zu erhalten, ihn in ihr wahrhaft miſch zu machen.“ So ſagt ein Kritiker, dem man zwar cadenceriecherei nicht ganz mit Unrecht zum Vorwurf cht, der aber geſund iſt durch und durch, der ein Herz das Volk hat, und weiß, was uns noth thut, Adolf rtels in ſeiner „Deutſchen Dichtung der Gegenwart“. bei citirt er ein Wort aus Wilhelm Weigands „Elend

der Kritik“ (1894), das beſte vielleicht, das der literari
Freigeiſt geſprochen: „Wir wollen wirkliche Kunſtwerke,
wollen große künſtleriſche Perſönlichkeiten. Aber wenn d
großen Perſönlichkeiten nun ausbleiben? Da müſſen
uns eben doch zunächſt an die beſcheidene, aber ehrli
Heimatkunſt halten und hoffen, daß ſie den Boden
die große Kunſt bereitet. Genies und große Talente ka
ein Volk nicht zu jeder Zeit haben, wohl aber kann es jel
Geſchlecht ernſt mit der Kunſt nehmen.“ Gott ſei Dank! Di
Erkenntniß bricht ſich ſiegreich Bahn; der Bankerott des forn
liſtiſchen Naturalismus hat uns die Augen geöffnet. Zol
Theorem[1]) als ſolches haben wir Deutſche — Ausnahm
beweiſen die Regel — zwar nie geglaubt, aber wir hab
in ſeinem Sinne kaltverſtändig den Zuſammenhang d
ſeeliſchen Thatſachen zerlegt; wir haben die Bretter, die d
Welt bedeuten, unter dem Einfluß des mit dem Pari
Kloakenforſcher Hand in Hand gehenden unheimlichen Ibſ
zum Secierſaal der menſchlichen Seele gemacht. Die Fol
war eine particulariſtiſche Monopoliſirung der Kunſt, nic
nur in geiſtiger, ſondern auch in örtlicher Hinſicht. S
ſaßen ja alle in der Hauptſtadt ihres „Publikums“, in d
großen tyranniſchen Centrale der Poeſie und Kritik:
Berlin, die Hauptmänner und Sudermänner, die Führer de
Großſtadtkunſt. Die Berliner Theaterkaſſe mit ihrer Premieren
wirthſchaft gab dem Deutſchen Reiche den Ton an; wä
es bei den genialen Köpfen der ſocialen Anklageliteratur un
Märchendramatik oder allenfalls bei Jambenepigonen un
Theatralikern à la Wildenbruch geblieben, aber nein, —

1) „Der Naturalismus beſteht einzig in der Erfahrungsmethode, i
der auf die Literatur angewendeten Beobachtung und Erfahrung
der experimentirende Romancier iſt nichts als ein Spezial
gelehrter, welcher das Werkzeug anderer Gelehrter künſtleriſc
anwendet: die Beobachtung und Analyſe. Unſere Domäne iſ
dieſelbe, wie die des Phyſiologen, nur iſt ſie weiter.“ ‚Le roma
expérimental.‘

n Schmach des deutſchen Jahrhundertwechſels — es rden uns die Paraſiten der „Aera Pierſon“ aufgezwungen: l'Arronge, Lubliner, Lindau und Blumenthal, die Faber, ida und Kadelburg, in denen allen zuſammen kaum für n Mann deutſches Blut fließt. Aber Gott ſei Dank, die tten fangen an zu krachen; mit dem Loſungswort „Los n Berlin“ begann das neue Jahrhundert und hat uns in ich Lienhard einen ſchneidigen Vorkämpfer geſchenkt. Entberlinerung“ der Literatur und Pflege der Landſchafts-unſt iſt ſein Programm, das er mit ſcharfer Sicherheit in nen „literariſchen Anregungen“ („Die Vorherrſchaft Berlins“ Flugſchrift der ‚Heimat‘. Leipzig, Georg H. Meyer, 1900) ntwickelt.

Da heißt es: „Und dieſes Schaffen aus heimiſcher Art raus, anknüpfend an Gebräuche, Sitten, Stammesart, ge-ättigt mit Landſchaftsluſt, ſcheint mir die fruchtbarſte Art; die orherrſchaft Berlin's zu bekämpfen. Der Zauber des Zeit-eiſtes muß in ſeiner Einſeitigkeit ausgeglichen werden durch n Zauber des Ortsgeiſtes, wenn man das Wort geſtattet.“ Nicht die jetzt ſo ſtillen und einflußreichen Landſchaften ſind articulariſten: nein, der ſchlimmſte Particularismus iſt die erliner Literatur, ſie bedeutet eine anmaßende Verengung nd Verſklavung deutſchen Lebens.“

Was einmal gut geſagt iſt, das ſoll man gelten laſſen und icht mit eigenen Worten wiederſagen wollen; darum drucken ir einfach den betreffenden Abſchnitt nach, in welchem ienhard das Weſen der Heimatkunſt und ihren Unterſchied on der Poeſie Auerbach'ſchen Schlages kurz und gut dar-elegt hat. „Die Landſchaftsliteratur von heute, aber auch ie Heimatkunſt, kann nicht ohne weiteres mit der alten Dorfgeſchichte particulariſtiſcher Tage gleichbedeutend ſein. Wir wollen durchaus keinem Particularismus, jetzt, an der Jahrhundertwende, das Wort reden. Aber das Stammes-bewußtſein eines ins große Reich bewußt eingegliederten Reichsbürgers braucht auch in den Tagen des Weltverkehrs

noch lange nicht aufzuhören. Es gibt da zwei Grade d
Empfindens. Der naive Naturſohn, der nie über ſein Do
im Waldwinkel hinausgekommen, der verwachſen iſt m
Scholle und Hof, mit Wald und Buſch und Heide, wi
mit einfältiger Selbſtverſtändlichkeit an ſeinem Fleck E
hangen, ſo lange kein Schall von draußen in ſeine W
entſcheidend hereinklang. Dann kann eine Zeit der Wande
luſt, des Herabſehens auf ſein Dörſchen kommen. Ne
große Eindrücke ſchlagen über dem Wanderburſchen zuſamme
die aufrüttelnde Stimmung des Weltverkehrs, des Meere
des Hochgebirges, fremder Sprachen, fremder Sitten nehm
ſeine ganze Faſſungskraft in Anſpruch. Nach und nach ab
wird er dieſer Eindrücke Herr, ſichtet und ordnet den ei
geheimſten Ballaſt, vergleicht mit ſeiner Waldſtille — u
kommt endlich bereichert und beruhigt, als der alte und do
ein anderer, auf ſeinen heimatlichen Fleck zurück. Jetzt wi
er mit neuer, bewußter, geläuterter Liebe aufs neue Freun
und Sohn ſeiner Heimat, ſeiner kleinen Pflicht: er hat ve
gleichen gelernt, er hat ſein Fleckchen eingliedern gelernt i
große Reichsganze, er hat auch ſeine kleine Pflicht ei
gegliedert ins Weltganze Er iſt nun wieder ‚Particulariſ
das heißt aber hier: bewußter Freund ſeiner beſonder
Heimat und iſt doch zugleich vortrefflicher Reichsbürger;
iſt nun ein guter Deutſcher und iſt doch zugleich unbefangen
Beurtheiler der Eigenart anderer Völker, wenn man a
will: ‚Weltbürger‘.“

Damit halten wir zuſammen, was Karl Stieler
ſeinen „Kulturbildern aus Bayern“ (Stuttgart 1885) ſag
„Ja in der That, es iſt ein hohes Gefühl für alle, die d
Seele des Volkes nachgehen, zu wiſſen, daß hinter jed
originellen Einzelheit, die wir betrachten, der große, mächti
Hintergrund eines einigen Volkes ſteht. Kein anderes Rei
der Welt iſt ſo manigfaltig an culturgeſchichtlichen Geger
ſätzen, kein anderes bedarf es ſo ſehr, daß ſeine einzeln
Stämme ſich nahe kommen und kennen lernen, dann werde

die Gegenſätze ihre feſſelnde, nicht ihre trennende Kraft erweiſen."

Alſo Volkskunſt, nicht Adeptenkunſt, Volkskunſt im tiefſten Sinne, wurzelnd im Heimatboden, in ſeinen Anſchauungen und Sitten, in ſeiner Geſchichte und ſeinen Märchen, in ſeinen Perſönlichkeiten und ſeiner Natur. „Wo ſitzt denn nun aber das Volk?" frägt Lienhard und antwortet: „Nun, in den Seceſſioniſtenbühnen und dramatiſchen Geſellſchaften gewiß nicht; das Volk ſitzt überhaupt nicht hier oder dort. Ein Stück Volk ſteckt in uns allen, es kommt nur darauf an, daß wir der Friſche, Natürlichkeit, ehrlichen Urſprünglichkeit des Empfindens, Sagens und Geſtaltens nach ſo viel fachmänniſchen Einzelſtudien wieder Raum gewähren." [1])

Die Heimatkunſt iſt aber keineswegs die letzte Stufe auf der Leiter unſerer Ideale, oh nein, ſie iſt blos eine gute Mittelkunſt, eine gediegene Grundlage und Schwelle zur Hochlandskunſt der Zukunft. Man hat ſich — ſeltſam genug — noch in letzter Zeit um die Berechtigung der Dorfnovelle geſtritten, ſo daß man ſich faſt zu einer Art evolutioniſtiſcher Aeſthetik Nordau'ſchen Kalibers bekehren könnte. Wir wüßten kein Theilgebiet der Kunſt zu nennen, in welchem gerade ſo wie in der Landſchaftsdichtung das Recht der Wirklichkeit zum Durchbruch kommt. Hier muß ſich der echte Realismus

1) Dieſe ſeine Anſichten vertritt der warmblütige elſäſſiſche Eſſayiſt auch in ſeinen jüngſt im Heimatverlag erſchienenen geſammelten Aufſätzen („Neue Ideale"), die für uns deßhalb noch beſonders werthvoll ſind, weil ſich darin ein wohlgemeinter, temperamentvoller Appell an die deutſchen Katholiken findet, der manches beherzigenswerthe Wort enthält. Daß Lienhard ſelbſt mit Veremundus noch nicht ganz zufrieden iſt, wollen wir dem Proteſtanten, der als ſolcher nie das katholiſche Weſen begreifen kann, nicht aufs Kerbholz ſchreiben. Wir nehmen das Gute, wo es uns mit ſo entgegenkommender Hand gereicht wird, gerne an, aber wir tauſchen es nicht gegen unſer Beſſeres ein.

ausgeſtalten, denn hier iſt die denkbar engſte, eine faſt lyriſ
Fühlung zwiſchen Dichter und Stoff; Wahrheit der Empf
dung und Innigkeit des Gefühls ſind mit dem unmittelba
Aufgreifen des Heimiſchen gegeben und müſſen daher u
fehlbar in dem ganzen Umfange ihrer Urſächlichkeit zur Wirk
und Rückwirkung gelangen. Was der Einklang von Na
und Geſchichte im gut erfaßten Localcolorit bedeutet,
mit ſeinen Romanen Rudolf Stratz bewieſen, bei dem m
ſich durch dieſen Verismus — faſt ſeine einzige perſönli
Note — ohne weiteres zu einer höheren Allgemeintaxat
beſtechen ließ. Der berechtigte Stolz bringt dann jene wo
thuende homeriſche Freude an all den Umſtänden und Geg
ſtänden ſeßhafter Häuslichkeit, wie Rich. M. Meyer ſie z.
bei Sudermann aufzeigt, der einſt gerade nach dieſer Se
hin ſtarke Anſätze zur Heimatkunſt gezeigt, einſt, als er n
ſein ureigenes Gebiet der Novelle bebaute und, vom Erf
noch nicht berauſcht, den Ehrgeiz des Bühnendiktators u
Tantiemengroßmeiſters in der Bruſt geheimtrug. Und
derlei Objektivitäten oder vielmehr gerade in ihnen kom
demnach die Perſönlichkeit zur vollen Entfaltung. Hier
der Dichter Glied vom Gliede, und ſo zeigt ſich denn
Heimatkunſt als eine Kunſt germaniſcher Raſſe: Farbenſi
Gemüthstiefe, liebevolles Erfaſſen des Kleinen, Freude
ciſelirten Charakteren, Vollgenuß am ſelbſt geſchaffenen U
kreiſe, kurz ein natur- und geſetzgemäßer Individualism

„Eben in dem zerklüfteten Weſen“, ſagt Langbehn
‚Rembrandt als Erzieher‘, „in jenem centrifugalen Beſtreb
welches dem Deutſchen von jeher eigenthümlich war, liegt ſ
Fähigkeit einer unendlich reichen und mannigfachen Ausſtrahl
auf das Welt- und Menſchheitsganze beſchloſſen. Je mehr
ihm gelingt, in dieſer Hinſicht aus der Noth eine Tugend
machen, deſto vollkommener wird er ſein Daſein geſtalt
Seine Neigung, individuell zu ſein, dem eigenen Kopfe
folgen, kurz die ſprichwörtliche und politiſch ſo oft nachthei
geweſene deutſche Uneinigkeit befähigt ihn ganz beſonders,

auf künſtleriſch-geiſtigem Gebiet weiter zu bringen als andere Völker. Individualismus iſt die Wurzel aller Kunſt: und da die Deutſchen unzweifelhaft das eigenartigſte und eigenwilligſte aller Völker ſind: ſo ſind ſie auch — falls es ihnen gelingt, die Welt klar wiederzuſpiegeln — das künſtleriſch bedeutendſte aller Völker“.

Darum wird die Heimatkunſt ohne aufdringliche Tendenz ſtets von klarſtem und nachhaltigem moraliſchen Erfolge ſein, nach der nationalen wie nach der religiöſen Seite hin; denn einerſeits weckt ſie — wie ſchon angedeutet — das Stammgefühl der Seßhaftigkeit, den Heimatſtolz, die Grundlage wahrer Vaterlandsliebe in einem vielgauigen Reiche, und andererſeits muß ſich in ihr haarſcharf die ſinnfällige Seite des Chriſtenthums zeigen, jener Religion, die zwar für alle Menſchen gegeben ward, aber von jedem Einzelnen erlebt und durchlebt ſein muß, des „deutſchen“ Chriſtenthums, wie das Mittelalter es ausgeprägt, nicht des Deutſchkatholicismus armſeligen Angedenkens aus alter und neuer Zeit, ſondern — wenn das Wort erlaubt iſt — des deutſchen Katholicismus, des echten, rechten Chriſtusglaubens mit ſeinem herrlichen Culte im Bereiche der *römiſchen* Kirche erfaßt mit *germaniſcher* Seele. Vaterlandsliebe und Religion einer Landſchaft bieten ihre Stichprobe in der Heimatkunſt, wo die ſittlichen Begriffe für das Volk als ſolches ihre faßbarſte Verkörperung erhalten.

Dieſe Erdſtändigkeit eines ſtarken Menſchenthums, das zwar dem Himmel zugeht, aber auf der irdiſchen Welt vorläufig ſeinen Schauplatz hat, iſt die ſchlagendſte Widerlegung des Grundgedankens in Hart's „der neue Gott“, der ſein Daſein der Erkenntniß einer unüberbrückten Kluft zwiſchen „aſiatiſcher Weltflucht“ und „helleniſcher Weltfreude“ verdankt. Gerade die katholiſche Heimatkunſt vermag zu beweiſen, daß die katholiſche Religion nicht der mit kraſſer Pietiſterei verwechſelte „Aſketismus“ iſt, für den der unphiloſophiſche Theoſoph das Chriſtenthum hält. Im übrigen

Digitized by Google

trägt dieſer Dichtungszweig die Fähigkeit zu groẞart nationaler Geſtaltung, zumal an den Thatorten der S und Geſchichte; man denke einmal an die Altdorfer T Aufführungen, an die Bozener Tirolerſtücke, an das au blicklich im großen Stile vorbereitete Lichtenſteinthea Mitten in der unveränderten Natur mit der Beleucht. gleichgebliebener Volksverhältniſſe iſt ſelbſt ein mittelſchl tiges Stück eines unverwiſchbaren Eindruckes ſicher. l wenn wir ſchließlich die junge Kunſt ſorglich hüten vor einträchtigung durch Sonderintereſſen, vor philiſtröſer V engerung durch die Nüchternheit des Alltaglebens, vor V gewaltigung der Idee durch Schaffung reſp. Conterfei von Sonderlingen oder durch idylliſche Genremalerei, einem verrannten und theoretiſirenden Individualismus o gar vor drallem, renommiſtiſchem Naturburſchenthum u ſkeptiſcher Culturverachtung, und überhaupt vor jeder b wußten reaktionären Anhauchung gegenüber der epiſch Großkunſt: wenn wir den jungen Zweig vor alle dem u vielem anderen hüten, dann wird der Jungbrunnen des alt deutſchen Märchens mit ſeinem wonnigen Geplätſcher wied fließen, eine Lehrſchule innerer Kräftigung, fleißigen A ſpeicherns und hartnäckigen Zuſammenhaltens, bis die groß Talente kommen. Die Könner von Gottes Gnaden find hier den einzig guten Nährboden gedeihlicher Entwicklun Mit der „Witterung eines neuen Menſchenideals“ iſt es l dato noch nicht recht vorwärtsgegangen, bleiben wir al vorderhand noch beim alten, das nicht gar ſo abgehauſt i wie uns Küken vorgackern, denen die Eierſchalen noch den Federn ſitzen. Uns Katholiken aber iſt die Landſchaft dichtung ein neuer Hoffnungsſtern, denn ſie leitet uns i Arbeitsganze der nationalen Beſtrebungen ein, die uns bish durch ihre ſchiefe Stellung zu Glaube und Sitte, ſon durch herzloſe Unterdrückung — summa summarum, euph miſtiſch zu ſprechen, durch unſere „Inferiorität“ — ve ſchloſſen waren. Heimatkunſt iſt neutrales Gebiet — m

der religiöſen Kämpfe, die ihren Pflegern in Ausſicht ſtehen.

„Bauernſeele iſt Volksſeele. Der Menſch in ſeiner urthümlichſten Lebensform iſt Bauer; je näher die Cultur des Geiſtes und des Bodens bei einander bleiben, deſto beſſer iſt es für beide; Land und Leute, Leib und Seele gehören zuſammen" („Rembrandt"). Wenn dieſer Satz wahr iſt, und warum ſollte er nicht wahr ſein? dann Heil der katholiſchen deutſchen Dichtkunſt, die ihrem Herkommen getreu am Boden feſthält, am Boden des kleinen Mannes, wenns auch an der Form oft fehlte, die nur zu viel fürs Volk ſtatt aus dem Volke war. Solange wir ſeitwärts ſtanden, haben uns nun andere die Kaſtanien aus dem Feuer geholt, und alle die Verſuchsphaſen vom einfachen Verismus und Realismus an bis zum conſequenten und conſequenteſten Naturalismus haben uns nur den geklärten Formbegriff liefern müſſen. Jetzt, ihr Katholiken, greift zu!

Was wir auf dem Gebiete der Landſchaftskunſt ſchon haben, iſt eine achtunggebietende Dorf- und Waldnovelliſtik. Naturgemäß kommen dabei nur die oberdeutſchen Stämme in Betracht, als da ſind: Bayern, der böhmiſche Wald, das Schwarzwaldgebiet und Oeſterreich bezw. Tirol und Steiermark, mit ihren Vertretern: Schaching, Schott, Hansjakob, Domanig und Roſegger. Der Grund dafür liegt einerſeits in den topographiſchen und klimatiſchen Verhältniſſen und in dem ſeiner inneren Beziehung zur neuhochdeutſchen Sprache wegen leicht in feinerer oder groberer Miſchung verwendbaren Dialekt, andererſeits im ganzen Volkscharakter des warmblütigen, lebhaften Oberdeutſchen mit ſeinen wechſelvollen Stimmungen und ſeinem ſchlagfertig reagirenden Kunſtſinn. Nehmen wir demgegenüber einmal das Landleben Weſtfalens, die ergreifende Strohdachpoeſie ſeiner im grauen Alterthum fußenden Denkungsart, ſo muß auch der größte Verehrer der rothen Erde und des wilden Fohlens geſtehen, daß die ruhigen Hof- und Haideſaſſen,

dieſe in ſich gekehrten, ſchwer erregbaren und auf ſich ſelbſt geſtellten Menſchen weder ausgiebiger Stoff für die Dorfnovelle heutiger Prägung, noch ein dankbares Leſepublikum ſein können. Wir reden nur von der Dorfnovelliſtik, denn zur Heimatkunſt im Ganzen genommen hat Niederdeutſchland eher den erſten als den letzten Beruf und hat ja in der That — abgeſehen von der engeren Dialektdichtung — Bedeutendes geleiſtet, wie z. B. die köſtlichen Hamburger Novellen der (proteſtantiſchen) Ilſe Frapan beweiſen. Die Katholiken haben in Weſtfalen und Rheinland Verſuche gemacht, aber es ſind noch ungeheure Schätze, ein wahrer Nibelungenhort, zu heben. Das katholiſche Oberdeutſchland hat, wie geſagt, die führende Rolle und mit ſeinen Kunſterzeugniſſen werden wir uns in dieſen Artikeln des näheren befaſſen.

Bevor wir aber auf Einzelheiten eingehen, müſſen wir noch in der Frage des katholiſchen Volkstheaters eine neue Illuſtration zum alten salus ex inimicis liefern.

In den Wintermonaten des Jahres 1899 wurde der Guſtav Adolf des Dr. G. Devrient in Berlin mit ſolchen Erfolgen aufgeführt,[1]) daß die Gründung eines „Vereins zur Förderung deutſch-evangeliſcher Volksſchauſpiele“ am 16. November 1900 mit der Anfangszahl von 335 Mitgliedern (jetzt 800) in Angriff genommen werden konnte. Die zweite Nummer des Theaterprogrammes iſt natürlich das „rühmlichſt bekannte“ „Lutherfeſtſpiel“. Dieſe Gründung war um ſo leichter, als ſie nur die Organiſirung der durch die Lutherfeier von 1883 lebhaft angeregten Bewegung war, welche von Jena und Worms aus mehr als 100 Städte

1) An 18 Abenden beſuchten 25,000 Zuſchauer das von ca 500 Mitgliedern der evangeliſchen Gemeinde geſpielte Stück. Der Reingewinn von 3000 M. wurde je zur Hälfte dem Guſtav Adolfverein und dem Evangeliſchen Bund überwieſen.

umfaßte und ſich bis nach Siebenbürgen erſtreckte. Hören wir den Proſpekt:

„Ueberall fand ſie willige Herzen .... Warum? wir meinen: Weil ſie einem tiefgefühlten Drange der deutſchen Volksſeele entſpricht. Weite Kreiſe unſeres evangeliſchen Volkes durchweht ein tieferes religiöſes Verlangen. Das Hochgefühl, einem kräftig aufſtrebenden Volke anzugehören, gibt Muth und Kraft zu gemeinſamer volksthümlicher Bethätigung. Das Bewußtſein wird immer ſtärker, wo im Grunde die ſtärkſten Wurzeln unſerer Kraft liegen: in der Vermählung des deutſchen Geiſtes und Gemüthes mit dem Evangelium. Sich ſelbſt, die beſten, edelſten Seiten ſeines Weſens will unſer evangeliſches Volk anſchauen und nicht bloß anſchauen, nein, anſchaulich, in künſtleriſcher Verklärung darſtellen in den großen Geſtalten und Geſchicken ſeiner Vergangenheit, ſich ſelbſt will es feiern und in dieſer Feier erſtarken“. . . .

„Und andererſeits: Gerade die Gefahren, die unſerem Volksthum und dem Proteſtantismus drohen, die dunklen Schatten drängen dazu, auf neue Mittel und Wege zu ſinnen, mit neuen Zungen zu reden, um die Lauen aufzurütteln — die Schlafenden zu wecken — die Gewiſſen zu ſchärfen — den oft nur glimmenden Funken der Liebe zur evangeliſchen Sache und deutſchem Volksthum zu hellen Flammen zu entfachen — die verſchiedenen Volkskreiſe einander zu nähern — die Herzen zuſammenzuſchließen — durch den elektriſchen Funken gemeinſamer tiefer Eindrücke Tauſende und Abertauſende mit fortzureißen — auch ſolche, die dem geſchriebenen und geſprochenen Wort ſich entziehen“.

„Die Aufführung deutſch-evangeliſcher Volksſchauſpiele durch das evangeliſche Volk halten wir für ein überaus wirkſames, in ſeiner zündenden Kraft bereits erprobtes Mittel hierzu. Sie ſind ein hochbedeutſames Stück deutſch-evangeliſcher Volkserziehung im Großen. . . . Wir denken dabei namentlich auch an ſolche Gegenden, wo deutſches Volksthum und evangeliſcher Glaube bedrängt ſind“. —

Für dieſen Verein wird nun en gros agitirt, wie nur agitirt werden kann, wo rechts der evangeliſche Bund und links der Guſtav Adolf-Verein zur Seite ſteht. Künſtleriſch wird die Sache von der „Deutſchen Heimat“ und den in ihrem Verlag erſcheinenden „Neuen deutſchen Heften für Kunſt und Volksthum“ (à 15 Pf.) vertreten. Für das „Lutherfeſtſpiel“ iſt laut den „Mittheilungen“ des Vereins Verhandlung mit dem „Theater des Weſtens“ (Berlin) bereits angeknüpft, weil das Kroll'ſche Theater, „die Stätte unſerer alten Siege“, ſeine Bretter im November ſelber benützen will. „In dieſen Tagen (Juni) gehen an 18000 einzelne Perſonen Aufrufe zu dem Lutherfeſtſpiel. . . . Der Ehrenausſchuß . . . weist über 300 der geachtetſten Namen auf, und es iſt Sorge dafür getragen, daß alle Berufszweige und Geſellſchaftsklaſſen, alle kirchlichen Richtungen und alle mit uns ſympathiſirenden großen Gruppen auf den Gebieten religiöſer, nationaler und ſocialer Arbeit vertreten ſind“.

Im 37. Heft des 4. Jahrganges bringt nun die „Deutſche Heimat“ unter der Rubrik „Von der deutſchen Volksbühne“ Nachrichten über Feſtſpiele aus 12 Städten, die über die Tendenz der aufgeführten Dramen keinen Zweifel laſſen: überall der „weltgeſchichtliche Akt der Proteſtation“ und die „unbezwingliche Macht des evangeliſchen Glaubens“ gegenüber der „alleinſeligmachenden Kirche“. Ein längerer Artikel über „Reformationsfeſtſpiele“ von Pfarrer Dithmar (Schmalkalden) beſiegelt die Thatſache vollends, daß das periodiſche Organ der deutſchen Heimatkunſt ſich in den Dienſt der Tendenz geſtellt hat. Religiöſe Tendenz, der Urgrund katholiſcher „Inferiorität“ — aber, bitte, evangeliſche Tendenz, ja, Bauer, das iſt etwas anderes.

Nun, ihr deutſchen Katholiken, bringt das endlich Leben in die — projektirten Projekte? Wir haben uns nicht zuſammengethan um der Kunſt willen, nun müſſen wir wohl oder übel um der Exiſtenz willen den Volkspegaſus an den Teſpiskarren ſchirren. Gott ſei Dank, wir müſſen uns

unſerer Haut wehren und dem Feind mit gleicher Waffe entgegentreten. Denn wir dürfen es uns nicht verhehlen, dieſe große Bewegung des proteſtantiſchen Deutſchlands, die ihren Ausgang nur gar zu rechtzeitig von der reaktionären Kunſtſtrömung genommen, ſteht in letzter Linie im Dienſte der Los von Rom-Bewegung und der neuen „Evangeliſations"-Pläne. Traurig iſt es, die Kunſt als Agitationsmittel in den rauhen Händen der Parteimenſchen zu wiſſen. Aber was verſchlägts? Wir müſſen gute Miene zum böſen Spiel machen, ſoll nicht wieder einmal das Lutherthum durch beſſer benutzte Beherrſchung der Volksanſchauung eine neue Breſche reißen. Auf, ihr Katholiken, auf! Das katholiſche Mittelalter hat dieſe Volksſpiele geſchaffen, und wir haben ſie in Oberammergau, in Brixlegg, in Vorderthierſee und im Böhmerwald in die moderne Zeit hinübergerettet. Wir haben drum nicht nöthig, da zu lernen, wo unſere Erfahrungen gegen uns zur Anwendung kommen. Knüpft an eure eigene Vergangenheit an. Wir appelliren hiermit an die nächſte Generalverſammlung der deutſchen Katholiken, wir appelliren an unſere belletriſtiſchen Organe, religiöſen Blätter und politiſchen Zeitungen, wir appelliren an den hochwürdigen Klerus und verehrungsvollen Lehrerſtand, wir appelliren an die katholiſchen Vereine jeglichen Zweckes, wir appelliren an die deutſchen Frauen, wir appellliren an das ganze katholiſche deutſche Volk. Was andere können, können wir auch. Schließt euch aneinander, ſammelt Beiträge, werft Flugſchriften auf die öffentlichen Tiſche, agitirt — an Dichtern und paſſenden Stücken ſoll es nicht fehlen. Ein Preisausſchreiben weckt die ſchlummernden Kräfte. Kralik hat gezeigt, daß es Männer gibt, die Volksbühnen mitſammt dem Repertoire zu ſchaffen wiſſen. A. Lignis, wohl unſer gewiegteſter Theaterkritiker, läßt fort und fort ſeine Stimme ertönen; laſſen wir ihn nicht allein in der Wüſte, den 'ſtrengen Rufer. Wir zweifeln nicht, an ihm, dem berufenen Dramaturgen, einen verſtändnißvollen und

hingebenden Führer gefunden zu haben; gebt ihm eine Stätte der Wirkſamkeit.

Das Vorbild iſt und bleibt Oberammergau: eine ſolche Bühne vernichtet die engrahmige Boudoirpſychologie und verlegt den Thatort hinaus ins Freie, in die große, klare Natur. Spielzeit am hellen Sommertage: da ſind keine Lascivitäten möglich vor der Polizei einer Oeffentlichkeit; keine Kaſſenſtückjagd, keine Guckkaſtenkunſt, nur waſchechte reine Poeſie. Freilich wäre da eine ſo brillante Mondnacht am flimmernden See und der pompöſe Theaterbrand, wie ſie das Münchener Hoftheater z. B. bei der „Mignon" bietet, nicht möglich, darum müßte aber das Stück ſelbſt einen inneren Werth aufweiſen können, dafür wäre es auch nicht möglich, in eine volkreiche Zigeunerſcene ein Ballett einzulegen, wie in eben dieſem Theater geſchehen. Fort mit der Balletteuſenwirthſchaft vor und hinter den Kuliſſen; hinaus mit den Intendanten, die auf die Lüſternheit des Groß- und Kleinſtadtpöbels ſpekuliren; Kampf bis aufs Meſſer dem „Ueberbrettl" und ſeinen Abarten im Variététheater. Solch eine klaſſiſche Bühne wird nie und nimmer zum Toilettencorſo, alſo keine unverſchämte Belorgnirung. Da iſt all der Unfug der Beifalls- und Mißfallensbezeugung nicht möglich, das endloſe Klatſchen mitten im Stück, das Stampfen und plebeiſche Pfeifen; verſchwinden würde das proſaiſche Herausrufen — einmal, nun ja! etwa nach Schluß des Stückes; aber ungezählt hintereinander, das iſt einfach eine Kinderei, die z. B. am Fronleichnamstage in der Münchener Reſidenzbühne dreifach armſelig wirkte, 1) weil Otto Ernſt's ſog. deutſche Comödie: „Jugend von heute" gegeben wurde, das reine testimonium paupertatis für die deutſche Muſe, 2) weil die Darſtellung — die Rolle der Clara Hendrichs faſt allein ausgenommen — eine recht, recht mittelmäßige war und 3) weil das Haus leer war und der Jubel von den hintern Stehplätzen ausging. Aber was halten wir uns da um Kleinigkeiten auf; wir ſind ja ganz andere

Zwiſchenaktleiſtungen des Kunſtpöbels gewöhnt. Man denke einmal an die Berliner Hauptmann-Abende und an jenen 20 Oktober 1889, als ein akademiſch gebildeter Mann unter der Muſik der Radauflöten ſeine Gegnerſchaft gegen den kraſſen Naturalismus im Leſſingtheater mit einer Geburtszange dokumentirte. Aber Schwamm über dieſe Nüchternheiten! „Poeſie iſt die Geſundheit des Lebens — ein Freudenſprung aus den Grenzen des Alltagslebens hinaus“, ſagt Björnſtjerne Björnſon. Die katholiſche Kunſt hat ſchon ſchöne Blüthen getrieben, aber es muß noch beſſer kommen. Die Blüthe iſt nicht das letzte, ſondern die Frucht, und die Frucht iſt wieder wegen der Blüthe; taube Blüthen ſind bloß todtgeborene Hoffnungen.

Wir müſſen uns eins wiſſen im künſtleriſchen Genuſſe, wir müſſen als geſchloſſenes Ganze empfinden lernen, wir müſſen wirklich und weſentlich national ſein, mit anderen Worten: wir brauchen einen Einigungspunkt, eine Schule äſthetiſch-ethiſcher Bildung, wir brauchen die Bühne. Wenn ein Volk der Welt den Geiſt des Hellenenthums, die goldene Zeit eines Perikles, das unvergeßliche Jahrhundert der Aeſchylus, Sophokles und Euripides wieder ins friſchpulſirende Leben zu zaubern vermag, ſo iſt es das deutſche mit ſeinem Ernſt und ſeiner Gemüthstiefe, mit ſeiner Schönheitsfreude und ſeinem Idealismus. Aber wohl bedacht, die griechiſche Tendenz in ihrer höchſten Entfaltung war national und — tiefreligiös, auf den Urmyſterien beruhend. Katholiken, ihr ſeid Deutſche trotz des Proteſtantismus und ſeiner landläufigen Anklage; oder ward Deutſchland erſt anno 1517 geboren? Herrlich iſt das Erbtheil eurer Ahnen, das einſt einen Tacitus begeiſtert, die Keuſchheit und die Kraft. Wenn die ſich in der Kunſt des Volkes nicht zeigen, wo ſollen wir dann ihren Spuren folgen? Ausgeglichene Zielbeharrlichkeit iſt das Ergebniß jahrhundertlanger Volkserziehung; haben wir ſie, oder trifft der Vorwurf des geiſtreichen Dr. Grupp nicht bloß die Ottoniſche Cultur, ſondern

ſogar noch das 20. Jahrhundert Deutſchlands, der Vorwurf der „Sprunghaftigkeit“? Wir ringen mit Schönheits=anſchauungen; in der Heimatkunſt, in der Volksbühne gibt uns ein gemeinſames Ziel die Richtung, gibt die Kunſt dem Leben die Weihe, das Leben der Kunſt die Wahrheit. Weihe und Wahrheit ſind unwiderſtehlich. Alſo ungeſäumt an die Arbeit! Es wird ſo viel geredet und überredet, Verſamm=lung reiht ſich an Verſammlung, aber mit dem kraftvollſten Ueberzeugungsmittel des menſchlichen Geiſtes, mit der Kunſt, habt ihrs noch nicht probirt. Da war freilich das dunkle Mittelalter klüger. Eines haltet als Parole feſt, wenn ihr müde ſeid vom Broderwerb: „Bleibt der Geſchichte treu!“ Das ſei aber auch eure Parole, die ihr dem Volke die Schönheit vermitteln ſollt, denn die Kunſt heiligt die Lüge nicht.

Es iſt eine Pflicht der Dankbarkeit, die Heimatkunſt zu pflegen[1]) und dem Lande fruchtbar zurückzugeben, was aus

---

1) Wir haben uns bisher mit dem Kleintheater begnügen müſſen, und wer weiß, wie viel Opferſinn dazu gehört, ſeine Zeit der künſtleriſchen Erſtlingserziehung junger Arbeiter zu widmen, der hat nur Worte entſchiedenen Tadels für die ſchnöde Behand=lung, welche Maximilian Pfeifer nun ſchon zu wiederholten Malen den kleinen Volksſtücken des emſigen J. v. Terherdi (Pſeudonym des Domvikars und biſchöfl. Sekretärs Jakob Baumann) hat zu Theil werden laſſen. Wenn Ortsblätter in ihren Beſprechungen mit ihrem Urtheil nach der einen Seite über die Schnur hauen, gibt das einem Kritiker noch lange kein Recht, es nach der andern Seite hin auch zu thun. Wie freuen uns, Herrn Baumann, dem wackeren Vorkämpfer für die Sache des kleinen Mannes, an dieſer Stelle ein Wort der Anerkennung und herzlichen Dankes ſagen zu dürfen. Wir hoffen, daß er ſich durch die Mißgunſt anderer nicht in ſeinen Beſtrebungen ſtören läßt. Beiſpiele derartig aufgeklärter „Kritik“ könnten wir manche hier anfügen, eines aber übergehen wir nicht, da wir es als unſere Pflicht betrachten, literariſches Unrecht zu brandmarken. Am Ende einer umfaſſenderen Beſprechung

ſeinem Herzblut erwachſen. „Wie der Athem der Erde und des Meeres“, ſagt der Schwarzwälder Auerbach im „Lauterbacher“, „aus den höheren Regionen wieder als erfriſchender und befruchtender Regen herniederträufelt, ſo kann und muß auch der Volksgeiſt, ſein Denken und Fühlen aus der höheren Region des Schriftenthums wieder hinabgelenkt werden in ſeinen Urſprung, das Volksgemüth.“

Nun, mit der Novelle iſt der Anfang gemacht, ſo Gott will, folgt die Bühne bald nach. Ob es ein Traum iſt, wenn wir auf eine ſchönere Zukunft hoffen, auf ein Deutſchland religiöſer Einheit und künſtleriſcher Allgemeinheit? Deus providebit!

P. Ansgar Pöllmann O. S. B.

lyriſcher Neuheiten ſucht Dr. Karl Muth einen jungen Dichter todtzuſchlagen, indem er die drei magerſten — und ohne Zweifel ſehr ſchwachen — Strophen ſeines Erſtlingswerkes mit „Kommentar überflüſſig“ ans Schandholz ſtellt, nämlich den Kapuziner P. Gaudentius Koch von Bruneck (Tirol), den Verfaſſer des anmuthigen „Liebfrauenlobs Marienleben“. An ein Werk, das äſthetiſchen Genuß in der religiöſen Erbauung anſtrebt, darf auch ein Veremundus das Maß ſeines perſönlichen Geſchmackes nicht anlegen. Wenn dieſe Marienminne ſo ganz und gar werthlos iſt, warum hat denn Kralik in der „chriſtl. Schul- und Elternzeitung“ (Wien 1899 S. 120 ff.) ſich ſo günſtig über ſie ausgeſprochen? Der Verfaſſer des „Sokrates“ iſt allerdings wohlwollend und milde im Urtheil, allein er iſt bekanntlich auch ein Könner, ein überaus feingeſtimmter Gedankenlyriker, bei dem a priori nicht anzunehmen iſt, daß er jeden nächſten beſten Schund bloß wegen ſeiner „Geſinnungstüchtigkeit“ mit ſeinem klangvollen Namen vergolde.

XI.

Die katholiſche Kirche auf den Philippinen.

Im Dezember des Jahres 1900 iſt in Waſhington in der Regierungsdruckerei ein gewaltiges Werk erſchienen, das folgenden Titel führt: El Archipiélago Filipino. Colección de datos geográficos, estadísticos, cronológicos y científicos, relativos al mismo, entresacados de anteriores obras ú obtenidos con la propria observación y estudio, por algunos padres de la Misión de la Compañia de Jesús en estas islas. Washington, Imprenta del Gobierno 1900. 2 Bände XXVI und 708, XX und 469 Seiten.

Atlas de Filipinas. Colección de 30 Mapes, Trabajados por delineantes Filipinos bajo la dirección del P. José Algué, S. J., Director del observatorio de Manila. 1899. Washington, Government Printing Office.

Wie man ſieht, ſetzt ſich dasſelbe zuſammen aus 2 Bänden Text und einem wunderbar ausgeführten Atlas von 30 Karten. Die drei Bände ſind zum Preiſe von Mk. 120.— in Prachtoriginaleinband zu beziehen. Alles in dieſen drei Bänden: Text, Bilder, Kurven, Ueberſichtspläne, Landkarten u. ſ. w. ſtammt von den Jeſuitenpatres, die auch das große Obſervatorium in Manila, das neben demjenigen von Zi-Ka-Wei bei Schang-Hai als Hort der Schiffahrt in den chineſiſchen

und malayiſchen Gewäſſern berühmt iſt, leiten. Der Inhalt des erſten Bandes beſchäftigt ſich mit der Corographie, der Ethnographie, dem Culturzuſtande, der Geſchichte, der Orographie, Hydrographie, Geognoſie, Pflanzenkunde und Thierkunde der Inſeln Die einzelnen Kapitel ſind von Fachmännern geſchrieben und verrathen die eingehendſte Kenntniß mit dem Gegenſtande, ſei es, daß dieſe auf der Literatur, ſei es, daß ſie auf langjähriger eigener Beobachtung beruht.

Neben einem bunten Titelbilde, darſtellend einen Mann und eine Frau des noch völlig unciviliſirten Stammes der Atás ſind 169 Zinkätzungen dem Bande beigegeben. Ein eingehender Index orientirt auf das genaueſte über den Inhalt der einzelnen Kapitel, und ein Tafelindex erleichtert das Auffinden der einzelnen Abbildungen. Der zweite Band handelt von der Klimakunde, von den Erdbebenmittelpunkten und der zykliſchen Variation des Erdmagnetismus in Manila. Es ſind mehr wie 120 Tafeln, Kurven und Anſichten, die dieſe hochwiſſenſchaftlichen Unterſuchungen begleiten. Außerdem ſind in einer Mappe drei Ueberſichtstafeln beigegeben, die wegen ihres Umfanges im Bande ſelbſt keinen Platz gefunden haben. Während die beiden Textbände in Kleinfolio gehalten ſind, iſt der Atlas in Großquart hergeſtellt. Derſelbe iſt unter der Aufſicht des U. S. Coast and Geodetic Survey hergeſtellt worden, und der oberſte Beamte dieſer amerikaniſchen Behörde hat den Jeſuitenvätern in einem Vorwort das ſchmeichelhafteſte Zeugniß über den hohen Werth der von ihnen bearbeiteten Karten ausgeſtellt. Er bekennt unumwunden, daß nichts dergleichen vorhanden iſt, daß dieſe Karten alle anderen hinter ſich laſſen, und daß der Atlas wohl auf längere Zeit hinaus für den wiſſenſchaftlichen Gebrauch maßgebend bleiben wird. Die Karten beziehen ſich ſowohl auf die Geographie, wie auf die Volks- und Erdbebenkunde, ebenſo zeigen ſie aber auch die Orographie und die vulkaniſche Geſtaltung der 1725 Inſeln dieſes Archipels in

Digitized by Google

der ausgezeichnetſten Weiſe. Es kann nicht meine Aufgab ſein, auf alle die verſchiedenen Einzelheiten der großen Ve öffentlichung einzugehen. Das Eine will ich nur hervo heben, daß die Ausführungen ſelbſt in ihrer klaren Durch ſichtigkeit auch für Nichtfachleute verſtändlich und intereſſan geſchrieben ſind.

Die Thatſache, daß die amerikaniſche Regierung ſic entſchloſſen hat, eine von den Jeſuiten ausgehende, mi außerordentlichen Koſten herzuſtellende Veröffentlichung i der Regierungsdruckerei mit Regierungsgeld ausführen z laſſen, beweiſt eigentlich beſſer wie alles andere, daß bishe nichts auch nur annähernd gleiches über dieſe Inſeln ge ſchrieben worden iſt. Die Thatſache ferner, daß alle irgendwi intereſſanten Gebiete dort behandelt werden, zeugt von den hohen wiſſenſchaftlichen Streben, das unter den 164 Jeſuiten auf den Philippineninſeln herrſcht. Die Jeſuitenuniverſitä St. Ignatius, das ſtädtiſche Athenäum, das ſchon genannte großartige Obſervatorium und andere wiſſenſchaftliche Anſtalten legen Zeugniß dafür ab, daß die Jeſuitenväter ſeit langem eifrig an der Arbeit geweſen ſind, um alle Ergebniſſe europäiſcher und amerikaniſcher Gelehrſamkeit auch den Tagalen zu vermitteln.

Uns kann hier im Beſonderen nur das eine Kapitel intereſſiren, das von der katholiſchen Kirche auf den Philippinen handelt. Die folgenden Zuſammenſtellungen aus dieſem Gegenſtande zeigen die gewaltige Culturarbeit, die dort von der Kirche und ihren Organen geleiſtet worden iſt. Vor allem aber iſt es wohl in der Geſchichte der Völker einzig daſtehend, daß eine Verdopplung der Seelenzahl jedesmal in einem Zeitraume von 30 bis 50 Jahren eingetreten iſt, und dieſe faſt wunderbare Volksvermehrung das ausſchließliche Verdienſt der religiöſen Erziehung des Volkes durch die Miſſionäre iſt, wie die folgenden Aufſtellungen erweiſen werden.

Kurve der Katholikenzahl auf den Philippinen.

P. Juan de San Aguſtin faßt die Seelenzahl ſämmtlicher Pfarreien des Archipels für das Jahr 1735 zuſammen, wie folgt:

Die Weltprieſter zählten in	142	Gemeinden	131,289	Seelen
Die beſchuhten Auguſtiner	„	150	„	241,806	„
Die Dominikaner	„	51	„	89,752	„
Die Jeſuiten	„	80	„	170,000	„
Die Rekollekten	„	105	„	63,149	„
Die Franziskaner	„	63	„	141,196	„
Zuſammen in		591	„	837,182	„

P. Delgado rechnet im Jahre 1750 die Katholikenzahl auf eine Million und mehrere Hunderttauſende aus.

Tomás de Comyn beziffert die Bevölkerung im Jahre 1810 folgendermaßen:

Geſammtzahl der Indier (Katholiken)	2,392,678	2,515,406 Katholiken
„ „ Meſtizen (Katholiken)	119,719	
„ „ Mongolen	7,000	
„ „ Weißen	4,000	
Bevölkerungsziffer	2,546,406	

Zum Vergleiche zieht der Verfaſſer die Zahlen von 1791 heran:

	1791	1810	Vermehrung
Indier	1,582,761	2,395,687	812,926
Meſtizen	66,917	119,719	52,802
Summe	1,649,678	2,515,406	865,728

In 18 Jahren trat eine Vermehrung um 52 Procent ein. Da die Zahlen in beiden Fällen auf amtlichen Erhebungen beruhten, ſo konnte die Verdopplung der Geſammtbevölkerung in je 34 Jahren in Ausſicht geſtellt werden; dieſes ſcheint wenigſtens annähernd eingetreten zu ſein, wie man ſehen wird, eine Thatſache, die in der ſtatiſtiſchen Wiſſenſchaft kaum ihresgleichen hat Nach den Veröffent-

Digitized by Google

lichungen von Felipe del Pan im Jahre 1876 betrug die Geſammtbevölkerung des Archipels damals neun Millionen Seelen. Die gleiche, etwas zu hohe Zahl rechnete Ferreiro im Jahre 1887 und F. X. Baranera S. J. 1890 aus. Die nordamerikaniſche Philippinenkommiſſion hat nach Einſichtnahme in alle Akten die mäßige Zahl von acht Millionen für die gegenwärtige Bevölkerung feſtgeſtellt.

Im Oktober 1894 wurde folgende amtliche Aufſtellung gemacht:

Chriſtliche Bevölkerung der Pfarreien	6,414,373
Welt- und Ordensgeiſtliche	2,651
Eingeborene und ſpaniſche Soldaten	21,513
Nichtgezählte und Vergeſſene (2 Proc.)	128,287
Inſaſſen von Anſtalten	1,391
Schwarze, Chineſen u. ſ. w.	383,504
Weiße Ausländer (Europäer, Amerikaner)	1,000
Heiden	880,000
Zuſammen	7,832,719

Im Jahre 1898 betrug die Katholikenzahl nach Angabe der Pfarrer und Miſſionare

Seelenzahl		Pfarrer und Miſſionare	Hilfsgeiſtliche
Im Erzbisthum Manila	1,811,445	259	198
„ Bisthum Cebú	1,748,872	213	125
„ „ Jaro	1,310,734	200	73
„ „ Nueva Segovia	997,629	171	131
„ „ Nueva Cáceres	691,298	124	148
In der ganzen Kirchenprovinz	6,559,998 [1])	967	675
		1642 Prieſter	

1) Die Geſammtſumme der Einwohner wäre auf Grund dieſer Katholikenzahl 7,928,384. Das Wachsthum der Bevölkerung iſt von 1877 bis 1898 viel geringer geweſen wie früher, wegen der ſchweren elementariſchen Ereigniſſe, der Cholera-, Influenza- und Pockenepidemie.

Digitized by Google

Auf Grund der vorſtehenden Angaben kann man folgende Kurven feſtſtellen:

Im	Jahre	1735	gab	es	837,182	Katholiken
„	„	1750	„	„	1,300,000	„
„	„	1791	„	„	1,649,678	„
„	„	1810	„	„	2,515,406	„
„	„	1894	„	„	6,438,537	„
„	„	1898	„	„	6,559,998	„

Die hochbemerkenswerthe Volksvermehrung iſt ausſchließlich der civiliſirenden Thätigkeit der Miſſionäre zuzuſchreiben, die mit dem größten Nachdrucke auf rechtzeitige Gründung einer Familie drangen, um jegliche ſittliche Verirrung hintanzuhalten. Und daß ihnen das gelungen iſt, beweiſen die amtlich ermittelten Zahlen der Volks- und Katholikenvermehrung. Die Einwanderung iſt ganz unbedeutend und kommt für die Volksvermehrung ganz und gar nicht in Betracht, wie zahlenmäßig belegt werden kann.

Der Stand der einzelnen Orden und Genoſſenſchaften war vor dem Kriege ein ſehr vorzüglicher. Die beſchuhten Auguſtiner (1519) hatten mit dem gewaltigen Convent von San Agoſtin in Manila, denjenigen in Cebú und Guadalupe mit den Waiſenhäuſern in Tambóbong und Mandaloyan, den Collegien in Valladolid, Palma de Mallorca und Santa Maria de la Vid, dem Escorial und der Herberge in Barcelona und einer Miſſion in China im Ganzen 644 Religioſen. Die Auguſtinerrekollekten (1606) zählten mit den Conventen in Manila, Cavite, San Sebaſtian und Cebú, mit der großen Muſterfarm in Imus und den ſpaniſchen Collegien in Monteagudo, Marcilla und San Millán de la Cogulla zuſammen 522 Religioſen. Die Franziskaner (24. Juni 1577, die Franziskanerinen kamen 1620) beſitzen Convente in Manila und San Francisco del Monte, das Hoſpital San Lázaro, die Kirche des dritten Ordens in Sampáloc, das Hoſpiz San Pascual Bailón, das Krankenhaus Santa Cruz de la Laguna, das Hoſpital in Camarines, das Colleg

in Guinobatan, das Kloſter Santa Clara, die ſpaniſchen Collegien von Paſtrana, Conſuegra, Arenas de San Pedro, Puebla de Montalbán, Amalgro und Belmonte, eine Reſidenz in Madrid und ein Colleg in Rom mit zuſammen 475 männlichen und 34 weiblichen Religioſen. Die Dominikaner (1587) haben außer den ſüdoſtaſiatiſchen Miſſionen den großen Convent, die Univerſität Santo Tomás, die Collegien Santo Tomás, San José und San Juan de Letrán in Manila, das Colleg San Alberto Magno in Dagupan, die Vicarien San Juan del Monte und San Telmo in Cavite, die Beaterien Santa Catalina de Sena in Manila, Nueſtra Señora del Roſario in Lingayén und Vigan, Santa Imelda in Tuguegarao und die beiden Collegien Santo Domingo in Ocaña und Santo Tomás in Avila mit zuſammen 528 Religioſen. Die Jeſuiten (1581) gehören zur Provinz Aragon, die in Spanien und Südamerika einige Vorbereitungshäuſer hat. Auf den Philippinen ſind 164 Religioſen mit einem Hauptmiſſionshauſe, dem Ateneo Municipal, der Normalſchule, dem großen Obſervatorium, 37 Miſſionen und 265 Viſitas oder Reductionen in Mindanao, Baſilan und Joló. Die Lazariſten (862) leiten das Haus San Marcelino und die Prieſterſeminarien in Manila, Cebú, Jaro und Nueva Cáceres. Die Kapuziner (1886) haben in Manila das Haupthaus für die Carolinenmiſſion. Die Benediktiner (1895) 14 an der Zahl, beſitzen ein Hauptmiſſionshaus in Manila und leiten die Miſſionen Taganaán, Cantilan, Gigáquit, Cabúntog, Numancia und Dinágat in Mindanao. Das Miſſionscolleg derſelben iſt in Monſerrat in Spanien. Die Geſammtzahl der männlichen Religioſen einſchließlich der den Philippinenmiſſionen dienenden europäiſchen Häuſer betrug im Jahre 1898 rund 2509. Die Clariſſen, die Schweſtern von der Himmelfahrt, die Dominikanerinen, die barmherzigen Schweſtern und

andere beſorgen den Unterricht der weiblichen Jugend und die Charitas.

Die Kapuziner ſind nicht an der Seelſorge oder dem Miſſionswerke auf dem Archipel betheiligt; ihre Niederlaſſung in Manila iſt nur das Haupthaus für die Carolinenmiſſionen. Die Miſſion auf den Marianen gehört auch zur Kirchenprovinz Manila.

Im Jahre 1793 verſah der Weltklerus 53 Pfarreien, während er heute deren 158 hat. — 675 Weltprieſter ſind heute als Kapläne der 967 Pfarrer und Miſſionare in der ganzen Kirchenprovinz angeſtellt. Ungefähr 350 Weltprieſter leben ohne Benefizium oder ſind in Folge von Krankheit von allem Dienſt befreit. Die Geſammtzahl aller Ordens- und Weltprieſter dürfte beiläufig 2000 betragen. Im Durchſchnitt entfallen auf jede Pfarrei 6000 Seelen. — Im Jahre 1898 gab es 2167 Elementarſchulen mit 200,000 Schülern und Schülerinen. — Bis 1862 wurden die Kleriker in den Collegien von Manila erzogen, dann wurden die fünf Diöceſanſeminarien eingerichtet, von denen vier die Lazariſten und das von Nueva Segovia die Auguſtiner leiten. Fünf Hoſpitäler, ſechs Aſyle verſchiedener Art und ſechs Wohlthätigkeitsgeſellſchaften ſorgen für die Kranken, Armen und Verlaſſenen.[1])

Paul Maria Baumgarten.

1) Nach den neueſten Zählungen und Vermeſſungen gibt es, abgeſehen von zahlloſen Felſen, die man nicht zu den Inſeln rechnen kann, 1725 Inſeln im ganzen Archipel. Bis zum 1. Januar 1845 war gegenüber der europäiſchen Rechnung ein Unterſchied von einem Tage vorhanden Dieſe Verſchiedenheit des Tagesdatums wurde ausgeglichen, indem man von Montag den 30. Dezember 1844, unter Uebergehung von Dienſtag den 31. Dezember, gleich auf Mittwoch den 1. Januar 1845 überſprang.

XII.

Bourdaloue's Bildniß in der alten Pinakothek zu München.[1]

Ein ebenſo fleißiger wie erfolggekrönter Specialiſt im Gebiete der Bourdaloue-Forſchung iſt der Herausgeber der Études religieuses in Paris, P. Chérot. Seinen auf den emſigſten und umfaſſendſten Unterſuchungen beruhenden Beiträgen über den großen Meiſter der Kanzelberedſamkeit hat die wiſſenſchaftliche Welt bisher ungedruckte Briefe, Abhandlungen über bedeutende Fragen des geiſtlichen Lebens, geiſtliche Anſprachen Bourdaloue's in nicht geringer Zahl zu verdanken.[2])

---

1) Iconographie de Bourdaloue. Le type aux yeux fermés, son histoire, son influence par le P. Henri Chérot de la compagnie de Jésus. Avec trois portraits en héliogravure. Paris, Victor Retaux. 1900. Klein folio. pag. 35. (Tiré à trois cents exemplaires). Preis 10 Fcs.

2) 1. Bourdaloue inconnu. 1898. 2. Bourdaloue, sa correspondance et ses correspondants. 1899. 3. Deux nouvelles lettres de Bourdaloue. 1899. 4. A propos de la disgrâce du Cardinal de Bouillon. Lettre inédite de Bourdaloue au cardinal. 1899. 5. Lettre inédite de Bourdaloue à Msgr. Bochart de Saron, évêque de Clermont. 1899. Sämmtlich bei Retaux in Paris erſchienen. Bei dieſer Gelegenheit iſt auch das gründliche Werk zu empfehlen: Bourdaloue d'après des documents nouveaux, par le chanoine L. Panthe. Paris (Lecoffre) 1900

Digitized by Google

Mit warmem Danke ſind dieſe literariſchen Gaben anzunehmen, da ſie uns Bourdaloue von der vortheilhafteſten Seite erkennen laſſen, in ſeinem liebenswürdigen Charakter, ſeiner umfaſſenden ſcholaſtiſchen und myſtiſchen Gelehrſamkeit, ſeinem weitreichenden Einfluß in der höheren franzöſiſchen Geſellſchaft ſeiner Zeit. Natürlich gelüſtet es den Bourdaloue-Kenner, dem Helden auch einmal in das Angeſicht zu ſchauen und einen Blick zu werfen auf den Goldmund, aus dem unaufhaltſam ſich die Ströme chriſtlicher Weisheit vor gekrönten Häuptern ergoßen, ſowie auch die glanzvollen Augen, von denen die Mär im Schwange geht, während des Vortrags auf der Kanzel habe der Meiſter ſie geſenkt, oder vielmehr geſchloſſen.

Nicht in letzter Linie hat das herrliche Bourdaloue-Bruſtbild in der alten Pinakothek in München zu der angezogenen ganz verkehrten Auffaſſung beigetragen. Weſſen Meiſterhand iſt dieſe entzückende Leiſtung entſprungen? welche Schickſale haben derſelben ihre Stelle im deutſchen Athen angewieſen? welche Bedeutung beſitzt ſie für die Beurtheilung des Bourdaloue-Typus — das ſind Fragen, welche die Forſcher im Gebiete der Kirchen-, der Ordens- und der Kunſtgeſchichte im gleichen Maße lebhaft intereſſiren. Hier hat Chérot ſeine Hebel eingeſetzt und eine jener vornehmen Abhandlungen geliefert, in denen ein ſeltener Reichthum der erleſenſten Notizen über die Kunſtbeſtrebungen in Frankreich des anhebenden achtzehnten Jahrhunderts, über das alte katholiſche Paris, über die Stellung der Geſellſchaft Jeſu im geiſtigen Leben der Nation, insbeſondere über das heiligmäßige Ende Bourdaloue's niedergelegt ſind. Bibliotheken, öffentliche Kunſtſammlungen, Privatgallerien, Kunſtkataloge, heute faſt verſchollene Ordenschroniken und Aufzeichnungen der Pariſer Tagesneuigkeiten aus jener Zeit boten den Stoff dar zu dieſem neuen Beitrag der Bourdaloueliteratur. Insbeſondere löſt er die ebenſo oft aufgeworfene, wie unrichtig beantwortete Frage: Hat Bourdaloue mit geſchloſſenen Augen gepredigt? — eine Frage, an der kein Kanzelredner, der es ehrlich mit ſeinem Berufe meint und der ‚oratoriſche Wirkung zu erzeugen wünſcht, theilnahmlos vorübergehen darf.

Unermüdlich bis in ſeine letzten Tage an der Arbeit, hat Bourdaloue noch wenige Tage vor Pfingſten 1704 in Paris, wo er im Profeßhauſe der Jeſuiten wohnte, auf der Kanzel ſeinen Mann geſtellt. Er zog ſich eine Lungenentzündung zu, die ihn raſch dem Grabe zuführte. Nach andächtigem Empfang der heiligen Sakramente verſchied er Dienſtag den 13. Mai 1704 Morgens gegen 5 Uhr. Der Tod ließ ſeine Geſichtszüge gänzlich unverändert. Auf das Paradebett gelegt, harrte die entſeelte Hülle der Beiſetzung, welche am folgenden Tage, Mittwoch 14. Mai, erfolgen mußte. Wollte man ein Bild des Verewigten aus ſeinen letzten Tagen beſitzen, dann war größte Eile nothwendig. Die Jeſuiten trugen dem berühmten Jean Jouvenet ihre Bitte vor, die er alsbald gewährte. Geboren 1644 in Rouen, ſtand Jouvenet damals auf der Höhe ſeines Ruhmes. Er war „peintre ordinaire du roi“ (Ludwigs XIV.), Leiter der königlichen Malerakademie und hatte in Frankreich längſt ſein Anſehen begründet durch eine lange Reihe bedeutender Arbeiten religiöſen und weltlichen Charakters, welche Kirchen und ſtaatliche Gebäude zierten. Chérot hat die vornehmſten derſelben namhaft gemacht und kurz beſprochen. Mit dem Stift hat Jouvenet den gewaltigen Redner aufgenommen. Chérot hat die Zeichnung in Heliogravüre (Dujardin in Paris) beigegeben. Jouvenets Zeichnung ſtellt den Verblichenen nicht in liegender Haltung auf dem Paradebett dar, ſondern ſitzend an einem Tiſch, das Crucifix in der Rechten tragend, während die Linke auf der Bruſt ruht. Der Kopf iſt von ſprechender Aehnlichkeit. Hier iſt Jouvenet in ſeiner Treue ſo weit gegangen, daß er die Augen, welche der Tod geſchloſſen hatte, nicht mehr zu öffnen ſich geſtattete. Bourdaloue tritt uns mit geſchloſſenen Augen entgegen. Die ausdrucksvolle Zeichnung ließ ſich bis in die ſechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts noch verfolgen. Von da verſchwand ſie, bis Chérot ſie wieder im Beſitze eines kunſtliebenden Pfarrers entdeckte, welcher ſie auf einer Verſteigerung käuflich erworben hatte und photographiſche Vervielfältigung erlaubte.

Späterhin hat Jouvenet die genannte Zeichnung als Unterlage eines Gemäldes in Oel verwerthet, welches den

Digitized by Google

großen Redner ebenfalls im Bruſtbild darſtellt. Wohl wußte die franzöſiſche Kunſtgeſchichte um das Daſein dieſer Arbeit. Denn auf dem Kupferſtich, in dem Charles Simonneau den P. Bourdaloue verewigt, ſteht: „Jouvenet pinxit. C. Simonneau sculp.“ Ueber den gegenwärtigen Ort desſelben jedoch wurden bis in unſere Tage nur Vermuthungen aufgeſtellt, bis Chérot durch befreundete Perſonen auf die alte Pinakothek in München hingewieſen wurde, in welcher es zu den herrlichſten Cimelien dieſer einzigartigen Sammlung gehört. Dank der „parfaite obligeance“ (7) des Direktors v. Reber wurde durch Bruckmann in München eine Photogravüre aufgenommen und ebenfalls von Chérot ſeiner Arbeit beigefügt. In nicht wenigen Punkten weicht das Gemälde von der Zeichnung Jouvenet's ab. Zunächſt in den Größenverhältniſſen, in der Kleidung, ſowie in der Umgebung des Raumes. Der Kopf trägt nicht die Spuren des Todes: wir ſehen Bourdaloue in Betrachtung verſunken, die Hände ineinandergeſchlungen, in ſitzender Stellung. Das gelbe Colorit dagegen, das übrigens Jouvenet's Köpfen eigenthümlich iſt, weist auf den Tod hin. „Meiner beſcheidenen Anſicht nach“, bemerkt Chérot, „hätte Jouvenet beſſer daran gethan, ein Syſtem ausſchließlich, den Typus des Lebenden, oder den des Todten anzuwenden. Er mußte Bourdaloue jene lebendigen und durchdringenden Augen verleihen, die Eliſabeth Chéron, welche ihn in der Vollkraft des Lebens dargeſtellt, ihm ſo weit geöffnet hatte, oder aber ihn auf dem Todesbette liegend darſtellen, wo das in unſerer Zeit (1863) Charles de Coubertin mit P. de Ravignan in einer wohlbekannten Compoſition gethan. Aus dieſer ſo zweideutigen Zuſammenfaſſung mußte ſich nothwendig ein bedauerliches Mißverſtändniß ergeben“ (24). Die geſchloſſenen Augen Bourdaloue's auf dem Gemälde Jouvenet's haben den Irrthum, als habe der „König der Prediger“ die Augenlieder auf der Kanzel geſenkt, in weite Kreiſe getragen.

Wie iſt Jouvenet's Gemälde nach München gekommen? Daß es ſich ehedem im Profeßhauſe der Jeſuiten in Paris befunden, wird durch mehr als einen Zeugen erhärtet. Von hier verſchwand es bei der Aufhebung der Jeſuiten durch das

Pariſer Parlament am 6. Auguſt des Jahres 1762. Chérot zeigt uns, mit welch grenzenloſer Barbarei die falſchen Vertreter der Freiheit damals ihr Werk vollzogen und welche Maſſe von koſtbaren Büchern, Handſchriften, Kunſtwerken zerſtreut, um Spottpreiſe verkauft und muthwillig verſchleudert wurden. Bourdaloue wurde indeſſen gerettet, denn dreißig Jahre nachher befand das Gemälde ſich in der Hofgallerie zu Mannheim. Wie es hier eine Zufluchtsſtätte gefunden, darüber weiß Chérot uns aufzuklären. Der Jeſuitenpater François Joſeph Debillons (1711—1789), wegen ſeiner lateiniſchen Fabeln mit dem Namen „der letzte der Römer“ beehrt, hatte bei der Aufhebung ſeines Ordens beim Kurfürſten Karl Theodor von der Pfalz in Mannheim Aufnahme gefunden. „Sollte der Bücherfreund, dem es gelang, ſechstauſend ſeltene Werke aus der Aufhebung des Collegs Louis-le-Grand in Paris zu retten, nicht auch Mittel gefunden haben, um einige Werke der Kunſt in Sicherheit zu bringen?“ (25) Von Mannheim kam das Bild mit der Ueberſiedelung Karl Theodors nach München (1777—1797). Wahrſcheinlich hat die Ueberführung in die Münchener Gallerie im Jahre 1795 ſtattgefunden.

Eine dritte Heliogravüre (Dujardin), welche Chérot beigefügt, zeigt uns das Bruſtbild Bourdaloue's nach einem Kupferſtich von Charles Simonneau. Derſelbe bezeugt ſeine Vorlage in den Worten: „Jouvenet Pinx. C. Simonneau Sculp“. Darunter hat der Kupferſtecher eine erklärende Bemerkung in den Worten geſetzt: „Da man den P. Bourdaloue erſt nach ſeinem Tode abgenommen, ſo war man gezwungen, auf dem am Anfange dieſes Bandes befindlichen Bildniß ihm die Augen geſchloſſen zu laſſen, und man glaubte ihm keine angemeſſenere Stellung anweiſen zu können, als die eines Mannes, welcher in der Betrachtung begriffen iſt“.

Zum näheren Verſtändniß dieſer Worte ſei beigefügt, daß der Stich Simonneau's der im Jahre 1707 durch P. Bretonneau beſorgten erſtmaligen Ausgabe der Sermons Bourdaloue's beigefügt war. Was das Bruſtbild ſelbſt anlangt, ſo iſt der Kupferſtecher vom Maler inſoweit abgewichen, als er die Um-

Digitized by Google

gebung des Raumes wiederum verändert und der ganzen Figur eine noch mehr nach rechts gekehrte Haltung verliehen hat. Der römiſche Mantel (ferraiuolo), die kräftig ineinandergeſchlungenen Hände und das ausdrucksvolle Haupt mit den geſchloſſenen Augen ſind geblieben. An der Spitze der unſterblichen Kanzelreden prangend, hätte der „type aux yeux fermés“ lediglich den Eindruck erzeugen können, Bourdaloue habe mit geſchloſſenen Augen ſeine oratoriſchen Triumphe gefeiert, wenn der Herausgeber nicht der Vorrede einen beſonderen Abſatz beigefügt hätte. Leider erſchienen ſpäter zahlreiche Ausgaben ohne das Porträt und ſogar mit gleichzeitiger Unterdrückung der in dem Vorwort durch P. Bretonneau in der editio princeps eingeflochtenen Bemerkung. Jetzt fand der Irrthum, Bourdaloue habe mit geſchloſſenen Augen gepredigt, in den weiteſten Kreiſen eine Verbreitung, die ſich vielfach bis zur Gegenwart fortgepflanzt hat. Ein Beiſpiel ſtatt vieler anderer. Der berühmte Abbé Maury, der ſpätere napoleoniſche Erzbiſchof von Paris, der 1817 als Cardinal in Rom ſtarb, ſchreibt in ſeinem, übrigens geſchätzten Essai sur l'éloquence: „Die Haltung Bourdaloue's war ſehr eindrucksvoll und ſehr edel; er beſaß eine volle und rührende Stimme und die ganze Würde eines Propheten; ſein Gedächtniß nahm ihn derart in Anſpruch und beunruhigte ihn ſo ſtändig, daß er, um jede Zerſtreuung im Vortrage zu meiden, ſich als Geſetz vorſchrieb, die Augen geſchloſſen zu halten; denn in dieſer Haltung ſtellen ſämmtliche Bildniſſe ihn dar“ (32).

Wie das Bild mit den geſchloſſenen Augen entſtanden, hat Chérot klar gelegt. Uebrigens bemerkt er verſtändnißvoll im Schlußwort: „Es erübrigt noch, zu entdecken und zu lernen. Die Unterſuchungen müßten ſich nunmehr auf die Porträts des lebenden Bourdaloue erſtrecken. . . Sollte man aber auch auf ein Bildniß des lebenden Bourdaloue mit ge-

1) Ueber Maury vergl. dieſe Zeitſchrift Bd. 82, 658; 108, 838; 109, 645.

ſchloſſenen Augen ſtoßen, ſo würden unſere Schlußfolgerungen dadurch keineswegs beeinträchtigt“ (34). In der That: Biſchof Maſſillon von Clermont, ein Stern erſten Ranges im Gebiete der heiligen Redekunſt, pflegte „mit demüthig geſenkten Augen“ das göttliche Wort zu verkündigen, und von Karl von Montalembert, einem der vornehmlichſten politiſchen Redner des neunzehnten Jahrhunderts, bemerkte Sainte-Beuve dem P. Dechamps (nachmaligen Cardinal-Erzbiſchof von Mecheln), wie der Biograph Lecanuet[1]) in ſeinem Montalembert II 340 meldet: „Wenn Montalembert auf den Gegner ſeinen ſiegreichen Stoß führt, dann ſchließt er die Augen, um ſeine Beſcheidenheit irgendwie zu bekunden.“

Chérot's geiſtvolle Abhandlung, in einer für die kirchlichen Orden Frankreichs tief bewegten Zeit entſtanden, bekundet jene in den höchſten Principien wurzelnde Ruhe des Gemüthes, die auch den verheerendſten Stürmen gegenüber ungetrübt ſich erhält.

Aachen. Alfons Bellesheim.

1) Ueber Lecanuet vgl. dieſe Zeitſchrift 1899. Bd. 123, 237.

Digitized by Google

XIII.

Zeitläufe.

Die Bankbrüche im Deutſchen Norden mit Zugehör.

Den 12. Juli 1901.

An der „Weltpolitik“ dürften einſtweilen auch ihre Bewunderer irre werden, wenn ihnen die Erlebniſſe im eigenen Heim zu Herzen gehen. Auch der mit dem neuen Jahre in Scene geſetzte Weltkampf gegen die katholiſche Kirche dürfte allmählich an Feuereifer, wenigſtens bei uns, verlieren. Noch vor drei Monaten wurde in Berlin eine neue „Geſellſchaft zur Ausbreitung des Evangeliums“ gegründet. Das ſocialdemokratiſche Hauptblatt hatte ſchon damals die Loſung ausgegeben: „Verpeſtung und Verweſung überall“. Jetzt erſcheint in ſeinem Verlag eine Sammlung von Broſchüren unter dem Titel: „Aufklärungsſchriften über die Religion und die Kirchen“, welche für ein paar Pfennige zu Tauſenden verkauft werden. Auch das, namentlich für die Proteſtanten tröſtliche, Wort wird jetzt von der Partei verächtlich hingeworfen: „Religion iſt Privatſache“.

Gerade zum Weihnachtsfeſt des vergangenen Jahres hatte das liberale Münchener Hauptblatt über den tiefen Schatten gejammert, welchen die Gegenwart auf mehr als einem Gebiete aufweiſe, und berichtet: „Soeben hat das Zuſammenbrechen einer Anzahl morſcher Stützen der Geſell-

ſchaft wieder Tauſende und aber Tauſende von Perſone materiell auf's Schwerſte geſchädigt und zahlreiche Familie an den Rand des Ruins gebracht".[1]) Gemeint war der Krac auf dem Pfandbriefmarkte in Berlin. Vier Direktoren de preußiſchen Hypotheken=Aktienbank, genannt nach dere Gründer Spielhagen, und der deutſchen Grundſchuld=Bar ſaßen bereits hinter Schloß und Riegel. Auch ein Hofbankie der Kaiſerin ſoll in enger Beziehung mit den Spielhagen Banken geſtanden haben. Was aber den Commercienrat Sanden, Direktor der Grundſchuldbank, betrifft, ſo wurd er wenigſtens von liberaler Seite keineswegs bemitleidet:

„Der Berliner Commerzienrath Sanden galt als Säul der Orthodoxie und Freund des Hofmeiſters der Kaiſeri (Freiherrn von Mirbach), der ſich ſogar bemüht haben ſol ihm die Erhebung in den Adelsſtand auszuwirken. Wege ſeiner Sammlung für proteſtantiſch=kirchliche Zwecke iſt ihm er dieſer Tage der Kronenorden verliehen worden. Sanden ga als ein ſchwer reicher Herr, deſſen Vermögen auf 28 Mil Mark beziffert wurde, nur gehen die Angaben darüber au einander, ob er ein ſo großes Vermögen jetzt noch beſitzt un nur die Bankeinlagen verpulvert hat, oder ob auch ſein eigene Vermögen draufgegangen iſt. Jedenfalls hat er als arm Bankſchreiber angefangen und ſich allmählich emporgearbeite Sanden wohnte in Potsdam, wo ſeine Ehefrau, die aus ei fachen, um nicht zu ſagen niederen Kreiſen, entſtammte, e fabelhaft großes Haus machte. Der Luxus war unerhört; d Offiziere der Gardeküraſſierregimenter und andere Perſone aus den höchſten Geſellſchaftskreiſen waren tägliche Gäſte i Hauſe. Außerdem war Sanden Mitglied des Potsdamer G meindekirchenraths und ſteuerte große Beiträge für den Eva geliſch kirchlichen Hülfsverein bei. Etwas fraglicher Nat ſollen ſeine Geſchenke allerdings auch geweſen ſeyn, er h nämlich u. a. 300,000 M. in geſperrten Aktien der Deutſch

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 25. December 1900.

Grundſchuldbank gegeben, die jetzt faſt werthlos ſind. Unter den Berliner Großbankiers war Sanden wohl der einzige, der eigene Hausgottesdienſte abhalten ließ“. [1])

Die Pfandbriefe der beiden Banken hatten die Pupillarſicherheit und das kärgliche Vermögen von altersſchwachen Greiſen und unmündigen Kindern, die ſchmalen Renten, welche als Vermächtniß den nächſten Angehörigen zurückgelaſſen wurden, waren vielfach in ihnen angelegt. „Gut wie ein Pfandbrief“, war ehedem ein altes deutſches Sprüchwort, welches mit Vorliebe gebraucht wurde, um die Sicherheit eines Beſitzes zu bezeichnen. Jetzt haben ſich aber die großen Berliner Banken vergebens angeſtrengt, die nöthigen 180 Millione. Mark zuſammenzubringen, um die Eröffnung des Concurſes der zwei Pfandbrief-Inſtitute zu verhindern.

„Es war ein Aufſehen erregendes Schauſpiel, als geſtern der intime Freund des Grafen Mirbach, Commerzienrath Sanden, welcher als Stifter prächtiger Altarbilder und Veranſtalter von Sammlungen für den Bau neuer Kirchen erſt vor ſechs Tagen mit einer hohen Ordensauszeichnung bedacht worden war, aus ſeiner ſchönen Villa in Potsdam in das Gerichtsgefängniß von Moabit überführt wurde. Bei der Ankunft in Berlin ſchlug die Mittagsſtunde, und die Bankiers und Bankdirectoren fuhren gerade zur Börſe; durch ihre Reihen mußte der Verhaftete ein ſchmerzliches Spießruthenlaufen durchmachen, bis er, umtobt von den Schmähungen und Verwünſchungen einer ihn begleitenden Menge, in dem von ihm gewiß ſelten betretenen Stadttheil anlangte, um im Gefängniß über die Grundſätze einer ſoliden und vorſichtigen Leitung von Hypothekenbanken nachdenken zu können Gleich ihm ſind auch die anderen Directoren der beiden noch vor einigen Wochen ſo mächtigen und angeſehenen Hypothekarinſtitute verhaftet worden, und ſie werden mit ihrem geſammten Vermögen den Gläubigern Erſatz für die Fehler und Sünden ihrer Geſchäftsführung bieten müſſen. Die enormen

1) Aus Berlin ſ. „Kölniſche Volkszeitung“ v. 22. Dec. 1900.

Verluſte, welche an einem Pfandbriefumlauf von Hunderten von Millionen erlitten worden, können hiedurch ſelbſtverſtändlich nur zum allergeringſten Theile gut gemacht werden. Der Sturz der beiden Hypothekarinſtitute iſt eine Kataſtrophe von gar nicht abzuſchätzender Tragweite, ein ſchweres Unglück, welches in den entlegenſten Theilen des Deutſchen Reiches, speciell aber in den Schichten des mittleren und kleinen Bürgerthums empfunden werden wird." [1])

Erſt ſeit dem vorigen Jahre war das neue Reichsgeſetz in Wirkſamkeit getreten, welches die Pfandbrief-Banken einer ſtrengen Staatsaufſicht unterwirft und ihre Geſchäftsbetriebe genau regelt. Wie war es da möglich, daß erſt vor Kurzem auch noch neue Enthüllungen unglaublicher Mißſtände bei anderen Hypothekenbanken das Reich erſchütterten? Ein Schrecken ohne Ende wird dem Bankkrach in Dresden und dem Ruin der alten und geachteten Leipziger Bank vorausgeſagt, welcher noch weitere Kreiſe über die Schwindelbank in Kaſſel hinaus ziehen werde.

Gleichzeitig mit dem Sturz der zwei Berliner Banken ſpielte ſich in Berlin der Proceß gegen den jüdiſchen Bankier Sternberg ab. Wochenlang dauerten die Nachrichten der Preſſe über das abſcheuliche Verhör im Gerichtsſaale zu Moabit. Aus guten Gründen hatte der zwanzigfache Millionär eine Caution von fünf Millionen angeboten, wenn ihm die Unterſuchung auf freiem Fuße bewilligt würde; aber nicht einmal den Ausſchluß der Oeffentlichkeit wollte der Gerichtshof bewilligen. Und dafür gebührt ihm der Dank des Volkes. Kurz geſagt war der reiche Jude beſchuldigt, in Einem Jahre 30 bis 50 minderjährige Mädchen mißbraucht und die Opfer ſeiner Lüſte gerade unter armen Arbeitertöchtern erkauft zu haben. [2])

---

1) Wiener „Neue freie Preſſe" vom 23. December 1900.

2) Reichstagsſitzung vom 6. Februar d. Js.

Aber daß das Laſter in eckelhafter Blöße ſich enthüllte, war noch nicht das Erſchreckendſte an dem häßlichen Bilde. Das Ungeheuerlichſte war die von Epiſode zu Epiſode ſich fortſetzende Enthüllung, daß die Millionen des Angeklagten nicht erfolglos vermeintlich unnahbare Pfeiler des öffentlichen Vertrauens erſchüttert hatten, hinter denen das Verbrechen vor der Strafe ſich bergen wollte. Damit iſt vor Allem gemeint der früher in dem Proceß Leckert-Tauſch vielgenannte Berliner Polizeidirektor von Meerſcheidt-Hülleſſem, welcher ſich alsbald vergiftete. Der Proceß Sternberg hat auf die grauenhafte Nachtſeite des ſtürmiſch bewegten modernen Großſtadt-Lebens ein grelles Licht geworfen: ſagte das große Wiener Judenblatt und erzählt dann weiter über Sternberg:

„Der dreiſte Spekulant findet Eingang in das Haus eines geachteten höheren Officiers, deſſen Tochter ihm die Hand reicht, und von dieſem Steg aus bahnt er ſich den Pfad zum cordialen Verkehr mit dem Kriminaldirektor im Berliner Polizeipräſidium. Nun hat er, was er braucht, ein Aushängeſchild für ſeine ſocialen Prätenſionen und zugleich ein Schutzdach für ſeine geſetzwidrigen Verirrungen. Der freiherrliche Kriminaldirektor will ſich eine Villa bauen; der befreundete Bankier ſpringt ihm mit ſeinem Gelde bei, gelegentliche Geſchenke und Darlehen feſtigen den Zuſammenhang. So wird Freiherr v. Meerſcheidt-Hülleſſem, der Kriminaldirektor im Berliner Polizeipräſidium, zum Sklaven des finanziellen Abenteurers Sternberg. Und dann kommt der Tag, da ſteht der Beſitzer erſchlichener Millionen wegen eines Verbrechens gegen die Sittlichkeit vor den Richtern, von dem ganzen Heer beſtochener Zeugen wird die Hülle fortgezogen, und unter ihnen befindet ſich auch der hohe Polizeibeamte, der ſeinem Berufe, Verbrechen aufzuſpüren, nicht bloß für ſich ſo kläglich untreu geworden iſt, ſondern auch Untergebene, wie den Polizeicommiſſär Thiel, aufgeboten hat, um Sternberg's Verbrechen der Strafe zu entziehen. In der Stunde, da Sternberg verurtheilt wird, ereilt den Kriminaldirektor ein jäher Tod. Er

bezahlt in dem ſelbſtverſchuldeten Jammer, der über ihn gekommen, die Freundſchaft Sternberg's mit ſeinem Leben, während dieſer für zwei Jahre in's Zuchthaus wandert. Der Glücksritter hat kein hohes Vertrauen getäuſcht, denn er beſaß keines, er hat keine amtliche Verantwortung gebrochen; aber der Kriminaldirektor von Berlin und deſſen Commiſſär Thiel, die ſeinem verbrecheriſchen Treiben Vorſchub leiſteten, haben mehr als ihre eigene Exiſtenz zerſtört, ſie haben das Vertrauen auf die Polizei erſchüttert, indem ſie ein abſcheuliches Beiſpiel gaben. So wächst im Gerichtsſaale von Moabit aus dem Sittlichkeitsverbrechen des ‚Bankiers‘ etwas noch viel Schwereres heraus, das die geſammte Oeffentlichkeit der Millionenſtadt in Unruhe verſetzt, die Erſchütterung des Glaubens an die Hüter der allgemeinen Sicherheit. Dies und Anderes noch hat dem Proceſſe Sternberg ſeine traurige Bedeutung verſchafft. Denn bis auf die Bank der Vertheidiger erſtreckte ſich die ſchmutzige Fluth der Ueberraſchungen. Drei Anwälte, davon einer, der eines ausgezeichneten Rufes ſich erfreute und ſeit zwanzig Jahren eine Zierde des Berliner Barreaus war, wurden mitten im Zeugenverhöre fortgeſpült. Es laſtet auf ihnen der Verdacht der Begünſtigung und der Verleitung zum Meineid. Ihre Vereidigung lehnte der Gerichtshof ab, und ſie legten die Vertheidigung nieder, noch bevor die Zeugenvernehmung beendet war. Wie wenn eine Giftpflanze in einem Garten alle Vegetation um ſich her zerſtört, ſo hat der Verurtheilte von heute faſt Alle, die er als Helfer und Vertheidiger in ſeinem Umkreis zog, demoraliſirt und aus ihrer Bahn geworfen. Einen Proceß mit ſolchen traurigen Verheerungen hat es kaum jemals gegeben.“ [1])

Allerdings hat das Blatt gemeint, das grauenhaft widerwärtige Sittenbild dürfe nicht der Anlaß ſeyn zu Weherufen über die moderne Geſellſchaft. Aber für das Urtheil über die heutige Geſellſchaft in Berlin reicht es jedenfalls aus. Der Staatsanwalt hat erklärt, er wolle nicht ruhen,

1) Wiener „Neue freie Preſſe“ vom 22. December 1900.

bis „das ganze Geſindel“ vor Gericht citirt ſei, und dem Angeklagten zugerufen: „Die Juſtiz iſt keine feile Dirne, die ſich kaufen läßt“. Auch gegen die beiden Vertheidiger Sternbergs wurde noch Unterſuchung vorbehalten. So hatte das chriſtlich-ſociale Blatt in Wien Grund, wenn es die Berliner Zuſtände noch ſchärfer beurtheilte:

„Nehmen wir dazu noch die falſchen Zeugenausſagen, deren es in dieſem Proceſſe offenbar eine Hochfluth gab, ſo hat derſelbe ein Meer ſittlicher Corruption an die Sonne gefördert, die ſich bis in hohe Sphären der Geſellſchaft erſtreckte. Wir haben vor uns in Sternberg den ſittenloſen Mädchen- und Kinderverführer, den Gründer, der ſeine Millionen benützt, um ſich der Gerechtigkeit zu entziehen und dafür eine Reihe von Männern und Familien in's Verderben zieht, wir haben die corrumpirte Polizei in Meerſcheidt-Hülleſſem und Thiel vor uns und die in ihrer Standesehre befleckte Anwaltſchaft, in Dr. Werthener und Juſtizrath Dr. Sello vertreten, wir haben vor uns beſtochene und lügneriſche Zeugen, ferner proſtituirte Kinder neben Kupplerinen und Dirnen der Straße, wir hörten, daß ganze Schulen Berlins ſittlich corrumpirt ſind, ein Bild voll Nacht und Grauſen. Nehmen wir noch dazu die gleichzeitige Verhaftung der vier großen Berliner Bankbetrüger, die bisher ſtolzen Hauptes in den angeſehenſten Kreiſen der Geſellſchaft verkehrten — ſo ſteht vor uns ein Bild aus dem modernen Großſtadtleben voll realiſtiſcher Wahrheit.“ 1)

In einem beſonderen Punkte, der durch den Sternberg'ſchen Proceß erſchreckend an das Tageslicht gezogen worden iſt, ſtimmte auch die ſocialdemokratiſche Preſſe in Preußen den bitterſten Betrachtungen bei. Nämlich wegen der Kinder-Proſtitution. So ſagte die „Rheiniſche Zeitung“ in denſelben Decembertagen:

„Der entſetzliche Jammer der Berliner Wohnungszuſtände, wie der großſtädtiſchen Wohnungszuſtände überhaupt trägt mit

---

1) Wiener „Reichspoſt“ vom 23. December 1900.

den größten Theil der Schuld an der reichen Beute, die das Laſter unter den Proletarierkindern macht. Die Wohnungsnoth und das Wohnungselend verwüſtet das Familienleben der Arbeiterklaſſe. Es iſt eine ſtatiſtiſch conſtatirte Thatſache, daß das Koſt- und Schlafgängerweſen zunimmt mit der Steigerung der Miethspreiſe. In den Hinterhäuſern der Berliner Miethskaſernen vermiethet faſt jede Familie Schlafſtellen. Ueber welchen ſittlichen Fond kann ein Kind verfügen, das bei einem derartigen engen Aneinanderwohnen der Geſchlechter und den damit verbundenen Schamloſigkeiten und Rohheiten groß geworden iſt. Profeſſor Schmoller ſagt von dem Schlafſtellenweſen, daß es das Proletariat mit zwingender Nothwendigkeit zum Zurückſinken auf ein Niveau der Barbarei und Beſtialität, der Rohheit und des Rowdythums nöthige. Die Berliner Arbeiter-Sanitätscommiſſion, die ſeiner Zeit dieſe Verhältniſſe unterſuchte, kommt in ihrer Denkſchrift zu demſelben Reſultat und bezeichnet das Schlafſtellenweſen für eine der Urſachen des ſteigenden Alkoholismus, der Zerrüttung des Familienlebens, der mangelnden Erziehung der Jugend, der Vergrößerung der Proſtitution. Die bürgerliche Geſellſchaft hat noch keinen Finger krumm gemacht, dieſen entſetzlichen Zuſtänden zu Leibe zu rücken und wird es auch jetzt nicht thun. Sie läßt die ſocialen Schäden weiterfreſſen, bis ſie an ihnen zu Grunde geht“.[1])

---

1) Aus der „Kölniſchen Volkszeitung“ vom 23. Dec 1900.

XIV.

Ein neues Lehrbuch des katholiſchen Kirchenrechts.

Was wohl der alte P. Reiffenſtuel oder Schmalz-cueber ſagen würden, wenn ſie, die mit der Darſtellung des chlichen Rechts eine ganze Reihe gewaltiger Folianten füllten, iſere heutigen Lehrbücher ſchauten, die denſelben Stoff auf ugen hundert Blättern viel beſcheideneren Formats erledigen, ozu ſie ebenſo viele Tauſende von Seiten in Folio verwendet itten? Es iſt uns faſt, als ſähen wir ein ſpöttiſches gering-ſchätzendes Lächeln um ihre Mundwinkel zucken, ein Lächeln, is freilich ſofort einem Zuge tiefen Ernſtes Platz machte, enn ſie gewahrten, wie dieſer augenſällige Abſtand zwiſchen r Größe und dem Umfange der älteren canoniſtiſchen Werke ich ſchon rein äußerlich den tiefgreifenden Unterſchied zum usdrucke bringt, der zwiſchen der praktiſchen Bedeutung des irchenrechts zu ihrer Zeit und der nur mehr geringen Geltung, e ihm heutzutage eignet, beſteht. Freilich, iſt es nicht dieſer mſchwung allein, der die alten dickleibigen Schweinslederbände ehr und mehr auf den Ausſterbeetat ſetzte; viel mehr noch ug hiezu das allmählige Aufleben einer wiſſenſchaftlichen lethode bei, die im bloßen Ab- und Nachſchreiben fremder erke, im geiſtloſen Wiederkäuen längſt hundertmal widerlegter nſichten und Einfälle keinen Beweis der Gelehrſamkeit mehr blicken wollte und einer kleinen Broſchüre mit gediegener lbſtändiger Durchforſchung einer Einzelfrage unter Umſtänden iheren wiſſenſchaftlichen Werth beimaß, als ſelbſt dem be-ibigſten Folianten, der nichts Neues brachte und lediglich s Regiſtraturkaſten aller möglichen Aufſtellungen früherer utoren in Betracht kam. Einen unermeßlichen Fortſchritt

bedeutete für das Studium des canoniſchen Rechts die Handhabung der ſolange vernachläſſigten Kritik, worin die ſcharfſinnigen Brüder Ballerini ſo Anerkennenswerthes leiſteten Ganz beſonders ſegensreich aber erwies ſich die Einwirkung der hiſtoriſchen Rechtsſchule, deren Forderungen, vollſtändige Beſchaffung des geſchichtlichen Materials, ſtreng kritiſche Behandlung der Quellen, exacte dogmengeſchichtliche Erforſchung der einzelnen Rechtsinſtitute, genaue Nachweiſung des organiſchen Zuſammenhangs der einzelnen Rechtsinſtitute im Ganzen des Syſtems (ſ. Kahl, Lehrſyſtem d. KR. I, 23) zunächſt von proteſtantiſchen Forſchern, wie Eichhorn und Richter, auf das Kirchenrecht übertragen und angewandt, zu einem herrlichen Aufblühen dieſer Wiſſenſchaft führten. Die großartigen Leiſtungen eines Paul Hinſchius, die meiſterhaften Unterſuchungen von Emil Friedberg und Rudolf Sohm, um von den Gefeierten nur die Gefeiertſten zu nennen, ſind, mochten ſie auch Grund zu manchen Ausſtellungen geben, doch in erſter Linie dem katholiſchen Kirchenrechte zu gute gekommen; Richters verdiente und berühmte Canoniſtenſchule hat der katholiſchen Kirche einen ſo ausgezeichneten Canoniſten wie Friedrich Schulte geſchenkt, deſſen ſpäter bedauerliche Stellungnahme ſeine früheren vorzüglichen Arbeiten nicht vergeſſen läßt. Den proteſtantiſchen reihten ſich katholiſche Gelehrte wie Ferdinand Walter, Georg Phillips, Freih. v. Moy, Maaßen, Vering, Permaneder, Kober würdig an die Seite; unter den Lebenden ſei namentlich hervorgehoben Joſeph Freiſen mit ſeiner bahnbrechenden Geſchichte des canoniſchen Eherechts, und beſonders Rudolf Ritter von Scherer, deſſen Handbuch des Kirchenrechts, bis jetzt in zwei Bänden erſchienen, eine wiſſenſchaftliche Leiſtung erſten Ranges darſtellt, auf die wir deutſchen Katholiken mit Fug ſtolz ſein dürfen, das Werk ſtaunenswerthen Fleißes, verblüffender Literaturkenntniß, durchdringenden Scharfſinnes, gewiegteſten Urtheils, und freimüthiger, von lauterſter Begeiſterung für die Sache der Kirche getragener Wahrheitsliebe, ſo daß nur aufs lebhafteſte zu wünſchen iſt, es möge dem Verfaſſer gegönnt ſein, es in abſehbarer Zeit zu Ende zu führen.

So kann denn das 19. Jahrhundert, wie es auf allen Gebieten menſchlichen Wiſſens Bewunderungswürdiges geſchaffen, auch auf dem Felde des katholiſchen Kirchenrechts auf Schöpfungen zurückblicken die mit den berühmteſten Erzeugniſſen, wie ſie frühere Jahrhunderte in dieſer Art aufzuweiſen hatten, getroſt den Wettbewerb aufnehmen können. Wie zum Abſchiede erfreute es uns noch in letzter Stunde mit einer koſtbaren Gabe; wir meinen das „Lehrbuch des katholiſchen Kirchenrechts“ von Dr. J. B. Sägmüller,[1] dem Nachfolger Kobers auf dem Kirchenrechtsſtuhle der katholiſch-theologiſchen Fakultät zu Tübingen. Der Verfaſſer iſt kein Neuling in ſeinem Fache. Er hat ſich durch eine Anzahl werthvoller Detailunterſuchungen längſt einen klangvollen und geachteten Namen erworben, und ſeine neueſte literariſche Frucht entſpricht durchaus den Erwartungen, die man von einem ſo umſichtigen Gelehrten hegen darf. Als beſonderen Vorzug des neuen Werkes möchten wir an erſter Stelle die durchſichtige Klarheit hervorheben, mit welcher der Stoff behandelt iſt. Unſeren vollen Beifall findet auch die weiſe Beſchränkung, die ſich der Verfaſſer bei Anführung der Literatur auferlegt; denn ganz abgeſehen davon, daß eine völlig erſchöpfende Aufzählung derſelben ja doch nicht zu erreichen iſt, iſt es ein recht überflüſſiges Beginnen, Schriften und Abhandlungen, die längſt überholt und veraltet ſind, aus dem Moder wohlverdienter Vergeſſenheit neuerdings herauszuzerren und ſo einen werthloſen Ballaſt mitzuſchleppen, der nicht nur das Buch ſelbſt unnöthig beſchwert und die Ueberſichtlichkeit ſtört, ſondern auch den Leſer, der ſozuſagen den Wald vor lauter Bäumen gar nicht mehr ſieht, verwirrt und entmuthigt, während derſelbe doch ſo dankbar wäre, wenn ihm für jede wichtigere Frage die einſchlägigen beſten, noch aktuellen Arbeiten genannt würden.

Daß ſich Profeſſor Sägmüller mit einer bloß dogmatiſchen Darſtellung des geltenden Rechts nicht begnügen, ſondern ſich gedrungen fühlen werde, auch die rechtsgeſchichtliche Entwicklung zu verfolgen, hielten wir von vorneherein für ſelbſtverſtändlich. Wohlthuend berührt die beſonnene Mäßigung und Sachlichkeit

1) Freiburg i. B., Herder. 1900. 8°. VII und 144 S.

Digitized by Google

des Urtheils, wie ſie namentlich im Abſchnitte über das Verhältniß zwiſchen Kirche und Staat hervortritt; nur hätten wir es für beſſer gehalten, die Schilderung des hiſtoriſchen Verhältniſſes den grundſätzlichen Erörterungen vorauszuſchicken. Ganz einverſtanden erklären wir uns auch mit ſeinem Eintreten zu Gunſten der Vertragsnatur der Conkordate und mit ſeiner Zurückweiſung der haltloſen Privilegien- und Legaltheorie. Dagegen hat es uns einigermaßen gewundert, daß er noch immer das Vorhandenſein ſogenannter reiner Pönalgeſetze annimmt, da doch ſein College Anton Koch in u E. überzeugender Weiſe die Unzuläſſigkeit einer ſolchen Annahme dargelegt hat. Was Sägmüller dagegen vorbringt, ſcheint uns nicht ſtichhaltig. Schuld und Strafe ſind Correlativbegriffe, die einander nothwendig bedingen und deren tiefer ethiſcher Zuſammenhang bedenklich verkannt wird, wenn man, um ihm zu entgehen, zu dem unbefriedigenden Aushilfsmittel einer culpa politica s. iuridica greift. Wenn nach Meinung des Verfaſſers die Leugnung des reinen Strafcharakters verſchiedener Ordensvorſchriften die Zahl der Sünden ins Unendliche vermehren und einen höchſt ſchädlichen und unerträglichen Rigorismus ſchaffen würde, ſo müßte umgekehrt die Annahme im Gewiſſen nur zur Duldung einer beſtimmten Strafe verpflichtender Satzungen, zu einem beklagenswerthen Laxismus und zu einer verhängnißvollen Abſtumpfung des ſittlichen Bewußtſeins führen, die vom Gebiete der angeblich reinen Pönalgeſetze nur zu bald auf die ſogenannten moraliſchen übergreifen würde; wie es aber Moraliſten und Kirchenrechtslehrer geben konnte, ja noch gibt, die nicht bloß in gewiſſen Ordensregeln, ſondern ſogar in Steuer-, Zoll-, Jagd-, Holz-, Waſſer- und Weidegeſetzen reine Strafgeſetze erblicken, das gehört für uns zu den Unbegreiflichkeiten, an welchen es in derlei Werken leider auch ſonſt nicht gebricht. Zu weiteren Beanſtandungen hat uns das Buch Sägmüllers keine Veranlaſſung geboten; nur einen ſchweren Fehler hat es, den nämlich, daß es vorerſt nur zum kleinſten Theile vorliegt. Hoffen wir, daß es dem Verfaſſer gegönnt ſei, denſelben recht bald und vollſtändig abzuhelfen.

Schnitzer.

Digitized by Google

XV.

Die Frauenfrage.

IX.

Die Aufgabe der katholiſchen Kirche gegenüber der gegenwärtigen Frauenfrage.

In anerkennenswerthem Streben nach Gerechtigkeit hat der gefeierte Sociologe Wilhelm Roſcher auch der katholiſchen Kirche ſeine Aufmerkſamkeit geſchenkt. Eine Socialreform nach den Grundſätzen des Chriſtenthums hält er trotzdem wenigſtens vorläufig nicht für möglich. Erſt dann könnte nach ſeiner Meinung hievon die Rede ſein, „wenn unſere wenig gläubige, aber ſtrebſame, kritiſche, nach individueller Unabhängigkeit dürſtende Zeit einen großartigen Rückfall zu den Eigenthümlichkeiten des Mittelalters erlebt hätte." Iſt dieſe Anſicht richtig, dann müſſen wir auch behufs Löſung der Frauenfrage nach katholiſchen Principien vor allem mit Sack und Pack zu den mittelalterlichen Zuſtänden zurückkehren. Eine ſolche Zumuthung weiſen wir zurück, und der genannte hochverdiente Gelehrte hätte uns dieſelbe auch nicht gemacht, wenn er nicht ſeiner rühmlichen Gewohnheit, mit eigenen Augen zu ſehen und mit eigenen Ohren zu hören, bezüglich der katholiſchen Kirche untreu geworden wäre.[1]) Das katholiſche Mittelalter und die katho-

1) Vgl. Willmann, Geſchichte des Idealismus. III, 716.

liſche Kirche in der Gegenwart ſteht eben trotz vieler Fortſchritte zum Beſſern noch immer auch bei ernſten Männern unter einem Ausnahmsgeſetze in Bezug auf wahrheitsgetreue Berichterſtattung. So mußte ſich erſt kürzlich Profeſſor Maurenbrecher einen grundſtürzenden Irrthum in ſeinem Werke „Thomas v. Aquinos Stellung zum Wirthſchaftsleben ſeiner Zeit“ (Leipzig 1898) durch Profeſſor Hilgenreiner nachweiſen laſſen.[1]) Albr. Görth aber, der in ſeinem Buche „Erziehung und Ausbildung der Mädchen“ den Anſpruch erhebt, auf Grund eingehender Studien für die Pädagogik „bahnbrechend“ zu wirken, ſchildert „die elende und unfruchtbare Scholaſtik“ folgendermaßen: „Aus Mangel an tüchtigen Kenntniſſen, klaren Begriffen und Erkenntniſſen haben Scholaſtiker dicke Bücher über die Fragen geſchrieben: Sprechen die Engel im Paradieſe Griechiſch oder Hebräiſch? Wieviel Engel haben auf einer Nadelſpitze Platz? Welches Kleid trug der Engel, der der Jungfrau Maria die himmliſche Botſchaft brachte? Das iſt zugleich die Zeit, in der die Menſchen in die entſetzliche Verirrung der Hexenprozeſſe geriethen“ (S. 28). Der Verfaſſer dieſer Sätze konnte ſich als Direktor der höheren und mittleren Mädchenſchule in Inſterburg (Oſtpreußen) bei der Herausgabe ſeines Buches 1894 rühmen, 61 Jahre alt zu ſein und faſt 30 Jahre als Mädchenlehrer gewirkt zu haben!

Dergleichen Vorkommniſſe zeigen, daß in nicht katholiſchen Kreiſen noch ſehr viel Unwiſſenheit zu beheben iſt. Gebildete Katholiken d. h. ſolche, die mit gediegener Geiſtesbildung ausgerüſtet, der Kirche aus Ueberzeugung zugethan ſind, werden ſich ſchwerlich ſolche Verirrungen erlauben. Dagegen gibt es unter ihnen belangreiche Meinungsverſchiedenheiten über das Verhältniß der modernen Zeit zur kirchlichen Vergangenheit, insbeſondere zum Mittelalter. Auch die Antwort auf die vorliegende Frage, was die katholiſche

1) „Katholik“ 1901 Januar. S. 129.

Kirche für die Lage der Frau in der Gegenwart leiſten kann und leiſten ſoll, iſt von dem richtig beſtimmten Verhältniß zwiſchen dem Mittelalter und der modernen Cultur abhängig. Nur unter dieſer Bedingung iſt es möglich, zu ſagen, was wir aus dem Mittelalter für das Weib der Gegenwart, für ſeine Erziehung und ſeine Stellung brauchen können und was nicht. Wir müſſen daher eine kurze theoretiſche Erörterung über dieſes grundſätzliche Verhältniß von Mittelalter und Gegenwart vorausſchicken.

Wie bereits geſagt, wollen wir durchaus nicht einen einfachen „Rückfall ins Mittelalter", von dem Roſcher ſpricht. Die katholiſche Kirche iſt zu überirdiſch, zu alt und zu jung, als daß ſie nur an einem Theile der Erde und nur zu einer Zeit exiſtenzfähig wäre; ſie hat ihre Aufgabe für alle Völker bis zum Ende der Zeiten erhalten. Daher können wir auch nicht glauben, daß ſie ſich im Mittelalter ſozuſagen ausgelebt habe. Wir unterſcheiden vielmehr zwiſchen der idealen Weltanſchauung des chriſtlichen Mittelalters und der Verwirklichung derſelben durch die Menſchen des Mittelalters. Mit der letzteren können wir uns nicht zufrieden erklären. „Der Geiſt war willig, aber das Fleiſch war ſchwach" — ſo lautet das Bekenntniß des chriſtlichen Mittelalters ſelbſt. Auch auf der Höhe des geprieſenen 13. Jahrhunderts ließen die mittelalterlichen Chriſten aller Stände viel zu wünſchen übrig, und nur eine blinde Voreingenommenheit für die Vergangenheit kann die tiefen Schatten in der mittelalterlichen Culturentwicklung überſehen.

Der Neuzeit blieb daher vieles zu thun, was die Menſchheit oder richtiger die Chriſtenheit im Mittelalter nicht erreicht hat, und auch der Gegenwart iſt die Aufgabe geſtellt, über die mittelalterliche Verwirklichung der chriſtlichen Ideale hinaus fortzuſchreiten. Was dagegen den Geiſt ſelbſt betrifft, der die mittelalterliche Geſetzgebung belebte, und das Ziel, das der Chriſtenheit des Mittelalters vorſchwebte, ſo erblicken wir darin allerdings den chriſtlichen

Geiſt überhaupt, von dem wir die moderne Zeit erfüllt ſehen möchten. Nicht alſo eine Rückkehr zu dem mittelalterlichen Standpunkte der Entwicklung erſtreben wir, ſondern eine ähnliche und geſteigerte Durchdringung aller Verhältniſſe vom chriſtlichen Geiſte, die im Mittelalter in der Hauptſache vorhanden war. Inſoferne nehmen wir unſere Ideale aus dem Mittelalter, weil in der bisherigen kirchengeſchichtlichen Entwicklung das chriſtliche Ideal keiner Zeit ſo ſehr als Stempel aufgedrückt war, wie dem Mittelalter. Dagegen ſteht die ſog. moderne Weltanſchauung im bewußten und abſichtlichen Gegenſatz zum Chriſtenthum. Der confeſſionsloſe Staat, die den religiöſen Glauben grundſätzlich abweiſende Wiſſenſchaft, die autonomiſtiſche Ethik, die auf möglichſten Gewinn und Genuß abzielenden Wirthſchaftstheorien ſind mit dem Evangelium ſchlechterdings unvereinbar. Inſoferne nun die moderne Cultur von dieſem Geiſte beſeelt iſt, ſteht ſie in abſolutem Gegenſatze zur katholiſchen Kirche. Vergeblich bemühen ſich auch katholiſche Hiſtoriker, dieſen abſoluten Gegenſatz durch Scheingründe in Abrede zu ſtellen. Der ſonderbarſte diesbezügliche Vorwurf iſt wohl die Berufung auf die Verheißung Chriſti: „Ich bleibe bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt.“ Ueber allem Zweifel erhaben iſt nämlich, daß Chriſtus dieſes Troſtwort an die Apoſtel und die auf ſie gegründete Kirche richtete. Den denkbar ſchärfſten Gegenſatz hatte Chriſtus zwiſchen der ungläubigen Welt und ſeinen gläubigen Anhängern geſchaffen (Joh. 14, 22, 15, 18). Nichts betont er ſo ſehr, wie die Unvereinbarkeit ſeines Geiſtes mit der Welt und die unaufhörliche Feindſchaft der Welt gegen ſeine Kirche. Wenn er alſo verſpricht, bei den Seinigen alle Tage zu bleiben, ſo kann nur eine verzweifelte Schriftauslegung daraus herleiten, daß Chriſtus auch bei der modernen Cultur als ſolcher zu ſuchen ſei. Gewiß iſt Chriſtus bei ſeiner Kirche auch in der Gegenwart; darauf gründet ſich das Vertrauen der Gläubigen, daß die antichriſtlichen Beſtrebungen auch im 20. Jahrhundert den Ruin der Kirche

nicht herbeiführen werden. Die Kirche leitet ferner aus dieſem Verſprechen Chriſti die Aufgabe ab, im Kampfe mit dem Antichriſtenthum der Gegenwart die modernrn Verhältniſſe mit dem chriſtlichen Geiſte zu durchdringen. Trotz des unverſöhnlichen Gegenſatzes, der den chriſtlichen Geiſt des Mittelalters von der antichriſtlichen modernen Weltanſchauung ſcheidet, muß der überzeugte Katholik in den gegenwärtigen Culturzuſtänden doch vieles anerkennen, was dem Chriſtenthum durchaus gewogen iſt. Nicht wenige Errungenſchaften der Gegenwart haben nämlich ihre Keime von der Kirche ſelbſt in der Zeit erhalten, da die chriſtliche Geſellſchaft zu einer Gottesfamilie in der Kirche vereinigt war. Anderes hat die moderne Zeit ohne jeden direkten Einfluß der Kirche, ja vielleicht im beabſichtigten Gegenſatz zu derſelben hervorgebracht, was der natürlichen Vernunft und Thatkraft des Menſchen alle Ehre macht. Es iſt trotzdem nicht ſchwer, in all dieſen wirklichen Fortſchritten auf natürlichem Gebiete ein Zeugniß dafür zu finden, daß die Menſchenſeele von Natur aus eine Chriſtin iſt. Darum reicht das Chriſtenthum mit ſeinem übernatürlichen Ziele auch heute gern dieſen Beſtrebungen der echten Humanität ſeine Hand — nicht zur Verſöhnung, denn es vermochte nie darin einen Feind zu ſehen, wohl aber zum innigen Freundſchaftsbunde. Nicht die Kirche iſt Schuld, wenn dieſe Hand zurückgewieſen wird.

Aus dem Geſagten ergibt ſich nun, zunächſt im Allgemeinen, was und wie die katholiſche Kirche zur Löſung der heutigen Frauenfrage beizutragen hat. In ihrem tiefſten Grunde erheiſcht die Frauenfrage Antwort darauf, was die weibliche Perſönlichkeit iſt und worin ſie ſich von der männlichen unterſcheidet. Bildungsfrage, Rechtsfrage, Brotfrage u. ſ. w. ſind von der Antwort auf dieſe Perſönlichkeitsfrage abhängig. Katholiſcherſeits ſind nun zwei Hauptforderungen zur Sicherſtellung der ſocialen Lage des Weibes auf Grund jener eigenthümlichen Perſönlichkeit zu erfüllen. Die erſte iſt die Erhaltung bezw. Wiederherſtellung der übernatürlichen

Auffaſſung der Menſchheit und ihrer Ziele. Haben wi nämlich in den vorausgehenden Artikeln den Grund für di Herabſetzung des Weibes und die daraus folgenden Emar cipationsbeſtrebungen in Luthers Leugnung der übernatü lichen Erhöhung des Geſchlechtslebens und im philoſophiſche Naturalismus gefunden, ſo muß eben dieſer Grund durc die Rückkehr zu den verlorenen Gütern der übernatürliche Wahrheit und Gnade beſeitigt werden. Zweitens müſſe die Katholiken die außerkirchlichen Bemühungen zur Beſſerun der Lage kennen lernen, die verfehlten von den berechtigte unterſcheiden und die letzteren mittelbar unterſtützen od auch als Anknüpfungspunkte zu gemeinſamer Arbeit benütze Die erſte Forderung zielt mehr auf theoretiſche Ausgeſtaltun der geſunden Grundſätze zur Löſung der Frage ab; di zweite führt uns mehr auf das Gebiet des praktiſchen un wirthſchaftlichen Lebens, obwohl beide in innigem Zuſammen hange ſtehend ſich nicht gänzlich von einander trennen laſſe Was in beiderlei Beziehung im Einzelnen zu leiſten iſ bleibt uns jetzt zu entwickeln.

1. Die Klarſtellung des weiblichen Perſönlichkeitsbegriffe durch das Licht der chriſtlichen Wahrheit.[1])

Der Bahnbrecher chriſtlicher Socialpolitik in Oeſte reich, Karl von Vogelſang, hat die Bedeutung der Fraue bewegung nicht übertrieben, als er die Forderung gän licher politiſcher Gleichſtellung beider Geſchlechter ein letzt Mene Tekel nannte, das für die an die Wand geſchriebe iſt, die heute an der Tafel des Lebens ſchwelgen.[2]) Eh

1) In der folgenden Darlegung iſt das bereits im vorigen Artil dargelegte Verhältniß der Geſchlechter zu einander weiter au geführt und tiefer begründet. Die dabei unvermeidlichen Wiede holungen wolle der Leſer mit der Wichtigkeit dieſes Punkt entſchuldigen.

2) Monatsſchrift für chriſtliche Socialreform. 1890. XII. Jahrga S. 23.

hat er zu wenig geſagt. Für die ganze Geſellſchaft nämlich bedeutet die radikale Emancipation eine Warnung vor der Zerſtörung des Menſchheitsorganismus. Mann und Weib würden nicht mehr zur organiſchen Einheit beſtimmte Glieder der menſchlichen Geſellſchaft darſtellen, ſondern durch Staatszwang mechaniſch miteinander verbundene Atome ſein. Die ſchon weit vorgeſchrittene Atomiſirung der Geſellſchaft erreicht in der politiſchen Gleichſtellung der Geſchlechter ihre letzte Stufe; es wird nämlich damit das einigende Autoritätsprincip, das der Differenzirung der Geſchlechter zu Grunde liegt, völlig zerſtört.

Bei dem Worte Auktorität denken wir an die Regelung des Verhältniſſes zwiſchen Perſönlichkeiten in der Art, daß eine Perſon auf das Leben einer anderen beſtimmend einwirkt. So oft wir alſo von Auktorität ſprechen, wird ein Verhältniß zwiſchen Perſönlichkeiten, einer beſtimmenden und einer beſtimmten, zum Zwecke der Gemeinſchaft beider vorausgeſetzt. „Autorität beruht alſo auf einer Gemeinſchaft zwiſchen Perſönlichkeiten, in der die eine aktive Beſtimmung auf der anderen Leben übt, ſich weſentlich wirkend und gebend, die andere aber paſſiv und empfangend verhält. Das iſt der Urbegriff der Autorität“.[1]) Es iſt nun keine Frage, daß dieſer abſtrakte Urbegriff in dem erſten Menſchenpaare in concrete Erſcheinung getreten iſt. Der erſte Mann war als Vertreter ſeines Geſchlechtes zur beſtimmenden, mit Auktorität bekleideten Perſönlichkeit berufen, während das erſte Weib ebenſo für ihr ganzes Geſchlecht die durch die Auktorität beſtimmte Perſönlichkeit darſtellte. Deutlicher noch veranſchaulicht die Offenbarungsgeſchichte dieſes Verhältniß dadurch, daß von dem erſten Manne die ganze Menſchenfamilie direkt ſeinen Ausgang nimmt. Aus Adam wird Eva gebildet, ſo daß er ſie Bein von ſeinem Bein und Fleiſch von ſeinem Fleiſch nennen kann; durch den Zeugungsakt

1) Pilgram, Phyſiologie der Kirche. Mainz 1860. S. 182.

ſodann wird Adam unter Evas Vermittlung der Vate ſeiner Kinder.[1]) So iſt der erſte Mann nach dem Wille des Schöpfers ſelbſt der eigentliche Auktor des Menſcher geſchlechtes, der naturgemäß beſtimmend auf die ihm gegeben Gehilfin und ſeine Nachkommenſchaft zu wirken hat. An di Vaterſchaft des Mannes iſt die Auktorität ihrem Weſen nac geknüpft.

Vater, Mutter, Kind ſtehen hiernach als die ideale Familienglieder ihrer Entwicklung in einem ähnlichen Ve hältniß zu einander, wie die Glieder der berühmten Proportio des goldenen Schnittes, die ſich ſo auffallend im Gebiet der Natur und Kunſt offenbart. Der goldene Schnitt ent ſteht nicht ſynthetiſch durch Zuſammenſetzung, ſondern ana lytiſch durch Theilung derart, daß die Theilung den ſtetige Zuſammenhang der Glieder nicht aufhebt. Zwiſchen de organiſchen Gliederung in der Natur, die nicht aus mech aniſcher Zuſammenſetzung ſondern durch innere Differenzirung entſteht, und der ſtetigen Proportion des goldenen Schnitte beſteht daher eine innere Weſensverwandtſchaft. In beide iſt das Ganze vor den Theilen gegeben.[2]) Wenn wir hier nach ſagen: „Das Kind verhält ſich zum Weibe, wie das Weib zum Manne“, ſo wird dieſer Satz durch die Phyſiologie mit ihren Forſchungen beſtätigt. In dieſem Verhältniß iſt aber auch die ſociale Aufgabe des Weibes für die Erzieh ung der Menſchheit direkt in der Ehe und indirekt in den ſocialen Erweiterungen der Einzelfamilie ausgeſprochen. Durch ſeine Autorität vereinigt der Mann an der Spitze der

1) Mit bekannter frauenrechtleriſcher Sophiſtik macht Johanna Elberskirchen (a. a. O. S. 21) „das Weib zum eigentlichen Schöpfer des Kindes.“ Die Anarchie des Denkens bringt es mit ſich, daß den Worten in dieſer Weiſe ihre Bedeutung ge nommen wird. Wem kann es je einfallen, das rein paſſive Verhalten der Mutter bei der Entwicklung des Kindes vor und bei der Geburt eine Schöpfung zu nennen?

2) Vergl. Pfeifer, Der goldene Schnitt. Augsburg 1885. S. 213.

Familie die Glieder zu einem Ganzen; in ſeiner ſocialen Unterordnung unter dem Mann aber vermittelt das Weib, das als Beratherin des Mannes und als Mutter an der Autorität des Vaters theilnimmt, zwiſchen dem Vater und den Kindern, deren Gehorſam gegen den Leiter der Familie es theilt.

Sicher entſetzt ſich manche Frauenrechtlerin über den vorſtehenden Vergleich, wonach es den Anſchein hat, als ſei das Weib nichts als ein Theil des Mannes. Der Schrecken dürfte indeß bei einigem Nachdenken verſchwinden. Zunächſt bleibt das Geſagte nur ein unvollkommener Vergleich, trotzdem ſeine Begründung ſich nicht ohne weiteres abweiſen läßt. Unvollkommen muß aber der Vergleich ſein, weil ein mathematiſches Geſetz mit einer Thatſache auf dem höheren ſittlichen Gebiete in Parallele geſtellt wird. Sodann aber iſt damit keineswegs dem Weibe eine geringere oder minderwerthige Menſchennatur zugeſprochen. Die ganze und volle Menſchennatur wird nämlich von der weiblichen Perſönlichkeit ebenſo wie von der männlichen freilich in anderer Weiſe in Beſitz genommen. Wer aber mit der Autorität bekleidet „Gottes Amtmann“ wird, hat damit keinen Freibrief zu willkürlichem Schalten und Walten bekommen, ſondern bleibt auf Schritt und Tritt an Gottes Willen gebunden; wer dagegen im Gehorſam der geſetzmäßigen Autorität unterſtellt wird, erleidet keinerlei Einbuße an ſeiner Freiheit, da die Freiheit in der freudigen und ungehinderten Erfüllung der Pflicht beſteht.

„Das Daſein receptiver Perſonen gehört daher mit zum Weſen der Autorität, die als ſolche durchaus nicht in ſich allein beſteht, ſondern in einem Verhältniß zu anderen Geiſtern. Das Verhältniß dieſer anderen, der Autorität untergebenen Geiſter zu derſelben enthält aber durchaus keine Verletzung der Freiheit, wie man ſich das in der modernen Welt irrig ſo oft vorſtellt. — Wie ſollte das ein Zwang für einen Menſchen ſein, wenn er in das Verhältniß geſetzt wird, zu dem er von

Natur aus angelegt iſt? Daß ſich dieſe Anlage erfüllt, daß der Menſch alſo in der Gemeinſchaft die Stelle einnimmt, für die er durch ſeine Natur beſtimmt iſt, dies iſt eben ſeine materielle Freiheit. Seine formelle Freiheit beſteht dann darin, daß er ſich ſelbſt in Uebereinſtimmung mit der Natur der Dinge, in Gemeinſchaft weiß und will und zwar auf der Stelle der Gemeinſchaft, zu der er durch Natur und Geſchichte berufen iſt. Nicht alſo der Freiheit des Menſchen, wie ſie allein wahrhaft möglich iſt und verſtanden werden kann, die ihre Eigenſchaft als Glieder der Gemeinſchaft vorausſetzt, widerſpricht das Autoritätsverhältniß; wohl aber widerſpricht es der Freiheit der Atome d. h. dem Individualismus, welcher ſich heute Freiheit nennt, und deſſen Grundcharakter darin beſteht, daß ſich der Menſch als abſolutes Einzelweſen außer allem weſentlichen Zuſammenhang mit andern Menſchen praktiſch faßt und ſetzt und theoretiſch denkt. Dieſe ſogenannte Freiheit iſt aber ein Unding, das praktiſch unmöglich und theoriſch undenkbar iſt, weil es in der Natur des Menſchen liegt, daß er in Gemeinſchaft mit dem Geſchlechte ſtehe und ſich mit allen andern zu einem Corpus ergänze. Der Widerſpruch alſo, der ſich vom Standpunkt des atomen Ich's aus gegen das Autoritätsprincip erhebt, als beeinträchtige es die Freiheit, iſt an ſich nichtig, widerſtrebt der Natur und der Erfahrung, in der wir fortwährend auch im ganzen Gebiete des natürlichen Daſeins das Autoritätsprincip als ein allgemeines Geſetz des geiſtigen Lebens wirkſam ſehen und darin auch den richtigen Begriff der Freiheit verwirklicht finden."

Die vorausgehenden, aus dem angeführten Werke Pilgrams entlehnten Sätze veranſchaulichen in eigentlichſter und hervorragender Weiſe die naturgemäße ſociale Stellung der weiblichen Perſönlichkeit. So oft das Weib bei der Eheſchließung ſich zum Gehorſam gegen den erwählten Mann verpflichtet, leiſtet es ſeinen eigenthümlichen unerſetzlichen Beitrag zum Baue der menſchlichen Geſellſchaft. Wohl iſt die Jungfrau in der Entſchließung zur Ehe und in der Wahl des Mannes frei; bei der Eheſchließung ſelbſt aber hängt es

nicht mehr von ihrem Willen ab, das Gehorſamsverſprechen zu leiſten oder zu verweigern. Der höhere Wille des Schöpfers hat hier ihren Willen beſtimmt, dem ſie ſich ohne Verletzung des vom Chriſtenthum beſtätigten Naturgeſetzes nicht entgegenſtellen kann. Dasſelbe an die weibliche Perſönlichkeit geknüpfte Naturgeſetz kommt aber auch außer der Ehe zur Anwendung in allen Geſellſchaftsorganismen, die ſich aus der Einzelfamilie natürlich entwickeln Auch in der Gemeinde, im Volksſtamme, im Staate repräſentiren die Frauen, ob verheirathet oder nicht, den receptiven Theil der Geſellſchaft gegenüber den mit der autoritativen Geſetzgebung betrauten Männern.

Freilich muß hier einem Mißverſtändniſſe vorgebeugt werden. Vorſchnell könnte nämlich daraus, daß wir der weiblichen Perſönlichkeit die beſondere ſociale Aufgabe zuwieſen, den Gehorſam zu repräſentiren, gefolgert werden: Alſo ſoll nur das Weib allein gehorchen und der Mann immer und überall als Herrſcher auftreten. Dieſe Folgerung iſt durch das bereits Geſagte ausgeſchloſſen. Der Mann iſt nämlich ebenſo zum Gehorſam gegen den Willen Gottes verpflichtet wie das Weib; auch in der Erfüllung ſeiner Autoritätspflichten hat er dieſen Gehorſam zu leiſten. Sodann kann der einzelne Mann eben erſt dann ſeine Autorität ausüben, wenn er an die Spitze einer Familie oder eines Gemeinweſens tritt; ſelbſtverſtändlich beſchränkt ſich dann ſeine Autorität auf die Glieder des ihm anvertrauten Geſellſchaftskreiſes. Vom chriſtlich-religiöſen Standpunkte aus iſt eben nichts ſo ſehr jedem Menſchen ohne Unterſchied von Natur aus eigen als die Gehorſamspflicht gegen die göttliche Majeſtät. Daher iſt das Weib nur vorzugsweiſe gleichſam als Lehrerin der Menſchheit mit der Uebung des Gehorſams betraut, um auch dem Manne als Vorbild zu dienen, ſo wie auf natürlichem Gebiete wenigſtens auch der Mann nur vorzugsweiſe zum Vertreter der Autorität berufen iſt, ſo daß das Weib unter Umſtänden ſelbſtvertretend wie

bei der weiblichen Thronfolge die Herrſchaft ausüben kann. Die Geſchlechter ſollen ſich eben ergänzend zur perſönlichen Vollkommenheit entwickeln, und zu letzterer gehört weſentlich die gehorſame Unterwerfung unter den göttlichen Willen.

Ganz vorzüglich hat Auguſte v. Chambaud die mißverſtandene ſchroffe Trennung der Geſchlechter, die neben dem verſchiedenen ſocialen Berufe der Geſchlechter das gleiche ſelbſtändig anzuſtrebende Ziel der perſönlichen Vervollkommnung aus dem Auge läßt, unter Anführung eines beſtimmten Falles berichtigt. Gegen jene, die dem Mann nur den Verſtand und dem Weibe nur das Herz oder Gemüth zuſchreiben möchten, ſagt ſie: „Daß wir den Geiſt des Mannes hoch in Ehren halten und werthſchätzen, beſonders dann, wenn er ſich nicht hochmüthig als ein Licht erklärt, das vom göttlichen Lichte der ewigen Wahrheit unabhängig iſt oder vielmehr ſein will, iſt gewiß ganz gut und richtig. Die Werthſchätzung ſeines Geiſtes aber ſo weit treiben, insbeſondere dann, wenn er nicht treu ſeinem Gott anhängt, und den Kopf des Mannes eigentlich nur mehr für den unſern halten oder gelten laſſen und uns für den kopfloſen Rumpf — das iſt offenbar unrichtig. So viel ich weiß, hat der liebe Gott jedermann, welchen Geſchlechtes er auch ſein mag, einen Kopf gegeben, damit er ihn perſönlich habe, und ich zweifle nicht, daß er auch von jeder einzelnen Perſönlichkeit Rechenſchaft fordern wird über ihr ſeeliſches Vermögen, d. i. über die Anwendung der Verſtandeskraft.“ [1])

Zu keiner Zeit ſeit dem Auftreten des Chriſtenthums dürfte nun die ſociale Bedeutung des Weibes als Repräſentantin des Gehorſams und als Stütze des Autoritätsprincipes größer geweſen ſein als heute. „Im Mittelalter erblicken wir bei allem Verderben, welches auch dort im

1) Maris Stella. Ein Leitfaden zur Erkenntniß der Wahrheit und des weiblichen Berufes im Lichte des Glaubens. Freiburg. 2. Aufl. 1900. S. 290.

Autoritätsverhältniſſe in vielfachen Ausartungen und Mißgeſtaltungen vorhanden war, als das eigentliche und geſunde Weſen der Autorität eine Ausgeſtaltung und Verwirklichung eines perſönlichen Verhältniſſes der Geiſter zu einander, worin die Einen die Andern als die Quelle und den Ausgangspunkt gemeinſamen Erkennens, Wollens und Handelns anerkannten. Heute dagegen beſtehen auf natürlichem Gebiete Autoritätsverhältniſſe meiſtens nur in ſehr großer Unvollkommenheit; an die Stelle der eigentlichen Autorität iſt der bloße Zwang getreten." [1]) Die wahre Freiheit iſt dadurch gefährdet. Indem Individualität mit Individualismus verwechſelt wird, begünſtigen ſogar kurzſichtige Katholiken dieſe Verkümmerung des Lebenselementes der Geſellſchaft unter der Phraſe: die menſchliche Perſönlichkeit ſtrebe heute nach voller Entwicklung aller Kräfte. Der Anfang hierzu iſt, wie öfter betont wurde, von den Männern ausgegangen, die ſich ſelbſtherrlich vom Gehorſam gegen die göttliche Autorität und deren rechtmäßige Stellvertretung losſagten. Die Führerinen der gegenwärtigen radikalen Frauenemancipation treten nur in die Fußſtapfen jener Männer; auf dieſe Weiſe iſt der Auflöſungsprozeß bis zu den conſtitutiven Grundelementen der Geſellſchaft, bis zum Verhältniß des Weibes zum Manne gelangt. Biſchof Wilhelm Emmanuel v. Ketteler würde heute ſeine Erörterungen über „Freiheit, Autorität und Kirche", namentlich die Abſchnitte XXVIII und XXIX nach dieſer Hinſicht erweitern müſſen. Eine wirkliche und gründliche Heilung iſt nur möglich, wenn ſich Mann und Weib in allen Kreiſen der ſocialen Organismen wieder in dem Einigungspunkte zuſammenfinden, der in wunderbarſter Weiſe die göttliche Majeſtät mit der menſchlichen Natur und ihrer Unterthänigkeitspflicht in einer Perſon verbunden hat, nämlich in Jeſus Chriſtus. Hat er als der Sohn Gottes ſich als die höchſte Autorität hingeſtellt mit

1) Pilgram a. a. O. S. 185.

dem Worte: „Mir iſt alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden“, ſo hat er als der Menſchenſohn durch ſeinen Gehorſam bis zum Tode am Kreuze die tiefſte Unterthänigkeit der Menſchennatur bethätigt. Der Weltapoſtel aber hat mit ſeiner Autorität die in Chriſtus gegebene Harmonie der Geſchlechter und der Geſellſchaft in die Worte gefaßt: „Ihr ſollt wiſſen, daß jeglichen Mannes Haupt Chriſtus iſt; das Haupt des Weibes aber iſt der Mann; das Haupt Chriſti aber Gott“ (I Kor. 11, 3). Hieraus ergibt ſich als Pflicht aller überzeugten Chriſten, grundſätzlich der radikalen Frauenemancipation entgegenzuwirken; größer noch iſt die poſitive Aufgabe der Kirche, unter Ablehnung jedes ſogenannten Interconfeſſionalismus Jeſus Chriſtus als den Mittelpunkt und Ausgangspunkt des ſocialen Friedens mit derſelben Energie zu predigen, wie in den Tagen der Apoſtel. Die katholiſche Frau aber, welche ihre wahre Emancipation dem Chriſtenthum verdankt, hat im Anſturme des Neuheidenthums in hervorragender Weiſe die Miſſion zu erfüllen, die ihr der Apoſtelfürſt zugetheilt hat: „Gleicherweiſe ſeid auch ihr Frauen euren Männern unterthan, damit, auch wenn einige dem Worte nicht glauben, ſie durch der Frauen Wandel gewonnen werden, indem ſie hinſchauen auf euren in Gottesfurcht reinen Wandel“ (I Petr. 3, 1. 2).

Eine weitere Aufgabe endlich iſt der katholiſchen Theologie und Philoſophie durch die Frauenfrage erwachſen, die ſie nach der Richtſchnur des hl. Vincenz von Lerin (Commonitor. c. 27) zu löſen hat, nämlich die tiefere Ergründung der geſchlechtlichen Differenzirung und damit der Erkenntniß der männlichen und weiblichen Perſönlichkeit. Das chriſtliche Alterthum hat die Frage warum und woher die beiden Geſchlechter bereits durch die tiefſten Wahrheiten der Offenbarung zu löſen verſucht. Die Spekulation des Mittelalters hat ſich im Anſchluß daran mit dieſer Frage beſchäftigt. Die Zeitverhältniſſe legten indeß dieſem Gegenſtand keine aktuelle Bedeutung bei. Der hl. Thomas hat ſie im Anſchluß an

Ariſtoteles zu löſen geſucht. Dabei hat er den Stagiriten corrigirt, ohne entſprechend dem damaligen Zuſtande der Naturwiſſenſchaft ſich ganz von ihm losſagen zu können. (Vgl. Kirchenlexikon, 2. Aufl Art. Weib Sp. 1240). Jeder heutige tiefergehende Beitrag, die Frauenfrage zu löſen, erneuert auch den Verſuch, den Geſchlechtsunterſchied metaphyſiſch zu erfaſſen. Manche wiſſen ſich trotz gutem Willen mit der Frage keinen Rath.[1]) Bei der Schwierigkeit des Gegenſtandes iſt es nicht zu verwundern, daß mißlungene Löſungsverſuche zu Tage treten. Als ſolcher muß die Meinnng bezeichnet werden, „das Weib präge die Naturſeite der Menſchheit aus, wogegen der Mann vor allem die naturfreie Perſönlichkeit darſtelle".[2]) An dieſer Stelle iſt es kaum möglich unſerſeits den Gegenſtand irgendwie erſchöpfend zu behandeln.[3]) Es genügt indeß hervorzuheben, daß es kaum eine andere Löſung gibt, als den Hinweis auf die Dreifaltigkeit der göttlichen Perſonen. Der Verſuch, die ideale Menſchenfamilie als Ebenbild des dreieinigen Schöpfers zu erklären, hat in der Väterzeit angeſehene Vertreter. Vielleicht den erſten Platz nimmt die Abhandlung über die Erſchaffung „nach Gottes Bild und Gleichnis" unter den Werken des hl. Gregor von Nyſſa ein[4]) Ausführlich wird hier auf die

1) So z. B. Better, Mann und Weib. 2. Aufl. 1900. S. 2.
2) Schell, Dogmatik III. S. 666.
3) Vgl. Rösler, Die Frauenfrage. 1893. S 259—289.
4) Migne P. Gr. t. 44. col. 1337. Die von Feßler-Jungmann (Inst. Patrol. I. 580 n. 2) angeführten Gründe genügen nicht, um dem Nyſſener die Abhandlung entſchieden abzuſprechen und ſie dem Anaſtaſius Sinaita zuzuſchreiben. Allerdings iſt Gregor in ſeinem Werke de opificio hominis in dieſem Punkte anderer Anſicht; allein die Berufung auf Methodius (col. 1329), den der Nyſſener gut gekannt hat (Diekamp, die Gotteslehre des heil. Gregor von Nyſſa. Münſter 1896. Th. I. S. 41), nimmt dieſem Beweisgrunde gegen Gregor die entſcheidende Kraft. Jedenfalls liefert die Frage nach der Autorſchaft dieſer Abhandlung noch Stoff zu einer Specialunterſuchung. Für dieſe Anſicht darf ich die gütige Antwort des Herrn Prof. Bardenhewer auf eine diesbezügliche Anfrage anführen.

Aehnlichkeit hingewieſen, die zwiſchen Adam und dem ewigen Vater, zwiſchen dem Kinde Adams und dem ewigen Sohne Gottes, zwiſchen Eva und dem Heiligen Geiſte obwaltet. Der hl. Hieronymus bemüht ſich den Anſtoß abzuwehren, den Jemand daran nehmen könnte, daß die Bezeichnung für den Heiligen Geiſt im Hebräiſchen weiblich iſt, und daß im Nazaräer-Evangelium der Heilige Geiſt Mutter genannt wird.[1]) Allein wenn hiedurch der Satz: „In der Gottheit gibt es kein Geſchlecht", gefährdet würde, ſo müßte dieſelbe Gefahr entſtehen, ſo oft wir in unſerer beſchränkten Auffaſſungsweiſe uns die beiden anderen göttlichen Perſonen durch die Mannesgeſtalt ſinnbilden. Das Richtige in der Bemerkung des hl. Hieronymus hat vielmehr darin ſeinen Grund, daß wir einerſeits gewohnt ſind, die Geſchlechtlichkeit mit Sinnfälligkeit oder Sinnlichkeit zu identificiren, während anderſeits ſelbſtverſtändlich von dem reinen Geiſte alles Sinnfällige ausgeſchloſſen iſt Keinesfalls aber iſt die Anwendung des Wortes: „Der Geiſt hat kein Geſchlecht" auf die Menſchenſeele ein Dogma. Unter den hervorragenden Theologen der jüngſten Zeit ſind Scheeben und Heinrich für dieſe Anſicht eingetreten. Unter den Frauen der Gegenwart verdient die Stiftsdame Mathilde von Habermann rühmliche Erwähnung. In ihrem Büchlein „Die chriſtliche Frau" (2. umgearbeitete Auflage 1900) und in ihren Aufſätzen: „Das Weib und die traditionelle Auffaſſung ſeiner Natur" und „Von der Vollendung der Wiederherſtellung des Weibes durch das Chriſtenthum" (Philoſ. Jahrbuch der Görresgeſellſchaft 1893, 1894, 1901) hat die Verfaſſerin ſich mit achtungswerther Geiſteskraft bemüht, den Urſprung der geſchlechtlichen Differenz im Geiſtesleben zu ſuchen. Keine andere Frau der Gegenwart hat, ſo weit meine Kenntniß reicht, in dieſer Weiſe den ſchwierigen Verſuch unternommen. Derſelbe führt in das geheimnißvolle Dunkel

1) In Isaiam Lib. XI. c. 40. (Migne. 24. col. 405.)

der höchſten Myſtik; Sonnenklarheit hat die Verfaſſerin mit ihrer eigenthümlich dunklen Sprache auf dieſem Gebiete freilich nicht zu ſchaffen vermocht. Bei der Beleuchtung der natürlichen Verhältniſſe durch die übernatürliche Ordnung iſt die Gefahr allzugroß, die letztere durch unſere unvollkommenen Vorſtellungen und deren ſprachlichen Ausdruck zu beeinträchtigen. Dies iſt z. B. der Fall, wenn der Mann zum Repräſentanten der Natur und des Staates, das Weib zur Darſtellerin der Uebernatur und der Kirche erklärt wird. Die Wahrheit, welche dieſer Erklärung zu Grunde liegt, dürfte in dieſen Analogien überſpannt worden ſein. Wenn aber geſagt worden iſt, man werde aus dem Büchlein nicht klar, was die Verfaſſerin eigentlich wolle, ſo iſt ihr Unrecht geſchehen. Klar und deutlich erklärt ſie in der Einleitung, ſie wolle der beſonderen Abſicht nachforſchen, die Gott bei der Erſchaffung des weiblichen Menſchen vorſchwebte. Als Zweck ihrer Unterſuchung ſtellt ſie hin: „dazu beizutragen, daß das Weib im Lichte der Vernunft und des Glaubens ſich gründlichſt verſtehen lerne und dann ſein Weſen mit aller Liebe umfange und pflege“. Bedenkt man den Unfug, den viele auch wiſſenſchaftlich gebildete Männer mit Goethes unklarem „Ewig Weiblichen“ treiben, ſo ſollte man um ſo weniger dem ernſten Verſuch einer Frau, „den Begriff der Weiblichkeit an ſich“ zu ergründen, die Achtung verſagen. Mindeſtens zeigen die Schriften von M. v. Habermann, daß die katholiſche Kirche die Frau zu einem ſo tiefen Eindringen in die Geheimniſſe des Glaubens anleitet, wie es außer der Kirche vergeblich geſucht wird. Gegenüber den Bemühungen der radikalen Emancipation aber, die Würde des Weibes auf falſchem Wege zu ſuchen, verdient die v. Habermann'ſche Schrift trotz ihrer Schwächen hohe Beachtung, weil ſie das Weib auf dem rechten Wege zur Erkenntniß ſeines perſönlichen Werthes zu führen bemüht iſt. Das muß aber das Ziel der chriſtlichen Löſungsverſuche der Frauenfrage ſein: Das Weib mit Selbſtzufriedenheit in der Behauptung

und Ausbildung ſeiner eigenthümlichen Perſönlichkeit zu erfüllen. Dann werden die Frauen, weit entfernt Männer ſein zu wollen, auch im Beſitze wahrhaft männlicher Kraft die ſchöne Antwort geben, die Emilie Ringseis für jene hatte, die ihre markige Dichtungsweiſe männlich genannt haben:

„... Nicht unweiblich iſt, daß ich dichte,
Wenn ich's in weiblicher Zucht ausrichte.
Doch wie den Mann die Zartheit ehrt,
Sei dem Weibe nicht Kraft verwehrt!
Läßt ſich die Weiblichkeit nur erkennen,
Hör' ich mich gern auch männlich nennen;
Denn ſo ward' mir ja nichts entwandt,
Löbliches nur zuerkannt“.[1])

Hiermit dürfen wir die Antwort auf die Frage ſchließen, was die katholiſche Kirche heute in theoretiſcher Beziehung durch Verbreitung der wahren Grundſätze über die Stellung der Frau zur Löſung der Frauenfrage beizutragen habe. In einem Schlußartikel erübrigt uns, die praktiſchen Aufgaben der Katholiken der Gegenwart für Erziehung, wirthſchaftliche Selbſtändigkeit und rechtlichen Schutz des Weibes anzudeuten.

---

1) F. Binder, Erinnerungen an Emilie Ringseis, München 1895 S. 33.

XVI.

Die „Los von Rom"-Bewegung in Oeſterreich.

X. Die Stellung des öſterreichiſchen Miniſterpräſidenten zu dieſer Bewegung.

Nicht geringes Aufſehen machte Anfangs Mai die Meldung der Berliner „Germania", daß der Leiter des öſterreichiſchen Miniſteriums, Dr. von Körber, dem alldeutſchen Parlamentsclub, Schönerer, Wolf und Conſorten, die ausdrückliche Verſicherung gegeben hätte, „er wolle ihnen die Los von Rom-Bewegung frei geben, ſofern ſie nur das Los von Oeſterreich fallen laſſen und jede Spitze gegen das Kaiſerhaus vermeiden wollten". Der Commentar, mit dem das deutſche Centrumsblatt ſeine Meldung begleitete, ließ an Klarheit und Schärfe nichts zu wünſchen übrig. Die Schlußworte lauteten:

„Das zeugt, um von ſittlichen Bedenken ganz zu ſchweigen, von einer ſolchen ſtaatsmänniſchen Kurzſichtigkeit und Schwäche, wie wir ſie bei Herrn von Körber nicht vorausgeſetzt hätten. Gerade deßhalb widerſtrebt es uns noch immer, an die Wirklichkeit dieſes Paktes zwiſchen Miniſterpräſident von Körber und den alldeutſchen ‚Los von Rom'-Hetzern zu glauben. Hoffentlich werden die Katholiken Oeſterreichs im Hinblick auf den Ernſt der Lage nicht ruhen, bis die Staatsregierung ſich über ihre Stellung zur Los von Rom-Bewegung vor der Volksvertretung klar und unzweideutig ausſpricht und verantwortet".

Unſere katholiſchen öſterreichiſchen Blätter wollten gleichfalls an die Richtigkeit dieſer Nachricht nicht glauben. Das „Vaterland“ ſprach von „räthſelhaften und völlig unbegreiflichen“ Vorgängen und Zuſtänden, für welche eine „halbwegs plauſible Erklärung nicht zu finden“ ſei. Die Wiener „Reichspoſt“ gar glaubte mit Berufung auf Erkundigungen, welche ſie an competenter Stelle eingeholt haben wollte, die Meldung des Berliner Blattes in aller Form dementiren zu können. Die „Germania“ blieb indeſſen bei ihrer Meldung, und kein Geringerer als der öſterreichiſche Premier ſelbſt gab ihr recht. In der Reichsrathsſitzung vom 3. Juni erklärte nämlich Dr. von Körber, anläßlich der Berathung des Budgetproviſoriums, wörtlich alſo:

„Ich halte es für ausgeſchloſſen, daß die katholiſche Kirche in Oeſterreich irgendwie bedroht werden kann. Ihre Gewalt über die Herzen iſt zu groß und die Sorge für ſie ruht in ſo ſicheren Händen, als daß irgend eine Agitation ihr nahekommen könnte. Wirkliche Umwälzungen ſind ſtets nur durch neue, der Gedankenwelt und Empfindungsweiſe des Volkes zuſagende Ideen hervorgerufen worden, während es ſich jetzt um die Bekehrung zu einem in ſeinem Weſen und ſeinen Formen längſt bekannten Glauben handelt, dem keine Leidenſchaften mehr voraneilen. Allerdings, wenn eine Ungeſetzlichkeit dabei unterliefe, hat die Staatsverwaltung einzuſchreiten, und die Herren werden wohl überzeugt ſein, daß wir es gegebenen Falles daran nicht fehlen laſſen werden. Ein Uebermaß von Polizei ſcheint mir unter allen Umſtänden bedenklich, überdies gegenüber ſolchen Bewegungen unwirkſam und ich glaube, daß die katholiſche Kirche ſich beruhigt auf ihre Kraft verlaſſen kann. Ganz beſtimmt ſetze ich voraus, daß das patriotiſche Moment bei allen Parteien die volle Berückſichtigung finde. Jeder anderen Auffaſſung müßte allerdings die Regierung ihren vollen Ernſt entgegenſetzen“.

Uebrigens hatte alles, was von Körber in öffentlicher Parlamentsſitzung ſagte, ſchon vorher, faſt dem Wortlaute

nach, in der „Neuen Freien Preſſe" geſtanden; auch hatte dieſes katholikenfeindliche Blatt nichts Eiligeres nach der Körber'ſchen Erklärung zu thun, als dem Miniſterpräſidenten ihr Compliment zu machen für ſeine echt „ſtaatsmänniſche" Enunciation und zu conſtatiren, daß der Standpunkt, den er damit eingenommen habe, dem Standpunkte des Erzherzogs Franz Ferdinand durchaus entgegengeſetzt ſei.

Wie bekannt, hatte der Erzherzog bei der Uebernahme des Protektorates über den Katholiſchen Schulverein in ſcharfer Weiſe gegen die Los von Rom-Bewegung Stellung genommen, ſie als Vaterlandsverrath ſtigmatiſirt und aufs nachdrücklichſte betont, daß dieſe Bewegung nicht genug bekämpft werden könne. Auch hatte er, ſeiner Verſicherung gemäß, das Protektorat über den Kath. Schulverein in erſter Linie deßhalb übernommen, weil dieſer Verein der Los von Rom-Bewegung wenn auch nicht direkt, ſo doch indirekt in wirkſamer Weiſe entgegenarbeite und damit um das Vaterland ſich hoch verdient mache. Alſo, nach den Anſchauungen des Erzherzogs Franz Ferdinand iſt das „Los von Rom" unpatriotiſch, antiöſterreichiſch und antidynaſtiſch, ſeine Bekämpfung ein hochpatriotiſches Werk, und wer an dieſer Bekämpfung mitarbeitet, verdient Anerkennung, Aufmunterung und Unterſtützung.

Daß dieſe Anſchauungen des Thronerben auch die Anſchauungen des Kaiſers ſind, war aus verſchiedenen Aeußerungen des Monarchen gelegentlich ſeines letzten Beſuches in Böhmen deutlich herauszuhören. Wenn er z. B. zum Vorſitzenden des katholiſchen Arbeitervereins in Gmünd ſagte: „Sie nennen ſich einen katholiſchen Verein, das iſt mir ein Beweis, daß ſie patriotiſch ſind"; und wenn er weiters vor der Geiſtlichkeit in Leitmeritz die Worte fallen ließ: „Schrecklich, wie heute die katholiſche Kirche angefeindet wird, aber man muß kämpfen"; ſo iſt klar, daß er mit dieſen Worten die Los von Rom-

Bewegung treffen wollte. Auch iſt es ein öffentliches Geheimniß, daß der Kaiſer ſchon früher einmal einem hohen Kirchenfürſten gegenüber ſich bitter darüber beklagt hat, daß proteſtantiſche Prediger aus Reichsdeutſchland ungerufen in ſeine Länder einbrechen und religiöſe Hetze treiben. Es unterliegt alſo keinem Zweifel, daß man an höchſter Stelle der Gefährlichkeit der Abfallshetze ſich wohl bewußt iſt, daß man in ihr nichts Anderes ſieht, als eine gegen Dynaſtie und Reich gerichtete Bewegung, der mit allen Mitteln und in der energiſchſten Weiſe entgegengearbeitet werden müſſe.

Zu dem in Leitmeritz gefallenen kaiſerlichen Worte bemerkte ſeiner Zeit die „Oſtdeutſche Rundſchau", bekanntlich das Organ der öſterreichiſchen Apoſtaten:

„Jedenfalls deutet die angebliche Bemerkung: ‚Man müſſe aber kämpfen', darauf hin, daß Kaiſer Franz Joſeph nicht geſonnen iſt, den Klerikalen die Sorgen ihres Kampfes abzunehmen und ſie auf die Schultern der Regierung zu wälzen. Dieſe Zumuthung hat bekanntlich der Miniſterpräſident höflich aber entſchieden abgelehnt, und ganz in ſeinem Sinne hätte alſo auch der Kaiſer, der bekanntlich wegen des Unfehlbarkeitsdogmas mit dem Papſte noch immer nicht Frieden geſchloſſen hat (??), nur ganz conſtitutionell geſprochen: Man muß eben kämpfen".

Dieſe Interpretation der kaiſerlichen Worte iſt ſonder Zweifel eine ganz unberechtigte und willkürliche. Nichts zwingt zu der Annahme, der Monarch habe mit dem Ausdrucke: „Man müſſe kämpfen" die Laſt und Pflicht des Kampfes nur der Geiſtlichkeit aufbürden und ſich und ſeine Regierung aus conſtitutionellen Rückſichten davon dispenſiren wollen. Nichts zwingt zu dieſer Annahme. Wohl aber liegen beſtimmte und deutliche Anzeichen zu der entgegengeſetzten Annahme vor, und kein Miniſterwort vermag uns den Glauben beizubringen, als ſei unſer guter Kaiſer Franz Joſeph damit einverſtanden, daß ſeine Staatsregierung die katholiſche Kirche in Oeſterreich dem frivolen proteſtantiſch-deutſchradikalen Anſturm ſchutzlos überlaſſe.

In der Wiener Hofburg weiß man nur zu gut, daß Oeſterreich mit der katholiſchen Kirche ſteht und fällt. Oeſterreich iſt kein Nationalſtaat, wie etwa Frankreich, das nur von Franzoſen bewohnt iſt. Ein von einer einzigen Nation gebildetes Staatsweſen läßt ſich leicht gründen und behaupten; in einem ſolchen Staatsweſen iſt der nationale Gedanke das beherrſchende, einigende und erhaltende Element Anders aber in einem Staatsweſen, wie es das öſterreichiſche iſt. In dieſem kann unmöglich das nationale Intereſſe die Politik beſtimmen; das wäre Unvernunft und der Anfang vom Ende Beweis dafür iſt das politiſche Chaos, welchem heute unſere Monarchie zum Schmerze aller Patrioten verfallen iſt. Seitdem die einzelnen Nationen Oeſterreichs ihre nationalen Intereſſen zu ſehr betonen und dafür werben, iſt es mit dem Frieden in der Monarchie aus, und dieſer Friede wird nicht eher wiederkehren, als bis man ſich auf die gemeiſamen Intereſſen, auf die Intereſſen der Monarchie ſich wieder allen Ernſtes zu beſinnen beginnt.

Die Intereſſen der Monarchie ſind aber keine anderen, als die Intereſſen der Habsburger Dynaſtie. Zu den Intereſſen dieſer Dynaſtie aber gehört es ſicherlich nicht, die katholiſche Kirche zu bekämpfen, oder auch nur theilnahmslos zuzuſchauen, wie ſie von einem haßerfüllten, im Wühlen und Hetzen meiſterlich bewanderten fanatiſchen Feinde angefallen und mißhandelt wird. Das hieße ja, ſeiner eigenen Stellung den Boden abgraben und den Aſt abſägen, auf dem man ſitzt. Eine ſolche ſelbſtmörderiſche Thätigkeit dem Herrſcherhauſe zuzumuthen, wäre ein Hohn auf die geſunde Vernunft, ein Widerſinn ohne Gleichen.

Die katholiſche Kirche war es, welche die Gründung der öſterreichiſchen Monarchie überhaupt möglich gemacht hat. Ohne die Kirche wäre dem erſten Maximilian ſein Werk nicht gelungen. Als er mit Wladislaus, dem Könige von Ungarn und Böhmen, 1515 ſeine bekannten Familien- und Erbverträge ſchloß, waren es in erſter Linie die Gemeinſam-

keit der religiöſen Intereſſen, die Zugehörigkeit zu der einen katholiſchen Kirche, welche ihm die Zuverſicht einflößten, daß die Verträge eingehalten und zu dem erwarteten Reſultate führen würden. Er täuſchte ſich nicht. Sein Enkel Ferdinand I. konnte die Früchte der Verträge einheimſen: er konnte 1526 die Länder der böhmiſchen und ungariſchen Krone mit ſeiner erzherzoglichen Hausmacht vereinigen zu dem öſterreichiſchen Staatsweſen. Hätten aber dieſe durch Sitten und Sprache ſo ſehr verſchiedenen Ländergebiete nicht ſchon in der Kirche einen Einigungspunkt gehabt, das dynaſtiſche und ſtaatliche Einheitsband wäre ohne Werbekraft geblieben. Die öſterreichiſche Monarchie unter Habsburgs Scepter wäre gar nicht zu Stande gekommen; und wenn ſie auch durch äußere Macht- und Gewaltmittel ſich hätte aufrichten laſſen, ſie wäre früher oder ſpäter aus Mangel eines gemeinſamen religiöſen Geiſteslebens wieder in ihre Theile zerfallen. Völkerſchaften, die nicht bloß bezüglich ihrer nationalen ſondern auch bezüglich ihrer religiöſen Intereſſen verſchiedene Wege gehen, ſind zur Bildung eines feſten, dauerhaften Staatsganzen unfähig. So lehrt es die Geſchichte und ſo lehrt es der geſunde Menſchenverſtand. Und daß die Lehren der Geſchichte und das Urtheil der Vernunft an höchſter Stelle unbekannt ſeien, das anzunehmen, kann höchſtens einem ſalbungsvollen Prädikanten vom „Evangel. Bunde“ in den Sinn kommen.

Das öſterreichiſche Herrſcherhaus hat abſolut kein Intereſſe an einem „Los von Rom“, dafür hat es aber ein vitales Intereſſe an der rückſichtloſen Bekämpfung einer Agitation, die auf nichts Geringeres abzielt, als auf die Entkatholiſirung der öſterreichiſchen Bevölkerung und auf die Zerſtörung der katholiſchen Kirche innerhalb der ſchwarz-gelben Grenzpfähle. Man ſollte nun denken, der erſte und leitende Miniſter des Kaiſerhauſes würde ſich mit den Intereſſen und den Anſchauungen des Herrſcherhauſes in allweg identificiren, ſie

vertreten und fördern mit dem ganzen Gewichte ſeiner machtvollen Stellung. Doch nach den Aeußerungen, mit denen er am 3. Juni in öffentlicher Parlamentsſitzung die Welt überraſcht hat, iſt dem nicht ſo; Dr. *von Körber* lehnte es, um mit der „Oſtd. Rundſchau" zu ſprechen, „höflich aber entſchieden ab, den Klerikalen die Sorgen ihres Kampfes abzunehmen und ſie auf die Schultern der Regierung zu wälzen."

In ſeiner Abſage an die Kirche meinte der Miniſterpräſident zur Beruhigung nach obenhin — es könne von einer Bedrohung der kath. Kirche in Oeſterreich gar keine Rede ſein; „ihre Gewalt über die Herzen ſei zu groß und die Sorge für ſie ruhe in ſo ſicheren Händen, als daß irgend eine Agitation ihr nahekommen könnte." Das heißt aber doch die Politik des Vogels Strauß ſpielen. Der öſterreichiſche Katholicismus iſt nicht bedroht — eine ſolche Behauptung iſt doch wirklich naiv! Von allen Ecken und Enden der von Deutſchen bewohnten Gebietstheile Oeſterreichs berichten die deutſch-radikalen Blätter Tag für Tag mit großem Behagen von neuen „Uebertritten"; der Geſammtverluſt, den die katholiſche Kirche in Folge der Abfallshetze bis jetzt erlitten hat, iſt nicht unter 20,000 zu taxiren. Man ſage nicht, die katholiſche Kirche habe durch dieſe „Abfälle" im Grunde nichts verloren, da die apoſtaſirten Individuen ohnehin ſchon längſt nicht mehr katholiſch dachten und fühlten, und dem katholiſchen Bekenntniſſe nur Unehre und Schande bereiteten. Aber *die Feinde der Kirche haben gewonnen*, und dieſes birgt in ſich eine große Gefahr für die Kirche in Oeſterreich, die nicht überſehen werden darf. Man bedenke nur: der formelle Uebertritt ſo vieler Tauſende von Katholiken zum Proteſtantismus ſtärkt die öffentliche Stellung des letzteren, führt zum Bau von proteſtantiſchen Kirchen, zur Anſtellung proteſtantiſcher Prediger, zur Errichtung proteſtantiſcher Schulen, zu neuen Werkſtätten proteſtantiſcher Seelenfängerei: das alles ſind Dinge, die den Feinden der

Kirche zugute kommen, und dadurch ſchon ohne Zweifel der Machtſtellung des öſterreichiſchen Katholicismus merklichen Eintrag thun.

Groß iſt auch das Jubelgeſchrei, das alltäglich aus der in= und ausländiſchen proteſtantiſchen Preſſe über den ſiegreichen Fortgang der öſterreichiſchen Los von Rom=Bewegung an unſer Ohr ſchlägt. So leſen wir in der von Profeſſor Rade in Marburg herausgegebenen Wochenſchrift „Die chriſtliche Welt" (Nr. 9 vom 28. Febr.):

„Man möge nicht ſagen, daß 20,000 Austritte aus der römiſchen Kirche im Verhältniß zu den 25 Millionen öſterreichiſcher Staatsangehöriger eine verſchwindend geringe Zahl iſt. Es iſt doch zu beachten, daß nur ein Theil der Kronländer von der Bewegung ergriffen iſt, und daß naturgemäß beſtimmte Centren es ſind, von denen aus die Bewegung weitere Kreiſe zieht. So iſt es nicht Uebermuth und Ueberſchwang, wenn die evangeliſchen Chriſten Oeſterreichs von der Zukunft noch mehr erwarten. Es iſt vielmehr der Glaube, daß der Herr Jeſus Chriſtus auch in Oeſterreich noch ein großes Volk hat, und dieſer Glaube zeigt ſich im eifrigen Wirken und Schaffen für das Evangelium."

Um einige Grade höher geſtimmt iſt das Jubellied, welches das Centralorgan der preußiſchen Paſtoren, „Der Proteſtant", im Mai ertönen ließ. Da heißt es unter Anderem:

„In Verſammlungen aller Art, durch mündliche Agitation wie durch Schriften wird fortgeſetzt die Aufklärung über Roms Sünden ins Volk getragen. Noch glimmt das Feuer unter der Aſche. Was bis jetzt an Uebertritten erfolgt iſt, ſind bloß Anzeichen einer weit verbreiteten Unzufriedenheit. Die große Maſſe hält ſich zurück. Ob nicht doch ein Tag kommen kann, wo alle Samenkörner, die jetzt ausgeſtreut werden, aufgehen zu einem wahren Völkerfrühling? Und neben dieſen Vorgängen, die den lauten Markt des Tages erfüllen, die ſtille, verborgene Arbeit des kirchlichen Aufbaues kleiner Gemeinden, die wie einzelne feſte Punkte aus dieſem Chaos ſich abheben.

Allein in Deutſch-Böhmen ſind ſeit 1899 folgende evangeliſche Kirchbauten theils vollendet, theils in Angriff genommen, theils in Vorbereitung: Turn, Karbitz, Dux, Kloſtergrab, Komotau, Saaz, Poderſam, Auſſig, Krammel-Oberſedlitz, Trebnitz, Leitmeritz, Haida, Grottau, Warnsdorf, Friedland, Trautenau, Hohenelbe, Langenau, Braunau, Grulich, Graslitz. Wohl ebenſoviel Namen könnten aufgezählt werden von Orten, wo Bethäuſer gekauft, Betſäle geweiht worden ſind, und noch viel größer die Zahl derer, wo neue Predigtſtätten ſich aufgethan haben. Nicht viel anders in den anderen Kronländern. Die Zahl der evangeliſchen Geiſtlichen hat in mehreren Kronländern in zwei Jahren ſich faſt verdoppelt. Und in all dem tritt kein Stillſtand ein, ſondern unaufhaltſam ſchreitet dieſe langſame, emſige Eroberungsarbeit vorwärts.“

Gewiß, die proteſtantiſche „Eroberungsarbeit“ ſchreitet unaufhaltſam vorwärts. Hier in Nordböhmen z. B. wird dieſe Eroberungsarbeit faſt in allen Gemeinden verſpürt. Unſere radikalen Kirchenſtürmer marſchiren voraus, ſie tragen ihre frivole Hetze in die entlegenſten Landdörfchen, verbreiten die aller Wahrheit bare Schandliteratur des „Evangel. Bundes“ in Maſſe unter dem irregeleiteten, religiös indifferenten Volke, die propagandalüſternen Bundespaſtoren kommen nach, ergattern einige Abfälle, berichten flugs dem „Guſtav-Adolf-Verein“, was ſie dem „Evangelium“ gewonnen und bitten um den Bau einer Kirche; und ehe ein Jahr vergeht, iſt die Kirche da und der Proteſtantismus hat feſten Fuß gefaßt an Orten, an denen er früher kaum dem Namen nach bekannt war. So geht es nun ſchon zwei Jahre lang. Eine Gefahr für den Katholicismus in Oeſterreich liegt aber darin bei Leibe nicht, wie uns der Miniſterpräſident verſichert; und die Deutſchradikalen, die eigentlichen Faiſeurs der ganzen Abfallshetze, dieſe gewaltthätigen Seelenräuber und Volksbetrüger, ſind in ſeinen Augen noch ganz gute Patrioten, da ihre ſeitherige Agitation die Schranken des Geſetzes nicht überſchritten habe.

Nun begreift ſich, wie Bezirkshauptleute in Böhmen den

Muth faſſen können, öffentlich als Gönner der Los von Rom Bewegung aufzutreten. So berichtet die „Evangel. Kirchen zeitung für Oeſterreich" (in ihrer Nummer vom 1. Juli von Poderſam in Nordböhmen, daß der k. k. Statthalterei rath Rzesnik nicht nur bei der Grundſteinlegung de „Los von Rom"-Kirche an der Spitze der Beamten zugege geweſen ſei, ſondern daß er auch bei dem daran ſich an ſchließenden „evangel. Volksfeſte" in „beſonders liebens würdiger und freundlicher Weiſe die Gemeinde beglückwünſch habe". So geſchehen in Oeſterreich im Jahre 1901 unte der Miniſterſchaft des Herrn von Körber!

Und warum ſieht der öſterreichiſche Miniſterpräſiden in der Los von Rom-Bewegung keine Gefahr für die katho liſche Kirche und den Kaiſerſtaat? Warum ſpricht er ſo ſchö von der „großen Gewalt über die Herzen", deren ſich di katholiſche Kirche erfreut, und von den „ſicheren Händen" in denen die Sorge für dieſe Kirche ruht? Warum deklarir er die deutſchradikalen Kirchenſtürmer als öſterreichiſch Patrioten und ihr kirchenfeindliches Treiben als geſetzlich er laubte Agitation? Warum das Alles? Weil der Miniſter präſident um die Arbeitsfähigkeit ſeines Parlamentes bang iſt. Die will und ſucht er um jeden Preis zu erhalten dies iſt die summa lex ſeiner Regierungskunſt. Ihr zulie paktirt er mit den Deutſchradikalen und überläßt ihnen di katholiſche Kirche als Preis für ihr Verſprechen, die Arbeits fähigkeit des Parlamentes nicht ſtören zu wollen.

Nichts beleuchtet greller die triſte Zerfahrenheit unſere innerpolitiſchen öſterreichiſchen Zuſtände, als dieſes Faktum Beſſern wird es dieſe Zuſtände wahrlich nicht. Und da Urtheil, das einmal die Geſchichte über das Vorgehen Dr. vo Körbers fällen wird, kann für einen öſterreichiſchen Partrioten nicht zweifelhaft ſein.

Aus Böhmen. ***

XVII.

Die Dinge in Frankreich.

Aus Paris im Juli.

Anläßlich ſeiner Romreiſe erließ der Biſchof von Quimper, Mgr. Dubillard, Ende März einen Hirtenbrief, worin er berichtete, wie der hl. Vater ſich mit ihm über die ſchwierigen Verhältniſſe in Frankreich unterhielt und dabei namentlich ſagte: „Ach, wenn die franzöſiſchen Katholiken auf mich gehört hätten, ſtünde es beſſer; Ihr würdet die jetzigen Schwierigkeiten leicht vermieden haben". Gegen Ende Mai empfing der Papſt den franzöſiſchen Schriftſteller Boyer d'Agen, welcher ihn ob ſeiner trefflichen Geſundheit beglückwünſchte. Der Papſt antwortete: „So lang und ſchwer die Jahre auch ſein mögen, ſie gehen vorüber, verſchwinden vor der Ewigkeit, welche jeden Augenblick für einen von uns beginnt, und in welcher wir für unſere vergänglichen Werke, gute und böſe, uns verantworten müſſen. Ich hoffte, zum Heile Frankreichs, das ich ſtets viel geliebt, das Werk der Ausſöhnung zu vollenden, welches ich unternommen. Es iſt mir nicht gelungen. Dasſelbe wird von beſſeren Dienern der göttlichen Vorſehung und ihrer geheimen Rathſchlüſſe vollbracht werden. Aber es wird nicht durch treuere Freunde des politiſchen Schickſals Ihres unglücklichen Vaterlandes geſchehen. Ich muß Frankreich wirklich ſehr lieben, um, trotz ſeiner ſelbſt, an die glücklichere Zukunft zu glauben, die ich

ihm wünſche. Aber, was habe ich einigen Perſonen gethan, daß ſie meine letzten Tage mit Bitterkeit erfüllen? Doch, ſchweigen wir hievon. Ich verzeihe denſelben, ſoweit Gott dies ſeinem Statthalter geſtattet, dem nicht gehorcht wurde".

Auch bei anderen Anläſſen hat ſich Leo XIII. darüber beklagt, daß ſeine wohlmeinenden, wohlüberlegten Weiſungen in Frankreich auf unfruchtbaren Boden gefallen ſind, während er doch nur ihr Beſtes gewollt. Der hl. Vater glaubt, die jetzigen Schwierigkeiten wären nicht eingetreten, oder überwunden worden, wenn die franzöſiſchen Katholiken auf ihn gehört, ſich vertrauensvoll ſeiner Führung anvertraut hätten.

Mit dem Beitritt zur Republik, der Ausſöhnung der Katholiken mit der jetzigen Staatsform iſt es alſo aus, nachdem doch ein guter Anlauf dazu genommen worden war. Eine Reihe angeſehener Katholiken hatten ſich öffentlich den päpſtlichen Weiſungen gefügt, Royaliſten und Bonapartiſten waren in den Hintergrund gedrängt. Und heute iſt wieder Alles umgekehrt. Die Urſachen dieſes Mißlingens ſind verſchieden. In dieſen Blättern iſt mehrfach und ſehr eingehend auf die Schwierigkeiten hingewieſen worden, welche ſich einer ſolchen Ausſöhnung widerſetzen. Wir wollen heute nicht wieder darauf zurückkommen. . . .

Wenige Tage, nachdem das neue Vereinsgeſetz durchgedrückt worden, ſchloß Waldeck-Rouſſeau kurzer Hand (4. Juli) die Tagung, obwohl mehrere Vorlagen noch nicht erledigt waren. Zugleich verlautet, die Herbſttagung werde erſt Ende Oktober beginnen. Bis dorthin iſt Waldeck ſchon zwei Jahre und vier Monate am Ruder, alſo länger als irgend ein Miniſterium der Republik. In der Herbſttagung darf er nicht geſtürzt werden, ſchon um das Neujahrsgeſchäft nicht zu ſtören. Und zwar um ſo mehr, als der Geſchäftsgang ſehr flau geworden, die Verbrauchsſteuern, Zölle und Monopole um 47 Millionen hinter dem Voranſchlag und 69 Millionen hinter dem Vorjahr zurückgeblieben ſind — während die Ausgaben immerfort ſteigen. Wenn, Anfang

Januar, die neue Tagung eröffnet wird, ſteht die Kammer aber noch mehr unter dem Banne der Neuwahlen. Die Mehrheit wird um ſo eher zuſammenhalten, als mit dem Sturz das Miniſteriums auch die Wahlausſichten ihrer Mitglieder ſich ſehr verringern müſſen. Nach menſchlicher Berechnung, nach den vorliegenden Verhältniſſen muß daher damit gezählt werden, daß Waldeck-Rouſſeau die Neuwahlen macht und ſich dadurch noch länger im Sattel hält.

Und dieſem Miniſterium ſind nun durch das Vereinsgeſetz die Ordensgemeinſchaften, oder wenigſtens ein großer Theil derſelben, in die Hand gegeben. Daſſelbe iſt ein Ausnahmegeſetz, indem es die Gemeinſchaften vom Gemeinrecht ausſchließt. Alle anderen Vereine und Genoſſenſchaften können ſich ohne Weiteres bilden, die religiöſen Vereine müſſen erſt ein Geſuch einreichen, um dies zu dürfen. Es iſt jedesmal in durch die Kammer zu berathendes Geſetz erforderlich, um die Anerkennung, die Ermächtigung zur Bildung einer Gemeinſchaft zu erlangen. Die Anerkennung iſt aber noch keine Bürgſchaft. Sie iſt durch Geſetz gewährt, kann aber durch Dekret, d. h. Beſchluß des Miniſteriums entzogen werden. Mit dem Vereinsgeſetz wurden, am 2. Juli, auch die vom Miniſterium erlaſſenen Ausführungs-Beſtimmungen amtlich veröffentlicht. Hienach muß das Geſuch um Anerkennung von der Mitgliederliſte und den Satzungen der Gemeinſchaft begleitet, die Satzungen müſſen vom Diöceſan-Biſchof beglaubigt ſein.

Das Geſuch um Anerkennung, Ermächtigung, muß binnen drei Monaten nach Erlaß des Geſetzes eingereicht werden. Der Regierung iſt dagegen keine Friſt geſetzt, innerhalb welcher ſie daſſelbe der Kammer vorlegt, der Sache Folge gibt. Sie kann es alſo ſelbſt jahrelang hinziehen laſſen, während die Gemeinſchaften ihre Geſuche erſt am letzten Tage der drei Monate einreichen können, ohne ſtraffällig zu werden. In der Herbſttagung, welche nach Ablauf dieſer drei Monate beginnt, kann, ſchon wegen der

vielen rückſtändigen Geſchäfte, kaum ein Geſuch erledigt werden. Die neue Tagung geht aber unmittelbar den Wahlen (Mai 1902) vorher. Man wird alſo auch mit der Wirkung rechnen müſſen, welche das Vorgehen gegen die Gemeinſchaften auf die Oeffentlichkeit hervorbringen wird. Die Gemeinſchaften haben alſo eine ziemliche Galgenfriſt vor ſich, welche die Regierung beliebig verlängern kann. Auf die vor Erlaß des Geſetzes anerkannten Gemeinſchaften findet das Geſetz keine Anwendung, außer daß dieſelben ihre Buchführung, ſowie ihre Mitgliederliſte dem Präfekten, auf Verlangen, vorlegen müſſen. Gemeinſchaften, deren Oberer ein Ausländer, ſind von der Anerkennung ausgeſchloſſen, alſo Jeſuiten, Dominikaner, Benediktiner, wenn nicht der Provinzial als Oberer angenommen wird.

In der Kammer haben die Vertreter der Regierung wie die ſonſtigen Anwälte des Geſetzes verſichert, die Gemeinſchaften, welche ſich wohlthätigen Werken, ſowie der Glaubensverbreitung im Auslande widmen, würden geſchont werden. Aber das Geſetz enthält nichts von ſolcher Ausnahme! Die nicht anerkannten Gemeinſchaften — Jeſuiten, Väter des hl. Herzens (Picpus), Mariſten, Väter des heil. Herzens zu Iſſoudon, Benediktiner, Oblaten, Dominikaner, Kapuziner, Karmeliten, Franziskaner, Auguſtiner (Aſſumtioniſten), Väter Unſerer Lieben Frau von Sion, Weiße Väter, Eudiſten, Oblaten-Marianiten, Redemptoriſten — beſitzen 4758 Schulen mit 172,685 Zöglingen in der Fremde, dazu 109 Heilanſtalten. Die anerkannten Gemeinſchaften — Lazariſten, Prieſter der auswärtigen Miſſionen u. ſ. w. — zählen 4189 Schulen mit 109,813 Zöglingen, nach den letzten bekannten Ausweiſen, welche ſchon überholt ſind.

Kann eine vernünftige Regierung Ordensgemeinſchaften vernichten, ihre Mutterhäuſer und Anſtalten in Frankreich ſchließen, in denen die Lehrer für dieſe Schulen gebildet werden? Und zwar zu einer Zeit, wo ganz Frankreich mehr als je eiferſüchtig auf ſein Anſehen, ſeinen Einfluß in fremden

Ländern iſt, wo dieſes Anſehen hauptſächlich durch dir Anſtalten dieſer Gemeinſchaften geſchaffen, geſtützt wird? Nein, wird einſtimmig geantwortet. Wie alſo das Geſetz ausführen, ohne Frankreich zu ſchädigen? Selbſtredend würden dieſe Schädigungen ſich erſt in einiger Zeit fühlbar machen. Die aufgelösten, verbannten Gemeinſchaften würden ihre Häuſer in die benachbarten Länder verlegen, auch noch immer zahlreiche Novizen aus Frankreich nach ſich ziehen. Sie würden natürlich auch deren mehr jetzt aus beſagten Ländern aufnehmen. (Bekanntlich befinden ſich immer noch 700 bis 800 Deutſche unter den von franzöſiſchen Gemeinſchaften ausgeſandten Glaubensboten.) Die franzöſiſchen Mitglieder wären meiſt genöthigt, ſich in den betreffenden Ländern naturaliſiren zu laſſen. Nach dem geltenden Völkerrecht beſchützt jeder Staat ſeine Angehörigen ſelbſt im Ausland, oder er überträgt dieſen Schutz einer befreundeten Macht, wie z. B. im türkiſchen Reich die Schweizer unter deutſchem Schutz ſtehen. Mit der Verbannung der nicht anerkannten Gemeinſchaften würde es daher mit der Zeit dazu kommen, daß ſelbſt geborene Franzoſen, Miſſionäre, unter fremdem Schutze ſtehen würden. Die jetzt den Gemeinſchaften angehörigen ausländiſchen Mitglieder würden ohnedies den Schutz ihres Heimatlandes genießen. Schon allein dieſer Wechſel im Schutzverhältniß würde dem Anſehen Frankreichs ſehr ſchaden, denn die Miſſionäre müſſen ſich immer etwas nach den Verhältniſſen ihrer Schutzmacht richten. Aus dieſen Gründen könnte die Auflöſung, Verbannung der Gemeinſchaften nicht lange aufrecht erhalten bleiben. Schon aus dieſem Grunde wird der jetzige Sturm wohl bald aufhören müſſen. Das jetzige Ausnahmegeſetz mag ſtreng durchgeführt werden, aber länger als die hier oft wechſelnden Regierungen wird es nicht aufrecht bleiben. Seine ſtrenge Durchführung, wie noch andere Ereigniſſe, können, nein werden, über kurz oder lang einen Umſchwung herbeiführen. Die öffentliche Meinung iſt überwiegend für die Gemeinſchaften. Freilich

Schaden und Störungen kann das Geſetz, ſelbſt bei mild Ausführung, übergenug anrichten.

Der Papſt richtete ein Schreiben an die Ordensober worin er den Tugenden und Arbeiten der Gemeinſchaften all Lob zollt, die Nothwendigkeit, Unentbehrlichkeit der Ord betont, die ein Glied der Kirche ſind. Er tröſtet und e muntert ſie zum Ausharren bei der Verfolgung, verſich ſie ſeines Beiſtandes. Dies Schreiben rief eine gewiſſe Er täuſchung hervor. Hatten doch ſelbſt ſich katholiſch nennen Blätter entſcheidende Schritte des Papſtes, Abrufung d Nuntius, Bruch mit der Regierung in Ausſicht geſtel Ganz als wenn ſie dem Papſt Vorſchriften zu machen hätte Es ſind dies dieſelben Leute, welche den Beitritt zur Repub vereitelt, den dringenden Mahnungen des Papſtes ni entſprochen haben. Durch die Nichtbefolgung der päpſtlich Weiſungen ſind die zeitigen Machthaber inne geworden, d der Papſt in politiſcher Hinſicht nichts über die fra zöſiſchen Katholiken vermöge. Er beſitzt alſo der Regierun gegenüber keine namhafte politiſche Macht, hat der Regierun nichts zu bieten. . . .

Unter den obwaltenden Umſtänden kann von Abrufung d Nuntius, Bruch mit der Regierung nicht die Rede ſein. Wür der Papſt mit der Regierung brechen, ſo würden die Unt handlungen aufhören, durch welche allein die nothwend Verſtändigung herbeigeführt werden kann. So lange Nuntius bleibt, kann der Papſt Einſpruch erheben, vermitte unterhandeln, Manches abwenden. Mit den Nationaliſ kann und will die Regierung nicht unterhandeln, d zwiſchen ihnen iſt das Tiſchtuch zerſchnitten. Den Katholi bleibt nichts, als ſich von dieſer Gemeinſchaft möglichſt zu machen, um zum Papſt zu ſtehen, ihn in ſeinen B mühungen rückhaltslos zu unterſtützen.

Es iſt ſchon darauf hingewieſen worden, daß Frankre wegen ſeiner auswärtigen Machtſtellung, wegen ſeines E fluſſes in und außerhalb Europa, die Gemeinſchaften n

vernichten darf. Für die innern Zuſtände und Verhältniſſe iſt der Fortbeſtand aller Gemeinſchaften von höchſter Wichtigkeit und Nothwendigkeit. Niemand kann läugnen, daß die geiſtlichen Schulen, hohe wie niedere, zu den beſten gehören, die es gibt, das Vertrauen Aller genießen. Selbſt Abgeordnete und Politiker, welche die Gemeinſchaften bekämpfen, vertrauen deren Schulanſtalten ihre Kinder an. Hochwichtig iſt aber, daß die Ordensleute nicht blos durch Lehre, ſondern auch durch Beiſpiel erziehen, Tugenden einflößen, welche unſchätzbar für das Gemeinweſen ſind. Die Ordensleute und Prieſter geben ihren zwei Millionen Zöglingen täglich das Beiſpiel der Genügſamkeit, Zufriedenheit, Anſpruchsloſigkeit, der Hingabe für den Nächſten, für das Allgemeine. Der ſeine Bedürfniſſe auf das Nothwendigſte beſtreitende Schulbruder, oder Schulſchweſter, gibt den Kindern doch ein anderes Beiſpiel als der Lehrer, welcher wirthſchaftlich viel beſſer ſteht, als die Eltern ſeiner Zöglinge, — dabei fortwährend, ſogar öffentlich, durch Vereine, Verſammlungen und Zeitungen, nach Erhöhung des Gehaltes ſtrebt. Und die weltliche Lehrerin, welche die Weltdame ſpielt, auf Bällen und Geſellſchaften ſich tummelt — während die Schulſchweſter ihre freie Zeit und geringen Mittel zur Pflege der Waiſen und Kranken verwendet, oft für dieſelben Gaben ſammelt. (Es ſei gleich beigefügt, daß auch in Frankreich nur ein ſehr kleiner Theil der weltlichen Lehrerinen ein unpaſſendes Leben führt.) Alle Beobachter ſtimmen darin überein, dem Beiſpiel der Ordenslehrer und Schulſchweſtern, welches auch auf die weltlichen Lehrer wirkt, iſt es zu verdanken, daß in Frankreich der Socialismus, trotz allen Vorſchubes ſeitens der Politiker und Schriftſteller, noch nicht entfernt ſo in's Volk gedrungen iſt, als in Deutſchland. Im Neuen Reich kann man genau verfolgen, daß gerade in den Städten (z. B. Berlin, Leipzig, Hamburg u. ſ. w.), wo die Lehrer am üppigſten geſtellt und am anſpruchvollſten ſind, die Socialdemokratie am meiſten in's Kraut geſchoſſen iſt.

Und nun erſt die wohlthätigen Anſtalten der Gemei
ſchaften, welche einige hunderttauſend Waiſen, Krüpp
Kranken, Greiſe pflegen und erhalten, außerdem täglich u
zählige Hungrige ſpeiſen, Nackte bekleiden. Sagte de
ein durchaus nicht klerikaler Abgeordneter, Le Hériſſé, d
Staat vermöge die Laſten nicht zu tragen, welche die Gemei
ſchaften ihm abnehmen. Der Socialiſt Viviani äußerte, d
Gemeinſchaften ſeien eine ſociale Großmacht, hätten ſi
Aufgaben bemächtigt, welche dem Staate zuſtehen. Al
doch nur, weil der allgewaltige Staat dieſe Aufgaben ni
zu erfüllen vermochte. Deßhalb wurde auch die ſoci
Frage von Anbeginn mit dem Geſetz gegen die Geme
ſchaften in Wechſelwirkung gebracht. Die „Milliarde d
Congregationen" ſollte zur Bildung einer Kaſſe für Verſorgu
alter Arbeiter verwandt werden. Im Laufe der Berathung
fand man jedoch, daß dieſe Milliarde doch etwas fragl
ſei. Dann kam das Gewiſſen, die Ehrlichkeit zur Geltun
Das Geſetz wurde demgemäß geändert. Die Mitglieder der G
meinſchaften erhalten ihr Eingebrachtes, das ihnen perſönl
Zugefallene, Zugewandte zurück. Ebenſo werden den Stifte
oder deren Erben die gemachten Schenkungen auf Verlang
erſtattet. Die zu beſtimmten, namentlich milden Zwec
gemachten Zuwendungen bleiben denſelben erhalten, we
auch in anderer Form. Bis zur ſachlichen, geldlichen Be
nigung des Vermögens der aufgelöſten Gemeinſchaften werd
die von letzteren erhaltenen Waiſen u. ſ. w. auf Koſten d
Maſſe weiter erhalten. Von dem verbleibenden Reſt w
den bedürftigen Mitgliedern der aufgelöſten Gemeinſchaf
ein Jahrgeld gezahlt: Was bleibt nun da noch übri
Wenig oder gar nichts. Jedenfalls aber verbleibt d
Staat die Pflicht, für die Waiſen, Greiſe u. ſ. w. zu ſorg
welche bisher von den Gemeinſchaften erhalten wurden.

Es heißt, die weiblichen Gemeinſchaften ſeien v
dem Geſetze ausgenommen. Dieſes aber ſpricht nur v
Congrégations religieuses, ohne jedwelchen Unterſchi

Jedermann aber weiß, daß es auch weibliche Gemeinſchaften gibt, dieſe ſogar das Meiſte auf dem Gebiete der Nächſtenliebe, der Verſorgung der Waiſen, Greiſe ꝛc. leiſten. Im juriſtiſchen Sprachgebrauch werden freilich ſtets nur Männer gemeint, wenn im Allgemeinen geredet wird, die Frauen nicht ausdrücklich genannt werden. Die weiblichen Gemeinſchaften können alſo geſchont werden, beſonders da ja auch den ärgſten Kirchenfeinden, welche auf das Geſetz drängten, nicht ſo viel an denſelben liegt. Das Geſetz zielt auf Jeſuiten u. ſ. w., unterſagt auch den nichtanerkannten Orden jede Lehrthätigkeit. Auch würde die Auflöſung der weit zahlreicheren weiblichen Gemeinſchaften die Aufregung, den Unwillen der Bevölkerung nur noch mehr ſteigern. Die Angaben ſind widerſprechend. Von den 140—150,000 Schweſtern dürften mehr als ein Drittel, von den 32,000 Ordensleuten etwa 12—14,000 den nicht anerkannten Gemeinſchaften angehören. Der zahlreichſte männliche Orden iſt anerkannt; es iſt der der Schulbrüder mit mehr als 12,000 Mitgliedern.

Da es mit der „Milliarde der Congregationen" nichts iſt, hat der Socialiſt Allemane beantragt, die Milliarde, ſogar mehrfach, bei den Erbſchaften zu holen. Das Erbrecht der Seitenverwandten wird einfach geſtrichen und die Milliarde fällt jedes Jahr in den Staatsſäckel, die Frage der Altersverſorgung iſt gelöſt. Aber wenn die Seitenverwandten gleichfalls arm, der Verſorgung bedürftig ſind?

Es iſt geſagt worden, wenn die Märzdecrete (1883) ausgeführt worden ſeien, wäre das Vereinsgeſetz überflüſſig. Ganz richtig. Aber warum ſind die Märzgeſetze nicht ausgeführt, nach dem erſten heftigen Anlauf aufgegeben worden? Einfach weil dieſer Ausführung dieſelben oder ähnliche Hinderniſſe, Umſtände entgegen waren, wie ſie eben betreffs des Vereinsgeſetzes nachgewieſen worden ſind. Auch diesmal wird die Unterdrückung der Gemeinſchaften und ihrer Anſtalten an der höheren Macht, an dem katholiſchen Charakter und Bewußtſein des Landes, der Unentbehrlichkeit der Orden

ſcheitern. Bis zum Boulangismus haben die Conſervative Manches abgewehrt, ſeither aber haben ſie, beſonders jetz durch das Nationaliſtenthum, den Machthabern wenigſten Vorwände zu dem feindſeligen Vorgehen geboten. Da große Glück für Frankreich iſt, daß die Katholiken dan ihrer Werkthätigkeit, der reichen Entfaltung des Vereins und Ordenslebens, eine ſociale und — wenigſtens durch di Miſſionen — auch eine politiſche Macht ſind.

XVIII.

Wovon leben unſere Miſſionen?

Die Frage: Wovon leben unſere Miſſionen? wi häufig geſtellt und häufig beantwortet, doch ſelten ſtimme die Antworten im Einzelnen überein. Ueber dieſen Pun ſind ſich jedoch alle einig, daß unſere Miſſionen nicht vo den großen Gaben der Reichen und Wohlhabenden lebe ſondern von den Pfennigen der Armen und Dürftige Die Erklärung für dieſe unbeſtrittene Thatſache förde jedoch manchen Punkt zu Tage, der den in der obigen Fe ſtellung enthaltenen Vorwurf gegenüber den Reichen u ein Beträchtliches abſchwächt. Immerhin bleibt beſtehe daß es weſentlich der außerordentlichen Opferwilligkeit d Unbemittelteren zu verdanken iſt, daß unſere Miſſionen der allgemein bekannten großartigen Weiſe wirken können.

Es iſt eine durchaus richtige, und von jedem Unbefangene gewürdigte und bewunderte Thatſache, daß Frankreich vo jeher ſowohl bezüglich der Miſſionsberufe wie mit Bezu

auf die materiellen Leiſtungen für die Miſſionen unbeſtritten den erſten Platz unter allen Völkern eingenommen hat und vorausſichtlich wohl auch behalten wird. Die Gründe hierfür muß man theils im geſchichtlichen Werdegang des Miſſionswerkes der letzten drei Jahrhunderte, theils in dem ſyſtematiſch genährten Intereſſe an den Heidenmiſſionen und theils in der früher ſo regen Antheilnahme des Staates an weitausſchauenden Miſſionsunternehmungen ſuchen. Daß von Seiten des franzöſiſchen Staates in kluger Vorausſicht die Unterſtützung der Miſſionen gewährt wurde, weil dadurch indirekt das Intereſſe für Frankreich in fernen Gebieten wachgerufen und der Einfluß Frankreichs gemehrt wurde, legt für den großen ſtaatsmänniſchen Blick der Regierenden in Frankreich das beſte Zeugniß ab. Auf der anderen Seite iſt jedoch bekannt, daß dieſe alte diplomatiſche Tradition Frankreichs ſchon unter Napoleon III. — man vergleiche deſſen unwürdige Politik zu Gunſten des Islam und zum Schaden des Chriſtenthums in Algier und anderswo — ſehr vernachläſſigt und unter der jetzigen Republik zeitweilig ganz vergeſſen worden iſt, ohne jedoch die Privilegien zu vergeſſen, die die Kirche dem miſſions*unterſtützenden*, nicht dem miſſions*feindlichen* Frankreich gewährt hatte.

Wenn es auch richtig iſt, daß es für die Miſſionen völlig gleichgiltig ſein kann, aus welchem Lande und aus welcher ſocialen Schicht die Miſſionsalmoſen kommen, ſo darf den Freund der Miſſionen die Frage nicht unberührt laſſen, ob das, was geleiſtet wird, dem Können der Katholiken in den einzelnen Ländern entſpricht oder nicht. Eine genaue Unterſuchung der Angelegenheit, wenn man überhaupt zu rechneriſch greifbaren Ergebniſſen gelangen will, iſt mit ſo vielen Schwierigkeiten verbunden, daß ſie zwar ſchon verſchiedentlich begonnen, aber eigentlich nie zu Ende geführt worden iſt.

Eine zweite nicht unwichtige Angelegenheit iſt auch ſchon häufig beſprochen worden, ohne aber bisher gründlich ge=

fördert worden zu ſein: Das Verhältniß der von den Proteſtanten eines Landes aufgebrachten Summen für Miſſionszwecke zu den von den Katholiken desſelben Landes geſammelten Miſſionsalmoſen nach Maßgabe der Vertheilung beider Confeſſionen. Es handelt ſich dabei nicht um die abſolute Höhe der Erträgniſſe, ſondern um die Feſtſtellung der Höhe der freiwilligen Kopfſteuer. Ob zur Zeit die Vorarbeiten zur Bearbeitung beider Fragen ſchon ſoweit gefördert worden ſind, daß abſchließende Ergebniſſe erzielt werden können, muß vielleicht bezweifelt werden. Hier ſei auf den ausgezeichneten Aufſatz in den „Katholiſchen Miſſionen“ im Maiheft 1901 betitelt: „Katholiſche Miſſionsalmoſen“ verwieſen, der werthvolle Beiträge zur Beurtheilung dieſer Frage bietet.

In dem genannten Aufſatze iſt am Schluſſe ein ganz kurzer Auszug aus einem Vortrage wiedergegeben, den ich im Herbſte 1900 auf dem fünften internationalen Congreß katholiſcher Gelehrter über die Aufwendungen der katholiſchen Miſſionen im neunzehnten Jahrhundert gehalten habe. Mittlerweile bin ich dieſen Studien weiter nachgegangen, habe manche Berechnung nochmals geprüft, neue Materialen ſind mir auch inzwiſchen zugänglich geworden, ſo daß die damals gegebene Darſtellung, deren Hauptzahlen übrigens nur in der Oeffentlichkeit bekannt ſind, nicht mehr in allen Punkten richtig iſt. Ich füge darum die einzelnen Poſten meiner Berechnung hier nochmals an, indem ich ſowohl die Aenderungen einfüge, wie auch Bemerkungen zu dem einen oder anderen Punkte hinzuſetze.

Aufwendungen für die katholiſchen Miſſionen im neunzehnten Jahrhundert.

Die Aufwendungen für unſere katholiſchen Miſſionen laſſen ſich im Allgemeinen in drei Klaſſen eintheilen:

1. Baares Geld in direkter Zuwendung;
2. Baares Geld in indirekter Zuwendung;
3. Zuwendungen in natura.

Zur erſten Klaſſe gehören:

a) die Sammlungen der Vereine, Zeitungen und Zeitſchriften;
b) die Kapitaleinzahlungen mit vorbehaltenem Zinsgenuß für Lebenszeit;
c) das Vermögen der Miſſionäre, das ſie ſelbſt in ihren Miſſionen verwenden;
d) die Vergabungen von Todeswegen;
e) die privaten Sammlungen aller Art ohne Vereinsorganiſation oder ohne Beihilfe der Preſſe;
f) die Adoptionen von Heidenkindern;
g) die Loskaufſummen für Heidenkinder;
h) die Gaben des heiligen Stuhles;
i) die Gaben der Propaganda;
k) die Unterſtützungen der Miſſionen oder Miſſionare durch die Colonialregierungen.

Zur zweiten Klaſſe gehören:

a) die von Verwandten oder Gönnern für die Erziehung von Miſſionaren aufgewendeten Mittel;
b) die für die Einrichtung von Miſſionshäuſern, Schulen, Erholungsſtätten, Prieſterſeminarien u. ſ. w. in Europa oder anderswo nöthigen Summen, die durch Private aufgebracht werden;
c) die Aufwendungen der Orden, Congregationen, Geſellſchaften und Seminarien für Unterricht, Erziehung, Erholung und ähnliches;
d) Fracht- und Fahrpreisermäßigungen auf Dampfern und Eiſenbahnen für die Miſſionsgüter und die Miſſionare;
e) die ſämmtlichen vielgeſtaltigen Zuwendungen ſonſtiger Art, die indirekt dem Miſſionswerke zu Gute kommen.

Zur dritten Klaſſe gehören:

a) die Ausſtattungen der Miſſionare, wenn ſie hinausreiſen, der Kirchen, Kapellen, Schulen, Waiſenhäuſer, Hoſpitäler u. ſ. w. in den Miſſionen;

b) die Kleidungsſtücke, Medizinen, Handwerkszeuge, Zug- und Laſtthiere, Sämereien u. ſ. w.;

c) das freie Quartier der Miſſionare in den Aus- und Einſchiffungshäfen und noch manche ſonſtige Dinge.

Die ſämmtlichen vorſtehenden Aufwendungen laſſen ſich, unter einem anderen Geſichtswinkel betrachtet, wiederum eintheilen in ſolche die 1. von den einzelnen Gläubigen, 2. von Vereinen und den kirchlich anerkannten Organiſationen aller Art und 3. von den Colonialregierungen gemacht werden. Bezüglich des erſten Punktes iſt oben ſchon hervorgehoben worden, daß die ſociale Schichtung der Wohlthäter durchaus nach unten weiſt, ohne daß die oberen Schichten ganz ausgeſchloſſen wären. Das läßt ſich ſowohl an den Mitgliederliſten der Miſſionsvereine ableſen, wie an der Hand der Gabenverzeichniſſe der Zeitungen und Zeitſchriften und an der aktiven Betheiligung am Miſſionswerke ſelbſt feſtſtellen.

Bezüglich der Betheiligung der einzelnen Länder an den Miſſionsalmoſen iſt früher gleichfalls ſchon feſtgeſtellt worden, daß Frankreich darin allen Nationen voranſteht, Deutſchland aber unmittelbar an zweiter Stelle folgt. Für die Reihenfolge der übrigen Länder muß ich mich darauf beſchränken, auf die ſehr lehrreichen, mühſamen Berechnungen zu verweiſen, die Louvet in ſeinem Buche Les missions Catholiques au XIXe siècle (Anhang) gemacht hat. Seine Tabellen reichen zwar nur bis 1890, doch haben die verfloſſenen zehn Jahre, wenn man von einer Verſchiebung zu Gunſten Deutſchlands abſieht, ſeine Feſtſtellungen nicht in weſentlicher Weiſe beeinflußt.

Faßt man die Zahl der Miſſionare beiderlei Geſchlechts ins Auge, ſo ergibt ſich auch das große Uebergewicht Frankreichs, das ſich in Folge des jetzt tobenden Kloſterſturmes noch ſteigern wird. Wie die anderen Nationen der Reihe nach aufzuzählen wären, iſt noch nicht genau feſtgeſtellt worden. Auf jeden Fall dürfte die zweite Stelle von

Italien und Irland umſtritten werden, wenn man die geſammten außereuropäiſchen Gebiete dabei ins Auge faßt. Die Miſſionare deutſcher Zunge werden ſich, ſo hat es den Anſchein, in Bälde den vierten Platz dauernd geſichert haben, da die ſpaniſchen Miſſionare einen Wirkungskreis nach dem andern langſam verlieren.

Ich gehe nunmehr dazu über, die Aufſtellung der berechneten Summen zu geben. Soweit nicht genaue Rechenſchaftsberichte vorlagen, iſt auf Grund von Theilergebniſſen ein gering bemeſſener Schätzungswerth eingeſtellt worden.

	Mark
1. Der Verein für Verbreitung des Glaubens (Lyon)	275,000,000
2. Der Kindheit Jeſu-Verein	87,000,000
3. Der Bonifatiusverein	36,000,000
4. Der St. Ludwigs-Miſſionsverein	18,400,000
5. Der Verein für die katholiſchen Schulen des Orients	3,640,000
6. Die Leopoldinenſtiftung	3,000,000
7. Die Epiphanieſammlungen für die Miſſionen	7,000,000
8. Die Charfreitagsſammlungen für das heilige Land	8,000,000
9. Der Afrikaverein deutſcher Katholiken	1,500,000
10. Der Marienverein für Afrika	1,700,000
11. Sammelſtelle für die Ausſätzigen in Burma	500,000
12. Mariä Empfängnisverein	920,000
13. Das Werk der Armen des heiligen Kreuzes	130,500
14. Verein des heiligen Grabes	340,000
15. Schutzengelverein	410,000
16. Verein für Knechtſteden	105,000
17. Verein für die armen Negerkinder in Centralafrika	580,000
18. St. Petrus Claverſodalität	530,000
19. Oeuvre des partants	1,600,000
20. Sammlungen zum Loskauf von Sklaven und ſolche des Antiſklavereivereines	4,215,000
Zuſammen Mark	450,570,500

Die Angaben einiger kleineren Vereine ſtehen noch aus, die aber am allgemeinen Ergebniſſe nichts mehr zu ändern vermögen. Dieſe ganze Summe iſt, bis auf einzelne Punkte,

wo genaue Berechnungen nicht zu erreichen waren, als durchaus feſtſtehend zu betrachten. Die Abrundung von kleineren Endſummen iſt im Intereſſe der beſſeren Ueberſicht vorgenommen werden.

Die Poſten 7, Epiphanieſammlungen, und 8, Charfreitagsſammlungen, ſind mit ihren 7 und 8 Millionen Einkünften ſo mäßig geſchätzt, daß man wohl ſagen darf, daß dieſe Summen kaum die Hälfte der wirklich eingegangenen Gelder darſtellen. Unter NN. 10, 11, 12 und 13 ſind die großen öſterreichiſchen Vereine eingeſtellt worden. Nach Maßgabe der in den Rechenſchaftsberichten niedergelegten Summen iſt die Bewerthung der Geſammteinnahmen eine durchaus entſprechende. Die international gewordene St. Petrus Claverſodalidät hat auf meine Veranlaſſung eine regelrechte Abſchätzung der von ihr bisher nach Afrika geſandten Gegenſtände der verſchiedenſten Art vorgenommen. Dieſe Schätzungsſumme zuſammen mit dem baaren Gelde, dem Werthe der exotiſchen Sammlungen und ſonſtigen den Miſſionen dienenden Einrichtungen, wobei der Gebäudewerth von Maria Sorg nicht in Anſchlag gebracht iſt, wird mit Leichtigkeit die Summe von einer Million Mark erreichen. Ich habe unter Nr. 18 hierfür nur 530,000 Mark eingeſtellt, womit lediglich die direkte Thätigkeit für Afrika bewerthet iſt. Das Werk der Abreiſenden, oeuvre des partants, (Nr. 19) bezieht ſich auf die Gaſtfreundſchaft, die den aus- und heimreiſenden Miſſionaren in den Hafenſtädten von gut katholiſchen Familien gewährt wird. Zur Beſorgung der letzten Ausrüſtungsgegenſtände, zur Erledigung aller möglichen nothwendigen Geſchäfte u. ſ. w. kommen die Miſſionare häufig einige Tage vor Abgang des Schiffes in den Hafenſtädten an. Hauptſächlich in Marſeille finden ſich zahlreiche Familien, die es als eine hohe Ehre anſehen, jahraus, jahrein einen oder mehrere Miſſionare zu verpflegen, bis ſeine Scheideſtunde geſchlagen hat. Dieſe freiwillige Selbſtbeſteuerung iſt mit 1,600,000 Mark angeſetzt

worden, eine ſehr niedrige Summe, zumal darin auch zahlloſe kleinere Anſchaffungen enthalten ſind, die den Miſſionaren noch im letzten Augenblick geſchenkt worden. Endlich iſt zu Nr. 20 eine kleine Ueberſicht von Wichtigkeit, die ſich auf die Gelder für den Sklavenloskauf im Jahre 1901 bezieht. Dieſelbe läßt auch die Art der Vertheilung der von 1893 ab geſammelten Spenden erkennen. Die bei der Propaganda in Rom für Sklavenloskauf eingegangenen Spenden ſind von Sr. Eminenz dem Cardinal Ledóchowski, wie folgt, vertheilt worden:

Hochw. P. Vieter, apoſt. Präfekt von Kamerun .	20,000	Lire
Hochw. P. Lejeune, apoſt. Präfekt des Untern Niger	20,000	„
Mſgr. Jaroſſeau, apoſt. Vikar der Gallaregion .	10,000	„
Hochw. P. Lecomte, apoſt. Präf. v. Ober Cimbabeſien	20,000	„
Mſgr. Hirth, apoſt. Vikar von Süd-Njanſa . .	20,000	„
Mſgr. Streicher, apoſt. Vikar von Nord-Njanſa .	20,000	„
Mſgr. Gerboin, apoſt. Vikar von Unianjembe .	20,000	„
Mſgr. Dupont, apoſt. Vikar des Nyaſſa . .	10,000	„
Mſgr. Roedens, apoſt. Vikar von Ober-Congo .	10,000	„
Hochw P. Bücking, apoſt. Präfekt von Togo .	10,000	„
Hochw. P. Segala, apoſt. Präfekt von franz. Guinea	10,000	„
Mſgr. Adam, apoſt. Vikar von Gabon . . .	10,000	„
Mſgr. Carrie, apoſt. Vikar vom franz. Congo .	10,000	„
Hochw. P. Campana, apoſt. Präfekt v. Unter-Congo	10,000	„
Mſgr. Van Runſlé, apoſt. Vikar von belg. Congo	10.000	„
	210,000	Lire

Die Summen für die vorhergehenden Jahre waren die folgenden: 1893: 440,000, 1894: 580,000, 1895: 310,000, 1896: 625,000, 1897: 605,000, 1898: 500,000, 1899: 420,000 und 1900: 310,000 Lire.

Unter das Kapitel unbekannte Vereine faſſe ich ich diejenigen zuſammen, von deren Beſtehen ich zwar Kenntniß habe, deren Einnahmen zu erfahren mir aber bis jetzt nicht oder nur ſehr ungenau möglich war; und weiterhin alle diejenigen Vereine in der ganzen Welt, von deren Be-

ſtehen ich nicht einmal Kenntniß habe. Ich berechne deren Einnahmen mit den üblichen zwei Prozent.

Wie aus dem Aufſatze in den Katholiſchen Miſſionen ſchon erſichtlich iſt, machen die Sonderſammlungen der Abgeſandten der einzelnen Miſſionshäuſer erhebliche Poſten aus. Dieſelben werden nur zum Theil in den Zeitſchriften der betreffenden Anſtalten quittirt Der Grund dafür iſt allgemein bekannt und durchaus verſtändlich. Weiterhin veranſtalten aber die einzelnen Miſſionare, die draußen ſind, Sonderſammlungen für die ihnen untergebene Miſſionsſtation. Die Ergebniſſe dieſer brieflichen Sammlungen bei Freunden und guten Bekannten ſind von nicht zu unterſchätzender Höhe. Die Unterlagen für die von mir eingeſtellte Schätzungsſumme ſind ſo geſtaltet, daß ich annehmen darf, daß meine Angabe auf keinen Fall zu hoch iſt. Ich bin der Anſicht, daß ein Mehr von fünf Millionen auch noch bequem gerechtfertigt werden könnte; doch unterlaſſe ich es, dieſes Mehr in die Rechnung einzuſtellen. Meine vertraulichen Erkundigungen in Frankreich und in Deutſchland hatten ein ſo günſtiges Ergebniß, daß ich dieſe Summen vollſtändig vertreten kann.

Demnach geſtalten ſich dieſe Poſten wie folgt:

Unbekannte Vereine	7,000,000 Mark
Sonderſammlungen der Miſſionshäuſer und einzelnen Miſſionare . . .	35,000,000 Mark
Zuſammen	42,000,000 Mark.

Was die Fracht und Fahrpreisermäßigungen für Miſſionsgüter und Miſſionen betrifft, worunter ich auch die nicht unerheblichen Summen für Befreiung von Zollgebühren, Gebäudeſteuern und Steuern für das vorhandene Kirchenvermögen einrechne, ſo iſt die Annahme von 4,800,000 Mark als geradezu lächerlich klein zu bezeichnen. Ich gehe aber mit der Schätzung nicht höher, weil mir für dieſen Poſten

nur ganz ungenügende Unterlagen zu Gebote ſtehen. — Die Zuwendungen der einzelnen *Colonialregierungen* ſtellen ſich dar als die ſog. *grants*, d. h. baare jährliche Unterſtützung tüchtiger Schulen, als koſtenloſe oder billigere Ueberlaſſung von Grund und Boden für Miſſionszwecke, als Zuſchüſſe zur Errichtung von Handwerker=, Ackerbau= und Plantagenſchulen, als koſtenloſe Ueberlaſſung von Handwerkszeug, Sämereien u. ſ. w., als koſtenloſe Benützung von Regierungsdampfern für größere Transporte, als regelmäßige, geſetzlich feſtgelegte Zuſchüſſe zu wiſſenſchaftlichen Anſtalten (Manila und anderswo) und anderes mehr. Hieher dürfte man endlich rechnen die Hergabe von Waffen und Militärtuch zum Selbſtkoſtenpreiſe von Seiten einiger Kriegsminiſterien, ſowie die Entſchädigungen für die von den Miſſionaren im Nebenamte beſorgte Paſtorirung katholiſcher Truppen. Auch für dieſe ſo verſchiedenartig geſtaltete direkte und indirekte Beihülfe der Colonialregierungen haben ſich Angaben gefunden, die eine Berechnung zulaſſen, die, weil zu niedrig, auf jeden Fall richtig iſt.

Fracht= und Fahrpreisermäßigungen für Miſſionsgüter und Miſſionare . .	4,800,000 Mark
Zuwendungen der Colonialregierungen .	78,000,000 Mark
Zuſammen	82,800,000 Mark.

Im erſten Bande des Werkes über die *Katholiſche Kirche unſerer Zeit und ihre Diener*, beim Aufſatze über die Congregation zur Verbreitung des Glaubens, iſt in allgemeinen Umriſſen angedeutet worden, woher die Propaganda *einen Theil* der Gelder erhält, die ſie alljährlich für Miſſionszwecke ausgibt. Aus Kenntniß der *geſammten* einſchlägigen Verhältniſſe heraus, ſtelle ich feſt, daß die Propaganda im neunzehnten Jahrhundert die Summe von rund 100 Millionen Mark für Miſſionszwecke aufgewendet hat. — *Die perſönliche Ausſtattung* eines Miſſionars wird zur Zeit, wenn man die allergrößte Spar=

ſamkeit walten läßt, mit 300 Mark beſtritten werden können, wenn er in ein ſchon beſtehendes und leidlich eingerichtetes Jurisdiktionsgebiet geſandt wird. Iſt das jedoch nicht der Fall, dann erhöht ſich die Summe um ein Erhebliches, da dann eben für Alles geſorgt werden muß. Handelt es ſich um eine völlige Neugründung, ſo reichen ebenſoviele Tauſende für ſeine Ausſtattung oft kaum aus. Ein Ueberſchlag ergibt, daß bei mäßiger Berechnung im Ganzen rund 11 Millionen Mark für die perſönlichen Ausſtattungen — die Biſchöfe miteingerechnet — mögen aufgewendet worden ſein. Die Erzbruderſchaft vom Allerheiligſten Sakramente für Ausſtattung der Kirchen und Miſſionen hat allein für die Miſſionen Ausſtattungen im Werthe von 1,300,000 Mark hinausgeſandt. Die faſt zahlloſen anderen Einrichtungen ähnlicher Art kann ich hier nicht weiter anführen. — Mit beſonderer Vorſicht habe ich in Erfahrung zu bringen geſucht, wie groß in einem beſtimmten Zeitraum das Privatvermögen der Miſſionare geweſen iſt, das ſie ganz oder zum größten Theile auf ihre Miſſion verwendet haben. Von den mir gewordenen Mittheilungen glaubte ich einen Schluß allgemeiner Art auf den ganzen Zeitraum machen zu können und fand dabei als Ergebniß die Summe von 31 Millionen Mark. Mit Rückſicht auf die immerhin nur theilweiſe belegte Rechnung, habe ich nicht dieſe, ſondern die geringere Summe von 23 Millionen Mark eingeſtellt. — Mit den Erziehungsgeldern und den Gaben des hl. Stuhles, die ſtets aus Anlaß beſonders dringender Fälle der Propaganda zur Verfügung geſtellt werden, geſtaltet ſich die Zuſammenſtellung wie folgt:

Aufwendungen der Propaganda . .	100,000,000	Mark
Ausſtattungen	11,000,000	„
Vermögen der Miſſionare . . .	23,000,000	„
Erziehungsgelder	95,000,000	„
Gaben des heiligen Stuhles . . .	22,000,000	„
Zuſammen	251,000,000	Mark

Da es mir zur Zeit aus übrigens leicht verſtänd- lichen Gründen nicht angebracht erſcheint, die anderen Summen des Genaueren zu begründen, ſo bemerke ich, daß alle in den vorſtehenden Berechnungen nicht genannten, oben unter den drei Klaſſen angeführten Arten der Zu- wendungen zuſammen die mäßige Summe von 780 Millionen Mark darſtellen. Die Geſammtüberſicht über die Miſſionsaufwendungen im 19. Jahrhundert bietet folgendes Bild:

Vereine u. kirchlich vorgeſchriebene Sammlungen	449,255,500	Mark
Unbekannte Vereine und Sonderſammlungen .	42,000,000	„
Beförderungserleichterungen und Zuwendungen der Colonialregierungen	82,000,000	„
Päpſtliche u. Propagandagaben, Erziehungskoſten, Vermögen der Miſſionare	251,000,000	„
Sonſtige Zuwendungen	780,000,000	„
Geſammtſumme der Aufwendungen im 19. Jahrh	**1604,255,500**	**Mark.**

Das Ergebniß der Unterſuchung mit 1604 Millionen Mark iſt ein nach jeder Richtung hin erfreuliches und gutes zu nennen, kann und muß aber auch in Zukunft noch um vieles beſſer werden.

Paul Maria Baumgarten.

XIX.

Kirche und Organiſation.

Wer das Juniheft der bekannten Zeitſchrift „Der Türmer“ auch nur oberflächlich auf ſeinen Inhalt geprüft hat, den müſſen zwei unmittelbar aufeinanderfolgende Aufſätze, welche kirchliche Angelegenheiten der Proteſtanten und Katholiken zum Gegenſtande haben, ganz merkwürdig berührt und vielleicht zu weiterem Nachdenken angeregt haben.

In dem erſten Artikel der Rundſchau dieſer Monatsſchrift behandelt der bekannte Paſtor Chriſtian Rogge unter dem Titel „Der Werth einer Kirche“ eine für den Proteſtanten hochaktuelle Frage, die Stellung des einzelnen Proteſtanten wie auch des ganzen proteſtantiſchen Syſtems zur „Kirche“ d. h. zum „Inſtitutionellen, Objektiven, Autoritären der einzelnen Landeskirchen“. Der Widerſpruch zwiſchen dem innerſten Princip des Proteſtantismus, dem freien Subjektivismus, und der äußeren Einengung durch das Landeskirchenthum, dem äußeren Princip der Autorität iſt zu flagrant, als daß er ſich durch einfache Worte beſeitigen ließe. Der Verfaſſer ſcheint auch dieſen Widerſpruch tief zu fühlen, zumal ſich die neueren Ereigniſſe im proteſtantiſchen Lager — vgl. den Fall Göhre und Weingarten — förmlich aufdrängen. Hier liegt dasſelbe Problem zu Grunde, das dem aufmerkſamen Beobachter der werdenden Verhältniſſe ſchon ſo oft aufſtoßen mußte. In dieſer Beziehung können wir ganz dem Urtheile des Proteſtanten E. Förſter (Rechtslage des deutſchen Proteſtantismus 1800 und 1900. Gießen, J. Ricker), den auch Rogge citirt, uns

anſchließen. Während es 1800 noch überhaupt keine Kirche ſondern in Lehre, Verfaſſung und Cultus völlige Freiheit, faſt Willkür gab, fällt in das nunmehr verfloſſene Jahrhundert „die Entſtehung der evangeliſchen Kirche als einer mit eigener Zwangsgewalt ausgeſtatteten Größe“, bis endlich im Jahre 1900 „unverkennbar der Einfluß des Pfarrers und Theologen aus dem Gottesdienſt noch mehr ausgeſchaltet, das Individuelle, Oertliche noch mehr abgeſchliffen, das Subjektive und dem Einzelfalle Angepaßte noch mehr ins Unrecht geſetzt, dagegen das Inſtitutionelle, Objektive, Autoritäre noch weiter gefördert und ausgebaut wird, kurz, bis die Freiheit von der Kirchlichkeit überwuchert wird.“ In Wahrheit freilich hat das ſubjektiviſtiſche Freiheitsprincip des Proteſtantismus nicht erſt im 19. Jahrhundert, ſondern ſchon bald nach Luthers Auftreten Schiffbruch gelitten, wofern nicht ſchon Luther ſelbſt eine Regirung des von ihm aufgeſtellten Principes iſt; allein gerade im verfloſſenen Jahrhundert zeigte ſich ſo recht das Bedürfniß nach einer äußeren Organiſation, nach einer äußeren Autorität. Daher denn der bisher freilich noch nicht völlig durchgeführte und wahrſcheinlich auch gar nicht völlig durchführbare Uebergang von ſubjektiviſtiſcher Verfaſſungs- und Lehrfreiheit zur äußeren Einengung im Landeskirchenthum in ſynodaler und kirchenräthlicher Autorität. Den Werth einer Kirche — faſt möchten wir es als ein Zurückſtrömen zur katholiſchen Kirchenverfaſſung bezeichnen — betont auch Chr. Rogge, wenn er ſagt, „daß die organiſirte Kirche, dieſe Erziehungsanſtalt und Glaubensgemeinſchaft, als Hüterin des Glaubenslebens dem Volke unentbehrlich, und zumal heute in unſerer auf das Materielle gerichteten Zeit die bedeutſame Trägerin ideeller, für die Geſundheit der Volksſeele unſchätzbarer Güter iſt. . . Nur eine Kirche kann einen gediegenen und tüchtigen geiſtlichen Stand heranziehen; und in dem Schutze der Gemeinden gegen Uebergriffe der Geiſtlichen ſowie der Geiſtlichen gegen tyranniſche Gelüſte der Gemeinden liegt nicht zum geringſten der Werth eines großen kirchlichen Organismus. Ja im letzten Grunde verbürgt er mehr Freiheit der Bewegung für Geiſtliche und Gemeinden, als wenn dieſe in geiſtiger Vereinzelung völlig allein auf ſich ſtehen.“ Auf die Widerſprüche, welche ſich von

dieſem Standpunkte aus gegen das Weſen des Proteſtantismus, der lutheriſchen Lehre von der Kirche u. ſ. w. ergeben müſſen, hier einzugehen, iſt nicht unſere Sache; es genügt hier, die Meinung der autoritäts- und organiſationsfreundlicheren Richtung der Proteſtanten fixirt zu haben.

Der eigentliche Grund jedoch, weßhalb wir uns überhaupt mit dieſen Rogge'ſchen Auslaſſungen beſchäftigt haben, iſt in dem eigenthümlichen Gegenſatze zu ſuchen, in welchem ſich die im „Türmer“ anſchließende ſogenannte „katholiſche“ Rundſchau zu der eben erwähnten proteſtantiſchen Rundſchau Rogges befindet: was Rogge ſehnſüchtig verlangt, das iſt vielfach dem katholiſchen Rundſchauer ein Stein des Anſtoßes. „Zu viel Kirchliches, zu wenig Chriſtliches; zu viel äußere Form und äußere Verpflichtung, zu wenig Vertrauen zur Initiative und Mündigkeit des Geiſtes, zu viel Bemühung, um die Geiſter in der althergebrachten Unmündigkeit wenigſtens im religiöſen Denken und Leben niederzuhalten“ — das iſt der Grundton der „katholiſchen“ Rundſchau.

Wir wiſſen zwar nicht, ob der Verfaſſer des Aufſatzes Dr. Erwin Flammer, Katholik iſt oder nicht; nach inneren Gründen zu ſchließen ſcheint uns eher das Gegentheil der Fall zu ſein. Zum mindeſten aber hat es der „Türmer“ mit dieſer Wahl nicht verſtanden, ſeinen Leſern ein objektives Bild des Katholicismus zu bieten. Es iſt das umſomehr befremdlich, als die hochelegante Zeitſchrift, die auch vielfach in katholiſchen Kreiſen geleſen wird, ſtrengſte Unparteilichkeit ſich zum Princip gemacht hat. Der in literariſchen Kreiſen hochgeſchätzte Herausgeber, Freiherr von Grotthuß, iſt bisher zum größten Theile dieſer gewiß nicht leichten Aufgabe gerecht geworden: größere oder kleinere Wünſche oder Ausſtellungen werden natürlich bei einer Zeitſchrift, die in gleicher Weiſe der Proteſtanten wie den Katholiken dienen will, niemals ausbleiben können. Allein wenn ſchon der „Türmer“ es für nothwendig hält, ſeinen Leſern eine katholiſche Rundſchau zu bieten, ſo iſt es nicht mehr als recht und billig, daß dies in einer objektiven Form geſchieht und nicht, wie in unſerem Falle, mit hineingetragenen rationaliſtiſchen, „reformkatholiſirenden“, faſt möchte man ſagen proteſtantiſirenden Ideen. Dem gebildeten katholiſchen

Leſer freilich wird es nicht ſchwer fallen, die Spreu von den Körnern zu ſondern, d. h. den Inhalt des Artikels auf ſeinen Wahrheitsgehalt kritiſch zu prüfen Anders aber muß es ſich bei einem proteſtantiſchen Leſer verhalten. Getreu ſeinem Motto — nicht mitzuhaſſen, mitzulieben bin ich da — ſollte es dem „Türmer“ vor allem daran gelegen ſein, gegebenen Falls vorhandene Vorurtheile zu zerſtören und nach Kräften einer objektiven, den Thatſachen entſprechenden Darſtellung Raum zu zu geben. Daß in dieſer Beziehung der eingeſchlagene Weg der richtige ſei, glauben wir mit guten Gründen bezweifeln zu müſſen.

Doch wenden wir uns zur Bekräftigung unſerer Ausſtellungen zu dem in Frage kommenden Aufſatz ſelbſt. „Rom und Bourges, ein Blick nach Süden und nach Weſten“ betiteln ſich die Zeilen: Rom als Repräſentant der Autorität, die Rogge wenn auch nicht in dieſer Form für ſeine Kirche ſucht und die Flammer kritiſirt als ein die Entwicklung hemmendes und das Glaubensleben ertödtendes Moment; Bourges (gemeint iſt der daſelbſt vom 11. — 14 September 1900 abgehaltene Congreß) als Repräſentant der ſubjektiviſtiſchen Freiheit. die Rogge beſeitigt wiſſen und die Flammer als friſches Reis der Kirche aufgepfropſt ſehen will. Man ſieht, ein beiderſeitiger Austauſch des Beſitzes würde beiden Parteien geholfen haben; ob aber der Sache damit gedient wäre, iſt eine andere Frage.

„Das hl. Jahr mit ſeinen Pilgerzügen und Seligſprechungen iſt für Rom dahin. Für einen Peripatetiker des Geiſtes handelt es ſich beim Rückblick nicht um Peterspfennige und Prunkfeſte; er ſchaut auf die ernſteren Züge des eigenartigen Bildes. Die eigentliche Seele des Jubeljahres war, wie man bemerken mußte, nicht mehr wie noch 1825 der religiöſe Bußgeiſt und die Wiederherſtellung des Reiches Gottes im Innern; dies Jubiläum iſt eine Wallfahrt zum Stuhle Petri, eine Huldigung für das Papſtthum geworden. Darum trotz der modernen Verkehrsmittel der ſtarke Rückgang vom — Katholiſchen zum Klerikalen“. Dem Peripatetiker des Geiſtes ſcheint die Gabe der Diſtinktion in hohem Maße zu Theil geworden zu ſein. Was jedoch das Unterſcheidungsſchlagwort zwiſchen Katholiſch und Klerikal hier beſagen ſoll, iſt nicht ſofort einleuchtend. Soll klerikal ſo viel

heißen wie Liebe zur Hierarchie und zur kirchlichen Organiſatior ſo iſt und muß jeder Katholik klerikal ſein. Soll aber da Wort den gehäſſigen modernen Beigeſchmack haben, den es al Schlagwort liberaler Zeitungen thatſächlich erhalten hat, ſo ha es der Rundſchauer durchaus nicht nöthig, einen Rückgang vor Katholiſchen zum Klerikalen zu conſtatiren. Gewiß, wi Katholiken hängen mit Liebe an der Kirche und ihrem Ober haupte, ohne aber fürchten zu müſſen, durch dieſe „Veräußer lichung des religiöſen Bußgeiſtes und der Wiederherſtellung de Reiches Gottes im Inneren“ verluſtig zu gehen. Unſer katho liſcher Glaube iſt innerſte Herzensſache und aus dieſer Thatſach beantwortet ſich auch die etwas ironiſch gefärbte Frage: o wohl die Rompilger in den prunkvollen Baſiliken das lang geſuchte Ideal des Chriſtenthums geſunden haben? In Prun und äußeren Feſten allein ſuchen wir das chriſtliche Ideal freilic vergebens; dasſelbe im Herzen zu verwirklichen, iſt Sache jede Einzelnen; nur als äußere Bedingung, als äußere Verwirk lichung und Kundgebung des innerſten Glaubenslebens betrachte wir kirchliche Feierlichkeiten, wir, die wir doch nun einmal al körperliche Menſchen auch an das Aeußere gebunden ſind.

Doch das ſind noch Kleinigkeiten im Vergleich zu den nu folgenden Auslaſſungen des „katholiſchen“ Rundſchauers. Der ſelbe findet es als ein eigenthümliches, mehr oder minder ger wiederkehrendes, tragiſches Verhängniß, daß gegen Ende eine jeden Pontifikates ſich immer gewaltiger die Macht des rothe und des ſchwarzen Papſtes erhebe. Leo XIII. ſtehe aller Anſcheine nach unter dieſem tragiſchen Verhängniß: gegen de Ende ſeines Pontifikates verfolge und unterdrücke er, was er ir Anfange desſelben ſelbſt angeregt und gefördert habe. Die Gemeind der von Rom abgefallenen Prieſter habe ſchon mit Behage die Widerſprüche in den Kundgebungen Leos XIII. zuſammer geſtellt. Man glaube ſogar in ein und derſelben Encyklil über das Bibelſtudium zu bemerken, daß der zweite Theil ir reaktionären Sinne des Cardinals Mazella wieder entkräft was der erſte Theil ausführe u. ſ. w. Wir unſererſeit glauben es dem Rundſchauer gern, daß er den alten Schlag von der Allmacht böſer Jeſuiten und ihres Generales, de „ſchwarzen Papſtes“, neben dem dann noch der Präfekt de

Propaganda als „rother Papſt“ figurirt, ſeinen Leſern vorführen könne mit der ſicheren Ausſicht auf Beifall. Wir ſind es nachgerade nun ſchon gewohnt, immer und überall der Jeſuitenſpürerei zu begegnen; deßhalb ſei dem Verfaſſer dieſe Sünde auch gern verziehen. Energiſcher jedoch müſſen wir die Angriffe auf unſeren hl. Vater abweiſen, umſomehr als der Rundſchauer eine nähere Begründung ſeiner Kritik nicht gibt und ſchwerlich auch wird geben können. Was ſpeziell die Encyklika Leos XIII. über das Bibelſtudium betrifft, ſo kommt uns der Gedanke, als habe der Rundſchauer ſich ihren Inhalt, ihre Gliederung und die darin niedergelegten Grundſätze überhaupt nie vor Augen geführt. Wir geben ihm den freundſchaftlichen Rath, dasſelbe erſt zu thun und dann uns mit den von ihm entdeckten „Widerſprüchen“ zu beglücken.

Das Wort Bibel ſcheint den Rundſchauer zu einer merkwürdigen Gedankenverbindung angeregt zu haben: er findet einen Connex zwiſchen Bibel und — dem Taxilſchwindel. Man höre: „Das Fiasko des großen Anti-Freimaurerfeldzuges hat der Reaktion die Richtung nach innen gegeben. Die Gönner und Förderer des Taxil-Aberglaubens haben es verſtanden den Papſt zu überzeugen, ein ähnlicher Betrug und Mißbrauch werde für die Zukunft am beſten dadurch unmöglich gemacht, daß man durch eine ſchärfere Index-Verordnung die Bibel unter feſteren Verſchluß und die theologiſche Wiſſenſchaft unter ſtrengere Vormundſchaft bringe. Die Verurtheilung des katholiſchen Aktivismus und Progreſſismus bei den germaniſchen Nationen ſollte zugleich der romaniſchen Inferiorität auch für weitere Zukunft die hierarchiſche Superiorität ſichern.“ — So urtheilt ein „katholiſcher“ Rundſchauer. Unwillkürlich erinnern wir uns an das alte proteſtantiſche Märchen von der angeſchmiedeten Bibel, von der Bibel unter der Bank Wie in aller Welt ſoll dann die Bibel für den Taxilſchwindel verantwortlich gemacht werden? Uns und vielleicht dem Rundſchauer iſt dieſer Zuſammenhang ein unlösbares Räthſel und wahrſcheinlich nur herangezogen, um alle ſenſationellen Schlagworte hübſch beiſammen zu haben. Und dann „die Bibel unter feſterem Verſchluß“! Sollen wir unſererſeits denn immer und immer wieder die alten Fabeln

bekämpfen, als ſei unſerem Volke die hl. Schrift gänzlich vorenthalten, um es deſto beſſer unter die hierarchiſche Gewalt zwingen zu können?

Wenn der Rundſchauer ſagt, nichts liege der Hierarchie ferner als die Abſicht, das religiöſe Leben und die Regungen des Geiſtes unterdrücken zu wollen, man wolle wirklich nichts anderes als das Erbgut des Glaubens und der Offenbarung unverſehrt bewahren und den Völkern nahebringen, ſo können wir uns ganz damit einverſtanden erklären; nicht aber mit der darauf folgenden Begründung: „Darum der Zaun um die Bibel, um die Theologie, um den Gottesdienſt, um die Ueberlieferung: jede Berührung mit Lebendem erſcheint für das koſtbare Vermächtniß als eine Gefahr der Veränderung. Als ob das Göttliche nicht ſelber die Berührung mit dem Leben auf allen Gebieten ſuchte — trotz allen Unkrauts, das bei kräftiger Lebensentwicklung unvermeidlich iſt! Als ob das Göttliche nicht ſtark genug wäre, um das Menſchliche in ſich umzuwandeln und das Feld zu behaupten! Dieſes Mißtrauen der Hierarchie iſt ſelber der ſprechende Beweis dafür, wie ſtark das Menſchliche in das Göttliche eindringen kann, ohne es zu gefährden.“ — Das iſt eine Verkennung der thatſächlichen Verhältniſſe, wie ſie größer kaum gedacht werden kann. Der Indexzaun um die Bibel ſtellt ſich bei näherer Betrachtung ganz anders dar, als es der Rundſchauer meint. Zu Nutz und Frommen der Türmerleſer ſei hier kurz nach Göpfert (Moraltheologie I, S. 234) die bezügliche Indexverordnung angeführt: Alle katholiſchen Ueberſetzungen der hl. Schrift müſſen entweder vom apoſtoliſchen Stuhle approbirt oder unter biſchöflicher Aufſicht herausgegeben und mit Anmerkungen verſehen ſein. Eine beſondere Erlaubniß zum Leſen der hl. Schrift iſt nicht nöthig. Akatholiſche Ueberſetzungen und akatholiſche Ausgaben des Originaltextes ſind dagegen nur denen geſtattet, welche theologiſche oder bibliſche Studien treiben. Daß man akatholiſche, vielfach entſtellte Ueberſetzungen nicht ohne weiteres dem katholiſchen Volke in die Hände gibt, muß wohl auch der Rundſchauer als berechtigt anerkennen; denn welche proteſtantiſche Behörde beobachtet

nicht dasſelbe Verhalten katholiſchen Ausgaben gegenüber! Worin beſteht denn aber dann der Inderzaun um die Bibel? Die Sache entbehrt nicht eines Beigeſchmackes von Lächerlichkeit, wenn der Rundſchauer meint, dieſer Verſtoß gegen die Bibel und gegen allen Aktivismus des Geiſtes auf religiöſem Gebiete ſei für die außerkirchliche Kritik ein hinreichender Beweis, daß die römiſche Hierarchie mehr der Erbe des antichriſtlichen Cäſarismus als des Evangeliums Chriſti ſei, übrigens ein Satz, den auch Harnack mit den Worten bringt, daß die Papſtkirche nicht weniger eine Entwicklungsform des römiſchen Cäſarismus in der Form des römiſchen Pontifex Maximus und Auguſtus, als des Evangeliums Chriſti ſei.

Doch zu den „vielfach befremdlichen Maßnahmen Roms, bei denen die Güte der Abſicht kein Erſatz iſt für den Schaden, den dieſelben zur Folge haben“, gehört nach dem katholiſchen Rundſchauer des „Türmers“ nicht einzig der Inderzaun um die Bibel, ſondern auch die Fernhaltung alles kräftig Lebendigen von der katholiſchen Theologie, die Negirung jeden Fortſchrittes. Wenn der Rundſchauer auch bemerkt, der Primat bringe es ſeiner Idee nach nicht mit ſich und dürfe es in ſeinem eigenen Intereſſe nicht mit ſich bringen, daß die katholiſchen Nationen einzig von der Theologie und Cultusordnung lebten, die in Rom gepflegt werde, oder mit anderen Worten, der Primat der Autorität bedeute keinen Primat in der Wiſſenſchaft und Theologie, im Leben und Wirken, ſo ſcheint er doch an dem faktiſchen Gegentheil dieſer grauen Theorie feſthalten zu wollen. Wenigſtens ſind die folgenden Sätze nur ſchwer anders zu verſtehen: „Der Glaube, der zu ſich ſelbſt Zuverſicht hat, hat auch Zuverſicht zu Vernunſt und Wiſſenſchaft. Die Wiſſenſchaft dient dem Glauben gerade dann am erfolgreichſten, wenn ſie nicht zur Dienſtbarkeit für die Kirche verpflichtet wird: als freie Forſchung führt ſie ihm die Geiſter zu. Der ängſtliche Katholicismus verdammt die Männer der Wiſſenſchaft, weil ſie mit dem Zaun in Conflikt gerathen, den man zum vermeintlichen Schutze des Glaubens errichtet hat; der hochſinnige Katholicismus eines Erzbiſchofs Mignot von Albi verzichtet auf den Zaun, weil gerade der Zaun die Wiſſenſchaft mit dem Glauben in Gegenſatz bringt . . . Sobald die Volks-

ſeele einmal ein Ungenügen an vorhandenen Zuſtänden empfunden hat, iſt es nicht bloß überflüſſig, ſondern gefährlich, kein anderes Heilmittel anerkennen zu wollen, als die ſtets wiederholte, mit der Verpflichtung zum Glauben und mit dem Verbot jeder Kritik eingeſchärfte Verſicherung, daß die beſtehenden Religionsverhältniſſe unverbeſſerlich gut und vollkommen ſeien, weil die Kirche göttlicher Stiftung ſei. Man überſieht dabei, daß die Sache göttlich ſein kann, aber die Art, wie man ſie an den Menſchen heranbringt, nicht bloß menſchlich, allzu menſchlich, ſondern geradezu ungöttlich, vernunftwidrig, unwürdig u. ſ. w."

Es würde thatſächlich zu weit führen, all dieſe Behauptungen zu widerlegen. Iſt doch gerade das Berührungsgebiet und Wechſelverhältniß zwiſchen Vernunft und Glaube, Philoſophie und Theologie heutzutage der Platz, auf dem die widerſprechendſten Urtheile ſich begegnen. Meint der Rundſchauer mit der freien Forſchung die Befugniß des einzelnen Individuums, alles rein individualiſtiſch zu erkennen, alles durch ſubjektives Irren zu läutern und ſo ohne Anlehnung an eine Autorität die Wahrheit zu finden, ſo iſt dieſe Irrthumsfreiheit ein Poſtulat, das in den natürlichen Wiſſenſchaften ebenſowenig verwirklicht werden kann wie in der Theologie: eine Wiſſenſchaft, die ſich auf fremde Autorität nicht ſtützt, gibt es nicht. Wohl gibt es eine Freiheit unter der Autorität, nicht aber gegen die Autorität. Macht aber das Weſen der Wiſſenſchaft nicht die Freiheit des Irrthumes, ſondern der Beſitz der Wahrheit aus, ſo hat die Wiſſenſchaft an dem Glauben vermöge des dieſem eigenen letzten Formalprincipes ihr höchſtes und ſicherſtes Regulativ; ihr Anlehnen an den Glauben bedeutet daher nicht Geiſtesknechtſchaft, ſondern eine ſichere und feſte Garantie für wiſſenſchaftlichen Wahrheitsfortſchritt. Weiter auf die Sätze des Türmer-Rundſchauers einzugehen, iſt hier leider nicht möglich. Es ſei zu dieſem Zwecke auf die trefflichen Reden auf der Bonner Katholikenverſammlung, wie auch auf die jüngſte Rede des Freiherrn von Hertling auf der Görresverſammlung zu Coblenz über die „Aufgabe der katholiſchen Wiſſenſchaft für Gegenwart und Zukunft" hingewieſen. Wenigſtens ſind hier die katholiſchen Principien in dieſer Frage der Sache entſprechender dargelegt, als ſie der „Türmer" ſeinen Leſern bietet.

Wie der bisher betrachtete Inhalt der „katholiſchen" Rundſchau — wir übergehen die Bemerkungen zu der franzöſiſchen Verſammlung in Bourges, zu dem angeblichen Kampfe des Weltklerus gegen die Regularen u. ſ. w. — klingt auch der Schlußaccord durchaus „reformkatholiſirend" aus. Zu viel Kirchliches, zu wenig Chriſtliches: das ſei die Stimmung, welche durch die Völker gehe. Der Proteſt gegen einen gewiſſen Superlativ des hierarchiſch und klöſterlich geſtimmten Chriſtenthumes erkläre die heftigen Eruptionen, welche in Frankreich und Oeſterreich, neueſtens auch in Spanien und Portugal gegen Rom und die geiſtige Vorherrſchaft gewiſſer Ordensgeſellſchaften (Jeſuiten?) anſtürmen. Nach dem Rundſchauer glauben ſich die katholiſchen Nationen zu Höherem berufen als zum Unterthan und Zögling des jeſuitiſchen Militarismus; das Evangelium von dem gehorſamen Verzicht auf Kritik und eigenes Urtheil dürfe auf kein Verſtändniß rechnen, zumal da die friſche Morgenluft des 20. Jahrhunderts „trotz aller Vorſchriften von oben jene greiſenhafte Religionsſtimmung nicht aufkommen läßt, die auf Kritik und Fortſchritt verzichtet und in der Bevormundung ſelig iſt." Alſo auch hier wie im Vorhergehenden iſt der überall durchdringende Grundton ein gewiſſes Räſonniren gegen die Autorität, und in dieſer Beziehung iſt die Rundſchau ſo recht ein Kind unſerer autoritätsfeindlichen Zeit. Eine eingehendere Kritik dieſer Auslaſſungen erübrigt ſich: die Zeit wird lehren, was die friſche Morgenluft des 20. Jahrhunderts uns zu beſcheeren hat. Wir vermögen es nicht, an ihre Reformſendung zu glauben, umſomehr als die vom Rundſchauer dargethanen Gedanken nur dem Ideenkreiſe einer partikulären Gemeinde entnommen ſind, die mit dem Strome der Zeit ſchwimmend, den Fortſchritt — zum freien Chriſtenthume auf ihre Fahne geſchrieben hat. Wir wehren uns aber gegen die Behauptung, als ſei die Verwirklichung derartiger Ideen die Miſſion der katholiſchen Völker und Nationen überhaupt. Unter Wahrung der Kritikfreiheit und des eigenen Urtheils verlangt und fordert der Katholicismus die Einheit unter der kirchlichen Hierarchie. Wir ſind Gott ſei Dank nicht in der üblen Lage, mit Paſtor Rogge nach einer kirchlichen Organiſation, nach einer inſtitutionellen, objektiven Autorität erſt ſuchen

zu müſſen. Man ſollte ſich daher hüten, dieſen innerſten, weſentlichſten Beſitzſtand des Katholicismus, dieſes Unterpfand feſteſter Dauer und Ständigkeit einengen oder gar eliminiren zu wollen. Der Ruf nach äußerer Organiſation, den Paſtor Rogge in der proteſtantiſchen Rundſchau des „Türmers“ erſchallen läßt, ſollte wahrlich für den katholiſchen Rundſchauer ein deutlicher Fingerzeig für den Werth und die Bedeutung deſſen ſein, was er kritiſirt und bemängelt! —

Dem „Türmer“ zum Schluſſe nochmals den gutgemeinten Rath, ſeinen Leſern künftighin die katholiſche Rundſchau mehr in objektiver Form bieten und ſo nicht zu dem Urtheile beitragen zu wollen, als ſeien rationaliſtiſche, reformkatholiſirende Ideen Gemeingut der heutigen, gebildeten Katholiken. Noch mehr aber ſollte ſich der „Türmer“ getreu ſeinem Wahlſpruche: „Zum Sehen geboren, zum Schauen beſtellt“ hüten, in ſeinen proteſtantiſchen Leſern alteingewurzelte Vorurtheile, wie ſie in der katholiſchen Rundſchau durchaus nicht den Thatſachen entſprechend z. B. bezüglich der Bibel vorgetragen werden, noch mehr zu befeſtigen. Es ſollte uns wirklich leid thun, wenn die hervorragende Zeitſchrift des Freiherrn von Grotthuß den einmal eingeſchlagenen Weg weiter verfolgen wollte.

G. Saring.

XX.

Des Kirchenlexikons zwölfter und abſchließender Band.[1]

Im Jahre 1882 iſt der erſte Band der zweiten Auflage des „Kirchenlexikons, oder Encyklopädie der katholiſchen Theologie und ihrer Hilfswiſſenſchaften von Wetzer und Welte“ bei Benjamin Herder zu Freiburg an's Licht getreten. Nach Ablauf von nicht ganz neunzehn Jahren liegt heute der zwölfte und abſchließende Band vor. Damit hat eine Arbeit ihr Ende erreicht, welche in den Annalen der katholiſchen Theologie des neunzehnten und zwanzigſten Jahrhunderts einzig in ihrer Art daſteht. Mag man Rundſchau halten in den romaniſchen Ländern, in Reichen dieſſeits oder jenſeits des Oceans, in den Gebieten der alten oder der neuen Welt, ein Sammelwerk im Gebiete der theologiſchen Wiſſenſchaften der Katholiken, welches dem Freiburger Kirchenlexikon in ſeiner dermaligen Vollendung ebenbürtig zur Seite geſtellt werden dürfte, iſt nirgendwo zu entdecken.

Ueber die geradezu erdrückenden Schwierigkeiten, mit welchen die Inangriffnahme, Weiterführung und Vollendung der erſten Auflage zu ringen hatte, ſind wir heute auf Grund glaubwürdigſter Zeugniſſe vollkommen unterrichtet. P. Albert

1) Wetzer und Welte's Kirchenlexikon. Zweite Auflage, begonnen von Joſeph Kardinal Hergenröther, fortgeſetzt von Dr. Franz Kaulen, Hausprälat Sr. Heiligkeit des Papſtes, Profeſſor der Theologie zu Bonn. Freiburg, Herder. 1901. Band 12. Lex. 8°. 2106 Spalten.

Weiß[1]) ſchildert in ſeinem klaſſiſchen Lebensbilde des hochverehrten unvergeßlichen Verlegers der erſten Auflage, Benjamin Herder, Plan, Ausführung und Abſchluß desſelben. Sie fällt in jene „fünfzig Jahre eines geiſtigen Befreiungskampfes“, aus welchem die katholiſche Theologie Deutſchlands ſammt ihren Vertretern geläutert und verſtärkt hervorgegangen ſind. Die tiefſtehende Ausbildung der Verkehrsmittel, der Druck der ſtaatlichen Cenſur, der Mangel an Selbſtbewußtſein bei den Theologen, das Fehlen öffentlicher Verſammlungen zur Beſprechung gemeinſamer Intereſſen und perſönlichen Verkehrs und Austauſches erwieſen ſich als ebenſoviele Hemmniſſe zur Ausführung des von den Profeſſoren Wetzer in Freiburg und Welte in Tübingen geplanten und von Herder mit der unnachgiebigen Zähigkeit ſeines ehrenwerthen Charakters geförderten Unternehmens. Die Behandlung, welche einzelne Männer der Wiſſenſchaft, Stubengelehrte verwegenſter Art, dem auf die Förderung des großen Werkes bedachten Verleger zu Theil werden ließen, hat Weiß mit einem Anflug köſtlichen Humors dargeſtellt.

Ein wahres Lichtbild gegenüber ſolchen Geſtalten bildete der berühmte Profeſſor der Kirchengeſchichte an der Univerſität Tübingen, Carl Joſeph von Hefele. Als akademiſcher Lehrer ohne Unterbrechung thätig, ſeinen ſelbſtgewählten literariſchen Arbeiten mit preiswürdigem Fleiße obliegend, fand er außerdem noch Zeit, das große Unternehmen des Kirchenlexikons über das gewöhnliche Maß eines Mitarbeiters hinaus zu unterſtützen. „In dieſer Noth“, bemerkt der Biograph Herder's, „erweiſt ſich ſtets Hefele als der Retter. Mit einer ewig gleichen Opferwilligkeit gibt er ſich daran, nachzuarbeiten, was noch fehlt, oder die Lücken durch ſeine Freunde in Tübingen ausfüllen zu laſſen. Er gebrauchte einmal ſelber ſcherzweiſe den Ausdruck, er müſſe die Artikel, welche Niemand bearbeiten wolle, hauſiren tragen oder an den Meiſtbietenden

1) Benjamin Herder. Fünfzig Jahre eines geiſtigen Befreiungskampfes. Von P. Albert Maria Weiß O. Pr. Mit dem Bildniſſe B. Herders. Freiburg. 1889.

verſteigern." Und Weiß ſelbſt fügt dem bei: „Man kann mit vollſter Wahrheit ſagen, daß das Kirchenlexikon nicht zu Stande gekommen wäre, wenn Tübingen und vor allem wenn Hefele nicht geweſen wäre" (Weiß 19).

Die ſtets wachſende Nachfrage erforderte in den ſiebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Neuauflage des Kirchenlexikons. Die einſchneidenden Dekrete des allgemeinen Concils vom Vatikan, die in Folge deſſen angebahnte Vertiefung der Studien auf allen Gebieten des theologiſchen Wiſſens mußten der neuen Bearbeitung ein verändertes Ausſehen verleihen. Die Schattenſeiten der erſten Auflage hat Weiß mit ſeinem Griffel gezeichnet, dieſelben hier nochmals namhaft zu machen, hat keinen Zweck. Wohl aber ſei die Thatſache betont, daß die zweite Auflage von dieſen Schatten gereinigt und mit den manigfachſten Vorzügen ausgeſtattet, heute unſer Auge erfreut. Erſtmaliger Leiter des neuen Unternehmens war der in der wiſſenſchaftlichen Theologie berühmte Profeſſor der Kirchengeſchichte an der Univerſität Würzburg, Joſeph Hergenröther, welcher ſich in den aus Anlaß des vatikaniſchen Concils entſtandenen geiſtigen Bewegungen und Kämpfen als eine wahre Leuchte der Orthodoxie erwieſen. Den mit „vieler Sachkenntniß und großer Umſicht", wie er ſelbſt betont, von P. Weiß entworfenen Nomenclator hatte er ſchon im Weſentlichen angenommen, und eine große Zahl von Mitarbeitern gewonnen und eine lange Reihe von Artikeln vorbereitet. Da erging an Hergenröther der Ruf Leo's XIII. zum Eintritt in das heilige Collegium, wodurch die Weiterführung der Redaktionsgeſchäfte ſeinen Händen entfiel. Nach dem der zweiten Auflage des erſten Bandes beigefügten Vorbericht des Cardinals vom 10. Auguſt 1880 legte er die Laſt der Leitung der zweiten Auflage auf die Schultern des Profeſſors der Theologie an der Univerſität Dr. Franz Kaulen.

Seit einundzwanzig Jahren hat Herr Prälat Kaulen den Commandoſtab mit ebenſoviel Umſicht und Energie als glücklichem Erfolg geführt. Freundliches Entgegenkommen mit weiſer Strenge paarend, allerwärts ohne Vorurtheil oder Begünſtigung beſtimmter Richtungen in der Theologie die Mit-

arbeiter erwählend, mit der verantwortungsvollen Stellung eines oberſten Leiters auch die Thätigkeit eines unverdroſſenen Gehilfen in geradezu erſtaunlichem Maße vereinigend, ſtets bereit, aus dem reichen Schatze ſeines weit über die Grenzen ſeines beſonderen Faches hinausgehenden Wiſſens zu ſchöpfen und im letzten Augenblicke die entſtandenen Lücken auszufüllen — ſo hat der heute bereits mit der Jubelkrone des Prieſterthums gezierte, aber der vollſten geiſtigen und körperlichen Rüſtigkeit ſich erfreuende oberſte Redakteur des Kirchenlexikons in ehrenvollſter Weiſe ſeiner weitreichenden Aufgabe ſich entledigt. Wie geräuſchlos und unberührt vom Strome der öffentlichen Ereigniſſe ſeine Thätigkeit auch immer ſich entfalten mochte, ſo hat ſie das geiſtige Leben der deutſchen Katholiken, und, wenn wir nicht unbeſcheiden ſein wollen, auch die Entwicklung der katholiſchen Theologie in außerdeutſchen Gebieten nachhaltig und ſegensvoll beeinflußt. Wo immer man etwas Höheres als bloße Tagesleiſtungen anſtrebt, wo ſolide, aus den lauterſten Quellen erſchöpfte Wiſſenſchaft im Verein mit unentwegter Anhänglichkeit an das katholiſche Lehramt in Ehren ſteht, da wird auch die neue Auflage des Kirchenlexikons als Denkmal katholiſcher Wiſſenſchaft und deutſchen Fleißes ehrenvoll genannt werden.

An der Spitze des erſten Bandes war ein Verzeichniß der Mitarbeiter der neuen Auflage dargeboten. An der erſten Stelle prangt der Name Joſeph Cardinal Hergenröther in Rom. Heute hat der gelehrte Kirchenfürſt, wie viele andere daſelbſt aufgeführte, das Zeitliche geſegnet und, ſo hoffen wir, die den Lehrern vorbehaltene beſondere Aureole im Jenſeits empfangen. Andere, welche damals noch, um mit Benedikt XIV. zu reden, in minoribus ſich befanden, ſind unterdeſſen eingetreten und haben die entſtandenen Lücken auszufüllen geſucht. Nach wenigen Jahren wird das ganze theologiſche Geſchlecht, welches die zweite Auflage des Kirchenlexikons begründen half, in's Jenſeits hinübergepilgert ſein. Aber die geiſtige Erbſchaft, welche all dieſe zur Ehre Gottes wirkenden Männer ihren Nachkommen hinterlaſſen, bildet ein fruchtbares Kapital, an welchem die ſpäteſten Geſchlechter noch zehren werden.

Laien und Geiſtliche, Welt- und Ordensprieſter, praktiſche Seelſorger und Lehrer der Theologie, Kirchenfürſten und Mitglieder der Dom- und Stiftsgeiſtlichkeit haben wetteifernd an dieſem großen literariſchen Dombau mitgearbeitet.

In rührenden tiefempfundenen Worten ſpricht Herr Prälat Kaulen in dem Vorwort zum zwölften Bande zuerſt der göttlichen Vorſehung, die ſichtbar über der Ausführung des großen Werkes gewaltet, ſodann auch ſeinen ſämmtlichen Mitarbeitern innigen Dank aus. Aber auch umgekehrt: die Mitarbeiter, zu denen auch der Schreiber dieſer Zeilen zu gehören die Ehre hat, ſind auch ihm für ſeine Opfer dauernd verpflichtet. In dankenswerther Weiſe hat der Herausgeber nun dem zwölften Bande ein genaues Regiſter der Mitarbeiter unter Angabe der von denſelben gelieferten Artikel beigegeben. Leben wir in einer Zeit, in welcher Arbeit begehrt und Arbeit geehrt wird, dann mag man aus dem Regiſter die Namen derjenigen Männer erſehen, denen die Pflege der katholiſchen Wiſſenſchaft eine theuere Herzensſache iſt.

Mit hoher Freude iſt die Thatſache zu betonen, daß der Epiſkopat Deutſchlands, Oeſterreichs und der Schweiz ſich ausgiebig an der Herſtellung der zweiten Auflage des Kirchenlexikons betheiligt hat. Auf Grund des Regiſters ſeien hier genannt die Cardinäle Gruſcha, Haynald, Hergenröther, Rauſcher und Steinhuber, die Erzbiſchöfe Komp, Simar und von Stein, die Biſchöfe Brück, Feßler, Fiala, Greith, Haffner, Haneberg, Hefele, Keppler, Linſenmann, Martin, Rudigier, Schneider und Thiel, endlich die Weihbiſchöfe Knecht, Kraft, Likowski, Schmitz und Schrod.

Was nun den vorliegenden Band im Beſonderen betrifft, ſo eignen demſelben die nämlichen Vorzüge, welche den früheren Bänden, und zuletzt ſeinem unmittelbaren Vorgänger, in dieſer Zeitſchrift (Bd. 124, S. 608 ff.) nachgerühmt wurden. Aus dem Gebiete der Dogmatik ſeien erwähnt die umfaſſenden Arbeiten von Profeſſor Pohle in Breslau über Trinität, Unfehlbarkeit, Wiedergeburt. Von Profeſſor von Schanz in Tübingen, einem der geiſtvollſten und unermüdlichſten Mitarbeiter, ſtammen die Artikel Verzückung, Viſion,

Wunder. Profeſſor Gerhard Eſſer in Bonn lieferte Ubiquitäts-lehre und Uroffenbarung, Profeſſor Felten daſelbſt Verklärung Chriſti, Dompropſt Pruner in Eichſtätt Unglaube, Profeſſor Bludau zu Münſter i. W. Verſuchung Chriſti, Profeſſor Maus-bach in Münſter Weisſagung.

Dem Gebiete der **Moral** gehören an die Artikel Tugend, Unwiſſenheit, Verdienſt von Kirſchkamp, Tyrannenmord, Un-gehorſam, Verſuchung von Pruner, Vollkommenheit von Mausbach, Volkswirthſchaftslehre von Profeſſor Cathrein S. J., Zauberei von Schanz. Ueber Philoſophie, einbegriffen die Rechts- und Moralphiloſophie, verbreiten ſich die Artikel Uni-verſalien von Profeſſor Geyſer in Bonn, Vernunft und Wille von Pohle, Vorſehung von Profeſſor Schröder in Münſter, Wahrſagerei und Welt von Schanz, die geſchichtsphiloſophiſchen Arbeiten über Wilhelm von Auvergne und Wilhelm von Conches von Profeſſor Bäumker in Bonn, und Chriſtian. Wolff von Hovelmann S. J. Ueber Unterrichtsfreiheit, ſowie über die päda-gogiſchen Schriftſteller Maffeo Vegio und Vittorino von Feltre handelt Weihbiſchof Knecht in Freiburg. Volksſchule ſtammt aus der Feder von Regens Siebengartner. Der umfangreiche Artikel Vereinsweſen wurde durch eine Reihe bewährter Fachmänner aus den einzelnen Unterabtheilungen dieſes Gebiets beigeſteuert: Pingsmann und Hespers in Köln, Drammer in Aachen, Kieſel und Klauſener in Düſſeldorf und Pieper in M.-Gladbach. Nicht zu vergeſſen iſt der Artikel Studentenvereine von Wurm, und endlich, da die Grundlehren der ſchönen Kunſt in der Philo-ſophie zum Vortrag gelangen, der Artikel Cäcilien-Verein von Haberl in Regensburg.

In der Natur der Sache liegt es, daß die Artikel aus dem Bereiche der **Kirchengeſchichte** durch ihren ſeltenen Reichthum beſonders hervorragen. Der Nachfolger Hefele's in Tübingen, Profeſſor von Funk, ſpendete die Artikel Tübingen, Marſchall Turenne, Ulrich Herzog von Württemberg, Valentin (Gnoſtiker), Waldenſer, Weſtfäliſcher Friede und Wiedertäufer. Profeſſor Knöpfler in München hat beigeſteuert die Artikel Vandalen, Vertrag von Verdun, Vergerius und Vermigli, Concil von Vienne und außerdem die beiden um die Erhaltung

des Katholicismus in Bayern hochverdienten Herzoge Wilhelm IV. und Wilhelm V. geſchildert. Dompropſt Scheuffgen in Trier ſchrieb über Urgeſchichte und nebſtdem die leſenswerthen Artikel Univerſitäten, ſowie über Windthorſt. Profeſſor Kihn in Würzburg lieferte die Artikel Tychonius, Vincenz von Lerin. Pfarrer Wurm aus der Diöceſe Paderborn ſchenkte die Beiträge über Wilhelm von Occam, Preußiſche Union, die acht Päpſte mit Namen Urban, ſowie jener mit dem Namen Victor, Laurentius Valla. Die Literatur über deutſche katholiſche Theologen aus der Zeit des Ausbruches der Glaubensſpaltung, und zwar ſolche, die früher entweder gänzlich verſchollen, oder nur ganz unzulänglich bekannt waren, hat in einer faſt unabſehbaren Reihe von Beiträgen aus der rührigen Feder des Privatgelehrten Nikolaus Paulus in München eine wahre Bereicherung erfahren. Aber auch von den neueren Theologen ſind würdig Windiſchmann, Weis, Wilmers vertreten. Der Artikel Vatikan ſtammt von Prälat de Waal in Rom, der über Vatikaniſches Concil vom Herausgeber des ſiebenten Bandes der großen Laacher Conciliensammlung, P. Granderath S. J. ebenfalls in Rom.

Dem Gebiete der Kirchengeſchichte von Irland und Großbritannien gehören an die Artikel von P. Lemmers über Wadding, wobei die neueſte Biographie des berühmten Mannes von O'Shea übergangen iſt, von Zimmermann über Wilfrid und Wilhelm von York, von Schrödl über Wilhelm von Newbury und von Bellesheim über Ullathorne, Uſſher, Ward, Warham, Weſtminſter, Wiclif, Wiſeman, Wolſey und Cardinal von York. Als einziger Vertreter Schottlands erſcheint der Humaniſt und nachmalige Schottenabt von Regensburg, Ninian Winzet. Einen vorzüglichen Beitrag lieferte der Gymnaſial-Oberlehrer in Bonn, Dr. Kiel, in „Zeitrechnung“, der treffliche Dienſte leiſtet und manches Buch erſetzt.

Die Bisthumsgeſchichte iſt vorwiegend durch Neher vertreten. Trier wurde bearbeitet durch Zeck, Upſala durch P. Perger, Utrecht durch Janſen, Verden durch Grube, Worms durch Falk, und die ſehr umfangreichen Artikel Wien durch Starzer und Schrauf und Würzburg durch Albert.

In der Exegese behauptet wie üblich die vornehmlichſte Stelle der Leiter des Unternehmens, Prälat Kaulen in Bonn mit den Artikeln Tyrus, Ulfila, Völkertafel, Vulgata, Buch der Weisheit, Wüſte — lauter Arbeiten, welche als friſch, anregend belehrend und in manchem Betracht als neu zu bezeichnen ſind.

Im Gebiete des Kirchenrechts ragen hervor die zahlreichen Arbeiten von Profeſſor Sägmüller in Tübingen. Der Artikel über die Unam sanctam hat Profeſſor Pohle geliefert mit großem Scharfſinn und umfaſſender Beleſenheit. Gewiß hat Bonifatius VIII. „doch ein ſehr weitgehendes Recht auf die Ordnung und Geſtaltung rein weltlicher Angelegenheiten für ſich in Anſpruch genommen.“ Aber, muß man fragen, hat nicht Leo XIII. ebenfalls in die Frage nach der Staatsverfaſſung Frankreichs tief eingegriffen? Und hat Fürſt Bismarck nicht wiederholt Leo XIII. mit deutſchen politiſchen Fragen befaßt? Und wenn die Auflöſung in unſern öffentlichen Verhältniſſen mit dem nämlichen Sturmſchritt, wie bisher, fortſchreitet, dann wird die Unam sanctam auch für die Zukunft ihre Bedeutung bewahren. Den Artikel Visitatio ss. liminum ſpendete Weihbiſchof Schrod von Trier. Den Canoniſten Walter und Vering haben Nachrufe gewidmet Bellesheim und Heiner. Indem wir für die liturgiſchen Artikel, die zumeiſt der fleißigen Feder des Weihbiſchofs Schrod aus Trier entſtammen, ſowie für die Arbeiten über Kloſtergeſchichte, unter welchen Weſſobrunn von F. Binder in München zu erwähnen, auf den zwölften Band ſelbſt verweiſen, wollen wir das ganze Kirchenlexikon allen gebildeten Katholiken als Quelle ſolideſten Wiſſens warm empfehlen. Für den deutſchen Epiſkopat aber wird es eine Ehrenpflicht bilden, nachdrücklich dahin zu wirken, daß das Kirchenlexikon, welches eine theologiſche Bibliothek darſtellt, in den weiteſten Kreiſen der Geiſtlichkeit Eingang finde und fleißige Benützung erhalten möge.

In welchem Maße das große Werk die Billigung des hl. Vaters gefunden, das bezeugte ein Schreiben Leo's XIII. an Prälat Kaulen in Bonn, aus dem wir folgende Stelle hier einfügen: „Wir beglückwünſchen Dich zu dem Werth und der Bedeutung des fertiggeſtellten Werkes. In demſelben iſt nicht

nur alles mit erſchöpfender Gelehrſamkeit behandelt, ſondern es ſteht auch trotz der Mannigfaltigkeit und Vielſeitigkeit des Inhaltes, wie uns von Sachverſtändigen bezeugt wird, nichts in demſelben, was von der richtigen und überlieferten Lehre abweicht. Durch Deine und Deiner Mitarbeiter Bemühung habt Ihr alſo das Ziel erreicht, der kirchlichen Wiſſenſchaft eine nicht geringe Förderung zu bereiten. Denn wenn auch ſolche Werke nicht das bewirken können, daß man die Schriften der Kirchenväter und Kirchenſchriftſteller ſowie der Meiſter der Scholaſtik außer Acht laſſen dürfte, ſo kann doch Niemand läugnen, daß zum täglichen Gebrauch erwünſcht und überaus nützlich ſolche Vorrathskammern ſind, in welchen der Inhalt der geſammten kirchlichen Wiſſenſchaft compendiös zu finden iſt. Dir alſo und Deinen Mitarbeitern ſprechen Wir das höchſte Lob aus."

XXI.

Hiſtorienmaler Philipp Veit.

Zu den intereſſanteſten Erſcheinungen in der Geſchichte deutſchen Kunſtſtrebens gehört ſicherlich die in den erſten Decennien des 19. Jahrhunderts ſich entfaltende Beſtrebung, dem deutſchen Volke wieder eine ſelbſtändige nationale bildende Kunſt zu geben. Bekanntlich repräſentirt dieſe Entwicklungsperiode am erſten der Name Peter Cornelius; aber es ſind doch der Helden und Mitarbeiter viele, die mit den Thaten und Erfolgen jener Beſtrebung enge und rühmlich verknüpft ſich erweiſen. Es war daher ſehr angezeigt, den bisher erſchienenen Knackfuß'ſchen Künſtler-Monographien,

welchen die löbliche Aufgabe obliegt, Intereſſe und Verſtändniß für Kunſt und Künſtler in weite Kreiſe zu tragen, jüngſt die Monographie Ph. Veits anzureihen, eines Künſtlers, der in treuer und begeiſterter Arbeit an jener Wiederbelebung deutſcher Kunſt wackeren Antheil genommen hat.[1]) Dr. Martin Spahn vermochte das Lebensbild des verdienten Meiſters in höchſt feſſelnder Weiſe zu entfalten, wobei ihm zahlreiche, meiſt im Beſitze der Veit'ſchen Erben befindliche ſchriftliche Aufzeichnungen treffliche Dienſte leiſteten.

Schon Abſtammung und Jugendzeit wiſſen das Intereſſe für Veit ſehr rege zu machen. Als Enkel von Moſes Mendelsſohn und Sohn des Berliner Bankiers Simon Veit, ſpäter als Stiefſohn Friedrich Schlegels, wuchs er in einer Umgebung heran, in der es Jahre hindurch nicht an wuchtigen ſeeliſchen Evolutionen fehlte, die ſchließlich bekanntlich dahin führten, daß Sohn, Mutter und Stiefvater im Schoße des Katholicismus die feſte Baſis für ein geordnetes, verdienſtvolles Weiterleben zu finden vermochten. Aber nicht mit inneren Kämpfen allein war es für den Jüngling Veit in jenen Tagen abgethan; mit Körner und Eichendorff in Beziehungen ſtehend, nahm der angehende Maler tapfer Antheil an den Befreiungskämpfen Deutſchlands. Eines der werthvollſten Votivgemälde aus jener ereignißreichen Zeit dürfte das in der Pfarrkirche zu Heiligenſtadt bei Wien von Veit ſpäter hinterlegte ſchöne Madonnenbild ſein, welches ſeinen religiöſen Dank für heile Rückkehr aus den Gefahren der Leipziger Völkerſchlacht zum Ausdrucke brachte. — Den rauhen Dienſt des Mars wieder mit jenem der Muſen tauſchend, ſehen wir den Zweiundzwanzigjährigen im Jahre 1815 nach Rom wandern, um dort der landsmannſchaftlichen Malergruppe der „Nazarener" ſich anzuſchließen, deren Kunſtweiſe und Programm er durch alle Wandlungen und Trübungen der

1) 51. Heft: „Philipp Veit von M. Spahn. Mit 92 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen. Bielefeld u. Leipzig. Verlag von Velhagen und Klaſing. 1901." (Preis 3 Mark.)

Zeiten hindurch bis an ſein Ende treu bewahrt und vertreten hat.

Mit beſonderer Wärme ſchildert Spahn das emſige Wirken Veits in Frankfurt, wo er im Jahre 1830 die Stelle eines Direktors am Städel'ſchen Inſtitute übernommen. Unzweifelhaft ſind ſeine bedeutendſten Werke dort entſtanden; die erhabene Schönheit ſeines Freskobildes: „Einführung der Künſte durch das Chriſtenthum", ein wahres Preislied auf die culturellen Segnungen der Kreuzesreligion, läßt die Schwächen, die an einzelnen anderen Werken Veits haften, leicht hinnehmen. — Die Einblicke, welche die Monographie in die ſchwierige Stellung, die der Künſtler in Frankfurt einnahm, geſtatten, ſind in mehrfacher Beziehung äußerſt intereſſant; ſie laſſen auch im lokalen Rahmen der freien Stadt deutlich die Reflexe der unbehaglichen Gährungen und Reibungen erkennen, welche mit den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts in Deutſchland wieder allgemein ſich hervordrängten. Veit, der 1843 in bitterem Unmuth von ſeiner Direktorſtelle ſchied, in ſeinem neuen Atelier zu Sachſenhauſen vereinſamt ſtiller Arbeit lebte, ſiedelte 1854 nach Mainz über, wo er als ernſter, nicht ſelten auch öffentlich in Wort und Schrift[1]) ſich äußernder ſcharfer Beobachter der Zeit und ihrer Erſcheinungen die Tage hohen Alters verbrachte.

Wohlthuend berührt die Begeiſterung, mit welcher der Verfaſſer die Lebenswege, das Streben und Schaffen des verehrten Meiſters, der im Jahre 1877 das Zeitliche ſegnete, darzuſtellen weiß. Der merklichen Beſtrebung, Veit in einen beſtimmten Zuſammenhang mit einigen ſpäteren deutſchen Malern, zunächſt mit Anſelm Feuerbach zu bringen, iſt eine gewiſſe Berechtigung ſicherlich nicht abzuſprechen. Eine weitere Verbindung der Thätigkeit Veits mit unſerer modernen Kunſt zu conſtruiren, würde jedoch als vergebliche Liebesmühe ſich er-

1) In den Hiſtor.-polit. Blättern Bd. 60, 452—472 erſchien von ihm ein Aufſatz „Künſtlerkämpfe", der eine Entgegnung von A. Reichensperger hervorrief. A. d. R.

weiſen. Seit man in Deutſchland dem Einfluſſe des Franzoſen Courbet und anderer Naturaliſten ſich hingegeben, iſt das Verbindungsband, das die Kunſt Veits und ſeiner Zeitgenoſſen mit jener der Nachgeborenen noch eine zeitlang verknüpfte, vollſtändig zerſchnitten, denn unſere Malerei hat — welch' ſeltſame Ironie des Schickſals! — ſeit den 70er Jahren des verfloſſenen Säkulums das vordem in ihr vorhandene ſpezifiſch deutſch-nationale Element radikal über Bord geworfen. — Wie ſehr Veit auf hochbegabte deutſche Kunſtjünger die werthvollſte Einwirkung ausübte, bezeugt ſein dankerfüllter Jünger Eduard v. Steinle, nicht minder auch der geniale Alfred Rethel, den Dr. Spahn treffend als den „letzten großen Geſchichtsmaler und Tragiker ſeiner Zeit" bezeichnet.

Den eben betonten Vorzügen der Spahn'ſchen Monographie ſtehen leider auch manche Mängel und Schwächen gegenüber, die nicht unbeſprochen bleiben dürfen. Zunächſt möchten wir einige Sätze beanſtanden, die in den weniger mit der Entwicklung der deutſchen Kunſt vertrauten Leſern ſehr leicht irrige Vorſtellungen hervorrufen können. Dr. Spahn ſagt (S. 28), daß „als unnatürlichſte Verirrungen" der Malerei am Ausgange des 18. Jahrhunderts einerſeits „die Verpönung der Farbe, der Verzicht überhaupt auf farbige Wirkung", anderſeits die Unterdrückung des perſönlichen Empfindens des Künſtlers und des Mangels an Mitgefühl mit den Stimmungen und Hoffnungen ſeines Volkes zu bezeichnen ſeien.

Letzteres trifft ganz beſtimmt zu, nicht aber das erſtere. Carſtens, eine Schwalbe, die keinen Sommer machte, ſtand allerdings dem Colorit abgeneigt, aber die meiſten Künſtler an der Jahrhundertwende waren vorzügliche „Maler", deren coloriſtiſche Erfolge die Malthätigkeit der jungen deutſchen Nazarenergruppe überragen. Man denke nur an M. Knoller, Angelika Kaufmann und an die Ausläufer der Tiepolo-Schule. Es iſt daher völlig falſch, wenn wir über Overbeck zu leſen bekommen, „er zuerſt begann wieder zu malen und begeiſterte andere dafür." Schade, daß dieſem deplacirten Lobe Overbecks alsbald eine Fülle ungerechtfertigten Tadels gegenübergeſtellt

wird. Die Charakteriſtik, die Spahn von dem Künſtler Overbeck gibt, bewegt ſich gar ſeltſam in ſchwankenden, um nicht zu ſagen widerſpruchsvollen Sätzen. Wenn richtig hervorgehoben worden, daß zur Neubelebung der deutſchen Kunſt große Ideale nöthig waren und die Nazarener ſolchen huldigten, indem ſie in ihrem einſamen S. Iſidoro-Klöſterlein zu Rom Tags über fleißig malten und Abends „von Chriſtenthum und Deutſchland“ ſprachen, daß zunächſt Overbeck „wie wenige von der chriſtlichen und deutſchen Geſinnung der Zeit ergriffen worden“, dann verträgt es ſich doch nicht gut, auf derſelben Seite 29 von demſelben Meiſter noch zu ſagen: „er war zu ſehr eifriger Politiker und Kirchenmann, um unbefangen und mit ganzer Seele als Künſtler zu fühlen.“ Die weiteren Darlegungen ſtellen die Vorgänge in der Nazarenergruppe ſogar ſo hin, als wäre Overbeck der düſtere Dämon geweſen, der den Entwicklungsgang Veits beſonders gehemmt und geſchädiget hätte. Es möchte dem Leſer wahrlich ob der „verfehlten Meinungen“ des „erſtarrenden“ Overbeck gründlich gruſelig werden. Spahn überſieht eben ganz und gar, daß Veit eben Veit und kein Anderer war, daß dieſes zeitweilige Erlahmen und Stagniren in ſeinem Künſtlerſchaffen ſchon früher, in Dresden und Wien, ſich zeigte, daß er die nothwendigen Einſchläge ſeines wackeren erſten Lehrers Matthäi vielfach ignorirte, wie er denn auch ſpäter ſtets bedacht war, „in der Kunſt aufzunehmen und zu pflegen, nur was ihn ſelbſt befruchtete und erfreute“ (S. 56). — Was ſoll nun ein ſolches Kartenhaus von Anklagen gegen Meiſter Overbeck zu bedeuten haben?

Auch im Intereſſe zweier anderer Künſtler jener Zeit, für die bei Spahn richtige Würdigung zu fehlen ſcheint, müſſen wir hier ein Wort einlegen. Wenn S. 44 in Bezug auf den Overbeck'ſchen Componirverein geſagt wird, „Schnorr und Führich mögen als Mitglieder dort manche Anregung erhalten haben; für Veit, den Ideen im Ueberfluß durchwogten, bedeutete die Theilnahme Schlimmeres noch als bloße Zeitvergeudung“, ſo tritt hier neben der befremdlichen Werthung Overbecks auch gegen Schnorr und Führich eine unbegreifliche

Geringſchätzung und eine völlige Verkennung der eminenten Geiſtesanlagen dieſer verdienten Künſtler in höchſt bedauerlicher Weiſe zu Tage.

Man muß ſich wirklich fragen, wie bei einem Manne, der einerſeits für die richtigen Grundbedingungen der Kunſt ein ſo warmes Empfinden beſitzt wie Spahn, anderſeits ſolche Einſeitigkeiten und Voreingenommenheiten mit unterlaufen können. Dieſes Räthſel findet allerdings im „Nachwort" ſeine theilweiſe Löſung, indem dort geſagt iſt: „Für die Ausblicke auf die allgemeine Kunſtentwickelung habe ich mich immer auf Richard Muthers vielgeſchmähtes Werk ſtützen können, deſſen Urtheile doch gewöhnlich mit ſoviel Zuverläſſigkeit und Künſtlertakt gebildet ſind".

Gewiß iſt es unter Umſtänden löblich und ritterlich, der „Geſchmähten" ſich anzunehmen und ſie zu vertreten; im vorliegenden Falle aber, bei Beurtheilung der Entwickelung der deutſchen Kunſt und ihrer einzelnen Vertreter in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wäre es doch wohl viel beſſer geweſen, wenn Dr. Spahn eine klarere Quelle und eine objektivere Stütze, als R. Muther ſie bietet, gefunden hätte.

München. Max Fürſt.

XXII.

Janſſen-Paſtor's deutſche Geſchichte Band VI in neuer Auflage.[1]

Nachdem ſeit 1899 Paſtor's Neubearbeitung der ſechs erſten Bände des Janſſen'ſchen Geſchichtswerks vollendet vorlag,[2]) iſt jetzt wieder eine neue Auflage des (zuletzt 1893 revidirten) 6. Bandes, die zweite von Paſtor bearbeitete, erſchienen, die abermals nicht unbeträchtlich vermehrt iſt (um 31 Seiten im Text ohne die Regiſter) und von neuem in allen Theilen für die unermüdliche Sorgfalt zeugt, welche der jetzige Herausgeber dem Werke fortwährend zuwendet und im Beſondern dem gegenwärtigen Bande ſeit 1893 zugewendet hat. Der im Anſchluſſe an mein früheres Referat über die von 1893—1899 erſchienenen neuen Auflagen der ſechs Bände im Nachſtehenden gegebene Ueberblick über die wichtigeren Ergänzungen in der neuen Auflage mag davon einen Begriff geben, wobei darauf hinzuweiſen iſt, daß ſelbſtverſtändlich außerdem überall die in den letzten acht Jahren erſchienene Literatur nachgetragen iſt.

Der größere Theil des neuen Zuwachſes fällt auf das 1. Buch, Bildende Kunſt, Tonkunſt und Kirchenlied, das in allen Abſchnitten, unter ſorgfältiger Berückſichtigung der

---

1) Geſchichte des deutſchen Volkes ſeit dem Ausgang des Mittelalters. Von Johannes Janſſen. VI. Band. Kulturzuſtände des deutſchen Volkes ſeit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges. Erſtes und zweites Buch. 15. u. 16., verbeſſerte und vermehrte Auflage, beſorgt von Ludwig Paſtor. Freiburg i. B, Herder. 1901. XXXVII u. 580 S. 8° (gegen XXXVI u. 546 S. der 13. und 14. Auflage von 1893). Preis M. 5,60; geb. M. 7.—

2) Vgl. Hiſtor.-polit. Bl. Bd. 125, S. 144 ff., 211 ff.

allgemeinen und ſpeciellen kunſthiſtoriſchen Literatur der letzten Jahre, höchſt ſchätzbare Ergänzungen erfahren hat.

In dem einleitenden Rückblick ſind S. 18 Anm. 2 die Urtheile von A. Haenel u. A. über die Spätgothik (dazu Nachtrag S. 559), S. 119 Anm. 1 die Urtheile von F. X. Kraus und F. Schneider über die deutſche Kunſt des ausgehenden Mittelalters überhaupt angeführt. In dem I. Abſchnitte: Einwirkung der religiöſen Umwälzung auf die bildende Kunſt, iſt zunächſt im 1. Kapitel über kunſtfeindliche Lehren und Bilderſtürmerei der Proteſtanten S. 23, Z. 1 v. u. bis S. 24, Z. 3 v. u. jetzt zuſammenhängend in den Text aufgenommen, was in der letzten Auflage an zwei verſchiedenen Stellen (S. 22 f. u. 27 f.) in Zuſätzen Paſtor's zu den Anmerkungen über die von Zanchi und Vermigli gegebenen direkten Aufforderungen zu Kirchenſchändung und Bilderſtürmerei beigebracht war. Weitere Einzelheiten über die proteſtantiſche Bilderſtürmerei ſind S. 26 zu Anm. 5 u. S. 28 zu Anm. 1 beigefügt; S. 34 Anm. 2 weitere Begründung des über den Einfluß der neuen Lehre auf den Rückgang der Kunſt überhaupt Geſagten; weitere Einzelheiten S. 35 Anm. 2 u. S. 38 Anm. S. 37 Anm. 2 zu Holbein. — Im 2. Kapitel, die Kunſt im Dienſte confeſſioneller Polemik iſt S. 43 Anm. das über Peter Flötner Geſagte mit Bezugnahme auf die Schrift von K. Lange über denſelben geändert. Auf derſelben Seite iſt das im Text Z. 1—12 über eine Federzeichnung von Peter Viſcher im Dienſte der proteſtantiſchen Polemik Geſagte neu hinzugefügt. S. 44 und 45 kleine Zuſätze im Text nach Weſſely, Die Geſtalten des Todes und des Teufels in der darſtellenden Kunſt (Leipzig 1876). S. 48, Z. 2 v. u. bis S. 50, Z. 8 ein größerer Zuſatz im Text über polemiſche und tendenziöſe Bilder in proteſtantiſchen Kirchen, von Cranach u. A., auch in Oeſterreich, nach Schuchardt's Monographie über Cranach und nach den Mittheilungen von J. Graus in der Zeitſchrift „Kirchenſchmuck“; S. 50, Z. 9 v. u. bis 51, Z. 9 Zuſatz im Text über ein ebenfalls hierher gehöriges, jetzt im ſtädtiſchen Muſeum zu Frankfurt befindliches Glasgemälde. S. 51 Anm. 2 über polemiſche Aufſchriften auf proteſtantiſchen Kirchenglocken. S. 52 Anm. Ergänzungen zu den Angaben über polemiſche Bilder von katholiſcher Seite.

Im II. Abſchnitt: Einwirkung der neu eingeführten „antikiſch-wälſchen“ Kunſt, iſt zunächſt das einleitende Kapitel über den Einfluß der Renaiſſance auf die deutſche Kunſt überhaupt (S. 56—70), das in der letzten Auflage gegenüber dem urſprünglichen Texte Janſſens durchaus umgearbeitet war (vgl. Hiſtor.-polit. Bl. 126, S. 223), jetzt weniger verändert: kleine Zuſätze S. 64 Anm. 1 zu Memling und Stephan von Köln; S. 68 zu Anm. 2 Urtheile von F. Schneider und Lange über die deutſche Renaiſſance. S. 64 oben iſt auch der Text über Correggio und Tizian etwas geändert. Eine größere Anmerkung am Schluß des Kapitels S. 69 f. führt die Anſichten von G. Schneeli und H. A. Schmid über das Eindringen der Renaiſſance in die deutſche Kunſt vor. Zum Kapitel über Kunſtſchriften iſt S. 75 f. Anm. 4 das Urtheil von G. v. Bezold (Baukunſt der Renaiſſance, 1899) über Wendel Dietterlein beigefügt. Zur Baukunſt und Bildnerei: S. 82, Z. 3 bis S. 83 unten größerer Zuſatz im Text über die kirchliche Baukunſt der katholiſchen Reſtaurationszeit, nach den Arbeiten von J. Graus im Kirchenſchmuck u. A.; S. 84 f. Anm. 4 Urtheil von Graus über die Baukunſt an den Kirchen der Jeſuiten; S. 85 Anm. 1 und 2 nebſt dem entſprechenden Satz im Text über die St. Michaelskirche in München; S. 85, Z. 4 v. u. bis S. 86, Z. 2 Zuſatz im Text über den künſtleriſchen Charakter der Jeſuitenkirchen überhaupt; S. 87 Zuſätze zu Text und Anmerkungen über proteſtantiſchen Kirchenbau, mit Nachtrag S. 559 f.; S. 87 Anm. 2 über den Baumeiſter Elias Holl; S. 89 f. Anm. 3 und S. 90 Zuſatz zu Anm. 1 über das Verhältniß des Cardinals Albrecht von Brandenburg zur Kunſt; S. 91 kleiner Zuſatz im Text über das Heidelberger Schloß; S. 95 Anm. 1 über Flügelaltäre aus dem 16. Jahrhundert; ebenda Anm. 4 über den Lettner im Hildesheimer Dom; S. 95 f. Zuſatz zu Anmerkung 5 über die Werke des Jodocus Vredis; S. 98 Zuſatz im Text Anm. 3 über die Thätigkeit niederländiſcher plaſtiſcher Künſtler in Deutſchland, beſonders über Alexander Colin; S. 99 Anm. 3 über Eichſtätter Grabmäler, nach Schlecht; S. 101 Anm. 6 über Adrian de Vries. — Zur Malerei: S. 106 Anm. 2 Urtheil von F. Rieffel über den Verfall der deutſchen Malerei unter dem fremden Einfluß.

S. 107 Zuſatz zur Anm. über den Maler M. Th. Polak; S. 116 f. größere Anm. zur Charakteriſtik der handwerksmäßigen Porträtmalerei aus der Werkſtatt des Lukas Cranach, nach Fr. Rieffel; S. 118 Anm. 8 Zuſatz zu den Angaben über die Arbeitslöhne für Porträtmaler; S. 119 Anm. 1 über die Porträtſammlerei des Erzherzogs Ferdinand II von Tirol. Zum Kupferſtich und Holzſchnitt: S. 122 f. Anm. 3 Urtheil von Meyer über die Bibelilluſtrationen in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts. Im Kapitel über fürſtliche Kunſtſammlungen iſt S. 138 der Text über Albrecht V. von Bayern als Kunſtſammler etwas geändert, mit Hinweis auf Riezlers Geſchichte Bayerns; weitere Zuſätze nach Riezler S. 139 f. zu Anm. 4 u. S. 141 Anm. 4; S. 142 Anm. 1 Zuſätze zur Literatur über Kaiſer Rudolf II. als Sammler, deßgleichen über Erzherzog Ferdinand von Tirol; S. 144 Anm. 3 über Herzog Philipp II. von Pommern-Stettin als Sammler. — Zum III. Abſchnitt, Naturalismus in der Kunſt: S. 148 Anm. 1 über das Grabmal Albrechts von Brandenburg; wiederholt iſt in dieſem Abſchnitt das Buch von K. Lange über Peter Flötner benutzt, S. 149 im Text unten, S. 157 Anm. 2, S. 159 Anm. 1, S. 166 Anm.; S. 154, Z. 5 bis S. 155, Z. 8 größerer Zuſatz im Text über den Höllen-Breughel, nach Weſſely, Die Geſtalten des Todes und des Teufels; S. 163 Zuſatz im Text unten, Klagen Vadians über Zunahme des Unzüchtigen in der Kunſt; ferner Zuſätze zu S. 164 Anm 2 u. S. 165 Anm. — Zum IV. Abſchnitt über Tonkunſt und Kirchenlied: S. 172 Anm. Nachtrag zur Literatur über Orlando di Laſſo; S. 174 f. Nachtrag zu Anm. 4 über den Gebrauch der Orgel; S. 181 Anm. 1 neuere Anſichten über die Entſtehung des Lutherliedes; S. 191 f. Zuſatz zur Literatur über Wiedertäuferlieder; deßgleichen S. 197 Anm. 2 über Kirchenlieder.

Verhältnißmäßig geringer an Zahl ſind die ergänzenden Zuſätze, die zum 2. Buch, Volksliteratur, auf Grund der literarhiſtoriſchen Produktion der letzten Jahre zu machen waren. Was zur Sache Gehöriges ſeit 1893 erſchienen iſt, iſt auch hier durchgängig ſorgfältig berückſichtigt und nachgetragen. Im Ganzen bleibt dabei das mit Meiſter-

hand gezeichnete Bild der „ſchönen Literatur" des 16. Jahrhunderts dasſelbe. So traurig dieſes Bild iſt, ſo lehrreich iſt es auch, daraus in unmittelbarſter Weiſe den furchtbaren ſittlichen Verfall kennen zu lernen, der die nächſte Folge der religiöſen Revolution war. Ungemein charakteriſtiſch iſt dabei, daß, je ſchmutziger und gemeiner ein Schriftſteller jener Zeit in ſeiner ganzen Haltung überhaupt iſt, er ſich mit um ſo größerem Eifer der Schmähung und Beſchimpfung der katholiſchen Kirche und ihrer Einrichtungen widmet. Ganz wie in unſerer auf dem Gipfel der Intelligenz angelangten Gegenwart. Ein Geiſt der Lüge, des Haſſes und der tiefſten ſittlichen Verkommenheit geht durch jene Literatur, deren Hauptrepräſentant der grundgemeine Fiſchart iſt, der die mit ſolcher Speiſe ſich nährenden Theile des deutſchen Volkes ſchlimmer innerlich verwüſten mußte, als das arme Deutſchland nachher durch den dreißigjährigen Krieg in materieller Hinſicht verwüſtet worden iſt.

Im Einzelnen ſind folgende Zuſätze in dieſem literarhiſtoriſchen Theil als die bemerkenswertheren hervorzuheben: S. 226 f. Anm. zur neueſten Literatur über Hans Sachs. An verſchiedenen Stellen iſt die neue Literaturgeſchichte von Vogt und Koch (1897) angezogen, ſo S. 247, 266, 311, 317, 365, 422. S. 256 Anm. Zuſatz zur Beurtheilung des Erasmus Alber. S. 266 Anm. 2 u. 3 zu Fiſchart. S. 301 Zuſatz zu Anm. 1 über eine Komödie des Joh. Bußleb. S. 331 Zuſatz zur Anm. über das „Bockſpiel M. Luthers". S. 831 Z. 2 f. iſt der Text hinſichtlich des Verfaſſers der Satire: „Ein heimlich Geſpräch zwiſchen Luther und ſeinen guten Freunden" (Cochläus) nach Paulus geändert. S. 233 Anm. 1 weiterer Zuſatz zu Daniel von Soeſt. S. 359 Anm. Zuſatz über ein ſpäterhin als geſchichtliche Urkunde gegen Tetzel verwendetes, erdichtetes Dokument, nach Paulus. S. 387 Anm. 1 über das Unſittliche in den Faſtnachtsſpielen des Hans Sachs. S. 402 Anm. 1 weitere Notizen über das Auftreten engliſcher Komödianten in Deutſchland. S. 405 Anm. 4 über deren Einfluß auf das Bühnenweſen in Deutſchland. S. 414 Anm. 1 das Urtheil von Bolte über die Singſpiele derſelben. Weitere Zuſätze zum Theaterweſen S. 416 Anm. 2, 417 Anm. S. 421 Anm. 4 Urtheil von Bolte über Montanus. S. 422

Anm. 1 u. 2 zu Val. Schumann und der Schwankliteratur überhaupt. S. 424 Anm. 3 zur Ueberſetzungsliteratur. S. 447 Anm. 1 Literatur über fremde Einflüſſe. S. 451 Anm. 2 wird ein Ausſpruch von A. Musculus über die Wunderliteratur der Zeit neu angeführt; weitere Zuſätze in Bezug auf dieſen Gegenſtand S. 457 Anm., 460 Anm. 1, 462 Anm. 3, 463, Z. 11—13 im Text. S. 466 Anm. 1 über den Kometenaberglauben Luthers und anderer prot. Prediger; dazu auch S. 467 Anm. 4. S. 468 f. Anm. 3 Nachtrag über „Praktiken". S. 472 Anm. 1: G. Scherer und Cochläus gegen die bei den Lutheranern herrſchende abergläubiſche Erwartung des jüngſten Tages. S. 487 Anm. neuere Literatur über Paracelſus. S. 493 Anm. 1 über die am Anfang des 17. Jahrhunderts gedruckten alchimiſtiſchen Bücher. S. 499 zu Anm 1, über Thurneiſſen und den brandenburgiſchen Kurprinzen Joachim Friedrich. S. 500 Anm. 3 über Aſtrologie in Italien. S. 502 Zuſatz zum Text Z. 1—14, über den Gebrauch, den in Oeſterreich die proteſtantiſchen Prädikanten zu Hetzzwecken von der Aſtrologie machten. S. 514 Zuſatz zur Anm. über Luthers (weſentlich manichäiſche) Anſicht von der Macht des Teufels S. 515 Anm. 2 und 517 Anm. Zuſätze zur Teufelsliteratur des 16. Jahrhunderts nach der Schrift von Osborn. S. 520 Anm. 1 u. 2 und 525 Anm. 3 zu den Berichten über Beſeſſenheit. S. 527 f. Zuſatz zu Anm. 2 über Geſpenſtererſcheinungen, aus Oldecops Chronik S. 538 Anm. 2 zur Literatur über den geſchichtlichen Fauſt. S. 539 f. u. 541 f. größere Zuſätze zu den Anmerkungen über das älteſte Fauſtbuch von 1587 nach Milchſack. S. 558 zu Anm. 1 über die engliſche Anſicht von Deutſchland im 16. Jahrhundert.

Das Angeführte wird zur Genüge gezeigt haben, wie viel Arbeit und Fleiß der unermüdlich thätige Herausgeber dem Bande abermals gewidmet hat und mit wie vielem Recht dem entſprechend die neue Auflage ſich wieder als eine verbeſſerte und vermehrte bezeichnen darf.

München. Dr. F. Lauchert.

XXIII.

Der Charitastag in Aachen.

(15 bis 17. Juli 1901.)

Der vom geiſtlichen Rath Mſgr. Dr. Werthmann zu Freiburg i. Breisgau geleitete Verband aller derjenigen Vereinigungen, welche im katholiſchen Deutſchland ſich der Pflege der Charitas widmen, hatte ſich im laufenden Jahre die altehrwürdige Kaiſerſtadt Aachen als Ort ſeiner Tagung auserſehen. Das an Heiligthümern und geſchichtlichen Erinnerungen ſo reiche Gemeinweſen mochte wie unter dieſen Geſichtspunkten ſo auch wegen der in ihm zu hoher Blüthe in unſeren Tagen gelangten chriſtlichen Charitas beim Vorſtande den Ausſchlag gegeben haben, als es ſich um die Wahl des Ortes der heurigen Tagung handelte. Verdankt doch Aachen ſeine heutige Blüthe dem Stifter des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation, Karl dem Großen, glänzend als Feldherr, Geſetzgeber, Staatsmann, aber nicht minder als Held chriſtlicher Charitas, die ſich nicht bloß in der Errichtung von Bisthümern oder Schöpfung von Klöſtern, der Gründung von Stätten der Bildung, ſondern auch in der Sorge um Arme und Bedrängte kundgab, die bis weit in das Morgenland hinein ſich erſtreckte.

Was aber die Pflege der Charitas im modernen Aachen anlangt, ſo darf die Stadt ſich rühmen, auf dieſem Gebiete von nicht vielen Schweſterſtädten auf deutſchem Boden überflügelt zu werden. Zum Beweiſe dafür ſei es

geſtattet, hier auf eine geradezu muſtergültige Darſtellung hinzuweiſen, die, aus Veranlaſſung des Charitastages entſtanden, eine über dieſe Gelegenheit weit hinausgehende Bedeutung beſitzt.[1]) Aus dieſem Grunde hat die ſtädtiſche Verwaltung die Schrift unter ihren Schutz genommen und einen Theil der Koſten ihrer Herſtellung gedeckt. Aus derſelben geht hervor, daß es kaum eine einzige Form menſchlichen Elends, kaum eine Stufe der Entwicklung im menſchlichen Leben gibt, die in den gemeinnützigen Veranſtaltungen Aachens nicht Berückſichtigung fände. Allerdings tragen dieſe entſprechend der geſchichtlichen Entwicklung der alten Kaiſerſtadt vorwiegend einen katholiſchen Charakter an ſich. Doch haben die beiden Herausgeber auch die charitativen Einrichtungen der evangeliſchen und iſraelitiſchen Mitbürger in den Rahmen ihrer Darſtellung einbezogen.

Selbſtverſtändlich kann der Reichthum des Inhalts hier nur oberflächlich geſtreift werden. Wir erwähnen die Fürſorge für Kinder in ihren ſchier unabſehbaren Formen. Noch reicher geſtalten ſich die Einrichtungen für jugendliche Perſonen, die uns entgegentreten in charitativen Fortbildungsanſtalten für männliche, und ganz beſonders für weibliche Perſonen. Hier begegnen uns unter ſieben Abtheilungen die verſchiedenſten Einrichtungen zur Ausbildung von Fabrikarbeiterinnen für den künftigen Beruf der Gattin, Hausfrau und Mutter. Daran reihen ſich Stiftungen zur Erziehung und Bildung im Allgemeinen, ſolche zur Ausbildung für wiſſenſchaftliche und techniſche Berufe und endlich die Einrichtungen zum Schutz jugendlicher Perſonen und Frauen. Unter ihnen

1) Auskunftsbuch über die Wohlfahrts-Einrichtungen der Stadt Aachen. Aus Anlaß des VI. Charitastages des Verbandes für das katholiſche Deutſchland im Auftrage des örtlichen Ausſchuſſes dieſes Tages unter Beihülfe der Stadt Aachen herausgegeben von Dr. G. Talbot, Beigeordneter der Stadt Aachen und L. Wagels, Hauptlehrer. Aachen, Albert Jacobi & Cie. 1901. 8°. XII, 87 S.

nennen wir: das Lehrlingshaus der armen Brüder vom hl. Franziskus, das Hoſpiz der Arbeiterinen, das Marienhoſpiz für Fabrikarbeiterinen, das Mägdehaus, das Aſyl für heimathloſe Mädchen. Je einſeitiger die Hand jeder Fabrikarbeiterin ausgebildet wird, je höher dieſe Einſeitigkeit ſich entwickelt mit der Feinheit der ihr zugewieſenen Aufgabe, um ſo ſtärker entwickelt ſich ihre Unfähigkeit zur Verrichtung der rauhen und beſchwerlichen Arbeiten des Hausſtandes, in den ſie eines Tages treten ſoll. Hier haben katholiſche Kaufherren Aachens und ihre Damen die Hebel eingeſetzt und in Verbindung mit den geiſtlichen Frauenorden der Stadt wahrhaft muſtergültige Einrichtungen geſchaffen, die am Wiederaufbau der Familie des Fabrikarbeiters in opferfreudigem Wetteifer arbeiten.

In dem größeren, *zweiten* Theile der Schrift wird die *offene* Fürſorge dargelegt. In einer faſt unabſehbaren Prozeſſion ziehen hier an unſerm Auge vorüber all die Stiftungen der frommen katholiſchen Altvordern, von denen unſer heutiges Geſchlecht, oft ohne ein Gefühl der Dankbarkeit, zehrt. Sie erinnern mich an den von meinem verehrten Lehrer Karl Joſeph von Hefele im Colleg zu Tübingen mit ſoviel Vorliebe angerufenen Satz *Luther's*: „Unter dem Papſtthum war des Gebens kein Ende.“ Eingehende Beachtung verdienen dann die mit Sorgfalt behandelten allgemeinen und ſpeziellen Krankenanſtalten, die Hoſpitäler für ſieche und alte Perſonen, die Fürſorge für beſondere Gebrechen und die beſſernde Fürſorge. Die hervorragend brauchbare Schrift möchte ich nach zwei Richtungen warm empfehlen; ſie muß jedem Vertreter der Socialdemokratie die Schamröthe in das Geſicht treiben und kann jederzeit als kraftvolle Verwahrung wider ſeine grundſtürzende Weltanſchauung benützt werden. Sodann beſitzt ſie eine vorbildliche Bedeutung für Arbeiten ähnlicher Art, die man allerorts in den Kreiſen der deutſchen Katholiken unternehmen ſollte. Wir beſitzen mehr Schätze, als wir glauben möchten.

Das „Auskunftsbuch über die Wohlfahrts-Einrichtungen der Stadt Aachen“ mußte bei allen Theilnehmern des Charitastages die günſtigſte Stimmung hervorrufen und hat weſentlich den glänzenden Verlauf der Verhandlungen beeinflußt. In der ehrwürdigen Münſterkirche, an deren muſiviſcher Ausſchmückung fleißige Hände ſeit Monaten ſich regen, wurde durch Hochamt der Segen Gottes auf die Verhandlungen herabgefleht. Zum Bedauern aller Mitglieder der Tagung ſah ſich der hochwürdigſte Herr Erzbiſchof von Köln am Erſcheinen verhindert. Um ſo lebhaftere Freude empfand man über die rege Theilnahme der hohen Beamtenſchaft. Der Oberpräſident der Rheinprovinz, Excellenz Naſſe, und der Präſident der Regierung in Aachen, Herr von Hartmann, welche der Leiter des Ortscomitees Ehrenſtiftsherr Metzmacher in warmen Worten begrüßte, folgten den Verhandlungen am Dienſtag 16. Juli Vormittag mit lebhaftem Intereſſe, ließen ſich beide in den Charitasverband als Mitglieder aufnehmen, und außerdem legte der Herr Oberpräſident in einer warm empfundenen, tiefchriſtlichen Anrede ſeine Geſinnungen bezüglich der Charitas dar. Wie im Fluge hatte der erſte Staatsbeamte der Rheinprovinz ſich die Herzen der Anweſenden erobert. Außerdem waren erſchienen die Centrumsabgeordneten Landgerichtsdirektor Schmitz aus Düſſeldorf, Kaplan Dasbach, Sittart u. a., ſowie der Graf Droſte-Viſchering-Erbdroſte aus Münſter, welcher in Verbindung mit Bürgermeiſter Dr. Talbot die öffentlichen Verſammlungen leitete. Mit Ausnahme des Begrüßungsabends hat die katholiſche Bevölkerung, insbeſondere die Frauenwelt, den Verhandlungen das lebhafteſte Intereſſe entgegengebracht. Die erſte öffentliche Verſammlung am Dienſtag Abend (16. Juli) in der Halle des zoologiſchen Gartens, die für den jüngſt durch Brand verwüſteten großen Saal des Karlshauſes gewählt werden mußte, wies dreitauſend Beſucher auf. Oberſter Leiter aller Berathungen war geiſtlicher

Rath Mſgr. Werthmann aus Freiburg im Breisgau, der Chef des Charitaswerkes.

Aus dem Rechenſchaftsbericht erhellt, daß dem Vereine angehören 8 Biſchöfe, 10 Mitglieder von Fürſtenhäuſern, 135 Mitglieder des Adels, 207 Vereine und Anſtalten, 49 Mitglieder von Domkapiteln, 742 Seelſorger und 786 Laien. Die Einnahmen des letzten Jahres betrugen 15,773 M., die Ausgaben 15,560 M. An den Rechenſchaftsbericht ſchließt ſich ſofort der erſte Vortrag, in welchem der beigeordnete Bürgermeiſter Dr. Talbot von Aachen über die Wohlfahrtsanſtalten und Wohlfahrtseinrichtungen der Stadt Aachen trefflich ſich verbreitete. Die Rede ſtellte eine Erläuterung des in der genannten Schrift niedergelegten Stoffes dar. Redner betonte, daß das neue preußiſche Fürſorgegeſetz in Aachen bereits erfreuliche Früchte getragen. Die freie Armenpflege arbeitet, was als hoher Gewinn zu bezeichnen, mit der ſtädtiſchen Hand in Hand. Auffallend iſt die Thatſache, daß das Steigen und Fallen der Noth wenig beinflußt wird vom Auf- und Niedergang der Induſtrie. Der höchſte Prozentſatz der Unterſtützten, nämlich 51, entfällt auf Altersſchwache (31 Proz. Kranke). Von den Altersſchwachen waren ein Drittel vorzeitig Altersſchwache. Dieſer hohe Prozentſatz wird von Dr Talbot zurückgeführt auf die früher weit verbreitete Kinderarbeit, das Zuſammenarbeiten der beiden Geſchlechter in Fabriken, das frühe Heirathen, den vielfach leichtlebigen Sinn der Bevölkerung. Ferner berührte er die Thätigkeit der Volksküchen und der gemeinnützigen Geſellſchaft zur Hebung der Wohnungsnoth.

Profeſſor Dr. Weſener, Oberarzt der Abtheilung für innere Krankheiten im Mariahilf-Hoſpital in Aachen, behandelte „die Bekämpfung der Trunkſucht in ihrer charitativen und ſocialen Bedeutung“. Am Schluſſe des bedeutungsvollen Vortrags faßte er in dankenswerther Weiſe den ſehr reichen Inhalt in folgende Theſen zuſammen: 1. Völlige Enthaltung des Alkohols für geſunde Kinder bis zum 14. Lebensjahre,

ſodann für alle Trinker und alle, die es geweſen ſind und davon geheilt wurden, für die, deren Eltern Trinker waren, ſowie für Geiſteskranke und geheilte Geiſteskranke. 2. Enthaltung von gewohnheitsmäßigem Alkoholgenuß iſt geboten für die Jugend vom 14. bis 18. Lebensjahr. 3. Abſolute Mäßigkeit iſt erforderlich für alle übrigen nicht geſunden Perſonen. 4. Relative Mäßigkeit iſt die Pflicht aller Perſonen. Schließlich richtete Profeſſor Weſener, in welchem die Gelehrſamkeit eines Profeſſors mit den Erfahrungen eines praktiſchen Arztes und dem Glauben eines frommen Katholiken ſich paart, an alle ſeine Amtsgenoſſen die innige Bitte, ſich auf dieſem Gebiete in den Dienſt der Charitas zu ſtellen.

In der zweiten berathenden Verſammlung, die Dienſtag 16. Juli im Kurhauſe zu Burtſcheid (das Aachener Kurhaus iſt im Umbau begriffen) um 4 Uhr ſtattfand, ſprach der Fabrikant Albert Kern aus Aachen über „die hauswirthſchaftliche Unterweiſung ſchulentlaſſener Mädchen aus dem Arbeiterſtande". Der Redner, ein humaniſtiſch gebildeter Fabrikbeſitzer, hat im Bewußtſein der ſchweren geſellſchaftlichen Pflichten, welche den Trägern der Induſtrie gegenüber der Arbeiterſchaft obliegen, die erſte Anregung zur Errichtung der ſonntäglichen Unterrichtskurſe im Hausweſen für Fabrikmädchen gegeben, im Verein mit ſeiner ideal geſinnten Gemahlin und anderen echt chriſtlichen Damen und mit Aufwendung reichlicher Geldſpenden denſelben verwirklicht und zu immer weiterer Entwicklung weitergeführt. Dank der energiſchen Förderung des Werkes durch den Herrn Oberbürgermeiſter Veltman und den Aachener Verein für Volkswohlfahrt blühen heute ſechs Handarbeitsſchulen mit 720 Mädchen. Zwei Kochkurſe und vier Bügelkurſe wurden im Laufe der Zeit angegliedert. Der mit ungewöhnlicher Sachkenntniß ausgearbeitete Vortrag klang aus in den Satz: Gut eingerichtete Wohlfahrtspflege zur Beſſerung unſerer ſocialen Zuſtände durch Erneuerung und Belehrung der

chriſtlichen Familie — das iſt das Werk der Barmherzigkeit, das unſerer Zeit beſonders noth thut.

Fräulein Breuer, Elementarlehrerin aus Neuß, verbreitete ſich, als Vertreterin des Verbandes katholiſcher Lehrerinen, über „die Haushaltungskurſe für die Mädchen der oberſten Klaſſe der Elementarſchule", deren Nutzen, ja Nothwendigkeit, ſie geſchickt begründete. Nach ihr betrat die Rednerbühne Freifrau Dorette von Schenk zu Schweinsberg in Nieder-Schleiden und ſprach über „Wirthſchaftliche Frauenſchulen zur Heranbildung von Frauen und Jungfrauen für ſociale Hilfsarbeit". Den Kern des Vortrages bildete die Forderung: Jede Hausfrau muß ein Einjährig-Freiwilligenjahr in einer wirthſchaftlichen Frauenſchule durchgemacht haben. Verwirklichung hat ihr Plan in der von ihr geleiteten Anſtalt gefunden, über den ſie einen Jahresbericht vertheilen ließ.

Zur Beſeitigung der Kurpfuſcherei und zu ſchneller und gediegener Hilfe in Fällen der Krankheit vor Ankunft des Arztes, ſowie zur Hilfeleiſtung desſelben auf dem platten Lande hat man das Inſtitut ländlicher Krankenpflegerinen" ins Leben gerufen. Ueber dieſe Einrichtung hielt der bei der Provinzialverwaltung der Rheinprovinz in Düſſeldorf angeſtellte Landesrath Brandts einen ſehr belehrenden Vortrag. Einem katholiſchen Prieſter, Rektor Kiem zu Arenberg, gebühre das Verdienſt, den Anſtoß zur Ausbildung ſolcher Kurſe gegeben zu haben. Die Kurſe finden ſtatt zu Arenberg bei Ehrenbreitſtein (Coblenz). 14 Tage iſt der Unterricht theoretiſch, dann werden die Mädchen auf Krankenhäuſer vertheilt, wo vier Wochen lang praktiſche Ausbildung ſtattfindet. In drei Jahren ſind 110 Mädchen ausgebildet worden, welche dem Weſterwald und rauhen Gegenden des Regierungsbezirks Trier entſtammen.

Eine Vertreterin des kath. Lehrerinenverbandes machte hierauf Mittheilung von der Gründung eines katholiſch-deutſchen Lehrerinenheims in Paris. Die Ein-

richtung iſt getroffen für die Lehrerinen und Erzieherinen, die ſich zwecks Erlernung der franzöſiſchen Sprache in Paris aufhalten müſſen. Durch das Heim ſollen nicht junge Lehrerinen nach Frankreich gelockt werden, ſondern es ſoll den jungen Lehrerinen eine beſſere Gelegenheit, als das Engagement in einer franzöſiſchen Familie, geboten werden, wo ſie ſich in der franzöſiſchen Sprache üben; das Heim hält alſo die deutſchen Lehrerinen direkt ab, im Auslande zu bleiben. Damit iſt wohl das erheblichſte Bedenken beſeitigt, das gegen die Errichtung des Heimes laut wurde. Das Haus iſt gelegen in der Rue Fondary Nr. 5—6. Vorſteher iſt P. L. Helmig.

Für die erſte öffentliche Generalverſammlung, Dienſtag Abend, waren drei Vorträge angekündigt. Den erſten hielt der päpſtliche Hausprälat, Stiftsherr Dr. Bellesheim aus Aachen über „die Krankenpflege in den Häuſern der Armen und das gemeinnützige Wirken der Aachener Armenſchweſtern vom hl. Franziskus.“ Redner ſchilderte eingehend den Dienſt der Schweſtern bei den Armen, ſodann die Arbeit der Franziskanerinen in den Hoſpitälern, deren ſie 15 in Deutſchland und 14 in den Verein. Staaten von Nordamerika leiten. Die Einrichtungen der letzteren wurden auf Grund der ärztlichen Berichte eingehend geſchildert. Den Strom des Segens bis zu ſeinen tiefſten Quellen verfolgend, zeichnete Redner auch ein Bild der ehrwürdigen Mutter Franziska Schervier, einer der größten Töchter Aachens im 19. Jahrhundert, welche die Genoſſenſchaft ins Lebens gerufen.[1]) Noch manche edle deutſche Frauen, die auf Königsſtühlen ſitzen, oder Fürſtenkronen tragen, werden die folgende Stelle aus der Rede mit Vergnügen entgegennehmen:

„Könnten die Schlachtfelder Dänemarks und Frankreichs reden, ſie würden uns erzählen, wieviele Cholera- und Peſtkranke von unſeren Franziskanerinen Pflege empfingen, wieviele

1) Ueber Franziska Schervier vgl. dieſe Zeitſchrift CXII, 861.

blutenden Kriegern ſie die Wunden verbunden, wievielen ſchmachtenden Soldaten ſie den letzten labenden Trunk bereiteten, wievielen Verſchiedenen ſie die Augenlieder zugedrückt. Es hat eine Perſönlichkeit gegeben, welche, von der göttlichen Vorſehung an die Spitze der geſammten deutſchen Frauenwelt geſtellt, mit der Macht kaiſerlichen Einfluſſes ſie gefördert, mit dem ſicheren Blicke eines warmfühlenden Frauenherzens die Entwicklung der Genoſſenſchaft unabläſſig verfolgt hat. Und noch mehr. In ſchweren Zeitläuften, deren wir heute nur mit dem Gefühle tiefer Wehmuth gedenken, hat die hochſelige Kaiſerin und Königin Auguſta, mit mächtigem Arm weit ausholend, ihren fürſtlichen Mantel um Franziska und ihre Genoſſenſchaft gelegt und ihren Fortbeſtand in beſſere Zeiten hinübergeführt. Niemals ſoll das Andenken an dieſe hochſelige, echt chriſtliche, mit der großen Tochter unſerer Stadt durch warme Freundſchaft verbundene Kaiſerin und Königin Auguſta in unſeren Kreiſen erbleichen, nie der Dank der Bürgerſchaft Aachens gegen dieſe treubeſorgte Landesmutter erſterben."

Mſgr. Profeſſor Dr. Schröder aus Münſter behandelte ſodann die Mutterliebe, die, weil ſie die opfermuthigſte iſt, als das Urbild der chriſtlichen Charitas zu gelten hat. Seine geiſtvollen Ausführungen wurden theologiſch begründet und dann auf die ſocialen Bethätigungen angewendet. Auch des bürgerlichen Geſetzbuches mit ſeiner den Code Napoléon weit überragenden Auffaſſung hinſichtlich der Würde der Frau wurde gedacht. Eine geradezu hinreißende Beredſamkeit mit Bezug auf Stimme, Deklamation, Anwendung der für den Redner verfügbaren Mittel zur Einwirkung auf das Gemüth, und Inhalt entfaltete der Dominikaner P. Dalmatius aus Venloo in Holland. Er ſchilderte den modernen Pauperismus, den man nur mit einem vom Herzen kommenden und zum Herzen dringenden Almoſen zu bekämpfen vermöge. Hier könne und müſſe auch der Unbemittelte eintreten, auch in die kleine Gabe könne der Spender ſein Herz legen. Die Pracht der Bilder und

Gleichniſſe, deren der Sohn des Stifters des Ordens der Predigerbrüder ſich bediente, hinterließ bei der Zuhörerſchaft den tiefſten Eindruck.

Der zweite Tag der Charitasverſammlung begann Mittwoch 17. Juli im Kurhauſe zu Aachen-Burtſcheid mit ernſter Arbeit und lebhafter Betheiligung beſonders der katholiſchen Frauenwelt morgens neun Uhr. Der Benediktiner Dr. Förſter, in der Abtei Maredſous in Belgien anſäſſig, aber aus der Umgegend von Aachen ſtammend, führte ſich als geiſtvoller Vermittler zwiſchen Belgien und Deutſchland ein durch ſeinen Vortrag über die Charitas in Belgien. Er ſchilderte die charitative Thätigkeit der katholiſchen Univerſität Löwen durch die Schöpfung einer Abtheilung für politiſche und ſociale Wiſſenſchaft, beſprach die Verdienſte der katholiſchen Regierung Belgiens um Hebung der Lage der Arbeiter und erwähnte die Induſtrie- und Arbeitsräthe und die Fürſorge für Arbeiterwohnungen und Altersverſicherung. Die letztere hat zur Gründung von auf Gegenſeitigkeit beruhenden Verſicherungsgeſellſchaften auf Altersrente geführt. Das Armenvermögen Belgiens, welches aus ſäculariſirtem katholiſchem Kirchengut beſteht, reicht aus, um $^5/_6$ der Koſten für die Armenpflege zu decken, während das letzte Sechſtel von den Gemeinden geleiſtet wird. Die ſieben Millionen Katholiken Belgiens leiſten verhältnißmäßig am meiſten für den Peterspfennig. Hervorragende Damen widmen ſich dem Beruf der Katechetinen. Arbeitermiſſionare (in Lüttich durch Mſgr. Doutreloux begründet) rufen Arbeiterhoſpize ins Leben. Dank den edlen Bemühungen gemeinnütziger Vereine ſind in wenigen Jahren 3000 Arbeiter Eigenthümer von Wohnungen geworden. „Burenbonds“ arbeiten nach Art der Raiffeiſenkaſſen. Ein antiſocialiſtiſches Werk iſt „Het beſte Brod“ in Antwerpen, das mit einer Lebensverſicherung verbunden iſt. Sehr angemeſſen betonte der Redner die Thatſache, daß die herrlichen alten katholiſchen Schöpfungen Belgiens im Gebiete der Charitas, welche das

moderne Belgien zu verſtärken ſucht, nicht in der Furcht vor dem Socialismus, ſondern in der katholiſchen Nächſtenliebe ihre Quelle beſitzen. Schließlich wünſcht der Redner die Anlage vergleichender Statiſtiken zwiſchen belgiſcher und deutſcher Charitas. Unmittelbar hieran reihte ſich der köſtliche Vortrag der Frau Juſtizrath Trimborn aus Köln über die von katholiſchen Damen zum Schutze unbemittelter Mädchen eingerichtete Bahnhofsmiſſion.

Nunmehr berichtete der königl. Landgerichtsdirektor Schmitz aus Düſſeldorf über das am 1. April 1901 ins Leben getretene preußiſche Geſetz der Fürſorge-Erziehung und die Betheiligung katholiſcher Vereine an der Ausführung desſelben.[1] Die Würde und den Ernſt des Richters mit der Gelehrſamkeit eines Profeſſors und der Beredſamkeit eines Abgeordneten verbindend, legte der Vortragende Entſtehung, Zweck, Inhalt und charitative Bedeutung des Geſetzes meiſterhaft dar. Als Urheber und Vater dieſes wichtigen ſocialpolitiſchen Geſetzes ſprach H. Schmitz mit einer Wärme und Güte, welche zur Bewunderung hinriß. Die Einfügung wichtiger Fälle aus der Praxis belebte den an ſich etwas trockenen Gegenſtand in angenehmſter Weiſe. Die Vereine müßten ſyſtematiſch vorgehen, Liſten führen und die Fälle im Verein beſprechen. Darauf ſeien Anträge beim Amtsrichter einzureichen. Dieſem Geſetze, das auch eine religiöſe Erziehung vorſieht, unterſtehen alle Perſonen vom 12. bis 18. Lebensjahre, mit der Maßnahme, daß der Minderjährige bis zum 21. Jahre in der Anſtalt feſtgehalten werden könne. Während die vornehme Haltung des Hrn. Landgerichtsdirektors mich an den verſtorbenen Peter Reichensperger erinnerte, ſtellte die Form des Vortrages und der

---

1) Die Fürſorge-Erziehung Minderjähriger. Preußiſches Geſetz vom 2 Juli 1900 von Ludwig Schmitz, Landgerichtsdirektor. III. Aufl. Düſſeldorf, Schwann 1901.

Adel der Diction eine glänzende Leiſtung forenſiſcher Beredſamkeit dar, wie man ihr ſelten heute begegnet.

Aus der Zahl der weiteren Vorträge nennen wir die des Hrn. Dr. med. Blum aus M.-Gladbach über die geſundheitliche und ſittliche Bedeutung der Wohnungsfrage mit beſonderer Berückſichtigung der Bekämpfung der Tuberkuloſe als Volkskrankheit, des Mſgr. Werthmann über die Art der wirkſamſten Verbreitung und Anwendung der Charitasideen, des Amtsgerichtsraths Dr. Laarmann aus Eſſen über kritikloſe Wohlthätigkeit. Den Schlußvortrag hielt der Reichstagsabgeordnete Juſtizrath Trimborn aus Köln über „die Pflichten der höheren Stände auf dem Gebiete der Charitas und der ſocialen Thätigkeit". Wenngleich die mit markerſchütternder Begeiſterung gehaltene Rede des Humors nicht entbehrte, ſo enthielt ſie doch tiefernſte Wahrheiten, die ſich auch an unſere höhere Frauenwelt richteten und ihr einen Spiegel ihrer hohen ſocialen Verpflichtungen vorhielten. Ergebenheits-Telegramme ergingen an Papſt und Kaiſer und wurden ſofort von beiden allerhöchſten Perſonen beantwortet. Zahlreiche Erklärungen zum Beitritt in den Charitasverband erfolgten im Lauf der ſchönen Tage, die von den Mitgliedern auch benützt wurden, um unter ſachkundiger Leitung die Wohlſahrtseinrichtungen der Stadt Aachen in Augenſchein zu nehmen. In dieſer Richtung iſt der Hr. Oberbürgermeiſter Veltman den Wünſchen des Charitastages, deſſen Sitzungen er mit Aufmerkſamkeit gefolgt und deſſen Zielen er in wohlgeſetzter Rede ſeine warme Anerkennung bekundet mit größter Bereitwilligkeit entgegengekommen.

Alles in Allem: der Charitastag iſt herrlich verlaufen, er hat zu fruchtbaren Erörterungen Anlaß dargeboten, er hat den alten Satz der Heilkundigen mit neuem Anſehen umgeben: In magnis morbis magna remedia.

XXIV.

Die Frauenfrage.

X. (Schlußartikel.)

In der Einzelfamilie wie in den natürlichen Erweiterungen derſelben, im Volke, im Staate und in der ganzen Menſchheit kommt dem ausgebildeten Weibe eine vermittelnde Stellung zwiſchen dem Manne und dem Kinde, der aktuell herrſchenden Generation und der heranwachſenden zu. Mit einem Worte bezeichnen wir dieſe Vermittlung als Mütterlichkeit. Die erſte und wichtigſte Aufgabe der Frau iſt und bleibt daher die mütterliche Erziehung des heranwachſenden Geſchlechtes. Mit der weiblichen Perſönlichkeit iſt dieſe Aufgabe, die ihrer Natur nach im Inneren der Familie geleiſtet werden muß, ebenſo unzertrennlich verbunden wie mit der Perſon des Mannes die Aufgabe, mit väterlicher Autorität die Familie zu leiten, nach außenhin aber zu vertreten und unter Umſtänden zu vertheidigen. Weil das Weib nicht Vater und der Mann nicht Mutter werden kann, darin iſt ſchließlich die kürzeſte und bündigſte Antwort auf die Frage gelegen, warum von abſoluter politiſcher Gleichberechtigung zwiſchen den Geſchlechtern in einem vernünftig geordneten Gemeinweſen nicht die Rede ſein kann.

Mit dieſer Erkenntniß, die im Vorausgehenden eine verhältnißmäßig ſehr ausführliche theoretiſche Begründung

erfahren hat, gehen wir nun an die praktiſchen Forderungen, welche die heutige Frauenbewegung im Intereſſe der Erziehung des Weibes, ſeines Rechtsſchutzes und ſeiner wirthſchaftlichen Selbſtändigkeit ſtellt. Indem wir den katholiſchen Maßſtab anlegen, haben wir nach dieſen drei Richtungen hin anzudeuten, was die Grundſätze der Kirche wie ehedem ſo auch heute verlangen, und was nach dieſen Grundſätzen von den außerkirchlichen Beſtrebungen annehmbar iſt.

1. Was iſt vom katholiſchen Standpunkte für die Mädchenerziehung in der Gegenwart vonnöthen? — Die Erziehung des weiblichen Geſchlechtes muß vor allem dahin abzielen, der menſchlichen Geſellſchaft pflichtgetreue Mütter zu geben, die als ſolche in der Nachfolge Chriſti das letzte Ziel jedes Chriſten, die ewige Glückſeligkeit, erreichen können. In dieſer Antwort iſt kein Unterſchied zwiſchen Ehefrauen und Jungfrauen gemacht, obgleich nach der Lehre des Evangeliums und nach dem Zeugniß der Kirchengeſchichte gegenüber der großen Mehrzahl der für die Ehe heranwachſenden Mädchen ſtets eine Anzahl den Beruf zum jungfräulichen Leben erhält. Der mütterliche Erziehungsberuf iſt eben nicht ausſchließlich an den phyſiologiſchen Geburtsvorgang geknüpft. Leider müſſen heute allzuoft unverheirathete Frauen mit wahrhaft mütterlichem Sinne die Mutterpflichten an Kindern übernehmen, welche von ihren leiblichen Müttern vernachläſſigt werden. Das neue „Fürſorgegeſetz" in Deutſchland iſt der deutlichſte Beleg hiefür. Dieſen mütterlichen Sinn ſoll nun die Jungfrau dank ihrer Erziehung in die Ehe bereits mitbringen oder auch als Eheloſe bethätigen. Die Nothwendigkeit und Unerſetzlichkeit desſelben iſt katholiſcherſeits ſtets aufs nachdrücklichſte anerkannt worden. Der Erziehungstheorie iſt, wie überall bei geſunder Entwicklung, die Praxis vorausgegangen. Von der Apoſtelzeit an nämlich bis zur Gegenwart wuchſen unter der Pflege der Kirche exemplariſche Mütter mit dem Evangelium im Herzen heran, von denen die wenigſten bekannt

wurden. Wir werden an die bekannte Schilderung erinnert, die Chryſoſtomus von ſeiner Mutter (De sacerd. I. 2.) gibt, wenn wir z. B. die Erinnerungen des durch ſeine Krankenheilungen berühmt gewordenen Fürſten Alexander Hohenlohe († 1849) an ſeine Mutter leſen.

„Den erſten Religionsunterricht", ſchreibt er, „erhielt ich von meiner geliebten Mutter und zwar erhielt ich ihn, ſobald ich der Rede mächtig war. Durch ſie wußte ich von Gott, daß von ihm alles Gute kommt, daß er alle Freuden gibt und von den Kindern nur Gehorſam und Wahrhaftigkeit fordert. . . . Das Mutterwort und noch mehr der in Liebe überfließende Mutterſinn legten den Grund zur Pietät, den dann der Religionslehrer nur zu erläutern hatte. Dank dir, vielgeliebte Mutter, ewig bleibe ich dein Schuldner! So oft dein Blick, dein Wandel, deine herben Leiden, dein Schweigen, deine mütterliche Hand, die uns Kinder früh und am Abend ſegnete, und deine betende Stellung mir vors Auge trat, ward mir ſchon von frühester Jugend an die Sehnſucht nach dem Himmel, das Gefühl der Religion, ſo tief ins Herz geprägt, daß ſpäter kein Zweifel, kein Reiz, kein entgegengeſetztes Beiſpiel, kein Leiden, kein Druck, ja ſogar keine Sünde dasſelbe ertödten konnte". Am Grabe konnte der fürſtliche Prieſter ſeiner Mutter (1836) die Worte nachrufen: „Sie gehörte, ſo lange ſie unter uns lebte, jener Zahl von Müttern an, die in unſeren Tagen immer mehr und mehr ſich vermindert; ſolche Mütter nämlich, die durch eine ſorgſältige, wachſame und chriſtliche Kinderzucht dem Andrange des Unglaubens einen feſten Damm zu ſetzen vermögen. Selbſt Mutter von 17 Kindern, die ſie dem Einen Gatten gebar, ward es ihr, die durch gottesfürchtigen Gehorſam gebildet, die kindlichen Pflichten kannte, leicht und lieblich, ihre eigenen Kinder zu erziehen".[1])

Mußte Hohenlohe vor 65 Jahren über die Verminderung ſolcher „durch gottesfürchtigen Gehorſam gebildeten" Mütter

1) Aus dem Nachlaſſe des Fürſten Alexander Hohenlohe, weil. Biſchof von Sardika ꝛc. Geſammelt u. herausgegeben von S. Brunner. Regensburg. 1851. S. 6.

klagen, ſo wird heute die Ausrottung derſelben ſyſtematiſch angeſtrebt, wenn in „Volkshochſchulvorträgen“ „jedes Moralprincip des Gehorſams als ſchlechterdings unſittlich“ erklärt wird.[1]) Die eben als Wahrheit ohne Dichtung geſchilderte Mutter, die ſich ihre Religion nicht nach ſubjektiven Gefühlen oder nach beliebiger Auslegung der Bibel bildet, ſondern die unveränderlich gegebene Glaubenswahrheit Chriſti in ihr Fleiſch und Blut übergehen läßt, um ſie auf die Kinder zu vererben, wächſt nur in der katholiſchen Kirche auf. Weder Peſtalozzi noch Fröbel noch ſonſt ein Pädagoge mit Kindergarten-Surrogaten u. dgl. vermögen ſolche Mütter zu bilden. Die katholiſchen Pädagogen Johannes Dominici, Ludwig Vives, Fenelon, Sailer, Dupanloup u. a. haben die Mädchenerziehung theoretiſch auf die Erziehung ſolcher Mütter hinzuleiten verſucht. Gleichwohl finden ſolche Ideale keine oder nur geringe Beachtung, weil ſie als „mittelalterlich und katholiſch“ für „das reine Menſchenthum der Gegenwart“ nicht mehr taugen. Der Vorwurf der „Rückſtändigkeit“ gegen die Katholiken fließt hieraus wie von ſelbſt. Wie Vorurtheil und Unwiſſenheit die unlautere Quelle dieſes Vorwurfs bilden, mag uns ein Beiſpiel aus dem erweiterten Gebiete der Mütterlichkeit darthun. Die Krankenpflege verlangt auch außerhalb der Grenzen der Einzelfamilie die ſorgſame Frauenhand mit dem mütterlichen Sinne an erſter Stelle. Luiſe Büchner hat in ihrem oben eingehend beſprochenen Büchlein dieſem Gegenſtande das Kapitel „Die weibliche Krankenpflege“ (S. 233—240) gewidmet. Sie iſt vorurtheilsfrei genug, den Schaden anzuerkennen, den die ſogen. Reformation dieſem ſocialen Faktor gebracht hat, und ſie läßt auch den religiöſen Genoſſenſchaften ihren Werth

„Sie“, heißt es von den letzteren, „bewieſen aufs neue, wie es eine der ſchönſten und liebevollſten Seiten des mütter

1) Vgl. Lipps, „Die ethiſchen Grundfragen“, beſprochen in Commers Jahrbuch für Philoſ. und ſpek. Theol. 1901. Bd. XV, 401.

lichen Berufes der Frau ausmacht, den Leidenden zu tröſten und zu erquicken. . . . Bald konnten ſie nicht mehr entbehrt werden, ihre Zahl wuchs, aber doch noch lange nicht genug, dem Bedürfniß auch nur annähernd zu genügen, und — wie trefflich auch das Wirken dieſer geiſtlichen Genoſſenſchaften ſein mag, ſie ließen und laſſen ſich nicht mehr einfügen in den Geiſt des Jahrhunderts, ſie vermögen nur noch wenige in das Bereich einer Thätigkeit zu ziehen, die durch mittelalterliche Formen allzuſehr beſchränkt iſt“.

Die Sonderbarkeit der letzten Behauptung iſt durch den ſonderbaren Satzbau genügend gekennzeichnet. Der Gedankenſtrich in demſelben iſt ein vortrefflich angebrachter Wegweiſer, der aber nicht zur Unvereinbarkeit der religiöſen Genoſſenſchaften mit der Gegenwart hinleitet, da die Thatſachen das Gegentheil beweiſen, ſondern zu dem Vorurtheil der Verfaſſerin. Dieſelbe ſieht aber wie gewöhnlich an andern „das Vorurtheil“, indem ſie fortfährt:

„Aber noch lange hielt man trotzdem an dem früheren Vorurtheil feſt . . . und war überzeugt, daß nur religiöſe Schwärmerei es den Höhergebildeten möglich mache, ohne ſichtbaren Entgelt ſich dieſem Berufe voll Aufopferung und Entſagung zu widmen. Da war es einer edlen Frau vorbehalten, mit einem Schlage, mit einer That der ſeltenſten Menſchenliebe dieſe Vorſtellung zu vernichten, und der Name von Miß Nightingale wird dafür noch nach Jahrhunderten in den erſten Reihen derjenigen gelten, die als Wohlthäter des Menſchengeſchlechtes bezeichnet werden. Sie und die Gefährtinen bewieſen es während eines mörderiſchen Krieges, was der Genius des reinen Menſchenthums zu leiſten vermag, ohne Schleier, Gelübde und Ordenskleid“.

Es fällt uns nicht ein, der genannten Engländerin ihren verdienten Ruhm ſtreitig zu machen. Nur müſſen wir der Wahrheit zuliebe in Abrede ſtellen, erſtens daß M. Nightingale einen wirklichen Umſchwung hervorgerufen hat, zweitens daß die katholiſche Kirche die Liebesthätigkeit ausſchließlich an den Ordensſtand oder gar an die Kleidung gebunden hat,

drittens daß dieſe Leiſtung „des reinen Menſchenthums“ a
nur einen ſchwachen Vergleich aushält mit dem durch Ja
hunderte erprobten Wirken der katholiſchen Frauenord
Bezüglich der Perſönlichkeit aber ſei im patriotiſchen Intere
der zu Florenz geborenen Engländerin die deutſche Stifte
„der armen Dienſtmägde Chriſti“ zu Dernbach (Naſſa
Katharina Kasper an die Seite geſtellt, zumal beide
ſelben Jahre und Monate (Mai 1820) das Licht der W
erblickten. Welche von beiden hat perſönlich und durch i
Einwirkung auf die Nachwelt mehr geleiſtet? Ohne V
urtheil wird die Antwort zu Gunſten der deutſchen kat
liſchen Ordensſtifterin ausfallen. Was die armen Dien
mägde Chriſti auf den Schlachtfeldern von 1866 und 1870/
geleiſtet haben, hat die Kaiſerin Auguſta in beſonderer W
anerkannt. Bei ihrem Tode (2. Februar 1898) hinterl
Katharina Kasper 2000 geiſtliche Töchter in 200 Nied
laſſungen in und außer Europa zurück.[1]) Damit hält M
Nightingale keinen Vergleich aus. Gleichwohl ſteht die v
hältnißmäßig ausführliche Biographie der letzteren in Meye
Converſationslexikon (5. Aufl. 1897); die Genoſſenſchaft
Dienſtmägde Chriſti iſt darin ohne den Namen der Stifte
in drei Zeilen abgethan.

Dieſes Beiſpiel von „Parität und Gerechtigkeit“ in
Bildung der öffentlichen Meinung gibt uns an dieſer St
Anlaß, überhaupt auf den großen Unterſchied aufmerkſam
machen, der in der Betheiligung an der heutigen Frau
bewegung katholiſcherſeits und außerhalb der Kirche hervortr
Die katholiſche Frau hat zunächſt nicht neue Grundſätze
ſuchen, nach denen die Frauenfrage beantwortet werden ſ
das erſpart den Katholiken viele Unruhe, viele Reden u
viele Bücher. Was aber die perſönliche Betheiligung an
Aufgaben der Gegenwart betrifft, ſo iſt zu beachten, wie v
katholiſche Frauen und zwar nicht die letzten an Thatk

1) Vgl. „Charitas“ 1899. 4. Jahrg. S. 1—6.

und Geiſtesbildung ohne Aufſehen im Ordensſtande organiſirt und ſocial thätig ſind. Von den beiläufig 50,000 Ordensfrauen, die gegenwärtig auf deutſchem Sprachgebiete ſich befinden, greifen die meiſten in die Erziehung im weiteſten Sinne und in die Krankenpflege ein. Denſelben ſtehen ungefähr 1300 Diakoniſſen proteſtantiſcherſeits gegenüber; es müſſen alſo noch mindeſtens 30,000 Frauen außerhalb der Kirche ſocial und charitativ thätig ſein, ehe nur die Zahl der katholiſchen Ordensfrauen erreicht iſt. Wenn daher die katholiſchen Frauen weniger geräuſchvoll ihre Thätigkeit entfalten, ſo iſt das nicht ſofort ein Zeichen ihrer Rückſtändigkeit.

Fragen wir hiernach im Einzelnen, was die Erziehung zur Mütterlichkeit in der Gegenwart zu wünſchen übrig läßt, ſo iſt zuerſt die körperliche Geſundheit ins Auge zu faſſen. Trotz alles Mißbrauches behält der Satz: Mens sana in corpore sano als Ziel der Erziehung doch ſeine Kraft. Daß geſunde Mütter und geſunde Väter die erſte Bedingung für eine glückliche heranwachſende Generation ſind, beſtreitet Niemand. Nun werden aber die Klagen über den Rückgang der körperlichen Ausbildung der weiblichen Jugend beſonders in Deutſchland immer lauter. „Die Frage“, heißt es in einer Empfehlung[1]) des von dem Turninſpektor Hermann in Braunſchweig verfaßten „Handbuches der Bewegungsſpiele für Mädchen“ (Leipzig 1901), „ob in der heutigen Zeit die Knaben oder die Mädchen dringender der leiblichen Erſtarkung bedürfen, wird übereinſtimmend dahin beantwortet, daß . . . . das dringendere Bedürfniß bei der weiblichen Jugend vorliege. Nach der Unterſuchung zahlreicher Aerzte zeigen ſich bei den Mädchen in ausgedehntem Maße Schiefwuchs (etwa fünfmal häufiger als bei Knaben), Entwicklungsbleichſucht, Appetitloſigkeit, allgemeine Schwäche, empfindſames aufgeregtes Weſen.“ —

1) Katholiſche Schulzeitung. Donauwörth 1901. S. 174.

Gewiß kann nun die Förderung der Bewegungsſpiele
Uebel verringern. Gründliche Abhilfe jedoch iſt wohl
von einer Reform des Schulweſens für die Mädchen zun
in der Volksſchule zu erwarten, die ja freilich hinw
von einer Heilung der ſocialen Schäden überhaupt abhä
iſt. Der Beobachter der Zeit kann ſich nicht genug
wundern über manche führende Männer, welche die heut
Emancipationsbeſtrebungen mit grimmigem Zorne gän
unterdrücken möchten, obgleich ſie durch die Beförderung
heutigen ſtaatlichen Schulzwanges der Emancipation
Wege haben bahnen helfen. „Die Zeit", ſo kann H
Richter ſchreiben,[1]) „hat Mary Wollſtonecraft's Forderu
zum Theil erfüllt, ja überflügelt. Ihr Drängen, der S
ſolle Lehrer anſtellen, die von den Launen der Eltern
abhängig ſeien, iſt heute einer ſelbſtverſtändlichen Einrich
gegenüber gegenſtandslos". Zu dieſen Launen der El
rechnet der Staat aber auch viele berechtigte Forderun
die allein die Eltern bezüglich ihrer Kinder geltend zu ma
haben. Anſtatt das Erziehungswerk der Eltern fortzuſ
und zu unterſtützen, entwöhnt der extreme ſtaatliche S
zwang die Eltern ihrer Erziehungspflicht. Entzieht
der Staat oft genug die Kinder „den Launen der Elt
um ſie den Launen eines Lehrers zu überliefern?
denke an die Mehrzahl der öſterreichiſchen Volksſchull
aus Dittes' Schule, die mit dem Fanatismus und
Dünkel der Halbbildung es als ihre Aufgabe betrac
aus den ihnen anvertrauten „Chriſtenkindern Menſche
machen." Der Staat hat die Mädchen des Volkes bis
vollendeten 14. Lebensjahre zu dem durchaus gleichen S
beſuch wie die Knaben gezwungen, obwohl die Mäd
bildung vom vollendeten 12. Lebensjahre ſchon im Inte
der körperlichen Geſundheit andere Wege einzuſchlagen h

1) Mary Wollſtonecraft, die Verfechterin der Rechte der
Wien 1897. S. 59.

jeder Familie kann man beobachten, wie mindeſtens un-
ähr von dieſem Lebensjahre an unter den Kindern eine
t Scheidung eintritt, indem die Knaben ſich mehr an den
ter anſchließen und ihre Spiele allein mit andern Knaben
iben, während die Mädchen mehr mit der Mutter und
ı Mädchen ihres Alters ſolidariſch werden. Durchſchnitt-
ı und gewöhnlich zeigt ſich in dem Mädchen dabei die
ıgung, die Bethätigung der Mutter im Hauſe zu theilen.
eſem Fingerzeige der Natur arbeitet der ſtaatliche Schul-
ang mit allen jenen entgegen, welche die Coëducation auch
er dieſen Lebenstermin hinaus befördern und dem allgemein
iblichen Lebensberufe keine oder zu wenig Rechnung tragen.
r ſchnelleren phyſiſchen Entwicklung der Mädchen und
em Berufe entſpricht es durchaus, daß vom vollendeten
. Jahre an der Schulunterricht mit Ausnahme des Religions-
terrichtes nur von Frauen ertheilt, die Zahl der Schul-
nden vermindert und den ſpecifiſch weiblichen und haus-
rthſchaftlichen Arbeiten beſondere Rückſicht geſchenkt werde.
ı dieſer Aenderung des Syſtems wird auch die nothwen-
gſte und beſte Rückſichtnahme auf die körperliche geſunde
twicklung der Mädchen enthalten ſein.[1])

Mit dem Geſagten hängt eine andere Beeinträchtigung
s mütterlichen und häuslichen Sinnes in Folge des ein-
tigen ſtaatlichen Schulzwanges zuſammen, worauf der
nternationale Congreß des katholiſchen Mädchenſchutzes
Paris (8. — 9. Juni 1900) hingewieſen hat durch den
richt über die Haushaltungsſchulen von Frl. v. Butzow.[2])
ie ſehr erfahrene und beſonnene Berichterſtatterin hob
rvor, daß die écoles ménagères heute eine Nothwendig-
t geworden ſind, während die Mütter früherer Zeiten

1) Vgl. die empfehlenswerthe Schrift von Leopoldine Horváth, Die gebildete Frau. Graz, Styria. 1899. S. 70 ff.

2) Compte rendu du deuxième congrès international de l'oeuvre catholique de protection de la jeune fille. Fribourg (Suisse) 1900. p. 96—100.

darüber mit Recht gelacht haben würden. Ehedem richtet eben jede Mutter am häuslichen Herde dieſe Schule für ihr Töchter ein. Allerdings haben die Veränderungen auf volks wirthſchaftlichem Gebiete dieſe Stellung der Mutter zum bei der ſogen. Arbeiterbevölkerung erſchüttert. Zuzugeben i auch, daß die Thätigkeit der modernen Frau im Haushalt in gewiſſer Hinſicht eine Verminderung erfahren hat. Seh richtig hat aber jüngſt Dr. Pohle[1]) im Anſchluß an Pro G. Schmoller gezeigt, „daß von frauenrechtleriſcher Sei dieſe Entlaſtung der Hausfrau durch die moderne ökonomiſch techniſche Entwicklung übertrieben wird, und daß der Hau frau von heute neue Aufgaben für die ausgefallenen en ſtanden ſind". Auf letzteren Punkt müſſen wir bezüglich d gebildeten und wohlhabenden Stände ſpäter noch zurü kommen. Hier haben wir zunächſt nur zu betonen, daß d ſtaatliche Schulzwang mit ſeiner Nichtbeachtung des Geſchlecht unterſchiedes in der Volksſchule nicht am wenigſten da beigetragen hat, die Mädchen dem mütterlichen Unterrich im Hauſe zu entfremden und eine gewiſſe Geringſchätzu der häuslichen Arbeiten zu erwecken. Neueſtens iſt freil auch bei den maßgebenden ſtaatlichen Faktoren Deutſchlan das Intereſſe für die hauswirthſchaftliche Ausbildung d weiblichen Jugend erwacht, nachdem England, Amerika, Fran reich, Belgien, Holland, Schweden und Norwegen durch ſociale Noth gedrängt mit der Errichtung von Haushaltung ſchulen bereits vor 20 Jahren vorausgegangen ſind. vorzüglicher Weiſe verbreitet ſich hierüber die Denkſchr welche der Verein katholiſcher deutſcher Lehrerinen d rheiniſchen Städtebunde unterbreitet hat.[2]) Im Rahm der Volksſchule wird darin der Haushaltungsunterricht die Mädchen in einer Weiſe gefordert, die ſchließlich auf oben geſtellte Forderung der Abänderung der Mädchenſch

1) Frauenfabrikarbeit und Frauenfrage. Leipzig 1900. S. 86–
2) Charitas. 1901. Bd. VI, S. 19–34.

vom 12. Jahre an hinausführt; daß nämlich der Haushaltungsunterricht die Coëducation aufhebt, wird wohl Niemand bezweifeln. Das Beſte aber in der ausgezeichneten Denkſchrift iſt die Anerkennung, daß alle dieſe nothwendigen Beſtrebungen ins Elternhaus zurückführen ſollen. „Die einzig völlig befriedigende Löſung der Frage“, heißt es diesbezüglich, „und zugleich das Endziel aller dahin gerichteten Beſtrebungen iſt, ſolange das Elternhaus die chriſtlich-häusliche Durchbildung der Mädchen nicht zu bieten vermag, die obligatoriſche Fortbildungsſchule für Mädchen.“ Dieſer Blick der katholiſchen deutſchen Lehrerinen aufs Elternhaus iſt jedenfalls weiter, als der des Miniſterialdirektors Germain im belgiſchen Unterrichtsminiſterium, welcher die Nothwendigkeit des Haushaltungsunterrichtes 1887 alſo begründete: „Verlangen nicht die Verwaltungsbeamten, die Arbeitgeber: ja die Arbeiter ſelbſt, energiſch ſolche Maßregeln, die geeignet ſind, dem Mädchen aus dem Volke genügende Unterweiſung in der Hauswirthſchaft und Geſundheitspflege zu ſichern? Auf die Schule richten alle diejenigen ihre Blicke, die wünſchen, daß in unſeren jungen Mädchen das Gefühl der Verantwortung, der Sinn für Ordnung und Sparſamkeit, der Geiſt der Arbeitſamkeit und der opferfreudigen Familienliebe geweckt wird. Und von der Volksſchule, von der Haushaltungsſchule fordern ſie eine ſolche Erziehung unſerer Mädchen.“ — Wenn wirklich die Schule allein all das leiſten kann und ſoll, warum hat dann der Staat, als er die Zwangsſchule ohne jede oder wenigſtens ohne genügende Rückſicht auf die Familie und die Kirche einrichtete, ſo ſehr auf die den Mädchen zukommende Bildung vergeſſen? War es nothwendig, daß die Einſicht von der Nothwendigkeit, den, weiblichen Lebensberuf in der Schule zu berückſichtigen, erſt durch langjährige Mißgriffe erworben werden mußte?

Mit Recht hat nämlich Frl. v. Butzow auf dem erwähnten internationalen Congreſſe zu Paris die einſeitig eingerichtete Staatsſchule zum Theil wenigſtens für die

Ueberfüllung des Lehrerinenberufes durch Mädchen, die über ihren Stand hinauswollen (les jeunes déclassées), verantwortlich gemacht. Während es vorkommt, daß um eine Lehrerinenſtelle 600 Bewerberinen ihre Befähigungszeugniſſe einreichen, werden die Bureaux der Haushaltungsſchulen mit Nachfragen nach ausgebildeten Zöglingen beſtürmt. Der Mangel an Rückſicht auf die Familie und die lange Vernachläſſigung der eigenthümlichen weiblichen Ausbildung in der ſtaatlichen Zwangsſchule, verbunden mit der Beförderung der liberalen Freiwirthſchaft durch den modernen Staat, hat auch beigetragen, um das arge Mißverhältniß zwiſchen der Zahl der Fabrikarbeiterinen und der weiblichen Dienſtboten herbeizuführen. Der Statiſtik zufolge hätte die Dienſtbotenzahl in Deutſchland bis 1895 um 185,232 wachſen ſollen; ſtatt deſſen beträgt der Zuwachs nur 31,543. Im Jahre 1895 fehlten der hauswirthſchaftlichen Arbeit in Deutſchland 153,689 weibliche Dienſtboten, während der Zudrang der Mädchen zur Fabrikarbeit im beſtändigen Steigen begriffen war.[1]) Der Grund hiervon iſt in der überſpannten Sucht nach Unabhängigkeit, die im Gebundenſein ans Haus ſich eingeengt fühlt, und im Verlangen nach möglichſt ſchnellem, barem Gelderwerb zu ſuchen, wovon das moderne Weib ebenſo wie der moderne Mann ergriffen iſt. Der hierin ſich offenbarende Egoismus hat aber durch die moderne Staatsſchule mit ihrer einſeitigen Richtung auf das Diesſeits, durch die Eingriffe in das Familienrecht und durch die Bevormundung der Kirche bedeutende Förderung erhalten.

Das Heilmittel gegen dieſen ſogenannten Zeitgeiſt können wir von der modernen Staatsſchule allein, angefangen von der Volksſchule bis zur Univerſität, nicht erwarten, es ſei denn, daß ſie ſich wieder in das Verhältniß zur Familie und zur Kirche begebe, das u. a. Lorenz Kellner dargeſtellt hat.[2])

1) Vgl. P. Cathrein in den Laacher Stimmen. Bd. LIX, S. 26 bis 43. Sociale Praxis 1901. Jahrg. X, N. 19.

2) Freiburger Kirchenlexikon 2. Aufl. Art.: „Erziehung“.

Pflicht der Katholiken iſt es, dieſe Reſtauration anzuſtreben. Was dabei für die Geiſtes- und Herzenserziehung des weiblichen Geſchlechtes insbeſondere zu wünſchen iſt, haben wir noch anzudeuten. Dabei möchten wir beſondere Rückſicht der Mädchenbildung der höheren Stände widmen.

Die Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen weiblichen Geiſtesbildung begegnet uns faſt auf Schritt und Tritt nicht bloß bei den frauenrechtleriſchen Drängerinen ſondern auch bei ernſten Geiſtern aller Parteien. Als die Petitionen des deutſchen Frauenvereins „Reform“ und des Allgemeinen Deutſchen Frauenvereins um Zuläſſigkeit und Regelung des Frauenſtudiums 1891 vor der Württembergiſchen Kammer verhandelt wurden, ſagte der Abgeordnete Freiherr v. Hermann mit Berufung auf ſeine vieljährigen Erfahrungen in der Erziehung dazu Folgendes:[1]) „Ich bin zur Ueberzeugung gekommen, daß der gegenwärtige Lehrgang der Töchter der gebildeten Stände, um mich mild auszudrücken, der denkbar unzweckmäßigſte iſt. Alles wird den jungen Mädchen gelehrt, nur nicht das, was ſie als Frauen und Mütter wiſſen ſollten ... Jede Kinderfrau, die ein oder zwei Kinder ſchlecht oder gut aufgezogen hat, beſchämt mit ihrem Können die junge Frau, die zehn Jahre lang franzöſiſch radebrechen und ein Klavier malträtiren gelernt hat, die ihren Mommſen und Curtius auswendig und hier und da auch inwendig kennt.“ Ein ziemliches Korn von Wahrheit iſt in dieſer Uebertreibung eingeſchloſſen. Nicht weniger ſcharf hat Luiſe Büchner vor allem für die gebildeten Mädchen „die beſcheidenen, aber gediegenen Kenntniſſe in jenen ernſten Gegenſtänden gefordert, die wir heute ſo häufig als Aſchenbrödelchen in den Hintergrund gedrängt finden, während die ſtolzen Salondamen wie Muſik, Sprachen, Zeichnen ſich ungebührlich hervordrängen zu glänzen und zu prahlen. Aber ein bischen franzöſiſch

1) Deutſche Frauen vor dem Parlament. Aktenſtücke, geſammelt von W. Grimm. Weimar 1892. S. 99.

plaudern und einen ſchlecht ſtiliſirten Brief ſchreiben, Liſzt und Thalberg ſpielen und die Heroen unſerer Literatur kaum dem Namen nach kennen, das iſt die ſtrafwürdigſte Zerſplitterung, die grenzenloſeſte Verwirrung, welcher der weibliche Bildungsgang anheimfallen kann. Was unſeren Mädchen zuerſt Noth thut, iſt eine ganz gründliche Kenntniß der Weltgeſchichte und ihrer Mutterſprache, der Geographie, die allgemeinen Naturgeſetze und der klaſſiſchen Literatur des Vaterlandes. Wenn nicht mehr gelernt, nicht mehr gelehrt werden kann — gut, es genügt wenigſtens Nachdenken zu wecken, Klarheit zu geben, dem Geiſte eine beſtimmte Färbung zu verleihen". [1]) — Das Eine Nothwendige, was vor allem die Charakterfärbung und Geiſtesklarheit verleiht, die religiöſe Ueberzeugung hat Luiſe Büchner unerwähnt gelaſſen. Früher (Artikel VI) wurde bereits die Unzulänglichkeit der naturaliſtiſchen Erziehungstheorie, für die das Büchner'ſche Büchlein typiſch iſt, dargethan. Indem wir an das dort Geſagte anknüpfen, weiſen wir auf die chriſtlichen und katholiſchen Reformvorſchläge hin, welche allein eine Abſtellung der gerügten Uebel herbeizuführen vermögen. Wie weit bleibt Luiſe Büchner hinter einer Frau v. Remuſat († 1821) und einer Frau Necker († 1841) zurück! Was gibt beiden Frauen den Vorzug der Klarheit in der Angabe der Mittel, dem Mädchen den nöthigen Lebensernſt zu verſchaffen? Die feſte chriſtliche Ueberzeugung von dem jenſeitigen Lebensziele der Menſchen. Der „Essai sur l' éducation des femmes" der Frau v. Remuſat iſt von dem Satze getragen, daß das menſchliche Leben „eine Sendung" iſt. „Man muß die Aufmerkſamkeit des Kindes gleich auf dieſen Gedanken richten, der uns zugleich mit unſerem Nebenmenſchen verbindet und mit dem Himmel verknüpft und der für uns ein heilſamer Antrieb und die wirkſamſte Tröſtung wird. . . Das Bewußtſein dieſer Sendung adelt die meiſten

1) Die Frauen und ihr Beruf. 4. Aufl. S. 54.

jener ſcheinbaren Trivialitäten unſeres Lebens, und ihm verdanken wir in jenem Glaſe Waſſer des Evangeliums, das in Chriſti Namen gegeben wird, eine Gelegenheit unſer Seelenheil zu wirken."[1]) Den kritiſchen Bericht aber über das Buch der Frau Necker: L'éducation progressive ou étude du cours de vie, deſſen 3. Band den Titel trägt: Etude de la vie des femmes, leitet E. von Sallwürk[2]) alſo ein: „Das Irdiſche iſt ihr nur eine Reiſe ins Land des Ewigen und Vollkommenen; das Geſchäft der erzieheriſchen Lebensführung iſt es, dieſes Ziel immer deutlich ſichtbar zu halten und dem Willen die Richtung dahin zu geben. In dieſer, wenn wir ſo ſagen dürfen, transcendenten Grundſtimmung des ganzen Werkes der Frau Necker liegen die großen Vorzüge, aber auch die Schwächen[3]) desſelben. . . . Es gibt kein Buch über weibliche Erziehung und wenige pädagogiſche Werke überhaupt vor dem der Frau Necker, welche

1) Auch L. Büchner möchte dieſe „kleinen Momente jedes wiederkehrenden Tages" adeln; aber vergeblich haben wir bei ihr geſucht, wie dieſe Veredelung zu bewerkſtelligen iſt. Dieſe Zeitſchr. CXXVII, 816.

2) „Fenelon und die Literatur der weiblichen Bildung in Frankreich von Claude Fleury bis Frau Necker de Sauſſure". (Beyers Bibliothek pädagogiſcher Klaſſiker) Langenſalza 1886. (S. 382) — Die tüchtige Arbeit, welche für die Frauenfrage der Gegenwart von hoher Bedeutung iſt, wird trotz der gediegenen Wiſſenſchaft und dem achtunggebietenden Streben des Verfaſſers, gerecht zu ſein, der Wahrheit und dem Chriſtenthum nicht völlig gerecht. Das Mitlelalter und die Stellung des Carteſius zu demſelben in pädagogiſcher Hinſicht iſt unrichtig beurtheilt. Obgleich Douen's Buche: L'intolérance de Fénelon richtig die Objektivität abgeſprochen wird, zeigt ſich S. doch von demſelben zu Ungunſten Fenelons beeinflußt, weil ihm der richtige Begriff von Toleranz fehlt. Unter dem Banne der Kant'ſchen Anſchauung von natürlicher und reiner Sittlichkeit beanſtandet er die Anſchauungen der Frau v. Remuſat u. dgl.

3) Die „Schwächen" ſind von Sallwürk nicht überzeugend nachgewieſen.

mit ſolchem Nachdruck auf Einheitlichkeit des Zieles und Zuſammenſtimmung aller Maßregeln in der Erziehung hinarbeiten.“ — Indeß finden wir in jedem katholiſchen Katechismus dieſe Harmonie grundgelegt, welche mit Recht an dem Necker'ſchen Buche hervorgehoben wird. Es iſt die echte, uralte katholiſche Erziehungsregel, wenn Frau Necker vorzüglich den Gehorſam gepflegt wiſſen will, „den man als Triebfeder einſetzen muß, auch wo der Erziehung andere Mittel zu Gebote ſtänden[1]) Alles Handeln erhält dadurch die Weihe einer heiligen, von Gott geordneten Geſetzlichkeit und im Geleite des Gehorſams ſtehen alle ſanften Vorzüge und hingebenden Tugenden der Frau. Der Mittelpunkt, von dem ſie alle ausgehen, iſt freilich die Religion“. Die radikale Emancipation lehnt ſie daher aufs entſchiedenſte ab. „Die Frau iſt geſchaffen zu lieben und ſich unterzuordnen; dieſe Beſtimmung iſt allgemeinerer Natur und beſchränkt ſich nicht auf ihr Verhältniß zum Gatten.“ Auf Grund dieſer Anſchauung ſtellt Frau Necker die Moral der Religion weit über die Moral der Welt. Ihre Aufforderung, die Mädchen zur Regelung des inneren Menſchen durch Kampf gegen die inneren Feinde, die oft als die ſüßeſten Gefühle auftreten, und durch Entſagungen anzuleiten, iſt nichts anderes als katholiſche, altchriſtliche und mittelalterliche Aſceſe. „Die Erziehung ſoll die Frauen von allem Egoismus befreien. Das Gebot des Evangeliums muß in ihnen zur vollen Wahrheit werden; denn wenn auch das Chriſtenthum nicht etwa blos für die Frauen geſchaffen iſt, ſo ſcheinen doch die Frauen für das Chriſtenthum ganz beſonders angelegt zu ſein.“

Dieſe durchaus katholiſchen Anſichten ſind in der reformirten Frau Necker durch die Betrachtung der Revolutionsgräuel, durch ernſte und tiefe Lebensbetrachtung und gründ-

1) Hiermit erhebt ſich Frau Necker weit über Frau Guizot, die vom Gehorſam gar keinen Begriff hat. Sallwürk a. a. O. 339.

liche Studien gereift. Mit denſelben tritt ſie dem katholiſchen Biſchofe Fenelon am nächſten, mit deſſen „Mädchenerziehung“ nach Sallwürk's Urtheil „ſich keine der nachfolgenden Schriften über dieſen Gegenſtand an Tüchtigkeit der pädagogiſchen Grundgedanken und Schönheit der Form vergleichen kann“. Daß Fenelons Grundſätze bezüglich der Mädchenerziehung den heutigen Verhältniſſen entſprechend voll und ganz zur Ausführung kommen, iſt daher ein wohlbegründeter Wunſch. Wie echt mittelalterlich beziehungsweiſe katholiſch aber Fenelons Principien ſind, kann man aus einem Vergleiche ſeines Büchleins mit dem Werke des Dominikaners Johannes Dominici († 1419) erſehen, das zur Belehrung der edlen Florentinerin Bartholomäa Alberti über die Kindererziehung geſchrieben wurde.[1] Die Grundbedingung aber des Biſchofs von Cambray wie des mittelalterlichen Mönches für eine glückliche Erziehung hat der große deutſche Pädagoge Lorenz **Kellner** in der Gegenwart für die Mädchen insbeſondere in einem warmen Freundſchaftsbriefe, unter Kritik von Monod's Anſichten über die weibliche Bildung, alſo ausgedrückt:[2])

„Wohl uns, mein theurer Freund, daß wir das Glück haben, Glieder einer lebendigen Kirche zu ſein, die uns durch ihr ganzes volles Leben, durch ihre Geſchichte und ihr Dogma gerade die Erziehung des weiblichen Geſchlechtes ſo weſentlich erleichtert. Halten Sie daher auf eine ſtreng kirchliche Erziehung Ihres Töchterchens! Wenn der Unglaube die Auszehrung der Seele iſt, ſo erhalten und ſtärken Sie das Kind im Glauben, damit es geiſtig und leiblich gedeihe, und ſeien Sie überzeugt, daß hiermit ſchon das meiſte für die geſammte Erziehung geſchehen iſt. . . . Vor allem ſoll die Mutter für die Erziehung des Kindes im Glauben thätig ſein. Möge der

1) Bibliothek der katholiſchen Pädagogik. Bd. VII. Freiburg 1894.

2) Loſe Blätter. Pädagogiſche Zeitbetrachtungen und Rathſchläge v n Dr L. Kellner Geſammelt und geordnet von Adam Görgen. Freiburg 1895 S. 52.

Digitized by Google

Mann durch Schickſale und Studien vom Unglauben zum Glauben kommen, die Tochter ſoll an der Hand ihrer Mutter in die Kirche und zum Glauben geführt werden".

Es iſt nur zu wünſchen, daß die katholiſchen Frauen der gebildeten Stände deutſcher Zunge nach den weiteren Einzelvorſchriften Kellners ihr Gewiſſen erforſchen! Denn bei aller Anerkennung des Eifers der katholiſchen Frauen im Allgemeinen, der in jeder Diöceſe heldenmüthige Thaten aufzuweiſen hat, bleiben noch ſehr viele der Gebildeten hinter den Forderungen zurück, welche das ernſte Chriſtenthum zumal in der Gegenwart ſtellt. Biſchof Dupanloup hat „die großen Pflichten der chriſtlichen Frau" in Vorträgen geſchildert, die eine hervorragende deutſche Frau, Amara George-Kaufmann, in Deutſchland (Mainz 1881) heimiſch gemacht hat. Der fünfte Vortrag behandelt „die Nothwendigkeit einer Lebensordnung".[1]) Mit ernſten Worten hat hier der durch ſeine milde Beurtheilung der modernen Zeit bekannte Biſchof die verkehrte Lebensweiſe ſo vieler vornehmen katholiſchen Frauen gegeißelt. Welchen erſtaunlichen Zuwachs an Kraft würde die chriſtliche Charitas erhalten, wenn alle gebildeten katholiſchen Frauen den Muth hätten, ſich die von Dupanloup entworfene Tagesordnung anzueignen! „Zu welcher Stunde", ſagt der ins Einzelne gehende Redner, „ſoll man aufſtehen? Hierüber kann ich nichts vorſchreiben; aber ich ſage Ihnen: um 5 Uhr — das wäre bewunderungswürdig; um 5½ Uhr — das wäre noch ſehr gut; um 6 Uhr — iſt es eine gewöhnliche Tugend. Später — rathe ich nichts mehr und ſtehe ich für nichts." Dieſer eine Punkt möge hier zur Beſtätigung des Geſagten genügen. Hat die moderne Produktion die gebildete Frau im Hauſe vielfach entlaſtet, ſo hat die moderne ſociale Noth

1) In ſeinem Werke La femme studieuse (7. éd.) Paris 1900 hat der Biſchof von Orleans denſelben Gegenſtand im letzten Kapitel „Le plan de la vie" behandelt.

ihr viele neue Liebespflichten außer dem Hauſe zur Bethätigung ihrer Mütterlichkeit gebracht;[1]) zu deren Erfüllung iſt aber die erſte Bedingung: Haushalten mit der Zeit. Ohne übernatürliche Hilfe der Gnade, die an das Gebet und den Gebrauch der Sakramente geknüpft iſt, und ohne den Ernſt der katholiſchen Aſceſe vermag die katholiſche Frau weder als Mutter im Hauſe, noch als Engel der Barmherzigkeit ihre vollen Leiſtungen zu entfalten. Die Zeit dazu aber kann ihr nur der obige Rath Dupanloups einbringen.

Ein großes Hinderniß, das die Leiſtungen der katholiſchen Frau der Gegenwart aufhält, iſt die durch eine falſche Erziehung grundgelegte Glaubensindifferenz, welche die moderne Welt gern als Toleranz bezeichnet. Dagegen richten ſich vor allem die mitgetheilten Mahnungen Kellners. Ein oberflächlicher und vernachläſſigter Religionsunterricht kann nur jene religiöſe Unklarheit hervorrufen, welche ein kraftvolles Handeln ausſchließt. Wenn die „Beilage der Münchener Allgem. Zeitung“ ſeinerzeit (1873) von den Werken der Emilie Ringseis geſchrieben hat: „Ueberhaupt hat die Dichterin nichts von der ſonſt üblichen ſchöngeiſtigen Verſchwommenheit der Frauen“, ſo iſt dieſes Lob auf die klare ſcharfe Kenntniß ihres Glaubens zurückzuführen. So wenig nun jede gebildete katholiſche Frau

1) Um die gebildeten Frauen der Gegenwart an ihre Pflichten zu erinnern, haben ſich vom katholiſchen Standpunkte beſonders bemüht: Arguſte von Chambaud, Maris stella. Ein Leitfaden zur Erkenntniß der Wahrheit und des weiblichen Berufes im Lichte des Glaubens. 2. Aufl. Freiburg i. B. 1900. — E. M. Hamann, Erhebet Euch! Ein Wort an Mann und Frau über die Frau. München, 1899. — Leo(poldine) Horváth, Die gebildete Frau. Graz 1899. Die Arbeiten der Frau Emy Gordon verfolgen mit beſtem Erfolge denſelben Zweck. Die „Köln Volkszeitung“ hat auch durch die beſondere Berückſichtigung der Frauenfrage ſich die erſte Stelle unter den katholiſchen Zeitungen Deutſchlands gewahrt.

eine Emilie Ringseis werden kann, ſo gewiß kann doch be normalen Anlagen jedes katholiſche Mädchen durch ernſten genügenden Religionsunterricht nach Fenelons Anweiſun jene Geiſtesklarheit erreichen, womit die Dichterin manche liberalen Theologen beſchämt hat. „Die ſchöngeiſtige Ve ſchwommenheit“ übrigens, die jener Recenſent „den Frauen zuſchreibt, iſt heute nicht minder ein trauriger Antheil de meiſten gebildeten Männer und in Deutſchland hauptſächli eine Folge jenes Literaturunterrichtes, der in Goethe „de hervorragendſten Träger harmoniſcher, univerſeller Bildung verehren lehrt. Gegenüber den Verirrungen, die in dieſ Beziehung gelegentlich der Feier des 150. Geburtstages de Dichters auch auf katholiſcher Seite zu Tage getreten ſin war der Aufſatz des Seminardirektors Dr. Richard v. Mu „Goethes Bedeutung für Schule und Erziehung“ [1]) eine A wirklich muthiger That von bleibendem Werthe.

Kann hier nicht eine ausführliche Beſprechung der kath liſchen Mädchenerziehung in den Klöſtern gegeben werde ſo darf doch dieſer Gegenſtand wenigſtens nicht unerwäh bleiben. Ohne wirklichen Grund hat Sallwürk (a. a. S. 14) behauptet, daß Fenelon die Klöſter nicht lieb Fenelon hat einer vornehmen Dame, die ihn um Rath h ſichtlich der Erziehung ihrer Tochter fragte, geſchriebe „Hätten Sie mehrere Töchter, ſo könnten Sie irgend gutes Kloſter aufſuchen, wo man die Penſionärinen ſo fältig erzieht. Da Sie aber nur eine Tochter zu erzie haben, und Gott ihnen die Fähigkeit verliehen hat, d Sorge über ſich zu nehmen, ſo glaube ich, daß Sie ihr e beſſere Erziehung geben können, als irgend ein Kloſt Hiermit hat Fenelon doch nur geſagt, eine Mutter ſ nicht ohne Grund ihre Erziehungspflicht auf ein Kloſter wälzen; ferner deutet er an, daß nicht alle Klöſter, die

1) Chriſtliche Schul- und Elternzeitung. Wien 1899. 2. Ja Nr. 18.

r Erziehung widmen, ihre Aufgabe gleich gut erfüllen. ie kann ein Kritiker hieraus folgern, „Fenelon liebte die öſter nicht?“ — Der für den Ordensſtand aufs höchſte geiſterte Dominikaner Joh. Dominici hat bezüglich der oſterſchulen ſeiner Zeit einen ähnlichen, viel ſchärferen th gegeben.[1] Jeder verſtändige Seelſorger wird, obgleich die Kloſtererziehung der Gegenwart ſehr hoch zu ſchätzen ſteht, Fenelons Rath auch heute unter denſelben Verltniſſen geben. Wenn die im Kloſter erzogenen Mädchen höheren Stände zumal nicht immer den Lebensernſt und Tüchtigkeit an den Tag legen, die man erwarten und nſchen darf, ſo liegt der Grund zumeiſt in der Nichtchtung des echt katholiſchen Grundſatzes, der Fenelon bei em Rathe leitete. Nur, wenn die Größe der Familie r andere Gründe der Mutter die Möglichkeit nehmen, e Töchter ſelbſt zu erziehen, ſoll ſie dieſelben einem Inute anvertrauen. Die Grundlage der Erziehung ſoll gelmäßig von der Mutter gelegt werden; iſt dieſelbe llendet, ſo empfiehlt es ſich, die Tochter zum weiteren sbau in ein Penſionat zu ſchicken. Leider wird dieſe gel heute ſo oft außer Acht gelaſſen, wie zu Fenelons it. Nicht wenige Eltern ſchicken ihre gar nicht oder verrt erzogenen Töchter in ein Kloſterpenſionat, damit die nnen in 2 oder 3 Jahren Wunder der Erziehung wirken. ht genug hiemit, ſuchen verkehrte Mütter den Nonnen Hände zu binden, um den Ernſt der Erziehung durch rhand Klauſeln von ihren Töchtern abzuhalten. Die ſicht mancher Eltern geht nur dahin, der Tochter im ſter jene äußerliche Bildung in Dilettantenkünſten beiingen, die von Luiſe Büchner mit Recht gegeißelt worden

Die im Kloſter angeſtrebte tiefere religiös-ſittliche rzensbildung ſuchen ſolche Eltern dem Mädchen nach der kehr aus dem Kloſter als Bigotterie abſichtlich wieder

1) Vgl. Bibliothek der kath. Pädagogik. Bd. VII. S. 27.

zu nehmen, genau nach dem Beiſpiel jener Mutter, d
ihrer Tochter rieth, ſie möge die Nonnen wie ihre Pupp
aus der Kinderzeit betrachten, die man wegwerfen müſ
wenn man älter werde.[1]) Wie zu Fenelons Zeit, ſo m
auch heute manches Kloſter den Wünſchen ſolcher Elt
allzuviel Rechnung tragen. Vielleicht aber waren die Klöſ
in Deutſchland wenigſtens zu keiner Zeit ſo bemüht, ſ
dieſen Einflüſſen zu entziehen, wie heute. Zum echt moder
Geiſte gehört es aber, die Kloſtererziehung auch ohne je
Grund zu verdächtigen. Pflicht der Katholiken dagegen
es, die Frauenklöſter, die ſich der Erziehung widmen, in d
Bemühen zu unterſtützen, chriſtlichen Lebensernſt und
praktiſche Tüchtigkeit für das Leben in den Zöglingen z
Durchbruch zu bringen. Dazu gehört auch die nothwend
Freiheit, die von der ſtaatlichen Allgewalt mehr als bi
eingeſchränkt iſt. Es iſt nicht die geringſte Makel auf d
Ehrenſchilde des „eiſernen“ Kanzlers, daß er wehr
Nonnen, die in der Mädchenerziehung ihres Gleichen ſuch
wie die Frauen vom göttlichen Herzen und die Schweſ
vom armen Kinde Jeſu, mit roheſter Gewalt an der A
übung ihres Berufes in Deutſchland gehindert hat.

2. Ueber den Rechtsſchutz und die wirthſchaftl
Stellung der Frau in der Gegenwart wollen
uns vom katholiſchen Standpunkte aus im Vergleich mit
Erörterung über die Erziehung ſehr kurz faſſen. Die Fra
frage geht nämlich hier in die ſociale Frage überh
über. Ein Rechtsſtaat auf chriſtlicher Grundlage und
von der Moral des Chriſtenthums getragene Wirthſch
ordnung allein wäre im Stande, die diesbezügliche wirk
Nothlage der Frauen auf dieſem Gebiete zu beſeitigen.
muß daher eine Heilung des ganzen Geſellſchaftskör
angeſtrebt werden; und da nach chriſtlicher Anſchau
ordnungsgemäß und regelmäßig die Aufrechterhaltung

1) Sallwürk a. a. O. S. 14.

Rechtsordnung, ſowie die Führung auf wirthſchaftlichem Gebiete Pflicht des Mannes iſt, ſo müſſen vor allem die Männer zur praktiſchen Bethätigung des Chriſtenthums zurückgeführt werden, damit die berechtigten Forderungen der Frauen erfüllt werden. Allerdings iſt neueſtens in Belgien auch katholiſcherſeits die direkte Theilnahme der Frauen an der Geſetzgebung gefordert worden. Die „Köln. Volkszeitung“ [1]) hat dieſe Befürwortung des Frauenwahlrechts richtig „ein überraſchendes“ Zugeſtändniß genannt; nach den früheren principiellen Darlegungen können wir darin nur eine Preisgabe chriſtlicher Grundſätze ſehen. Das katholiſche Blatt Bien public von Gent begründet das Frauenwahlrecht alſo: „Das den Frauen zu verleihende Recht, alle zwei oder vier Jahre einen Stimmzettel in die Wahlurne zu legen, würde ſie in ihren häuslichen Pflichten nicht ſtören, ihnen jedoch andererſeits die Möglichkeit bieten, in politiſcher Hinſicht die Intereſſen ihrer Familien, die ſie oft beſſer zu ſchützen verſtehen als die Männer, zu vertheidigen“. Weil manche Männer ihre Pflichten gegen die Familie vernachläſſigen, ſoll die Frau überhaupt das Stimmrecht, das für den Mann aber nicht für das Weib ein natürliches Recht iſt, erhalten. Zum Erſatze der Mannespflicht ſoll es dann genügen, wenn die Frau nach Jahresfriſten einmal an die Wahlurne tritt, als ob die pflichtgetreue Ausübung des Wahlrechtes nicht eine ſtändige Fühlung mit der Politik vorausſetzte, die zur Zeit der Wahlen Wochen und Monate voll Aufregung mit ſich bringt. Mehr Werth als ſolche kindlich naive Anſichten hat jedenfalls der Bericht über die Folgen des den Frauen verliehenen Wahlrechtes in Neuſeeland. In der Australasian Review vom Januar 1901 wird der erſchreckende Rückgang in der auſtralaſiſchen Geburtsziffer auf die religionsloſe Staatsſchule und auf die Gewährung des politiſchen Wahlrechtes an die Frauen

1) Vom 5. Juli 1901. Nr. 600.

zurückgeführt; die letzteren vernachläſſigen darüber ih Mutterpflichten.[1]) Indem wir alſo vorläufig grundſätzli dabei bleiben, den Mann an erſter Stelle für das Geme wohl auf Grund ſeiner politiſchen und ſocialen Rechte u Pflichten verantwortlich zu machen, ſchließen wir die Fr keineswegs von der Rechtskunde und der Geltendmachung ihr Rechte, wie ſie der weiblichen Perſönlichkeit entſpricht, au Fenelon wünſcht ſehr, daß die Mädchen eine populä Kenntniß des Rechtes erhalten und für die Rechtshändel d Lebens vorbereitet werden. Er würde die ſoeben von ein Frau Dr. jur. Marie Raſchke begründete „Zeitſchrift f populäre Rechtskunde für Männer und Frauen aller Ständ (Berlin. 1900. Oktober) kaum mißbilligt haben, und Pr Kohler hätte dem erſten Artikel im 1. Hefte dieſer Zeitſchr „Die Frau und das Recht" durch die Berufung auf Fenel (Mädchenerziehung. 12. Kap.) nicht unbedeutenden Nachdr verleihen können.

Als freie menſchliche Perſönlichkeit hat die Frau d Recht auf ſelbſtändigen Beſitz und Erwerb wie der Ma Demnach muß ſie ſich auch des gleichen Rechtsſchutzes dieſer Beziehung erfreuen. Das Genoſſenſchaftsrecht d daher den erwerbsthätigen Frauen zur Wahrung ihrer G ſchäftsintereſſen weder verweigert noch verkümmert werd „In jenen Berufen aber, welche den Frauen gleichmäßig den Männern offen ſtehen, muß den weiblichen Berufsgenoſ volle Gleichberechtigung mit den männlichen eingeräu werden, ſobald ſie den Nachweis der gleichen Berufstüchtigk erbringen".[2]) Hiernach hat kürzlich der öſterreichiſche V waltungsgerichtshof mit Recht die Beſchwerde der erſten der Wiener Univerſität promovirten Doktorin der Medic Baronin Poſſanner, gegen die Verweigerung des Wahlrech in der Wiener Aerztekammer angenommen und anerkan

---

1) Katholiſche Miſſionen. Juliheft 1901. 235.

2) Staatslexikon der Görres-Geſellſchaft. 2. Aufl. „Frauenfra

daß allen weiblichen, rechtmäßig promovirten weiblichen Doktoren das aktive und paſſive Wahlrecht ebenſo zukommt, wie den männlichen.

Die Zeitſchriften der radikalen Emancipation enthalten in dieſer Beziehung oft genug Berichte und Anregungen, die auch ſeitens derer Berückſichtigung verdienen, welche die Beſtrebungen dieſer Richtung grundſätzlich bekämpfen. Vor allem gilt dies von dem Schutze, welcher für die ſittliche Ehre der Frau gefordert wird. Früher wurden die unchriſtlichen Beſtrebungen erwähnt, die auf eine doppelte Moral im Intereſſe der rohen Sinnlichkeit des Mannes gerichtet ſind. In der Bekämpfung dieſes Angriffes auf die Frauenwürde ſind glücklicherweiſe die Frauen aller Parteirichtungen einig. Die katholiſchen Frauen dürfen nicht bloß ungeſcheut ſich an dieſem Kampfe für die Sittlichkeit betheiligen, ſondern es iſt eine größere Rührigkeit in dieſer Beziehung zu wünſchen, zumal ein durchgreifender Erfolg doch nur zu hoffen iſt, wenn die Männer eine aus dem übernatürlichen Glaubensleben ſtammende Selbſtbeherrſchung anſtreben. Prof. Adolf Harnack hat als Rektor der Berliner Univerſität freilich ſoeben ein Vorwort an die Studierenden zu der Schrift „Wiſſenſchaft und Sittlichkeit“ von dem Mediciner Dr. Herzen veröffentlicht, worin alles von der im Menſchen gelegenen Kraft allein erwartet iſt. Sonderbarer Weiſe ruft Prof. Harnack den Studierenden die Worte des Apoſtels Paulus zu: „Die Stunde iſt da, aus dem Schlafe aufzuſtehen und die Waffen des Lichtes anzulegen“ (Röm. 13, 12). Eben dieſe Schriftſtelle bildet die Einleitung zu den Worten, von deren Lektüre Auguſtinus ſeine Erhebung aus der Sinnlichkeit datirte (conf. VIII. 13). Durch die Gnade Jeſu Chriſti erklärt Auguſtinus den Sieg errungen zu haben, den er mit eigener Kraft vergeblich ſo viele Jahre angeſtrebt hatte. Ob Harnack, der die Gottheit Chriſti leugnet, ſeinen Commilitonen „Unüberwindlichkeit in der Rüſtung der eigenen Kraft“ verheißen konnte, dürfen wir

mit Berufung auf Paulus (Röm. 7, 24) und Auguſtinu
billig bezweifeln.[1]) Von jenen Männern, die im Namen de
Wiſſenſchaft den § 175 des Deutſchen R. Str. G. B. beſeitig
wiſſen wollen, iſt für die Sittlichkeit wenig zu erwarten
Deſto mehr haben die katholiſchen Männer und Frauen i
der Gegenwart die Pflicht, für die Sittlichkeit mit de
Geiſteswaffen des Chriſtenthums einzutreten. Die Heiligke
und Unauflöslichkeit der Ehe, ſowie die Ehre des jung
fräulichen Standes im katholiſchen Sinne ſind die Haupt
bollwerke der Sittlichkeit und insbeſondere der Frauenehr

Die Erweiterung der Erwerbsthätigkeit der Frau be
findet ſich gegenwärtig noch im Stande der Entwicklung
Auch das Frauenſtudium muß vor allem unter dieſem Ge
ſichtspunkte betrachtet werden. Zur rein perſönlichen Geiſte
ausbildung ohne Rückſicht auf ein beſtimmtes Amt ſtudire
auch unter den Männern die wenigſten. Die Beantwortun
der Frage, ob den Frauen die Univerſitäten zu eröffne
ſeien, iſt daher von der Ausſicht der Frauen auf Aemt
mit akademiſcher Vorbildung abhängig. Von dem Prieſte
ſtande ſind die Frauen von vornherein ausgeſchloſſen. D
juriſtiſche Laufbahn iſt ihnen gleichfalls verſchloſſen, wen
man den Begriff der Auktorität feſthalten will. Das Schickſ
der Frau Dr. Kempin wird wohl ſchwerlich anlockend wirke
Dagegen laſſen ſich keine ſtichhaltigen Gründe gegen d
Ausübung des ärztlichen Berufes durch die Frauen in b
ſtimmten Grenzen vorbringen. Im Gegentheil dringt d
Ueberzeugung auch in den conſervativſten Kreiſen imm
mehr durch, daß weibliche Aerzte für Frauen ein wirklich
Bedürfniß ſeien.[2]) Ebenſo kann das höhere Lehrfach

---

1) Auch Dr. Joſef Müller hat in ſeiner Schrift „Die Keuſchheitsidee (Mainz, 1897) die natürliche Kraft des Menſchen zu optimiſti beurtheilt. Die Erfahrung gibt Möhler Recht, den er ni widerlegt hat.

2) Vgl. die Verhandlung über die Frauenpetition im preußiſch Abgeordnetenhauſe am 30. März 1892 in „Deutſche Frauen v dem Parlament“ von Grimm. 1892. S. 151.

Fortbildungsſchulen für Mädchen Frauen mit Grund nicht verſagt werden. In beiden Fällen würden nur die mittelalterlichen Anſchauungen wieder aufgenommen werden. Die Forderungen von weiblichen Aufſichtsbeamten bei Fabrikarbeiterinen, weiblichen Sträflingen iſt gleichfalls eine durchaus berechtigte Erweiterung des Frauenerwerbes. Katholiſcherſeits hat man allen Grund, ſich an dieſen Beſtrebungen zu betheiligen. Zu vergeſſen iſt freilich nicht, daß die katholiſchen Mädchen mit Neigung und Fähigkeit hierzu am liebſten den Ordensſtand aufſuchen

Das Eindringen von Frauen in die Poſt- und Telegraphenämter und ähnliche Stellungen kann ſchwerlich als eine geſunde Erſcheinung des wirthſchaftlichen Lebens angeſehen werden, ſchon deßhalb nicht, weil die Frauen zumeiſt der geringeren Entlohnung wegen den Vorzug vor männlichen Beamten erhalten. Dagegen ſcheint nur der gleiche Lohn bei gleicher Vorbildung und gleicher Arbeitsleiſtung ohne Rückſicht auf das Geſchlecht der Gerechtigkeit zu entſprechen.[1]) Dieſen wie allen andern Frauen, die durch die Sorge für das tägliche Brot genöthigt ſind, im Erwerbsleben mit den Männern in Concurrenz zu treten, haben die katholiſchen Sociologen ihre Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Mögen auch die Frauen im engen Anſchluſſe an die Kirche die Befreiung von neuheidniſcher Knechtſchaft ſuchen, die ihnen das Chriſtenthum ehedem gebracht hat.

Aug. Rösler.

---

1) Vgl. Rösler, Die Uebung der Charitas durch die Frauen und an den Frauen. Freiburg i. B Charitasverlag. 1901. S. 46 — 49.

XXV.

Ein Jahrhundert der ſchottiſchen Geſchichte.[1]

Der als Literarhiſtoriker rühmlich bekannte Verfaſſe des vorliegenden Buches bietet uns zwar keine vollſtändig Darſtellung der Geſchichte Schottlands von 1745 bis hera auf die Gegenwart, wohl aber recht anſprechende Abhandlungen über die Jakobiten, über den Kampf des Hochadel des ſchottiſchen Hochlandes gegen die Regierung, welche engliſches Geſetz und Recht auch in Schottland einzuführe ſuchte, über die religiöſen Parteien und ihr Verhältniß zu Großgrundbeſitz und dem gemeinen Mann, über die Wandlungen in den religiöſen Anſichten des Volkes, über di Bildung der verſchiedenen Sekten, beſonders die Gründun der freien Kirche Schottlands. Der ſchottiſchen Kirche un ihrem Klerus iſt von jeher das größte Lob geſpendet un der Umſtand zum beſonderen Verdienſt angerechnet worden daß ſie die calviniſchen Grundſätze am treueſten feſtgehalten, am beharrlichſten durchgeführt haben, dabei werden in de Regel die mit der presbyterianiſchen Disciplin nothwendi verbundenen Uebelſtände auf religiöſem, ſocialem und politiſchem Gebiet überſehen. Craik und ſein Vorgänger Graham „Social Life of Scotland“ (London 1899) haben ſich von

1) A Century of Scottish History from the days before the' 45 to those within living memory by Sir Henry Craik. XIII, S. 486, X, S. 472. Edinburgh, Blackwood. 1901.

dem Fehler ziemlich frei gehalten, aber aus den von ihnen angeführten Thatſachen die naheliegenden Schlüſſe nicht immer gezogen. Wir glauben unſern Leſern einen Dienſt zu erweiſen, wenn wir neben der Licht- auch die Schattenſeite des ſchottiſchen Presbyterianismus hervorheben.

Mit einem Muth und einer Standhaftigkeit, welche einer beſſeren Sache würdig geweſen wäre, hat der presbyterianiſche Klerus bis tief hinab in das 18. Jahrhundert die ſtrenge Kirchenzucht zu handhaben und jede freiere religiöſe Anſicht in ihrem Keime zu erſticken geſucht. Der Kampf war viel langwieriger und bitterer, als man gemeiniglich annimmt. Es iſt eine durch die Thatſachen widerlegte Behauptung, daß die Idee vom theokratiſchen Königthum und vom Prediger als Stellvertreter Chriſti von dem Volke begierig aufgenommen wurde. Die zweite und dritte Generation des Landvolkes und der Bürger, welche die frühere Freiheit nicht praktiſch kennen gelernt und die ſtarre calviniſche Lehre von der Prädeſtination mit der Muttermilch eingeſogen hatte, unterwarf ſich dem Joch, obgleich auch bei ihr von Zeit zu Zeit Unabhängigkeitsgelüſte ſich regten. Die ſtrengen Sabbatgeſetze, das Spionierſyſtem der Aelteſten, die öffentlichen Bußen, die Ableſung der begangenen Verbrechen, während der Schuldige im Bußhemd in der Kirche ſtand, wurden immer als unerträgliche Laſten betrachtet, aber die Frommen, die ſich wohl hüteten, ſich ein öffentliches Verbrechen zu Schulden kommen zu laſſen, ſtanden auf Seite der Prediger, denn ſie wollten ſich die Gelegenheit nicht entgehen laſſen, ſagen zu können, daß ſie beſſer ſeien als dieſer öffentliche Sünder.

Der Schotte wurde immer wieder daran erinnert, daß er unter dem beſondern Schutze Gottes ſtehe, ein erwähltes Rüſtzeug des Herrn ſei, gleich einem Phinees, Samuel, Jehu berufen ſei, die Gottloſen, beſonders die Papiſten auszurotten, daß dieſer Krieg gegen die Götzendiener ein Gott wohlgefälliges Werk ſei, aber ſeiner Religion konnte er doch

nie recht froh werden, denn ſie verwehrte ihm alle irdiſchen Freuden, alle ſinnlichen Genüſſe. Muſik, Malerei und alle die ſchönen Künſte, welche die katholiſche Religion früher zur Verſchönerung der Kirche und Erhöhung der religiöſen Feier verwendet hatte, wurden von den Eiferern verpönt, es dauerte Jahrhunderte, bis man die altteſtamentlichen Pſalmen durch chriſtliche Hymnen erſetzte. Daß man in den apoſtoliſchen Zeiten beim Gottesdienſt chriſtliche Hymnen benutzt hatte, davon hatten die in der Kirchengeſchichte ſchlecht bewanderten Schotten keine Ahnung. Daß die Schönheit dieſer Welt den Geiſt des Menſchen erheben, religiös ſtimmen könne, hätten die Prediger ſowohl aus dem alten als aus dem neuen Teſtament lernen können, trotzdem malten ſie ſich dieſes Leben als öde und finſter aus und übten eine zwecklose widernatürliche Entſagung. Selbſt den Kindern wurden ihre Spiele und kindlichen Freuden durch ſtete Mahnungen, ſich mit Gott zu beſchäftigen und um die Bekehrung zu beten, vergällt. Der zum Frohſinn geneigte ſchottiſche Charakter erhielt durch die falſch verſtandene Frömmigkeit einen bittern Beigeſchmack. Der Eifer für das Reich Gottes war ſchon frühe gepaart mit Liebe zur Intrigue, Landesverrath, zähem Eigenſinn, es ſei nur an Männer wie Knox, Craig erinnert. Die proteſtantiſche Partei war, ſo lange ſie um die Vorherrſchaft mit der katholiſchen kämpfte, engliſch geſinnt d. h. antipatriotiſch und nichts weniger als loyal gegen Marie Guiſe und Maria Stuart. Während andere Nationen wie die Holländer und die Hugenotten in Frankreich das jede Selbſtändigkeit und Spontaneität ertödtende Princip des Fatalismus, das in der calviniſchen Religion liegt, überwunden und eine wunderbare Thätigkeit und einen ſeltenen Heroismus entwickelten, verfielen die Schotten in eine auffallende Indolenz und Apathie, aus der ſie nur theilweiſe und mit Unterbrechungen aufgerüttelt wurden. Man hat dem Calvinismus im Gegenſatz zu dem erſchlaffenden Lutheranismus und dem Katholicismus ſeine Energie, ſeine Liebe

zur Freiheit, ſeine Expanſionskraft nachgerühmt, d. h. die Eigenſchaften, welche die Holländer entwickelten, auf andere Völker übertragen; die ſchottiſche Geſchichte des 17. und 18. Jahrhunderts ſtraft eine ſolche Behauptung Lüge. Noch mehr, mit dem Niedergang der calviniſchen Religion halten der Aufſchwung von Induſtrie und Gewerbe, das Aufblühen von Wiſſenſchaft und ſpäter auch der Kunſt gleichen Schritt und Tritt.

Der tiefſte Stand von Literatur, Wiſſenſchaft und Kunſt wurde im 17. Jahrhundert erreicht. Theologiſches Wortgezänke, calviniſche Subtilitäten nahmen die beſten Geiſter in Anſpruch. Die weſentlichſten Elemente des Gottesdienſtes waren die langen Predigten und die aus dem Stegreif geſprochenen Gebete, in denen der Prediger alles, was ſein Herz bewegte oder ſeinen Zorn erregte, vor ſeiner Zuhörerſchaft ausgoß. Die Böswilligkeit, Skandalſucht fand in denſelben reichliche Nahrung. Die Angriffe der Pfarrherren auf mißliebige Pfarrkinder büßten nichts von ihrem Nachdruck ein durch den ſüßlichen weinerlichen Ton oder durch das Pathos und die Heſtigkeit des den himmliſchen Zorn auf das ſchuldige Haupt des Verbrechers herabrufenden Pfarrers. War die calviniſche Theologie enge und beſchränkt, ſo wurde ſie durch die allgemein befolgte Predigtweiſe noch ungenießbarer gemacht. Jahre lang predigte man über denſelben Text und zerquälte ſich, demſelben einen neuen Inhalt zu entlocken oder durch Schluchzen, Weinen und Schreien die Nerven der Zuhörer zu erſchüttern. Nirgends hat man ſo viel gepredigt, nirgends war das Volk durch ſo ſtrenge Strafen zum Predigen angehalten; die Folge war jedoch nicht geiſtige Hebung, ſondern Kopfhängerei und Trübſinn der Einen, Leichtſinn und Hohn und Spott der Andern, wenn ſie unter ſich waren. Man kann kühn behaupten, daß die Prediger im Volke eine geiſtige Erſtarrung verurſacht hatten, die das Allerſchlimmſte befürchten ließ. Während Irland und England trotz der vielen und langwierigen Kriege eine Reihe von

großen Gelehrten, Theologen, Alterthumsforſcher aufweiſen, war Schottland, das beim Ausbruch der Reformation zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigt hatte, ausnahmsweiſe arm.

Weder Craik noch Graham haben dieſen Punkt eingehend behandelt, ihr Patriotismus und das zu einem unumſtößlichen Lehrſatz entwickelte Vorurtheil, daß die Reformation Schottland die Volksſchulen gebracht und den Segen eines gründlichen Unterrichtes für alle Schichten der Bevölkerung vermittelt habe, haben ſie wohl bewogen, dieſen Gegenſtand zu übergehen. Die mit Lateinſchulen verquickten Volksſchulen boten denen, welche einen gelehrten Beruf wählten, zu wenig, den Kindern der niederen Stände zu viel, waren übrigens nicht zahlreich genug. Im ſchottiſchen Hochland exiſtirte für eine Pfarrei, die 40 Meilen lang war, nur eine Schule, welche für die Kinder, die in weiter Entfernung wohnten, praktiſch unzugänglich war. Noch in dieſem Jahrhundert, ſagt Craik II, 448, ſahen ſich 26,000 von 27,600 Kindern in die Unmöglichkeit verſetzt, eine Schule zu beſuchen. Die Kirche machte im 19. Jahrhundert große Anſtrengungen. Durch eine Akte vom Jahre 1839 wurden „Seitenſchulen" (side schools) ins Leben gerufen, in Fällen, in welchen die Pfarrſchule den Bedürfniſſen des Diſtrikts nicht genügte, aber dieſe furchtſamen Verſuche waren weit entfernt, den Anforderungen, daß jedes Kind Unterricht in den Elementarfächern erhalte, Rechnung zu tragen. Städtchen, die ſich zu großen Städten entwickelt hatten, beſaßen lange Zeit nur eine, vielleicht in einem abgelegenen Quartier gelegene Pfarrſchule, nur wo der Pfarrer eine große Thatkraft entwickelte und der allgemeinen Achtung ſich erfreute, gelang es, neue Schulen zu gründen.

War es um die Volksſchulen Schottlands beſſer beſtellt als in England, ſo war das Eingreifen der Regierung doch auch in Schottland nöthig. Das 1846 eingeführte Schulgeſetz ſtieß indeß auf große Schwierigkeiten. Pfarrer ſowohl als Lehrer zogen die Unabhängigkeit ihrer Schulen

und ihr altes Programm den Neuerungen, an welche die Regierung ihre Zuſchüſſe knüpfte, vor. Erſt durch die Erziehungsakte von 1872 wurden die Pfarrſchulen ganz verdrängt. Die Kirche war der rieſigen Aufgabe, der ſich ſtetig mehrenden Bevölkerung eine den Anforderungen der Zeit entſprechende Erziehung zu vermitteln, nicht länger gewachſen. Weder die Armuth der Schulen, noch die geringe Anzahl der Schüler, noch der Mangel an den nöthigen Lehrmitteln erklärt uns den Niedergang und das gänzliche Aufhören des wiſſenſchaftlichen intellektuellen Lebens in Schottland; der Grund liegt in dem damals herrſchenden religiöſen Syſtem der Unterdrückung des Individuums, dem Argwohn, mit dem man jede ſelbſtändige Regung betrachtete. Die Epiſkopalen, die man als willenloſe Sklaven des Adels und der Regierung zu brandmarken pflegt und tief unter die Presbyterianer, die Vertreter demokratiſcher Grundſätze, ſtellt, waren weit weniger ſtark, ſondern duldſam in ihren Anſichten und gewährten den Einzelnen weit größeren Spielraum, ſie hatten daher nicht nur größere Schriftſteller aufzuweiſen, ſondern entwickelten eine nationale Literatur, die in Liedern und Satiren der Jakobiten ſchöne Blüten trieb.

Ein geſundes und kräftiges Volk kann man zeitweilig in Ketten ſchlagen, aber früher oder ſpäter zerreißt das wiedererwachende Selbſtgefühl die Feſſeln und ſetzt die Vernunft wieder in ihre Rechte ein. So ging es auch in Schottland im 18. Jahrhundert; nachdem frühere Verſuche wie die eines Maitland von Lethington im 16. Jahrhundert fehlgeſchlagen hatten. Es iſt merkwürdig, daß aus dem Schooße des Klerus, der die Ketten geſchmiedet hatte, die Befreier hervorgingen, daß Prediger und Predigerſöhne der Freiheit und Aufklärung Bahn brachen. Daraus folgern zu wollen, daß der Presbyterianismus die naturgemäße Entwicklung der ſchottiſchen Philoſophie ſei, iſt ungefähr gerade ſo verkehrt, wenn nicht verkehrter, wie die Herleitung des deutſchen Nationalismus aus dem verknöcherten Lutherthum, da ſich ja beide zu einander

verhalten wie Pol und Gegenpol. Die ſchottiſche Theologie hatte indeſſen dermaßen alles Einſehen eingebüßt, die Theologen waren ſo wenig im Stande, die Argumente der zum Skepticimus neigenden Philoſophie zu bekämpfen, daß ſie nicht einmal einen Paſtor Götze aufweiſen konnten. Die Philoſophen waren indeß zurückhaltender als ein Leſſing oder Reimarus und verſtanden es, ihre heterodoxen Anſichten zu verbergen. Die Prediger eiferten mehr gegen den Beſuch der Theater, gegen das Eindringen der modernen Poeſie als gegen freigeiſteriſche Anſichten, deren Tragweite ſie nicht ermeſſen konnten. Die Gebildeteren unter den Geiſtlichen huldigten der Aufklärung und dem Eraſtianismus, ihnen gegenüber konnten die ſtarren Orthodoxen nicht aufkommen

Von einer Religion, wie dem Presbyterianismus, der ſich in die innerſten Angelegenheiten der Familie einmiſchte und nicht bloß in geiſtlichen ſondern auch weltlichen Angelegenheiten das entſcheidende Wort ſprach, hätte man die Einſchärfung des Sittengeſetzes und großen Erfolg in Handhabung von Zucht erwarten ſollen, aber gerade hier zeigte ſich die Kirche ſchwach, weil ſie durch ihr Spionierſyſtem das Laſter unter die Oberfläche getrieben und Heuchelei und Verſtellung groß gezogen hatte. Die öffentliche Buße und die Ableſung der von den Gemaßregelten begangenen Sünden artete in eine Komödie aus und machte die Jugend bekannt mit geſchlechtlichen Vergehungen und ſtumpfte ſie, was noch ſchlimmer war, gegen die Sünde ab. Während der Ableſung hörte man kichern, ſah man die Zuhörer ſich bedeutende Blicke zuwerfen; der Prediger und einige der Aelteſten mochten ſich wohl einbilden, einen Damm gegen das Laſter errichtet zu haben, öffneten ihm aber in der That Thür und Thor. Das dumpfe düſtere Weſen, das vom Presbyterianismus ſich gar nicht trennen läßt, führte entweder zu Trübſinn und Ueberſpannung oder zu Ausgelaſſenheit und Verweltlichung Gegen ein Laſter, das in Schottland ſchon früher die größten Verheerungen angerichtet hat und das noch heute

als der Krebsſchaden der hochbegabten Nation betrachtet werden muß, wagte die presbyterianiſche Kirche nie einzuſchreiten — die Trunkſucht. Der Klerus, der ſich durch ſeine Sittenſtrenge auszeichnete und in dieſer Hinſicht den Predigern anderer proteſtantiſcher Bekenntniſſe überlegen war, konnte den Hang zur Geſelligkeit und der Fröhlichkeit beim Gaſtmahle nicht widerſtehen, und gab ſeinen Pfarrkindern das ſchlechte Beiſpiel. Es waren nicht zum Vieh herabgeſunkene Trunkenbolde, wie ſie jeder Stand liefert, ſondern in vielen Fällen hochbegabte und einflußreiche Prediger, die ſich den charakteriſtiſchen Beinamen „magnum mare“ erwarben. Das ſchlimmſte an der ganzen Sache war der Umſtand, daß man ſich dieſer „verzeihlichen Schwäche“ nicht ſchämte, daß Geſetzgeber, Richter und Rechtsgelehrte, Profeſſoren und Geiſtliche, Gebildete und Ungebildete einander nichts vorzuwerfen hatten. Es läßt ſich nicht leugnen, daß die Methodiſten und ihre Nachfolger und Erben, Salutiſten (Heilsarmee) und die Temperenzler der Trunkſucht einen weit erfolgreicheren Widerſtand entgegengeſetzt haben als die übrigen proteſtantiſchen Sekten, aber daraus folgt durchaus nicht, daß ſie höher zu ſtellen ſeien. Gerade der Presbyterianismus Schottlands hat einige der guten alten Gewohnheiten treu bewahrt, die Einfachheit und Genügſamkeit, das Mitleid mit den Armen. So arm das Volk war, ſo hat es doch gern ſein letztes Stück Brot mit den Armen getheilt. Trotz des religiöſen Sinnes des Volkes, trotz der den Predigern gezollten Hochachtung ließ ſich in Schottland die Erbſünde des Proteſtantismus, die Zerſplitterung in immer neue Sekten nicht vermeiden. Obgleich die Differenzpunkte meiſtens wenig Bedeutung hatten, gelang es doch nur höchſt ſelten, die religiöſen Parteien auszuſöhnen. Die größte Spaltung fand bekanntlich erſt im Jahre 1843 ſtatt und hatte ihren Grund in der Weigerung, die Patronatsrechte der Großgrundbeſitzer und der Krone anzuerkennen. Die engliſche Regierung machte große Zugeſtändniſſe, konnte aber nicht umhin, die von der

Verſammlung des Klerus veröffentlichten Vetoakte von 1834 als ungeſetzlich zu verwerfen. Nach dieſen konnten die Gemeindemitglieder jeden vom Patronatsherrn vorgeſchlagenen Prediger, der ihnen nicht zuſagte, zurückweiſen, ohne Gründe für das Verfahren anzugeben. Nach langjährigen Streitigkeiten traten 395 Prediger aus der Staatskirche aus und gründeten die Freie ſchottiſche Kirche, während 835 der Entſcheidung der Regierung ſich unterwarfen.

Der Muth und die Uneigennützigkeit der Erſteren iſt über Gebühr geprieſen worden; ſie vergaßen weder während noch nach dem Streit mit ihren Amtsbrüdern ihre weltlichen Intereſſen und hatten ſchon zur Zeiten ihrer Trennung eine Summe von 3 Millionen Mark für den Bau von neuen Kirchen und eine weitere Summe 1,440,000 M. für den Unterhalt der Prediger geſammelt. Mit ſeltener Inkonſequenz hatten dieſe Vertheidiger der. kirchlichen Unabhängigkeit ihre Schulen unter die Regierung geſtellt, um den Staatszuſchuß zu erhalten, während die Staatskirche Bedenken trug, den confeſſionellen Charakter ihrer Schulen zu verleugnen, und ihre Pfarrſchulen auf eigene Koſten unterhielt, bis die Noth ſie zwang, das von der Regierung vorgeſchriebene Schulprogramm anzunehmen. Wer die Geſchichte dieſer großen Seceſſion aufmerkſam ſtudirt, wird zugeben müſſen, daß die Geiſtlichen der Freikirche durch den Tauſch in pekuniärer Hinſicht viel gewonnen haben, daß ihre ſchamloſe Bettelei unter den Proteſtanten aller Länder, ihre Verdrehung der hiſtoriſchen Wahrheit uns keine hohe Vorſtellung von ihrem Gerechtigkeitsſinn gibt. Die Freikirchler neben oder gar über die Traktarianer Englands zu ſtellen, verräth Unkenntniß und Befangenheit. Jedenfalls haben die, welche in der Staatskirche zurückblieben, größere Opfer bringen und den Hohn und die Verachtung der gegen ſie aufgehetzten Menge ertragen müſſen.

Die verſchiedenen ſchottiſchen Kirchen konnten ſich ebenſowenig gegen das Eindringen des neuen Geiſtes und gegen

die katholiſirende Richtung ſchützen, als die Sekten Englands. Man überzeugte ſich nach und nach, daß man die von der Reformation zerſtörten, von ihren Nachkommen verwüſteten und verwahrlosten Kirchen wieder aufbauen, die ſchönen Künſte, wie das früher geſchehen war; im Dienſte der Religion verwenden müſſe. Man hat nicht bloß die alten Kirchen wieder reſtaurirt, ſondern auch den Gottesdienſt dem katholiſchen weit mehr angepaßt, und durch Herübernahme katholiſcher Bräuche und Andachten den religiöſen Sinn Schottlands zu beleben geſucht. Dieſe Bewegung nach Rom iſt auch dem Katholicismus in Schottland zu gut gekommen.

Dank den zahlreichen Einwanderungen der Iren, dank dem Uebertritt mancher ausgezeichneter Schotten hat die katholiſche Kirche an Macht und Anſehen gewonnen. Je mehr der presbyterianiſche Geiſt verſchwindet, deſto mehr wird man der alten Kirche gerecht; freilich geht mit der Abnahme des religiöſen Fanatismus der Sekten religiöſe Gleichgültigkeit Hand in Hand. Die Zahl der Katholiken beläuft ſich auf 365,000, die der Prieſter auf 461; ſie beſitzen 350 Kirchen und Kapellen. Im Jahre 1848 gab es nur 87 Kirchen und Kapellen, im Jahre 1859 aber 183. Obgleich die katholiſche Kirche in dem großen engliſchen Weltreich an Seelenzahl geringer iſt als manche Sekten, ſo genießt ſie als alte hiſtoriſche Kirche weit größeres Anſehen, dann auch darum, weil ſie allein dem Anſturm des alles nivellirenden und zerbröckelnden Zeitgeiſtes erfolgreichen Widerſtand leiſtet.

Z.

XXVII.

Volksbildungsbeſtrebungen.

I.

Unter Volksbildungsbeſtrebungen verſteht man gewöhnlich alle Einrichtungen der letzten Jahrzehnte, welche die allgemeine geiſtige Ausbildung, Pflege von Verſtand und Gemüth der großen Maſſe der Bevölkerung bezwecken, ſoweit nicht durch Staat und Kirche in öffentlichen Veranſtaltungen hiefür Sorge getragen iſt. Staat und Kirche haben nun zwar durch Volks-, Sonntags-, Fortbildungsſchulen, Predigt und Katecheſe für Bildung, weltliche und geiſtige oder geiſtliche ihre ebenfalls die Bildung des ganzen Volkes bezweckenden Einrichtungen. Dieſe ſind obligatoriſch, umfaſſen aber wie die weltlichen nur die jugendlichen Bildungsjahre, die religiöſen begleiten zwar den Menſchen durchs ganze Leben, doch nicht ſo, daß nicht auch ſie einer bedeutenden Erweiterung fähig werden. Dieſe „freien“ Volksbildungsbeſtrebungen ſetzen denn jene obligatoriſchen voraus. Ueber ſie hinaus ſollen die Maſſen, die breiten Schichten des Volkes im Geiſtesleben gefördert, zu geiſtiger Thätigkeit angeleitet werden. Man unterſcheidet öfters drei Gruppen unſerer Bevölkerung: die niederſte Schichte der handarbeitenden Maſſe, Kleinhandwerker, Bauern, Taglöhner, niederer Beamtenſtand. Für ſie iſt „obligatoriſch“ geſorgt durch Volks-, Fortbildungs-, niedere Fachſchule. Die zweite mittlere Schicht: Kunſthandwerk, Gewerbe, Kleinkaufmann, mittlerer Beamtenſtand mit Realſchule, mittlerem Fachſchulweſen.

Schließlich eine höhere, ſpärliche Schicht: Großinduſtrie, roßhandel, höheres Beamtenthum, Geiſtliche und Gelehrte. ür ſie hat der Staat geſorgt mit Gymnaſium, Oberrealſchulen, niverſitäten, techniſchen Hochſchulen. Und nun heißt es: leichheit auch in der Bildung für alle, keine Privilegien mehr, m wenigſten auf dem Gebiete des Geiſtes Gleicher Beſitz, leiche Bildung ſoweit immer möglich, das iſt die ſociale Frage f. Dr. Pieper „Sociale Tagesfragen“ H. 1, 30. Generalverſ. . Geſ. für Verbreit. v. Volksbildung S. 4).

Die Hügel ſollen auch in der Volksbildung abgetragen, e Thäler mit dem Ueberſchuß an materieller und geiſtiger ohlfahrt ausgefüllt werden.

Sehen wir nun, inwieweit die Gegenwart dieſen Beſtreb- ngen entgegenkommt. Das Geburtsland derſelben iſt England. n jedem anſtändigen Hauſe (heißt es in Touſſaint-Langen- heidt, Land und Leute in England Bd. IV) hält man dort ſ eine gute Bibliothek. Zeitungen und Zeitſchriften ſind icht theuer, „an jedem nur einigermaßen bedeutenden Ort“ ibt es öffentliche Leſehallen: ſie ſind Männern und Frauen nentgeltlich geöffnet und ſehr reich mit Tagesblättern und eitſchriften ausgeſtattet. Gewöhnlich ſind ſie auch mit einer eihbibliothek verbunden.

Das Hauptinſtitut Englands, das „nationale Bedeutung“ langt hat, iſt die ſogenannte Mudies library mit dem Sitz in ondon. In der Stadt holen die Abonnenten ſich dort ſelbſt re geiſtigen Schätze, in den Vorſtädten circulirt wöchentlich nmal der Bücherwagen der Bibliothek, den Abonnenten f dem Land werden ſie mit der Bahn zugeſtellt. Dieſe Bücherei“ verſieht die Leſevereine und viele Leihbibliotheken it Büchern und Zeitſchriften und tauſcht die geleſenen um. bgleich Privatinſtitut hat es das Bibliothekweſen im Lande ziemlich centraliſirt, wird mehr und mehr die Centralſtelle, elche den einzelnen Leſe-, Bildungsvereinen, Leihbibliotheken re „Darlehen“ abgibt und ſo zu äußerſt billigem Preis dem meinen Mann bis in die höchſten Schichten hinein Bildungs- ittel liefert. Andere dießbezügliche hervorragende Inſtitute eciell Londons wie die Einrichtungen im Britiſh Muſeum

übergehen wir ihrer mehr „lokalen“ Bedeutung wegen. Be- merkenswerth iſt, daß in vielen Städten Englands wie Amerika die Leſezimmer und Freibibliotheken durch Gemeindeſteuern aufgebracht werden. In England entſtand auch die Universit Extension-Bewegung, die Volkshochſchulbewegung mit ſyſtema- tiſchen Vorträgen, „die viel Beifall gefunden und in ihren Schlußprüfungen manche anerkennenswerthe Erfolge aufgewieſen haben“ (Dr. Pieper: Volksbildungsbeſtr. S. 10).

Von Amerika werden vor allem auch die großen Summe erwähnt, welche dort von Privaten für öffentliche Bibliotheken Leſehallen u. ſ. w. geſtiftet werden. In dieſer Beziehung i Amerika allen andern Ländern (nach Touſſaint, Land un Leute IV) voraus. Im übrigen ſind die Mittel, welche fü Verbreitung der Wiſſenſchaft dienen ſollen, hier wie in Deutſch land ſo ziemlich die gleichen, weßhalb wir ſpäter auf ſie zurück kommen werden.

Der umfaſſendſte, wenn auch noch lange nicht der aus gedehnteſte Verein für Volksbildung in Deutſchland iſt d Geſellſchaft für Verbreitung von Volksbildung. Nach de 29. Rechenſchaftsbericht derſelben zählte ſie 12 Verbände m 1632 corporativen und 3376 perſönlichen Mitgliedern. D Geſellſchaft ſieht die corporativen Mitglieder beſonders ger mit einer Corporation ſind natürlich mit einem Mal 20 u 30 oder noch mehr Einzelperſonen ihr einverleibt. 1899 ſi neu eingetreten: 31 Magiſtrate und Gemeindebehörden, Kirchenvorſtände, 40 Schulvorſtände.

Die Geſellſchaft hat eine Sammelſtelle für ältere Büch und es gingen ihr nach dem Bericht von 1892—1899 ci 69,000 (!) Bücher und Hefte gratis zu.

Bemerkenswerth iſt bei dieſem Inſtitut eben der Geda eine „Geſellſchaft“ zu gründen für „Volksbildung.“ De entſprechend zieht ſie ein Netz von Bildungsvereinen ü Stadt und Land, die in jährlichen Generalverſammlungen, eige Organ innerlich und äußerlich ein Cartell bilden.

Der Verein erhielt von den vom Reichstag für Vo bildung etatsmäßig ausgeworfenen 50,000 M. jährlich

Ausweis der Rechenſchaftsberichte 5000 — 15,000 M., vom Kaiſer „wiederholt" jährlich 3000 M. u. ſ. w. Auf ihren Generalverſammlungen betheiligen ſich Miniſter, Centralſtelle für Arbeiterwohlfahrt, Verband der deutſchen Hochſchullehrer u. a. cf. Bericht über die 30. Hauptverſ. in Heidelberg).

Die Vortheile, welche dieſe Corporation nun bietet, ſind bei jährlichem Beitrag von 6 M.: ein Grundſtock von 50 Bden. für jede neue Bibliothek. Dazu erhält man gleich das nöthige Formular für Stammkatalog u. ſ. w. Wie der Borromäusverein überläßt er neue Bücher jeder Zeit bei direkter Sendung zum $^2/_3$ Preis, das Organ, der „Bildungsverein", zu 50 Pf. vierteljährlich. Unbemittelten Bibliotheken folgen auch ſpäter Gratisſendungen.

Bezüglich des Geiſtes, der ſich bei ihr zeigt, können wir ſagen, er iſt proteſtantiſch-liberal, wenn auch angeblich parteilos. Ein Blick in die Berichte und Bücherkataloge, in welcher außer einigen Schriften von Chriſtoph Schmid Referent keinen weiteren katholiſchen Autor entdecken konnte, beweiſt dies.

Stellen wir der „Geſellſchaft" den Borromäusverein gegenüber, ſo finden wir dieſen an Mitgliederzahl: 77,000 (gegenüber obigen ca. 5000 Mitgliedern allerdings zu $^1/_3$ Corporation) um das 15fache überlegen. An Gründerjahren hat ſie ca. 20 voraus und hat ſie „ſeit ihrem Beſtehen Bücher an die Bibliotheken im Ladenpreis von über 4 Millionen vertheilt und ſehr Vielen zu einer kleinen Hausbibliothek verholfen." (cf. Bericht des B. v. hl. K. B.)

Er könnte ſich, wenn er wollte, in Deutſchland leicht die Bedeutung der Mudies library Englands verſchaffen, fände er noch mehr Unterſtützung oder vielmehr, wenn er ſich als Geſellſchaft für chriſtliche Volksbildung aufthun wollte, einige Schwerfälligkeiten ſeines Betriebes (30 M. Jahresbeitrag, ohne welchen kein Zuſchuß für Bücher, die langſamen $^1/_4$ Jahrſendungen u. dgl.) abſtreifte und Hand in Hand mit dem Volksverein auf den jährlichen Katholikenverſammlungen ſeine jährliche Tagung hielte. Er müßte dann allerdings mit den Lokalvereinen in viel lebendigerem und engerem Zuſammenhang bleiben. Es würden ſich ſo gewiß allmählig die verſchiedenen

chriſtlichen Unternehmungen, Leſevereine, Volksbibliothek
Studienvereine u. dgl. um ihn gruppiren, ohne als disjec
membra den Kampf führen zu müſſen. Er könnte damit f
Hebung geiſtigen Strebens unter dem katholiſchen Volk e
ähnliches thun, wie der Görresverein und die Leogeſellſch
unter der Schaar katholiſcher Gelehrten.

Eine beſondere Art der Volksbildung, die ſocialpolitiſ
betreibt der Volksverein mit ſeinen 187,000 Mitglieder
Leider faßt man den Volksverein ziemlich oft blos als Kamp
beſſer geſagt, Abwehrverein gegen die Socialdemokra
auf, während er doch vor allem poſitiv iſt. Er iſt
Hauptverein zur Verbreitung theoretiſcher Kenntniſſe der ſocial
Geſetze und Hilfsmittel, wie Darlehenskaſſen, gemeinſam E
und Verkauf, Invalidenverſicherung, Landwirthſchaftskammer
geſetzliche Armenpflege, Wohnungsfrage, Alkoholismus, Kranke
pflege, natürlich zum Zweck, die theoretiſchen Kenntni
in praktiſche Arbeit in den weiteſten Volkskreiſen umzuſetz
ein Verein der kurz „eine von allen Volkskreiſen getrag
Socialreform" anbahnen will. Er entnimmt dem Socialism
das Sociale, indem er eben ſociale Reform betreibt, er
vernünftig demokratiſch, indem er die ſociale Reform in
Hände vor allem des Volkes gelegt haben will, zur Volksſ
macht. Vorausſetzung aber iſt dabei möglichſte Populariſir
ſocialer Kenntniſſe. Von dieſem Geſichtspunkt aus neh
wir ihn unter die Inſtitute zur Verbreitung von Volksbild

Was der Verein ſchon eben an Schriften und Verſam
lungen gethan, zeigen die „27 Millionen ſocialer Schriften
Arten" (cf. Flugblatt) und 6000 Volksverſammlungen,
8 ſocialen Kurſe mit 700—1500 Theilnehmern u. ſ. w.

Man ſieht, welche große geiſtige Macht gerade letzt
bedeutet. Vielleicht ließe ſich dieſelbe durch den Vorſchlag
Umwandlung der Borromäusvereine in eine Geſellſchaft
chriſtliche Volksbildung noch ſteigern.

Weitere kleinere Volksbildungsinſtitute ſind die Komen
geſellſchaft, Humboldtakademie mit ca. 3200 Hörern, ferner
Vereinigungen von Hochſchullehrern für Volkshochſchulk
die ſtädtiſchen Bibliotheken und Leſehallen. Von Univerſi

betheiligen ſich jetzt an ſolchen Volkshochſchulkurſen Berlin, Bonn, Breslau, Freiburg i. Br., Göttingen, Greifswald, Heidelberg, Jena, Kiel, Leipzig, Marburg, München, Wien. Dazu kommen noch techniſche Hochſchulen Berlin, Braunſchweig, Karlsruhe. Von ihnen ſind für Arbeiterkreiſe beſonders thätig: Berlin, Braunſchweig, Breslau, Freiburg i. Br., Heidelberg, Jena, Karlsruhe, Leipzig, München, Wien. Für Volksſchullehrer: Breslau, Jena, Kiel, (cf. 30. Hauptverſammlung d. G. f. V.).

In erfreulichem Aufſchwung befinden ſich die Leſeanſtalten in den größeren Städten des Reiches. Aus einer ſtatiſtiſchen Zuſammenſtellung der Stadt Dortmund, in der 40 Städte enthalten ſind, geht u. a. hervor, daß in dieſen 40 Orten 149 Volksbibliotheken und 39 Leſehallen beſtehen. Die Ausleihungen Breslaus ſtiegen von 130,985 im Jahre 1898 auf 200,328 im Jahre 1899. Die 27 Berliner Volksbibliotheken liehen 1898/99 630,000 Bände aus und die beiden ſtädtiſchen Leſehallen wurden zuſammen von 38,840 Perſonen beſucht. Hamburgs Leſeſaal wurde in einem Halbjahre von 45,666 Perſonen beſucht, die höchſte Ziffer, die in Deutſchland überhaupt erreicht worden iſt (cf. XXIX. Jahresbericht).

Schließen wir noch kurz an, daß auch Dänemark, Schweden, Norwegen ſeine Volkshochſchulen haben, die zum Theil zwar die ſachliche Fortbildung erſtreben (cf. Dr. Pieper-Volksb. 10). In Oeſterreich iſt die Univerſität Wien die erſte auf dem Continent, welche ſich als ſolche auch mit Volkshochſchulkurſen abgibt; daſelbſt beſteht, ähnlich wie in England die ſchon erwähnte Mudies library, eine „Centralbibliothek", die im Jahre 1899 allein 400,000 Bände auslieh.

II.

Behandeln wir nun die Mittel, durch welche alle dieſe Inſtitutionen ihrem Ziel nahe zu kommen ſuchen, ſo haben wir ſolche von Wort und Schrift.

1) Vorträge über Wiſſenswerthes aller Art aus Natur, Wiſſenſchaft, Kunſt, Technik. Aehnliches leiſtet (cf. die wöchentl. Berichte bſp. aus Württemberg) der Volksverein.

Dieſe werden gerne im Anſchluſſe an Bilder, Modelle,

Skioptic gehalten. Die hautſächlichſte deutſche Firma für letztere iſt Lieſegang, die einen äußerſt reichhaltigen Katalog aufweiſt, leider hauptſächlich nur Kunſtgeſchichte und Geographie, während ſie ſonſt noch eine ordnungsloſe und deßhalb etwas dilettantenhafte Eintheilung und Herſtellung der Projektionsbilder betreibt. Gerade vom Standpunkte ſyſtematiſcher Volkskurſe ſollten die Bilder auch ſyſtematiſch vertreten und geordnet ſein.[1])

Sind obige Vorträge nur ſporadiſch, unſyſtematiſch, ſo erſtreben 2) Unterrichtskurſe eine planmäßige Behandlung.

Die „Geſ. f. V." wendete der Vortragsthätigkeit a. 1899 ca. 12,000 M. zu. In 10 Jahren hielt ſie etwa 1300 Wanderorträge, die nach dem Berichte meiſt gut, durchſchnittlich von 300 Perſonen beſucht waren. Die einzelnen Kurſe ſollen allmählig ſo erweitert werden, daß jeweilen ein ganzes Gebiet einbezogen werden ſoll. Katholiſcherſeits bieten dasſelbe wenigſtens nach einer Richtung die ſocialen Kurſe.

Ein Mittel 3) ſind die Volksunterhaltungsabende mit Vorführung von klaſſiſchen Theaterſtücken, nicht in dem Sinn auch einer nun in jeder Beziehung klaſſiſchen Aufführung. Das iſt auch in Städten wenig möglich. Es werden ferner auch Muſikwerke, „Tondichtungen" vorgeführt und haben dieſe „in den meiſten größeren Städten bereits Eingang und viel Anklang gefunden" (Dr. P.). Zu „Parochialabenden" werden ſie auf dem Lande und werden bei denſelben allerdings an den Leiter derſelben ziemliche Anforderungen geſtellt.

Eine weitere Antheilnahme an geiſtigen Schätzen bildet das Beſuchen bezw. Führung durch Muſeen, Ausſtellungen, Kirchen, Fabriken u. ſ. w. Sie ſind ſehr zweckdienlich, da es ſich hier um Anſchauungsunterricht handelt, welcher in Verbindung mit dem erläuternden Worte ebenſo nachhaltig wie anregend wirkt.

Die Mittel der Schrift pflegen Orts-, Vereins- und Volksbibliotheken. Ueber die Benutzung einer ſolchen in Darmſtadt, Jahr 1899, entnehme ich dem Jahresbericht der Geſell

1) In dieſem Falle wären ſie ein außerordentlich ſchätzbares Mittel zur „Populariſirung" des Wiſſens.

ſchaft folgende Ziffern: „Es wurden von 101 Ausleihetagen 18,080 Bände, darunter 4180 Bände wiſſenſchaftlichen Inhalts verliehen. Von den Benutzern waren 74% männlich, 26% weiblich. Von den Benutzern waren 46,5% Arbeiter und Handwerker, 23% Kaufleute und Schreiber, 13,5% Schüler und Studenten, 11% Beamte und Lehrer, 4,7% Penſionäre und 1,3% Soldaten" (l. c. 18). Typiſch dürfte dieſe Aufſtellung nur nach dem Procentſatz der „wiſſenſchaftlichen" gegen die „andern" Bücher ſein.

Ein 5. Mittel ſind Leſehallen. Dieſelben erfreuen ſich ſtarken Zuſpruchs. So wird über die in Darmſtadt berichtet (Geſ. f. V. v. V. 18), daß das Lokal ſich bereits als zu klein erweist (und eine große Menge geſchenkter Bücher wegen Platzmangels nicht aufgeſtellt werden können). Die Zahl der im Leſeſaal aufliegenden Zeitungen und Zeitſchriften beträgt 134: 45 politiſch, 17 für Unterhaltung, 17 für Handel, 7 Gartenbau, 4 für Naturwiſſenſchaft, 22 für Bildung, 10 für Kunſt und Literatur, 10 für Geſundheitspflege und Mäßigkeit, 2 Volkswirthſchaft. Die Leſehalle, fährt der Bericht weiter, wurde von 17,936 Perſonen gegen 15,726 des Vorjahres benützt.

Die Vorzüge der Leſehalle, ſagt Dr. Pieper, ſind evident. Für viele iſt ſie der Anlaß, ſich überhaupt geiſtig zu beſchäftigen, mancher findet dort erſt Gelegenheit ein Buch zu leſen. Bekannt iſt ja, wie ſchlechte Wohnungsverhältniſſe in den Städten den Mann ins Wirthshaus treiben; auf dem Land bewirkt dies hauptſächlich die Langeweile am Sonntag. Die Abſtinenten mögen vor allem für gleich- oder mehrwerthigen Erſatz der Genußmittel ſorgen; dies würde wohl beſſer wirken, als allerhand ſolcher Abſtinentenreden.

Ein 6. Mittel iſt Schriftenverbreitung. Wir haben oben bereits von Volksvereinen geredet. Wie ſehr gegenwärtig dieſe Art der Volksbildung aufkommt, beweist ein Flugblatt der Socialiſten in Berlin („gegen die Kornzölle"), das in Berlin allein in 800,000 Exemplaren nach Bericht der Germania bis in die oberen Stockwerke der Häuſer verbreitet wurde.[1])

1) Zu trauriger Berühmtheit iſt in neueſter Zeit Graßmann's „moraltheologiſche" Schrift gekommen.

In Baſel, Bern, Zürich werden „gute Volksſchriften“ in ſehr großen Mengen hergeſtellt und zu ſehr niedrigen Preiſen abgeſetzt. Der Hauptvertrieb derſelben deutſcher Seits iſt gegenwärtig in Wiesbaden. Rechnet man zur Schriftenvertheilung und -Verbreitung die verſchiedenen Familienſchriften mit ihrem „theils belehrenden, theils unterhaltenden Inhalt“ mit öfter bis 30000 gehenden Auflagen („Woche“ angeblich 400,000 Abonnenten), erwähnen wir — last not least — Reclams und Meyers Weltbibliothek, die Millionen von Bändchen, außer Romanen die Schriften von Philoſophen, Pädagogik, Geſchichte und Kunſtgeſchichte verbreiten, neben den direkt populärwiſſenſchaftlichen Sammlungen Göſchen, Weber, Meinholdt u. ſ. w., ſo ergibt ſich ein kleiner Begriff deſſen, was an Populariſirung der Wiſſenſchaft durch Bildungsvereine ſowohl wie durch freie Thätigkeit des Buchhandels gearbeitet wird.

Katholiſcherſeits erwähnen wir, daß nach den uns vorliegenden Katalogen von Herder, Auer, Stocker (Regensburg), Verlagsanſtalt vorm. Manz, Seyfried München es meiſt die gleichen Schriften ſind, klaſſiſche wie weniger klaſſiſche, die vertrieben werden Angefügt mögen werden die Wetzelſchen Schriften, Germanias Sortimentsabtheilung, die auch als Volksbibliothek in Oeſterreich herauskommen. Goffine und Cochem, Kempis und Philothea, Alban Stolz ſind die Hauptauktoren auf religiöſem Gebiet. Wir vermiſſen auch eine „klaſſiſche aſketiſche Bibliothek“, die für Volksbildung auch das ihrige, vielleicht noch mehr als die „klaſſiſchen Andachtsbilder“ für „freie religiöſe Bildung“ wirkte. Auf romanſchriftſtelleriſchem Gebiete ſind es ſtets Chriſtoph v. Schmid, Bauberger, Herchenbach, Kolping, Schaching, Conſcience, neueſtens die Regensburger 10 Pfg.-Bibliothek, Nimm und lies, Sammlung von Eberle & Cie. in Einſiedeln; ein neueres Unternehmen iſt Butzer und Kevelaer Romanſammlung, die allgemeine Bücherei der Leo-Geſellſchaft, welche auf chriſtlichen Grundlagen in Concurrenz mit Reclam und Meyer treten zu wollen beabſichtigt. Sie bieten ja direkt keine Wiſſenſchaft, die Romane gehören mit zum obligaten Stoff der Volksbildungsvereine u. ſ. w. und ſo mögen ſie hier Erwähnung finden. Dies in „Kürze“ das Bild der Beſtrebungen zur Verbreitung von Volksbildung.

Faſſen wir das Geſagte zuſammen, ſo ergibt ſich das Ziel: den „Conſum der geiſtigen Güter“ den Maſſen möglichſt zu erleichtern, dienen Vereine und Geſellſchaften, Univerſal-, Landes-, Orts-, Wanderbibliotheken, Volkshochſchulkurſe, ſociale Kurſe, Wanderredner, dienen Leſehallen wie Zeitſchriften, mit theilweiſe enormen Auflagen, Theater und Dichterabende, ſonſtiger Schriftenverkauf, zum Theil allerdings nach dem Jargon: „Für das Volk und 10 Pfennig“, dazu die reinen Bildungsgelegenheiten, berufliche wie politiſche, in Werk- wie Gewerbevereinen, Arbeiter-, Jünglings-, Geſellen-, Männer-, Bauern- und Volksvereine, techniſche, Lehrervereine. Dieſe alle ſind beſtimmt — notabene neben den allgemeinen ſtaatlichen und kirchlichen Bildungsanſtalten, den Volks-, Sonntags-, Fortbildungsſchulen — in reichem Maße und reicher Abwechslung geiſtige Nahrung dem Volke zuzuführen. So bieten ſie ein Bild, ernſt und großartig genug, um es in ſeinen Licht- und Schattenſeiten des näheren zu prüfen.

III.

Was iſt alſo von Volksbildungsbeſtrebungen zu halten? Irgend einen Standpunkt muß man nachgerade ihnen gegenüber einnehmen. Das vorangegangene in verhältnißmäßig groben Linien gezeichnete Bild[1]) hat vielleicht doch das Eine gezeigt, daß die Populariſationsbewegung der Wiſſenſchaft — wir wiederholen, letztere geht über ſtaatliche und religiöſe Veranſtaltungen für geiſtige und geiſtliche Bildung hinaus — in faſt allen civiliſirten Staaten Eingang und ſtets wachſende Ausbreitung gefunden hat.

Populariſation der Wiſſenſchaft darf man wohl kaum mehr als bloßes Mode- oder mehr oder weniger glänzendes Schlagwort betrachten und damit abthun; was iſt alſo von ihr des näheren zu halten?

Geben wir erſt den Förderern derſelben das Wort. Hauptſächlich vom ſocialpolitiſchen Standpunkt betont Dr. Pieper ihre

---

1) Wer ſich näher über die Volksbildungsbewegung informiren will, findet in dem wiederholt citirten Heft 1: „Sociale Tagesfragen“ für alle Einzelabtheilungen die entſprechende Literatur.

Nothwendigkeit. „Wiſſenſchaftliche Klärung der ſocialen Fragen" und ebenſo „die Regelung derſelben durch die geſetzgebenden Faktoren ſind nicht die ſchwierigſten Schritte auf dem Wege der Reform. Manche Geſetze ſind bereits erlaſſen, aber die große Mehrzahl der Betheiligten . . . kennt ſie nicht". Deßhalb iſt es denn auch gar nicht zu verwundern, wenn die Geſetze nicht ausgiebig benutzt, wenn die genoſſenſchaftliche Selbſthilfe unter den Bauern, noch mehr den Handwerkern, Vereinigungen zur Verbeſſerung der Wohnungen, Mäßigkeitsbeſtrebungen, allgemeine beſſere Krankenpflege ꝛc., ſo langſame Fortſchritte machen. Das Volk zeigt „zu wenig Initiative" in ſeiner eigenen Sache, obgleich eine Socialreform ohne „eine von allen Volkskreiſen getragene energiſche Durchführung" derſelben ſchlechterdings unmöglich iſt. Deßhalb wartet man denn auch damit vielfach ſolange, als es keine Socialiſten im Ort gibt. „Grund für dieſe weitverbreitete Theilnahmsloſigkeit . . . iſt der Mangel an geiſtiger Empfänglichkeit für Dinge, die über das tägliche Erwerbsleben hinausgehen."

Kurz eine ſociale Reform ohne das Volk, ohne thätige Mithilfe der Maſſen des Volkes iſt unmöglich. Deßhalb iſt der Schluß, verlangen wir eine energiſche ſocialpolitiſche Schulung desſelben. Volksbildung iſt nach Pieper ferner „eine integrirende Forderung des heutigen conſtitutionellen Staats- und Gemeindelebens." Die Gleichheit vor dem Rechte, die wirthſchaftliche Freiheit und Freizügigkeit, das allgemeine Wahlrecht, fügen wir hinzu die koloſſale Entwicklung des Zeitungsweſens aller Parteien und Schattirungen ſetzen einen Grad von geiſtiger Entwicklung und Selbſtändigkeit des Urtheils voraus, die bei der Schulentlaſſung noch nicht erworben ſind. Ueberdieß, ſagt Dr. Pieper, und jeder Schulmann wird ihm wohl recht geben, „geht die Volksſchulbildung ſelbſt zum großen Theil verloren, wenn ſie nicht beſtändig aufgefriſcht wird." Einen Culturſtaat ferner gibt es nicht, ohne Ausbildung von Verſtand und Gemüth auch nach der Volksſchule. „Künſten und Wiſſenſchaften wird das Bethätigungsfeld fehlen", daher die Vorwürfe der Socialiſten, die jetzige Kunſt ſei in der Hauptſache nicht Volkskunſt, bezw. Kunſt und Wiſſenſchaft für das Volk, ſondern eben Kunſt der

Bourgeois. (Vergl. die Aufſätze in den Hiſtor. polit. Blättern 126 (1900) H. 6 u. ff.)

Dr. Pieper bemerkt: „geiſtig verrohte Volksmaſſen bringen ſtets unbedenklich auf den Putſch“ (cf. Rußland), daher wird der jetzige Staat gut daran thun, das Volk „ruhigen Verſtands-erwägungen“ zugänglich zu machen. Kurz: Wer ſich ſelbſt nicht regieren kann (und dazu gehört Bildung des Verſtandes und Herzens), den muß eben ein anderer regieren. Endlich, betonten wir gleich zu Anfang, beſteht die „ſociale Noth“ nicht bloß in der Ungleichheit „des (materiellen) Beſitzes,“ ſondern auch „der Bildung“ „Gemeinſame geiſtige Bildung einigt und iſt das ſtärkſte Verſicherungsmittel der Standesunterſchiede, weil eines der wirkſamſten Dämpfer des Egoismus.“

Faſſen wir das Geſagte zuſammen: Volksbildung iſt ebenſo eine Forderung der wirthſchaftlichen Reform wie politiſcher Selbſtbeſtimmung; ſie verhindert Monopoliſirung der Kunſt und Wiſſenſchaft und gleicht dadurch ein Stück der Standes-unterſchiede aus. Vom Standpunkt der Philoſophie und Religion iſt Förderung geiſtiger Bethätigung ſchon deßwegen dringend erwünſcht, als eine Förderung des Geiſtes eine Schwächung des materiellen Elementes und Denkungsweiſe im einzelnen wie in der Maſſe der Menſchen bedeutet. Der Verſtand iſt die edelſte Fähigkeit des Menſchen, ſeine Bethätigung deßhalb auch die edelſte Thätigkeit. Leute, die die ganze Woche an nichts anderes als Ackerbau, Viehzucht und Handwerk denken, müſſen nothwendig mit ihrem Hauptdenken und Streben mit dem rein Materiellen beſchäftigt ſein. Am Sonntag geht man allerdings eine Stunde in die Kirche, dann aber ſtundenweis wieder zum Bier und Vergnügen. Wir laſen kürzlich im „Tag“, 13. Febr. „Es iſt nicht leicht, in Berlin z. B. geiſtige Eroberungen zu machen. Berlin iſt eine Stadt der Arbeit, ſeine Arbeit iſt mehr auf den Tag, als auf das Ewige, mehr auf materielle, als ideelle Güter gerichtet. Und wenn es einmal Ruhepauſen feiert, ſo begeiſtert es ſich lieber für einen Mann, der Großes im Werktagsdienſt geleiſtet oder auch für Unterhaltungs- und Vergnügungsſpenden wie Mimen, Virtuoſen, Pantomimen, Bauchtänzerinen, als für Philoſophen und andere Wolken-kukuksheimer, dann und wann freilich durchbricht einer dieſer

unproduktiven Geiſter die dicke Mauer von Vorurtheil, Trägheit ꝛc.“ Endlich hat ja „die Kirche und die Geiſtlichkeit nur den Zweck, die Menſchen in ihrer Dummheit und Demuth zu erhalten, gleichviel welche Confeſſion.“ Denn „je dümmer, deſto frommer.“

Vom Standpunkt der engeren Sittlichkeit ſollte es Grundſatz der „Abſtinenten“ ſein, ſtatt der Wirthshausunterhaltung Beſſeres zu bieten, denn für gewöhnlich geht man doch nicht ſo faſt des Bieres als der geſelligen Unterhaltung wegen ins Wirthshaus.

Dies die Gründe, warum Dr. Pieper und mehr oder weniger alle anderen Volksbildungsförderer (cf. 30. Generalverſ. der G. f. V. v. V., Reyer, Handbuch des Volksbildungsweſens ꝛc.) für „Volksbildung“ eintreten.

Es läßt ſich nicht leugnen, die Gründe ſind nicht zu verachten, aber wo Licht, da iſt auch Schatten.

Fürs erſte, was iſt denn eigentlich Bildung? Was iſt Wiſſenſchaft? Faſt könnte man von ihren Vertretern ſagen, tot capita, tot sensus. Weiſt ja beiſpielsweiſe die Geſchichte der Philoſophie nicht weniger als 30 Syſteme, „Ismen“ auf, wie in jedem diesbezüglichen Lehrbuch zu erſehen. Will man denn wirklich allen Ernſtes anfangen, etwa nach dem Vorgang von Häckels Welträthſel, dieſe Wiſſenſchaft, bezw. Syſteme unter das Volk zu werfen? Vorausgeſetzt, daß das Volk an ihnen ſich erfreute, das Ende könnte nur ſein, daß das Wort Du Bois Reymonds ignoramus et ignorabimus und zwar in den wichtigſten Fragen des Lebens, den Welträthſeln populariſirt würde. Es wäre allerdings wenigſtens ein Gewinn, zu wiſſen, daß man nichts weiß, aber ob es wirklich der Mühe werth iſt, ſoviele Arbeit darauf zu verwenden, dem Volk dieſe Wiſſenſchaft beizubringen, daß es nichts weiß, das ſcheint theoretiſch zweifelhaft, praktiſch gefährlich, da ohnedies die Verbreitung der meiſten Syſteme nichts anderes als wie Häckels Welträthſel eine Verbreitung des Unglaubens bedeutet. Darum könnte man weiter ſagen, laſſen wir die Leute lieber ſich mit dem Nothwendigen begnügen, was ſie für ihren Beruf brauchen, ſpeciell zum materiellen Fortkommen, alles übrige iſt zweifelhaft, oder gar zweifellos unnöthig.

Dies vom Standpunkt derer die ſagen: Wiſſenſchaft iſt gelehrtes Nichtswiſſen und zwar in weſentlichen Dingen. Anderſeits ergibt ein Ueberblick über die Wiſſensgebiete, daß man, ich möchte ſagen, bereits zu viel weiß. In wieviel Hauptfächer iſt die Wiſſenſchaft nicht ſchon eingetheilt, und dieſe ſelbſt zerfallen in Unterabtheilungen, die ſelbſt wieder eine Reihe wichtiger Fragen enthalten, und dabei iſt noch nicht einmal ein Grashalm von der Wurzel bis zum neuen Samen „nach ſeiner Verurſachung“ erklärt und das will doch Wiſſenſchaft überhaupt beſagen (scientia rerum per causas). Es iſt ſchwer ſelbſt für den Fachmann, ſein Specialfach ganz zu durchdringen. In allem Ernſte betrachtet kann es deßhalb ſich bei den Populariſirungsbeſtrebungen der Wiſſenſchaft um nichts anderes handeln, als dem Volk etwas mehr geiſtiges Streben als bisher beizubringen. Ferner was zeigt die bisherige faktiſche Betheiligung des Volkes an dieſem wiſſenſchaftlichen Streben? Es werden ja ungemein viel Bücher bereits geleſen, man vergl. was wir oben über Bibliotheken, Schriftenvertheilung u. ſ. w. geſagt haben, aber welches Fach hat den größten Procentſatz der Bücher? Nach ihren Erfahrungen hat die obenerwähnte „Geſ. f. V.“ ein Schriftchen herausgegeben: Wie gründet und leitet man ländliche Volksbibliotheken? Da ſchreibt ſie S. 10: Welche Bücher anſchaffen? „Zu allererſt die altbewährten unterhaltenden Volksſchriften. Wer den Tag über ſchwer gearbeitet hat, will ſich am Abend vor allen Dingen unterhalten.“ Schreiber dieſes ließ die Collektion „Nimm und lies“ in ſeinem Dorf colportiren. Alle Schriften wurden vertrieben, mit faſt einziger Ausnahme von Egger:, Der Alkoholismus u. ſ. w. Und dabei bemerkte dann der Colporteur, daß das Schriftchen verſchiedene in die Hand genommen, jeder aber es wieder zurückgegeben habe. Und ſo weiſen denn auch die Berichte der Bibliotheken ganz allgemein eben vorwiegend Romane auf unter dem geiſtigen Stoff, der in Anſpruch genommen wurde Praktiſch, das läßt ſich nicht leugnen, iſt Volksbildung vorwiegend Verbreitung von Romanen.

Iſt Volksbildung ferner unter dem Geſichtspunkt der Religion zu begrüßen? Kürzlich hat ein Paſtor W. Studemund ein Buch geſchrieben: Der moderne Unglaube in den unteren

Ständen. Es waren Fragebogen hauptſächlich über religiöſe Dinge ausgegeben worden und es kamen z. B. über Gott Antworten zurück, wie: Gott iſt ein Unding. Die Natur iſt mein Gott. Ich kenne nur die phyſiſche Kraft der Erhaltung und der Weiterbildung der Organismen auf der Erde ſowie aller Sonnen, Planeten, Trabanten u. ſ. w. Man vergleiche dazu die Reſultate der Bibelforſchung z. B. Zittel, Entſtehung des Evangeliums, Renans Leben Jeſu, ebenſo Moſes oder Darwin, neueſtens Häckels Welträthſel u. a., ſo begreift man, daß, wenn ſolche Wiſſenſchaft unter das Volk kommt, alle Dogmatik wankt. Daß ſich in dem Fragebogen Antworten finden auch über die Unſterblichkeit der Seele: Der Menſch wird wieder Erde, aus der ſich immer wieder neue Lebeweſen entwickeln. Ein Leben nach dem Tode gibt es nicht In welcher Geſtalt ſollte denn das Leben fortbeſtehen? Und wo ſoll es fortbeſtehen — daß mit den eiſernen Geſetzen der Natur, die ſolche Wiſſenſchaft dem Volke lehrt, dieſes das Gebet verlacht und jegliches Vertrauen verlieren muß, iſt doch zu klar. Woher hat aber das Volk dieſen Unglauben? Offenbar „von der Wiſſenſchaft." Endlich welchen Einfluß hat die Bildung auf die Sittlichkeit? Bei dem unzertrennbarem Zuſammenhang zwiſchen religiöſer Anſchauung und praktiſcher Moral laſſen ſich aus obiger populärer Wiſſenſchaft nur vorwiegend ungünſtige Schlüſſe ziehen.

Heute iſt es z. B. neueſte Wiſſenſchaft, daß das Handeln des Menſchen ein Produkt ſeiner Naturanlage und der ihn umgebenden Verhältniſſe ſei. Kein Wunder, wenn das Volk daraus die Conſequenzen zieht und etwaige Unmoral eben auch als Produkt erſterer Naturanlage und umgebender Verhältniſſe anſieht und die Hände in Unſchuld wäſcht. Vom ſtatiſtiſchen Standpunkt wird allerdings die Behauptung von „Peſſimiſten" daß die Criminalität mit zunehmender Volksbildung wachſe durch die Zahlen nicht unterſtützt. Alexander von Oettingen läßt die Frage unentſchieden, ähnlich von Mayr in ſeinem Buch über Geſetzmäßigkeit im Geſellſchaftsleben und Band I. ſeiner Statiſtik. Die Hauptſchuld daran trägt, daß man für Bildung ſtatiſtiſch keinen weiteren Anhaltspunkt hat als das Leſen und Schreibenkönnen und Schulbeſuch der betreffenden Inkriminirten

Alſo etwas ſorgſamer betrachtet, erweiſt ſich der Segen der Volksbildung ſo ſehr groß nicht.

Sociale, politiſche, techniſche, äſthetiſche Volksbildung mag man betreiben, aber unſeres Erachtens wäre jegliche Philoſophie von „freier Volksbildung“ auszuſchließen und der Kirche, je nach Confeſſion natürlich, zu überlaſſen. Programmmäßig hält dieſes z. B. die „Geſ. f. V.“ ſo; wie aber die Praxis ausſieht, dafür lieferten Vorträge der Hochſchulkurſe in Mannheim z. B. Belege, in welchen der Menſch u. a. ein vorwärts entwickeltes Thier genannt wurde. Und eben dieſe Hochſchulkurſe werden von jener Geſellſchaft eifrigſt gefördert.

Zurückdrängen, verdrängen und ignoriren läßt ſich die Volksbildungsbewegung wohl nicht mehr, es iſt das in richtigen Grenzen auch nicht nöthig.

Es wird deßhalb das Beſte ſein, die „Volksbildungsbeſtrebungen“ auch chriſtlicherſeits mit ganzer Macht aufzunehmen. In der Einheit und Feſtigkeit der Grundſätze iſt gerade der Katholicismus aller fremden Wiſſenſchaft weit „über“, wie Frhr. von Hertling kürzlich betonte, es würde ſich nur darum handeln, die innere Wahrheit derſelben auf allen Wiſſensgebieten zu erweiſen und eine ſolche Bildung in die breiteſten Maſſen zu fruktificiren. So könnte freie Volksbildung nur befreiend bewirken. A. H.

XXVII.

Einige Zahlen zur kirchlichen Statiſtik.

Da das Beſtreben der Katholiken eigentlich niemals au ſyſtematiſchen Betrieb der kirchlichen Statiſtik gerichte war, ſo haben die Wenigen, die ſich in wiſſenſchaftliche Weiſe mit dem Zahlenmaterial beſchäftigten, die größte Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Der Bitte um Hülf bei Berechnung der Tabellen konnte häufig nicht entſproche werden, weil man keine Aufſtellungen hatte machen laſſen häufig wurde die Mittheilung der vorliegenden Zahlen einfac verweigert. Da nun derartige Nachläſſigkeiten nur zu Schaden des Katholicismus ausſchlagen, im übrigen abe auch die modernen Zeitläufte eine eingehende Bethätigun der Katholiken auf dieſem Gebiete mit aller Macht forder ſo bitte ich alle, die es angeht, mich bei der Ausarbeitun einer großen Ueberſicht über die Orden, Congregationen un Miſſionsgeſellſchaften freundlichſt unterſtützen zu wolle Mittlerweile veröffentliche ich hier die mir bisher vorliegend Zahlen, die meiſtens aus dem Jahre 1901 ſtammen, in d Hoffnung, daß es mir bald ermöglicht werden möge, umfan reichere Aufſtellungen vorlegen zu können.

Namen der Orden, Congregationen und Miſſionsgeſellſchaften	Prieſter	Scholaſtiker und Novizen	Converſen od. Laienbrüder	Geſammt-ſummen
Franziskaner	10,433	2,150	3,875	16,458
Jeſuiten	6,526	4,603	3,944	15,073
Kapuziner	4,641	1,721	3,102	9,464
Benediktiner	2,605	978	982	4,565
Trappiſten	1,825	563	2,150	4,538
Dominikaner	2,378	963	1,009	4,350
Lazariſten	1,688	784	832	3,304
Väter vom hl. Geiſt . . .	649	712	788	2,149
Karmeliter	—	—	—	2,000
Auguſtiner	1,150	425	283	1,858
Geſellſchaft des göttlichen Wortes	224	918	556	1,698
Oblaten der unbefleckt. Empfängniß	770	425	385	1,580
Conventualen	850	305	384	1,539
Pariſer Seminar f. ausw. Miſſionen	1,194	—	—	1,194
Weiße Väter	—	—	—	1,000
Lyoner Seminar f. d. afrik. Miſſionen	150	115	18	283
Geſammtſumme	35,083	14,662	18,308	71,053

Die Querſumme der drei erſten Spalten ergibt 68,053; da nun die 2000 Karmeliter und die 1000 weißen Väter aus Mangel an Einzelzahlen nur in der vierten Spalte mit zuſammen 3000 Mitgliedern verzeichnet ſtehen, ſo muß dieſe der Querſumme zugezählt werden, wodurch die Geſammtſumme der vierten Spalte mit 71,053 erreicht wird.

Die chriſtlichen Schulbrüder (vom hl. Johannes Baptiſt de La Salle), die früher auch in Koblenz, Kemperhof bei Moſelweis und Burtſcheid-Aachen wirkten, bis der Culturkampf ſie aus dem Lande jagte, haben eine ſo außerordentlich umfangreiche, geſegnete Thätigkeit, daß ſie hier ausführlich zahlenmäßig wiedergegeben werden ſoll. Die Hauptthätigkeit

derſelben beruht in Frankreich, das mehr wie zwei Dritte
aller Brüder beſchäftigt.

I. Frankreich. In 1,115 Häuſern zählen wir
10,604 Brüder, die ſich vertheilen auf 5,298 Profeßbrüder,
1,779 mit dreijährigen, 2,218 mit einjährigen Gelübden und
1,309 unterrichtende Novizen. Außerdem gibt es 811 Groß-
novizen, 2,627 kleine Novizen und 603 Scholaſtiker. In
1,449 Schulen zählt man 5,549 Klaſſen mit zuſammen
208,132 Zöglingen, von denen 19,429 Interne ſind. Di
Schulen theilen ſich in öffentliche, private, ſolche für Er
wachſene und ſolche für Lehrlinge. Oeffentliche Schulen
der Schulbrüder gibt es nur außerhalb Frankreichs.

II. Außerfranzöſiſche Länder. In 375 Häuſern
wohnen 4456 Brüder (1,946 Profeſſe, 917 mit 3 jährigen
989 mit einjährigen Gelübden und 604 unterrichtende Novizen
Die Zahl der Großnovizen (365), kleinen Novizen (632) und
Scholaſtiker (359) iſt zuſammen 1356. In 515 Schulei
werden, auf 2681 Klaſſen vertheilt, 114,441 Zöglinge unter
richtet, von denen 9,246 Interne ſind.

Die Geſammtſummen ſtellen ſich demnach folgender
maßen: 1,530 Häuſer, 15,060 Brüder, 5,397 Novizen un
Scholaſtiker, 1,964 Schulen, 8,230 Klaſſen und 322,57
Zöglinge, unter denen 28,675 Interne ſind.[1])

Die Mariſtenſchulbrüder zählen insgeſammt 600
Religioſen, deren genaue Vertheilung nach Ländern ſowol
als Klaſſen mir unbekannt iſt.

1) Die Schulbrüder haben in Paris auf der Ausſtellung erhalte
drei grands prix, 13 goldene Medaillen, 21 ſilberne Medaille
14 bronzene Medaillen, 6 ehrenvolle Erwähnungen, zuſamme
57 Anerkennungen für ihre pädagogiſchen Leiſtungen. Daß d
Mitglieder des Preisrichterkollegiums bei der in Frankreich her
ſchenden Strömung eine beſondere Schwäche für die Leiſtung
der Brüder entwickelt hätten, um ihnen zu dieſer ganz erſtau
lichen Menge von Preiſen zu verhelfen, dürfte ſogar d
Herren vom Reichsboten ſchwer fallen zu behaupten. Vorſitzend
der Jury war Herr Léon Bourgeois.

Paul Maria Baumgarten.

XXVIII.

Neuere volkswirthſchaftliche Literatur.[1]

Man gewöhnt ſich in neuerer Zeit mehr daran, auch die großen politiſchen Aktionen der Staaten auf wirthſchaftspolitiſche Intereſſen und Kämpfe zu unterſuchen. Aus dieſem Beſtreben entſprang auch Schorers untengenannte Studie. Der Verfaſſer ſucht den verwickelten handelspolitiſchen Vorgängen nachzuſpüren, welche vor dem Utrechter Frieden als eine Spannung zwiſchen Frankreich und England in Mitte lagen und trotz des Friedensſchluſſes die beiden Völker nicht zur Ruhe kommen ließen, ehe nicht eine für beide Theile befriedigende Baſis für die gegenſeitigen Handelsbeziehungen geſchaffen war. Die Spannung war ſo hoch geſtiegen, daß ſich beide Staaten gegenſeitig mit Handelsverboten belegten. Die erleuchteten Geiſter damaliger Zeit verſuchten es mit allen Kräften, einen modus vivendi anzubahnen, und nach den mühſamſten Verhandlungen war es endlich gelungen, die Artikel für den Abſchluß eines Handelsvertrages feſtzuſtellen. Der Hauptpunkt war, daß Frankreich ſich gegenüber England zu dem Meiſtvergünſtigungsvertrag verſtand, während England ſich mit einem feſtbeſtimmten verhältnißmäßig niedrigen Zollſatz auf die aus Frankreich importirten Waaren begnügen ſollte.

1) Der engliſch-franzöſiſche Handelsvertrag vom Jahre 1713. Von Hans Schorer. Sonderabdruck aus dem Hiſtor. Jahrbuch. Bd. XXI, Jahrgang 1900. München 1900. Joh. G. Weiß'ſche Buchdruckerei (Joſ. Olbrich). gr. 8. 63 S.

In klarer, feſtumriſſener Darſtellung entwirft Schorer ein Bild der dem Vertrag vorausgehenden wirthſchaftlichen wie politiſchen Situation, und an der Hand des Aktenmaterials wird der Gang der Verhandlungen gezeichnet, die oftmals in Gefahr ſtanden, an einem der beiderſeitigen Intereſſen zu ſcheitern. Endlich waren dieſelben bis zu einem Stadium gediehen, daß man auf baldigen definitiven Abſchluß rechnen durfte. Da wurde in England eine wüthende Agitation gegen den Vertrag inſcenirt. Die Wighs eröffneten aus politiſchen Gründen einen erbitterten Kampf, die Theoretiker der merkantiliſtiſchen Schule führten die Handelsbilanz ins Feld, derzufolge England mehr Waaren von Frankreich importire als umgekehrt, und ſo gelang es, den Vertrag im Parlament zu Fall zu bringen.

Dem Verfaſſer iſt es hauptſächlich darum zu thun, das Auftreten und Vordringen neuzeitlicher Ideen in den einzelnen Momenten des Kampfes zwiſchen den Anhängern und Gegnern des Vertrages aufzuzeigen. Er unterläßt es nicht, imme darauf hinzuweiſen, wo ſich Anſätze neuer Gedanken finden und deßwegen iſt ſeine Schrift für die Kenntniß der Entwicklun der wirthſchaftspolitiſchen Syſteme von großem Werth.

In einem auch äußerlich geſchmackvollen Gewande trete die ſeiner Zeit von Profeſſor Sombart in Zürich gehaltene Vorträge über die ſocialen Bewegungen im 19. Jahrhunde in einer hohen Auflageziffer zum vierten Mal ihren Gang in große Publikum an.[1]) Der Verfaſſer nimmt gleich in d Vorrede Veranlaſſung, allen denjenigen Männern und Frau fremder Zunge zu danken, welche ſich der Mühe unterzog haben, das Werk in ihre Sprache zu überſetzen. Dasſelbe bisher ſchon erſchienen in franzöſiſcher, italieniſcher, flämiſch engliſcher, ſchwediſcher, däniſcher, ruſſiſcher, polniſcher, czechiſch kroatiſcher, magyariſcher und armeniſcher Sprache.

1) Werner Sombart, Profeſſor an der Univerſität Bresl Socialismus und ſociale Bewegung im 19. Jah Vierte Auflage. 18. bis 23. Tauſend. Verlag von Guſ Fiſcher. Jena 1901. gr. 8°. S. 130. (Preis 75 Pfg.)

Woher dieſer rieſenhafte Erfolg der Sombart'ſchen Schrift, die faſt in die ganze gebildete Welt gedrungen iſt? Mit dem Intereſſe an dem Objekt, das Sombart darſtellt, allein iſt er nicht erklärt; denn wenigen über Socialismus handelnden Büchern iſt ein gleicher Erfolg beſchieden. Der Grund desſelben liegt anderswo. Was Sombart ſchreibt, tritt ans Licht der Oeffentlichkeit nicht behaftet mit dem Staub und Schweiß der Werkſtätte, nicht als trockenes Erzeugniß gelehrter Forſchung, ſondern in der Geſtalt des Kunſtwerkes, das nicht bloß dem Verſtande, ſondern auch dem äſthetiſchen Geſchmack, und zwar auch einem verwöhnten Geſchmack, gerecht zu werden vermag. Sombart iſt ein Stiliſt erſten Ranges, und das iſt insbeſonders von Werth auf dem wirthſchaftlichen und ſocialen Gebiet, wo gern eine Sprödigkeit und Dürre des Ausdruckes ſich geltend macht. Bei Sombart gleiten die Gedanken in einer Friſche und Lebendigkeit des Ausdruckes dahin, daß man ſeinen Ausführungen mit Spannung bis zum Ende folgt.

Und dann noch eines, was zum Erfolg des Werkes mit beigetragen hat: Sombart iſt ein Mann, der gern eigene Wege einſchlägt, andere als das Gros der Nationalökonomen. Es ſtellt gern eine kecke Behauptung auf, die zum Widerſpruch herausfordert, die gerade durch die geiſtvolle Art ihrer Begründung und Einkleidung Intereſſe abnöthigt.

So ſchreibt Sombart. Und das hier angezeigte Werk iſt der ganze Sombart, ein ſtiliſtiſches Meiſterſtück, durchzogen von originellen Gedanken oder wenigſtens gewagten Behauptungen. Wie Profeſſor Adler iſt Sombart ein äußerſt gewandter Schilderer unſeres modernen Milieu, und zwar nach ſeiner intimen pſychologiſchen Seite. Jeder wird mit Bewunderung die von Sombart Seite 7 f. in den Grundzügen entworfene „Pſychologie des Proletariats“ leſen, wie aus der Gemeinſamkeit des proletariſchen Elends gerade gemeinſame Vorſtellungen, das Klaſſenbewußtſein ſich entwickelt. Je öder die Dachkammer in der Vorſtadt, deſto anziehender die neuen Gemeinſchaftsmittelpunkte, in denen ſich der Vereinſamte gleichſam als Menſch erſt wieder findet (S. 8).

Aber auch der gewagten Behauptungen finden ſich, wie faſt, in Sombarts Schriften, entſprechend ſeinem ſolitären Standpunkt, in dieſem Buche etliche. Da iſt beſonders die,

die förmlich Sombart'ſches Programm genannt werden darf, daß das ethiſche Moment in dem großen wirthſchaftlichen Kampf, der alle menſchliche Geſchichte durchziehe, von keiner Bedeutung ſei und ſein könne. Man nimmt nämlich beiſpielshalber an, daß auch in dem Emancipationskampf des engliſchen Arbeiterſtandes gegen die Unterdrückung des Unternehmerſtandes, wie ſie bis in die zweite Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts in England in Uebung war, doch auch ſittliche und religiöſe Einflüſſe eine Rolle geſpielt haben. Solche Erklärungsweiſe nennt Sombart eine unrealiſtiſche (S. 32). Realiſtiſch erklärt bietet die Entwicklung ein anderes Bild. Keine ſocialen ethiſchen Motive, ſondern der kräftige Eigennutz der engliſchen Arbeiter die ſich eine förmliche Verkörperung dieſes Eigennutzes in den Gewerkſchaften ſchuf, die eigenthümliche Conſtellation des politiſchen Parteikampfes, die brachten es zuwege, daß die Arbeiter von den Whigs und Tories umworben, das Zünglein an der Wage bildeten und in Folge der aufſchnellenden ökonomiſchen Entwicklung Englands am Geldregen, der den Unternehmer zufiel, theilnehmen konnten.

Man könnte es Sombart noch verzeihen, wenn [illegible] bloß an die engliſche Entwicklung ſeine — hyper-realiſtiſche Betrachtungsweiſe angelegt hätte. Aber ſo wie in England war es in Frankreich — iſt es überall. Sein Ergebniß lautet „Das alles bewege ich in meinem lieben Gemüthe, und das Ergebniß iſt, daß ich mich unmöglich mit Carlyle und ſeinem ſocialen Geiſt zufrieden geben kann, ſondern eben eine realiſtiſche Geſchichtserklärung — für England nicht minder, wie für jedes andere Land — verſuchen muß“ (S. 34).

Solche und ähnliche hingeſchleuderte Behauptungen ſi[nd] es, die gegen Sombart auf allen Linien den Widerſpruch a[n]rufen, die aber geeignet ſind, ihn als einen originellen ſe[lb]ſtändigen Kopf überall populär zu machen. Es gibt nicht lei[cht] einen lebenden Nationalökonomen, der formell wie mater[iell] aus den angegebenen Gründen ſo viel des Anziehenden, [An]regenden, Spannenden bietet, wie Werner Sombart.

Seine Behauptungen freilich werden darum um nic[ht] wahrer. Ihr Verdienſt iſt, daß ſie den Gegner der kühn [ge]worfenen Hypotheſen nöthigen, dieſelbe zu prüfen, die eig

Anſchauung daran zu meſſen und wenn möglich tiefer zu fundamentiren. Gerade indem Sombart das ethiſche Moment und ſeine Bedeutung im Wirthſchaftsleben negirt, gibt er den Anſtoß, über den Zuſammenhang von Sittlichkeit und Oekonomie ernſtlich nachzuſinnen und die ethiſchen Syſteme auf ihren Werth als Grundlage der Volkswirthſchaft zu prüfen. Und auch dieß hat zweifelsohne ſein Gutes.

München. F. Walter.

XXIX.

Eichſtätt's Kunſt.

Dankbare Hände rüſteten ſich im Bisthum Eichſtätt, das Jubelfeſt des Oberhirten, der am 24. Juni ſein fünfzigjähriges Prieſterjubiläum feierte, feſtlich zu begehen. In literariſchen Kreiſen und in der Welt der Künſtler und Kunſtfreunde vernahm man gerne die Kunde, daß es den Bemühungen des Herrn Profeſſors Dr. Schlecht in Freiſing gelang, einen Kreis von tüchtigen Mitarbeitern zu gewinnen, um zum Jubiläum ein Kunſtwerk zu ſchaffen, das die Lokalgeſchichte der Eichſtätter Kunſt gebührend der Welt bekannt gab.

In der That iſt das äußerſt gelungene Werk[1]) für jeden Kunſtliebhaber von großem Intereſſe. Wir finden darin die

1) Eichſtätt's Kunſt. Zum Goldenen Prieſterjubiläum Sr. Biſchöfl. Gnaden des H. H. Biſchofs Dr. Franz Leopold Freiherrn von Leonrod geſchildert von F. X. Herb, F. Mader, S. Mutzl, J. Schlecht, F. X. Thurnhofer. Mit Titelblatt von Fr. Geiges. Zeichnungen von J. Kiener, 147 Abbildungen im Text, ſowie 25 Tafeln und einem Farbendruck. München, Verlag der Geſellſchaft für chriſtliche Kunſt. 1901. (Preis 12 Mark.)

Digitized by Google

Reihenfolge der Eichſtätter Biſchöfe beſprochen, deren Wir
ſamkeit gar oft von bedeutendem Einfluß auf deutſche Cult
und deutſches Geiſtesleben geworden war. Das Pontifica
Gundekars II, bisher im Schrank der Archive wenig zugängli
enthält die Bilder dieſer Biſchöfe, von S. Willibald an b
zum Schluß des 15. Jahrhunderts. Die Reproduktion dieſ
einzigartigen Bilderſchatzes bildet eine werthvolle Beigabe d
Werkes in 25 Vollbildern.

Manch' altes Kunſtwerk oder Grabdenkmal aus die
Zeit iſt uns durch den Photographen wiedergegeben word
Beſonders intereſſant ſind die Bilder der Biſchöfe der neuer
Zeit, zumeiſt nach Porträtmedaillen gefertigt, während
jüngſten Biſchöfe nach Gemälden und Photographien vorgefü
werden. Der begleitende Text iſt eine kurze Geſchichtsſchra
von ganz intereſſanten Einzelheiten. Namentlich ſind die V
dienſte der einzelnen Biſchöfe um die Kunſt durch Errichtu
von Bauten u. ſ. w gebührend gewürdigt.

Das hervorragendſte Kunſtdenkmal der Altmühlſtadt
unzweifelhaft der altehrwürdige Dom. Mit ſeinen zahlreic
Sculpturen und Denkmälern, den bunten Fenſtern und
Seitenkapellen gleicht das Gebäude einer einzigen großen Ku
ausſtellung, wo dem Kunſtfreunde auf Schritt und Tritt
neue Motive ſich darbieten. Seit der Dom durch die ku
ſinnige Initiative des Eichſtätter Biſchofs eine gründliche Reſ
rirung erfuhr, darf er ſich unſtreitig in die Reihe der er
und ſchönſten Denkmale kirchlicher Baukunſt Deutſchla
ſtellen. Dementſprechend bringt unſer Werk eine Reihe
koſtbarſten Kunſtſchätze der Sculptur, Glasmalerei und
ſchnitzerei zur Reproduktion. Der ſich anſchließende Domkr
gang mit dem mortuarium hat ſchon öfters in Zeitſchr
und Broſchüren Darſtellung und Beſprechung gefunden un
darum auch in der Feſtſchrift als Kunſtwerk entſprec
gewürdigt.

An den Dom ſich anſchließend, folgt die biſchö
Hauskapelle in der Reihe der Kunſtobjekte. Gerade d
Abſchnitt zählt zu den intereſſanteſten Gaben des Werkes,
die Abbildung dieſer privaten Kunſtſchätze bietet dem Beſch
einen Genuß, der bisher nur in beſchränkter Weiſe zu erla

war. Prachtvolle Flügelaltäre, ein Gemäldecyklus aus dem 15. Jahrhundert, koſtbare Holbein'ſche Bilder, ſilbergetriebene Kirchengeräthe und werthvolle alte Meßgewänder ſtellen einen wirklich unſchätzbaren Kunſtſchatz dar.

Ein anderes, weltberühmtes Kleinod iſt das Kloſter S. Walburg. Die überaus reichhaltigen Räume der Kirche und des Kloſters bieten eine reiche Auswahl von Kunſtwerken dar. Auch an den Kunſtwerken zeigt es ſich, daß das Kloſter der heiligen Walburga ſeit Jahrhunderten eine Stätte religiöſer Weihe und geſchichtlicher Bedeutung iſt. Da die Innenräume des Benediktinerinenkloſters gewöhnlichen Sterblichen durch die Klauſur verſchloſſen ſind, können wir die „Indiskretion" unſeres Prachtwerkes nur mit Freuden begrüßen, das uns ein Bild ſchauen läßt, wohin wir nur mit unſicher taſtendem Geiſte uns in Gedanken verſetzen könnten.

Der Augapfel des Eichſtätter Biſchofs iſt, das können wir wahrheitsgemäß ſagen, das biſchöfliche Diözeſanſeminar. Auch dieſes, das einzige ſeiner Art in Bayern, hat im Laufe der Jahrhunderte merkwürdige Wandlungen durchgemacht, die uns hier in kurzen Skizzen vorgeführt werden, unterſtützt durch wohlgelungene Wiedergabe verſchiedener Anſichten der Gebäulichkeiten.

Das Verſtändniß der großen Kunſtſchöpfungen des Mittelalters wird durch das natürliche Anſchauen beſonders gefördert. Ausgehend von dieſem Gedanken hat die Diözeſe Eichſtätt ein Diözeſanmuſeum errichtet, das allerdings noch in den Windeln liegt, aber bei allſeitiger Anerkennung und Förderung den Dank unſerer Nachkommen einſt finden wird. Das Bild der bisher geſammelten Gegenſtände zeigt mannigfaltige Kunſtwerke, aus der ganzen Diözeſe geſammelt und an würdigem Orte der Nachwelt geſichert.

Auch Eichſtätts übrige Kirchen und Heiligthümer finden in dem Werke eine entſprechende Würdigung, voran die Kirche des heiligen Grabes im Kapuzinerkloſter. Manch koſtbar Kleinod findet ſich hier.

Nicht nur der kirchlichen, auch der weltlichen Kunſt befliſſen waren Eichſtätt's Fürſtbiſchöfe. Ein impoſantes Denkmal der gewaltigen Baukunſt bilden die Ruinen der Willibaldsburg,

welche als Wohnſitz der Fürſtbiſchöfe mit verſchwenderiſcher Pracht ausgeſtattet war. Auch die Reſidenz in Mitten der Stadt, dem hohen Dom zur Seite, bekundet jetzt noch in ihrer mächtigen Geſtalt, daß die Fürſtbiſchöfe es verſtanden hatten, ſich als Herrſcher zu geben, wovon die prachtvollen Säulengänge des Stiegenhauſes und der reiche Schmuck der Prunkſäle ein beredtes Wort ſprechen könnten. — Die Sommerreſidenz mit dem prachtvollen alten Hofgarten ſtimmen ebenfalls dazu, uns ein Bild der einſtigen fürſtlichen Hofhaltung des Eichſtätter Krummſtabes vor Augen zu führen, die zu ihrer Zeit ihresgleichen nicht hatte.

Was alles von dieſen herrlichen Zeiten — und fürſtlich prächtige Zeiten waren es fürwahr — bis auf uns gekommen iſt, das iſt uns hier in Bild und Wort vor Augen gehalten, — ein Kunſtwerk, das Jedermann Genuß und Freude bietet. Ein ſinniges, bleibendes Denkmal der Hochachtung und Werthſchätzung der kunſtſinnigen Thätigkeit ihres Oberhirten haben die Verfaſſer mit dieſem Werke unbezweifelt geſchaffen, ein Werk, das ſeinen Lohn im Bewußtſein hat, dazu beigetragen zu haben, daß auch andere ſich erfreuen können an den Produkten künſtleriſchen Schaffens, an den Kleinodien Eichſtätter Kunſt.

Gundelsheim in Schw. J. Leute.

XXX.

Die älteſten Denkmäler des Chriſtenthums in Bayern.

Auf mannigfachen Wegen gelangte das Chriſtenthum nach den römiſchen Gebieten Germaniens.

Vom Oſten des Römerreiches drang das Glaubenslicht über die unteren Donauländer nach Pannonien und von da an die Grenze Germaniens. Vom galliſchen Weſten kam das Evangelium zunächſt in die Rheingebiete. Den kürzeſten Weg hatte dasſelbe von Italien über die Alpen nach den oberen Donauländern.

Mit der Ausbreitung der römiſchen Herrſchaft ſchritt auch die chriſtliche Heilslehre über die Alpen. Gewiß nicht im Sinne und in der Abſicht der Eroberer. Denn von den Kaiſern konnte das Chriſtenthum keine Förderung erwarten, da es zu dem Cäſarenthum, dem Träger und Hort des römiſchen Götterweſens, im ſchärfſten Gegenſatze ſtand.

Bewußt und unbewußt äußerte ſich dieſer in den immer ſchwereren und ausgedehnteren Chriſtenverfolgungen, bis unter Diokletianus der Kampf auf Leben und Tod mit allen Mitteln weltlicher und geiſtiger Macht und nach einem den Gegner ins Herz treffenden Syſtem geführt wurde.

Und dennoch iſt die römiſche Herrſchaft auch in Rätien wie in der ganzen Weltmonarchie die Vorläuferin des Chriſtenthums geweſen. Denn erſt mußte die Cultur Roms daſelbſt feſten Fuß gefaßt haben, mußte die römiſche Sprache den

Völkerſchaften verſtändlich, bald auch ſo geläufig werden, daß ſie dieſelbe mit ihrer Mutterſprache vertauſchen lernten.

Aus der Römerwelt gingen die Träger des Chriſtenthums, zunächſt die Biſchöfe jeder Stadtgemeinde[1]) hervor, ſicher nicht aus der einheimiſchen Bevölkerung. Alle bekannten Biſchöfe und Miſſionäre, die in Rätien und den anliegenden Provinzen wirkten, tragen römiſche Namen. Auch der letzte große Miſſionär der Römerzeit, der hl. Severinus, iſt ſeinem Namen nach zu ſchließen ein Römer, wenn auch aus Afrika, geweſen.[2])

In den römiſchen Städten (Municipien) und den Kaſtellen (Feſtungen) entſtanden die erſten Chriſtengemeinden.

Darum können auch mit gewiſſem Recht die Römerſtraßen die Kanäle genannt werden, durch welche das Wort Gottes aus der Weltſtadt Rom in die bedeutenderen Provinzialſtädte und von da in die ländlichen Bezirke floß.[3])

Die Landbevölkerung erhielt die chriſtliche Heilslehre von den ſtädtiſchen, chriſtlichen Gemeinden. Daher der Name „Heide, paganus.“ (Zahn, Neue hiſtor. Zeitſchr. 16 [1899] 18 ff.)

Zu Trägern der Verbreitung des Chriſtenthums zählt in gewiſſem Sinne unſtreitig auch der römiſche Kaufmann und der Soldat. Kaufleute und Kriegsleute ſind ſtets und überall die Pioniere der Civiliſation geweſen.

Die römiſchen Kaufleute waren meiſtens peregrini. Der eigentliche Römer wollte vom Handel und vom Gewerbe nichts wiſſen, er überließ dieſe Quellen des Reichthums den Zugewanderten. Die Geſchäftsleute dehnten ihre Handels-

---

1) Ratzinger, Forſchungen zur bayer. Geſchichte: Lorch u. Paſſau, S. 326 f.

2) Hauck Albert, Kirchengeſch. Deutſchlands, Bd. 1. S. 330.

3) Huber Alois, Die alten Römerſtraßen als Subſtrat des Chriſtianiſirungsganges, in deſſen Geſchichte der Einführung des Chriſtenthums in Südoſtdeutſchland, Bd. 3, S. 1—98, hebt dieſen Punkt beſonders hervor.

Digitized by Google

beziehungen nach allen Himmelsgegenden des Reiches aus. Zu Lande und zur See gingen ihre weiten Reiſen, mehr nach dem Oriente mit ſeinen unermeßlichen Schätzen, aber auch nach den Geſtaden der Nordſee und in das Innere des düſteren Germanien. Auf dieſen Kreuz- und Querpfaden lernten die Kaufleute das Chriſtenthum kennen und trugen dasſelbe wieder in die von ihnen zumeiſt beſuchten Länder.[1])

Auch die Soldaten Rätiens halfen zur Verbreitung des Chriſtenthums mit. Sie kamen aus allen Ländern des Reiches, in denen meiſtens chriſtliche Gemeinden blühten. Das Verbot des Waffenführens, welches einzelne Kirchenſchriftſteller wie Tertullianus aufſtellten,[2]) konnte ſich nicht auf die längere Dauer behaupten.[3]) Nicht zum wenigſten hat dann die römiſche Frauenwelt die Ausbreitung der chriſtlichen Religion gefördert. Ihr ſtilles Wirken konnte ſich um ſo nachhaltiger im Dienſte des Erlöſungswerkes geltend machen, als ja die Aufnahme der Heilswahrheiten in erſter Linie von einem edlen Herzen abhing.

Uebrigens entziehen ſich die Gründe der Verbreitung des Chriſtenthums unſerer vollen Erkenntniß. Konnte doch Tertullianus am Ende des zweiten Jahrhunderts in ſeiner Vertheidigungsſchrift der heidniſchen Römerwelt zurufen: Das Chriſtenthum ſei ſchon in alle Kaſtelle und Caſtra gedrungen.[4]) Und im Laufe des nächſten Jahrhunderts wuchs vor der Verfolgung des Diokletianus die Zahl der Chriſten

---

1) Huber Al., Geſchichte der Einführung des Chriſtenthums in Süddeutſchland, Bd. 1., S. 36, will davon nichts wiſſen.

2) Tertullianus, De corona militis, cap. 11 ausführlich.

3) Huber A., Geſchichte der Einführung des Chriſtenthums, S. 35. „Die Legionen waren mehr oder weniger mit chriſtlichen Elementen durchſetzt.“

4) Tertullianus, apologeticus, c. 37. Hesterni sumus et vestra omnia implevimus, urbes, insulas, castella, municipia, conciliabula, castra ipsa, tribus, decurias, palatium, senatum, forum: sola vobis reliquimus templa.

ſo ſehr, daß Euſebius rühmte: Wer vermöchte die unzählba Menſchenſchaar, die Zahl der Kirchen in den einzelnen Städt und die glänzenden Verſammlungen der Völker in den heilig Tempeln zu ſchildern? Deßhalb ſei es gekommen, daß ſ mit den alten Gebäuden nicht mehr zufrieden, in den ei zelnen Städten umfangreiche Kirchen vom Grund aus n erbauten.[1])

So iſt die ſchnelle Ausbreitung des Chriſtenthums u ſein Sieg über das Heidenthum eine in der Weltgeſchich einzig daſtehende Thatſache. Wenige Schriftſteller, einzel Thatſachen, gewiß nicht viele Monumente geben Nachri von der Exiſtenz, Ausdehnung und Widerſtandsfähigkeit d neuen Glaubens. Aber was ſollte das bedeuten gegen äußere Macht und Herrlichkeit der mit dem Staatsweſen innig verbundenen Götterwelt? Doch plötzlich und mit gewalt ſteht das Chriſtenthum als Sieger über Staatsma und Staatsreligion des Römerreiches da.

Was für das ganze Weltreich gilt, ſpiegelt ſich Kleinen auch in den Provinzen wieder.

Das bayeriſche Gebiet von Unterfranken am Main nach Miltenberg gehörte zu dem Zehentlande. Die näc größere Stadt lag ſchon auf dem linken Rheinufer: Mog tiacum, Mainz. Als Hauptſtadt der obergermaniſchen Pro mit dem Sitze des kaiſerlichen Statthalters und dem Ha quartier der römiſchen Truppen am Mittelrhein hat Ma ſicher ſchon früh eine chriſtliche Gemeinde gehabt. Im vie Jahrhundert war die Stadtbevölkerung wenigſtens groß theils chriſtlich. Denn im Jahre 368 eroberte der Alamann fürſt Rando die Stadt durch Sturm an einem Sonnt als ein großer Theil der Bevölkerung in der Kirche wa Von da iſt die Ausbreitung des Chriſtenthums zunächſt zum Limes vorgedrungen. Die Kaſtelle und Civilanlagen

1) Euſebius, Kirchengeſchichte, B. 8., c. 1.

2) Ammianus Marcellinus, lib. XXVII. c. 10.

demſelben bargen Chriſten und Chriſtengemeinden ſo gut, wie am Rhein und an der Donau. Die Gefäßinſchrift aus der Altſtalt bei Miltenberg mit den altchriſtlichen Symbolen erhärtet die Anweſenheit von Chriſten in dieſen Grenzorten des römiſchen Reiches.

Mit dem Einbruch der Alamannen im dritten Jahrhundert ſcheint der germaniſche Götterglaube das Chriſtenthum in den Maingegenden vertilgt zu haben. Deßhalb fanden die angelſächſiſchen Miſſionäre nicht mehr den geringſten Reſt chriſtlicher Erinnerungen vor, ſondern mußten den ſchweren Kampf gegen das Heidenthum von vorne beginnen. Es darf daraus der unbedingte Schluß gezogen werden, daß die Maingegend von den Römern vollſtändig geräumt worden war. Mit dem Verſchwinden der römiſchen Gemeinweſen waren auch die Spuren des Chriſtenthums dort erloſchen.

Anders ſteht es in Rätien. Hier erhielten ſich in den größeren Orten mitten in der Brandung der Völkerwanderung auch nach dem Abzuge der römiſchen Adler römiſche Communen und chriſtliche Gemeinden.

Und zwar ſind die Brennpunkte des Chriſtenthums die Provinzialhauptſtadt Augsburg, das feſte Regensburg und die Grenzſtadt der Provinz, Paſſau geweſen. Die Kirchengeſchichte legt dies des näheren dar. Hier können nur die Hauptpunkte angemerkt ſein.

In Augsburg wird die früheſte Verkündigung des Evangliums wenigſtens in die zweite Hälfte des dritten Jahrhunderts geſetzt. In dieſe Zeit fällt nach bisheriger Annahme die Bekehrung der hl. Afra durch den h. Biſchof Narziſſus und der Martyrertod der hl. Afra. Aber die wiſſenſchaftliche Grundlage dieſer Anſchauung iſt durch den brennenden Streit über die Echtheit oder Falſchheit der Akten der Heiligen, der Conversio et passio s. Afrae, in ſtarkes Schwanken gerathen.[1])

1) Braun, Geſch. der Biſchöfe von Augsburg, S. 20—30. Friedrich, Kirchengeſch. Deutſchlands. 1. Theil, S. 198. Hauck Friedrich,

Doch ſelbſt die Unechtheit und Werthloſigkeit jener Martyrerakten zugegeben, muß der Beſtand einer chriſtlichen Gemeinde in der rätiſchen Hauptſtadt etwa ſeit dem dritten Jahrhunderte ſchon aus allgemeinen Gründen angenommen werden; denn zweifelsohne hatte das Chriſtenthum erſt in der Hauptſtadt der Provinz Wurzel gefaßt und war von da in die anderen Gegenden des Landes gedrungen. Das Chriſtenthum erhielt ſich da ſelbſt nach der Völkerwanderung ununterbrochen. Die Allgäuer Romanen bewahrten inmitten der heidniſchen Schwaben *ihren chriſtlichen Glauben*; denn viele von ihnen haben . . . chriſtliche oder bibliſche Namen, wie Benediktus, Agnes, Chriſtina, Petrus, Johannes . . . Auch in Epfach begegnen wir einer Chriſtengemeinde, bei welcher der Augsburger Biſchof Wikterp im achten Jahrhundert verweilte; auch dieſe wird alſo . . . romaniſcher Herkunft geweſen ſein.

In Kempten ferner kann das Chriſtenthum ebenfalls *nie* zeitweilig erloſchen ſein, denn ſonſt hätte ſich ja die Kunde von der Umwandlung eines Götzentempels auf dem Burghalde in eine Kirche nimmermehr erhalten können. Träger dieſes Chriſtenthums aber waren auch in Kempten nicht die Schwaben . . . . ſondern die Nachkommen der romaniſchen Bürger der ehemaligen Stadt Campodunum.[2]

In Regensburg traten wie überall gegen Ende des zweiten Jahrhunderts vereinzelnt Chriſten auf. Soldaten

Kirchengeſch. Deutſchlands, 1. Theil, S. 89., Anm. 3. Hefel Geſch. der Einführung des Chriſtenthums, S. 184. Rettberg Kirchengeſch. Deutſchlands, Bd. 1., S. 149. Kruſch Brun Conversio et Passio Afrae in Monum. Germaniae Histo Scriptores Rerum Merovingicar. (H.) III. p. 41–64, beſ. p. 4 Deſſen Zur Afralegende und zum Martyrologium Hieronymianum Neues Archiv der Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskund 1898, Bd. 24, VI., S. 289–337 polemiſirt gegen Duchesn Bulletin critique, 1897, n. 16., der wenigſtens den größt Theil der passio als echt halten will.

2) Baumann, Geſch. des Allgäus, Bd. 1., S. 64.

der Legio III. Italica werden das Chriſtenthum zuerſt bekannt haben.

Der älteſte chriſtliche Grabſtein von dem großen Urnenfelde an der via Augusta führt bis in die zweite Hälfte des dritten Jahrhunderts zurück und iſt dem Flavius Amabilis Pollio und ſeinen Kindern von ſeiner Gemahlin Maternina geſetzt.

Und man nimmt an, daß vielleicht der größere Theil der Leichenbeſtattungen auf jenem Urnenfelde chriſtliche Grabſtätten geweſen ſind.[1])

Die Trägerin eines Amulettes in der Form eines cylindriſchen Büchschens mit drei in einander gerollten Plättchen aus Kupfer, Silber und Gold, welche Spuren chriſtlicher Zeichen tragen, (Soter, Jeſus Chriſtus), kann eine (vielleicht gnoſtiſche) Chriſtin aus dem dritten Jahrhundert geweſen ſein.[2])

Unter Diokletianus erlitten auch in der Stadt Regensburg Chriſten den Martertod. Sarmannina, eine fromme Frau, vielleicht eine Deutſche, ließ ſich neben den Gräbern der hh. Blutzeugen beſtatten.[3])

1) Mommſen, C. J. L, a. a. O. p. 731. Nr. 5949. Janner a. a. O., Bd. 1, S. 19, 16. Urban, Das alte Rätien und die römiſchen Inſchriftn a. a. O. S. 29 f. Ebner A., Die älteſten Denkmale des Chriſteuthums in Regensburg. Verhandlungen des hiſtor. Vereins von Oberpfalz, 1893. Bd 45., S. 162 hebt aber bei Beſprechung der Inſchrift des Fl Amabilis Pollio mit Recht hervor, daß das Vorhandenſein der Palme zum Erweis chriſtlichen Charakters noch nicht genügt. Walderdorffe. Regensburg. 4 1896, S. 16.

2) Ebner, a. a. O., S. 164—166.

3) Gumpelzheimer, Verhandlungen des hiſtor. Vereins f. d. Oberpfalz. 1839. Bd. 5., S. 24. Heſner v., ebenda. 1849. Bd. 13, S. 36. Mommſen, 5972. — Steiner, Sammlung und Erklärung chriſtl. Inſchriſten, S. 60, Nr. 110. Steiner, 2611. — Dahlem, a. a. O. S. 21, Nr. 57. — Hauck, Kirchengeſch. Deutſchlands, Th. 1., S. 326.

Das Grab reicht ſchon bis in die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts hinauf. Man meinte, da um jene Zeit das Wort martyr auch für sanctus gebraucht wird, ſo könne nicht beſtimmt entſchieden werden, ob ein „zufälliges Einzelnvorkommen des Martyriums" angenommen werden darf, oder ob dem Sprachgebrauche gemäß der Ausdruck nur ſoviel als „den Heiligen zugeſellt" d. h. chriſtlich fromm geſtorben bedeute.[1]

Aber die Archäologen ſtimmem jetzt darin überein, daß jene Worte mart. soc. nur lokal und wörtlich zu nehmen ſind. Es darf darum mit großer Wahrſcheinlichkeit angenommen werden, daß auf dem Friedhofe weſtlich der via Augusta die Opfer der letzten Chriſtenverfolgung (wohl der diokletianiſchen) in Regensburg beſtattet worden ſind.[2]

Die Chriſtengemeinde in der Stadt hat die ſchwere Verfolgung überlebt. Katakomben hat es aber hier nicht gegeben.

---

1) Janner, Geſch. der Biſchöfe von Regensburg, Bd. 1., S. 23. — Johannes Aventini Chronika, Frankfurt, 1580. S. 196: Unſer Mönch und Pfaffen machen zween Ständ drauß, Martyres et Confessores, ſo es bei den alten gelehrten Chriſten nur ein Ding iſt, dann das ein Wort Griechiſch, das ander Lateiniſch iſt. — Walderdorff, Graf v., Regensburg. 4 1896. S. 15 hält den Namen Sarmannina für germaniſch. Dagegen leſen andere die Inſchrift der fragmentariſchen Steinplatte im Ulrichsmuſeum nicht martiribus sociata, ſondern Mar. Tribus sociata, mit ihren drei Gatten vereinigt. So Steiner, 2611. Hefner v. R. B. 310. Derſelbe in den Denkmälern Regensburgs, S. 36. Verhandlungen des hiſtor. Vereins der Oberpfalz, Bd. 5., S. 24 Die Leſeart iſt falſch, Steiner hat ſie in ſeiner Sammlung altchriſtl. Inſchriften (1859), S. 60 auch berichtigt und lieſt: martiribus sociata.

2) Le Blant, Inscr. chrét. de la Gaule I., p. 472 ss. Kraus, Real-Encykl. I., S. 18 ff. Hauck, Kirchengeſch Deutſchl. S. 326. Ebner, a. a. O. S. 172.

Die dafür angeſprochenen Gewölbe [1]) waren Kellergewölbe des Mittelalters.[2])

In jenen Katakomben ſind angeblich Grabestitel von römiſchen Legionsſoldaten gefunden worden, die als Martyrer für ihren Glauben gelitten hatten. Es ſind fünf Ziegelplatten (Legionsziegeln), mit dieſen Inſchriften und Emblemen der Chriſten der nachkonſtantiniſchen Zeit verſehen:

„1. Leg. August. Darunter das Monogramm Chriſti mit rechtwinkeligem Kreuzbalken und unter deſſen Armen *A* und *Ω*.

2. D. Leg. IV. Darunter das Monogramm Chriſti, deſſen linker Kreuzbalken die Fortſetzung des untern *P*-Ringes bildet. Durch den Stamm des Kreuzes kreuzen ſich zwei Palmzweige in Form des ſogenannten Andreaskreuzes, und unter dem Monogramme iſt ein gleichſchenkeliges ſogenanntes lateiniſches Kreuz angebracht.

3. De Leg. XVIII. Darunter ein querliegender Palmzweig und unter ihm das Monogramm Chriſti mit rechtwinkeligem Kreuzbalken, in einer lateiniſchen Unciale N ſtehend. Unter dieſem Monogramme die weitere Inſchrift: Antonino Pio.

4. Leg. III. Ital. Darunter das Monogramm Chriſti aus dem Andreaskreuze X und P beſtehend. Das Monogramm umgibt ein Kranz aus zwei Oelzweigen.

5. De Leg. Quint. Darunter links ein runder Kranz, in welchem ſich zwei Palmzweige in Geſtalt des X kreuzen; rechts dasſelbe Monogramm Chriſti, wie bei Nr. 4.“[3])

Es iſt erwieſen, daß nach Rätien und Regensburg erſt um das Jahr 170 n. Chr. die dritte italiſche Legion dauernd verlegt worden iſt. Angehörige der erſten und fünften Legion können im zweiten Jahrzehnt des erſten

1) Huber A., Geſch. der Einführung des Chriſtenthums, S. 188—200.
2) Walderdorff, Regensburg, a. a. O., und Dahlem nach mündlicher Mittheilung.
3) So Huber, a. a. O. S. 246.

Jahrhunderts vorübergehend nach Rätien gekommen ſein, als die Veteranen jener damals am Rheine ſtehenden Legionen wegen Meuterei an die Donau verſetzt worden ſind. Damals gab es aber kein Kaſtell, alſo auch keine Legionsſoldaten und kein Martyrium derſelben in Regensburg. Vorher aber hatten nur wenige Cohorten und Schwadronen aus Rätien ſelbſt, die große Mehrzahl derſelben aus fremden Landen die Beſatzung der Provinz gebildet. Weder eine legio Augusta noch die 4. oder 5. oder 18. Legion ſtand dauernd in Rätien und in Regensburg. Legionen mit dem Beinamen Augusta gab es nur zwei, leg. II. Augusta und leg. III. Augusta Die letztere lag kurz nach dem Tode des Kaiſers Auguſtus in Afrika, die leg. II. Augusta im oberen Germanien (Germania superior). Zur Zeit des Kaiſers Markus Aurelius war die zweite Auguſteiſche Legion in Britannien, die dritte in Afrika.[1]) Unter dem Titel leg. IV. waren zur Zeit des Auguſtus die makedoniſche (leg. IV. Macedonica) und die leg. IV. Scythica, die vierte ſkythiſche in Möſien vorhanden. Unter Markus Aurelius ſind als vierte Legionen bezeichnet eine in Syrien: IV. Scythica, die obige vierte ſkythiſche, und im oberen Möſien die leg. IV. Flavia, die vierte flaviſche Legion.[2])

Die Originale dieſer Ziegelplatten ſind nicht mehr vorhanden, ebenſowenig die „Menge zerbrochener Grabſteine" der IV. und XVIII. Legion, die Chriſten waren und „wegen des Glaubens unter Kaiſer Antonino gemartert und hier (in den Katakomben) begraben gelegen." Die Grabestitel ſind in der Chronik des Weihbiſchofs Albrecht Grafen von Wartemberg aus dem Jahre 1688 mit den Abbildungen ent-

1) Pfitzner, Geſch. der römiſchen Kaiſerlegionen., S. 221. 223. Grotefend in Paulys Realencyklopädie. Bd. 4. S. 873 f. und 875. Marquardt, Röm. Staatsverfaſſung, Bd. 2., S. 430 ff.

2) Pfitzner, a. a. O., S. 231. f. Veſpaſianus löſte die 4. Makedon Legion auf. Pfitzner, S. 232 — 235. Grotefend, a. a. O., S. 478 f.

halten. Jetzt befindet ſich das Werk in der Stadtbibliothek von Regensburg.

Die Frage, ob die in den angeblichen Katakomben beigeſetzten Legionsſoldaten Martyrer geweſen ſind oder nicht, möge die Kirchenhiſtoriker beſchäftigen.

Hier handelt es ſich um den anderen, allerdings wichtigſten Punkt, ob überhaupt Soldaten jener fünf Legionen in Regensburg geweſen ſind und dort gemartert worden ſein können, wie mit Wartemberg Kirchenhiſtoriker annehmen.[1])

Unter dem Namen der fünften Legion ſind zwei Legionen bekannt: legio V. Alaudae in Niedergermanien (Germania inferior) und die fünfte makedoniſche in Möſien (Moesia secunda).

Nach Markus Aurelius garniſonirte die legio V. Macedonica, die fünfte makedoniſche Legion, in Untermöſien.[2])

Die leg. XVIII., 18. Legion, war in der Teutoburgerſchlacht mit der 16. und 19. vernichtet und ſeitdem nicht wieder errichtet worden. Weder Tacitus, noch Dio Caſſius, noch die Vatikaniſche Säule, auf welcher die Legionen nach Markus Aurelius verzeichnet ſind, führt dieſe drei Legionsnummern.[3])

Auch die Notitia kennt keine 18. Legion. Dieſelbe Quelle läßt die oben beſprochene leg. II. Augusta zu Rutupis in Britannien [4]) lagern, die leg. III. Augusta iſt nach ihr die 31. Feldlegion ohne Namen des Standortes.[5]) Das gleiche Verzeichniß führt eine leg. IV. Parthica, die vierte parthiſche Legion in Circeſium am Euphrates (Meſopotamien)[6]) und

1) Huber, a. a. O., S. 190.

2) Grotefend, a. a. O., S. 880 und 881 f. Pfitzner, a. a. O., S. 235 – 239.

3) Grotefend, a. a. O., S. 897. Pfitzner, S. 263. 264.

4) Böcking, Notitia Occ. p. 81*.

5) Böcking, Notitia Occ. p. 27*.

6) Böcking, Notitia Orient. p. 90.

die leg. IV. Scythica in Oreſa, die vierte ſkytiſche Legion in Oreſa gleichfalls in Meſopotamien auf.[1])

Als fünfte Legion kennt die Notitia nur die makedoniſche in Memphis[2]) und in Oiskos (nördlich von Makedonien.)[3]) Die Inſchriftenſammlung von Orelli führt eine leg. II. Augusta, eine leg. IV. Flavia und legio IV. Scythica, eine leg. V. Macedonica, aber ebenfalls keine 18. Legion an.[4])

Bis zum Markomannenkriege waren alſo die 1., 4., 5. und 20. Legion nicht in Regensburg.

Unter Antoninus Pius ſoll der Soldat der zwanzigſten Legion gemartert worden ſein.

Nun iſt bekannt, daß jener Kaiſer gegen die Chriſten ziemlich glimpflich verfahren iſt. Auch ſein Vorgänger Hadrianus hatte eine Verfolgung der Chriſten nicht beabſichtigt, wenn auch beide Regierungszeiten nicht „ganz frei blieben von einigen Blutſcenen“.[5])

Es müßte nun angenommen werden, daß etwa Antoninus Pius in einem Germanenkrieg an der Donau ein größeres Heer verſammelt hätte, in welchem jene in weiter Ferne poſtirten Legionen nach Regensburg gekommen und einzelne Soldaten während des Krieges den Tod von Blutzeugen gefunden hätten.

---

1) Böcking, Notitia Orient. p. 88.

2) Böcking, Notitia Orient. p. 67.

3) Böcking, Notitia Orient. p. 108.

4) Orellius, Inscriptionum Latinarum .... vol. II. 3369, p. 84 85. Vergl. noch beſonders Pfitzner über den Stand der Legionen unter Auguſtus, S. 21, unter Nero, S. 45, unter Galba, S. 51, unter Vitellius, S. 56, unter Veſpaſianus, S. 72, unter Trajanus, S. 87, unter Hadrianus, S. 97, 98 und über die Legionen in Germanien nach dem Tode des Hadrianus S. 135, 136.

5) Hertzberg, Geſchichte des römiſchen Kaiſerreiches, S. 460.

Aus Denkſteinen vom Jahre 141 n. Chr. in Pföring, Köſching und Pfünz iſt ja auf die mögliche Anweſenheit des Kaiſers in den rätiſchen Grenzkaſtellen, vielleicht auch auf einen Krieg desſelben mit den Germanen geſchloſſen worden.[1]) Die Geſchichte weiß allerdings nichts von einem ſolchen Kriege.

Aber eine Beſichtigung der Schrift jener Grabestitel nach den Abbildungen Hubers macht ſofort den Eindruck, als ſeien dieſelben von einer und derſelben Hand erſt zur Zeit der Auffindung der vermeintlichen Katakomben gemeißelt. Auch die Abbröckelung der Ränder der einzelnen Steine hat ſchablonenhafte Aehnlichkeit. Dann erwecken die Inſchriften ſelbſt ſchweren Verdacht. In ſo ſicheren Räumen hätten die Chriſten der Stadt die Namen der Legionäre und Blutzeugen, die ihre höchſte Verehrung genoſſen, ruhig aufgezeichnet. Der Name des hl. Florianus ging nie unter, der in einer kleinen Stadt der Nachbarprovinz am gleichen Fluſſe für Chriſtus geſtorben. Das dankbare Angedenken der Regensburger Kirche hätte eben ſo ſicher das Andenken jener chriſtlichen Helden gerettet und der Nachwelt bewahrt. Das Glück fügte es, daß bei einem Neubau einige der Wartenberger-Inſchrifttafeln aus den angeblichen Katakomben erhoben und im römiſchen Muſeum aufbewahrt worden ſind. „Sie ſind einfache, etwas ſchwer leſerliche Stempel der legio III Italica.“ Dahlem ſteht daher nicht an, die Zeichnungen der obigen Legionärziegelſteine als „für jeden Kenner plumpe, lächerliche Falſifikate“ zu erklären.[2]) Damit fallen

1) Miller K., Das Lager der Ala II. Fl. in Aalen in d. Weſtdeutſchen Zeitſchr., Jahrg. 10., 1891., S. 116. Ohlenſchlager, Die Röm. Truppen, a. a. O. S. 10. 11.

2) Janner, Geſchichte der Biſchöfe von Regensburg, Bd. 1., S. 23 bis 26. Der prächtige Abſchnitt über die religiöſen Verhältniſſe in Regensburg zur Römerzeit, S. 1—30, iſt eine Frucht der Forſchungen des um die älteſte Geſchichte von Regensburg hoch verdienten geiſtl. Rathes Dahlem. (Mittheilung Js. an den Verfaſſer.) — Ebner A., Die älteſten Denkmale des Chriſtenthums in Regensburg, Verhandlungen des hiſtor. Vereins von Oberpfalz, 1893. Bd. 45., S. 155 f.

die Behauptungen über Katakomben und Martyrien von Legionären in Regensburg als völlig unhaltbar zuſammen.[1])

In Maihingen bei Nördlingen wurde ein etwa dem vierten Jahrhundert angehöriges Monument gefunden, das eine griechiſch-römiſche Inſchrift trägt und vom Vater Euporos dem Sohne Urbikus geſetzt iſt. Neben der Schrift iſt die Taube Noahs mit dem Oelzweig im Schnabel abgebildet. Daraus wird gefolgert, daß beide Chriſten waren. Von der in lateiniſcher Sprache abgefaßten Schrift ſind vier Worte mit griechiſchen, zwei mit lateiniſchen Buchſtaben geſchrieben. Der Stein, eine Marmorplatte, iſt verloren gegangen. Gerade weil ſchon Denkmäler in lateiniſcher Sprache mit griechiſcher Schrift ſelten ſind, muß der Zweifel an der Echtheit gegenüber einer Inſchrift, die in lateiniſcher und griechiſcher Schrift unter einander abgefaßt iſt, nur noch ſtärker werden.[2])

Dr. Franziß.

(Schluß folgt.)

1) Huber, a. a. O., S. 188—190; 248—253.

2) Eckhart G., Commentarii de rebus Franciae Orientalis . . t. I., p. 14. Haußelmann a. a. O. t. II., ſ. 30, § 16. Raiſer v. O. D. K. unter den Römern, II, 77. Deſſen Monographie von Maidlingen, Jahresbericht des hiſtor. Vereins für Schwaben und Neuburg, 1851 — 52, herausgegeben 1853., S. 25. 26. Hefner v., R. B., 308.

XXXI.

Die „Los von Rom“-Bewegung in Oeſterreich.

XI. Ueberblick.

Wenn wir unſer heutiges Referat über die öſterreichiſche Abfallshetze mit „Ueberblick“ betiteln, ſo ſoll damit nicht geſagt ſein, als wollten wir jetzt eine ſyſtematiſche und genaue Zuſammenſtellung aller Verluſte geben, welche der öſterreichiſche Katholicismus bis dato erlitten hat. Eine ſolche Zuſammenſtellung iſt zur Zeit auch gar nicht möglich. Authentiſche Angaben exiſtiren nicht. Mit den in den öffentlichen Blättern zerſtreuten Mittheilungen über Uebertritte von Katholiken zum proteſtantiſchen oder altkatholiſchen Bekenntniſſe iſt nicht viel anzufangen. Sie ſind ſo lückenhaft und oft auch widerſprechend, daß ſie als brauchbares Material für eine Statiſtik nicht angeſehen werden können. Wenn wir in unſerem letzten Berichte die Verluſtliſte auf 20,000 bezifferten, ſo iſt dieſes nur eine approximative Schätzung, von der Wahrheit dürfte ſie gleichwohl nicht gar ſehr abweichen.

Die authentiſchſten Angaben könnten ſelbſtverſtändlich von der ſtaatlichen Behörde geliefert werden, da bei ihr die offiziellen „Austritte“ und „Eintritte“ geſetzlich anzumelden ſind. Indeſſen hat dieſe Behörde es bis jetzt nicht der Mühe werth gefunden, die Neugierde des Publikums zu befriedigen Wir für unſeren Theil würden es nicht ungern ſehen, wenn

die ſtaatliche Behörde von Zeit zu Zeit das bei ihr einlaufende ſtatiſtiſche Material zur öffentlichen Kenntniß brächte. Es wäre dann die Möglichkeit geboten, die einſeitigen und prahleriſchen Mittheilungen der proteſtantiſchen und alldeutſchen Blätter auf ihre Wahrheit zu prüfen, und es ließe ſich überſehen, ob der Herr Miniſterpräſident von Körber Recht hatte, als er in ſeiner merkwürdigen Parlamentsrede vom 3. Juni die Behauptung aufſtellte: „Ich halte es für ausgeſchloſſen, daß die katholiſche Kirche in Oeſterreich irgendwie (!) bedroht iſt oder auch nur bedroht werden kann.“

Wir haben auch nicht vor, eine Ueberſicht über die neuen proteſtantiſchen Kirchen und proteſtantiſchen Predigtſtationen innerhalb der ſchwarzgelben Grenzpfähle zu liefern. Manches hierher Bezügliche wiſſen wir ſchon aus dem deutſchen Paſtorenblatte: „Der Proteſtant“, von dem wir in unſerem vorigen Artikel kurze Erwähnung gethan haben. Und wenn wir den neueſten Mittheilungen des „Evangeliſchen Bundes“ in Brandenburg Glauben ſchenken dürfen, iſt die Zahl der neuen proteſtantiſchen Predigtſtationen im Habsburger Cisleithanien auf 56 geſtiegen, von denen 51 mit Predigern aus Reichsdeutſchland beſetzt ſind. Es mag das übrigens jetzt auf ſich beruhen.

Auch wollen wir davon abſtehen, in einer Ueberſicht die großen Geldſummen aufzuzählen, welche bis jetzt das proteſtantiſche Deutſchland zur Unterſtützung der Abfallsbewegung nach Oeſterreich geworfen hat. Daß dieſes ganz beträchtliche Summen ſein müſſen, liegt auf der Hand. Eine ſtrenge Controle iſt indeſſen aus leicht erſichtlichen Gründen nicht möglich. Vielleicht dürfte uns das Folgende, das wir in der heurigen Nr. 9 des proteſtantiſchen Wochenblattes „Die chriſtliche Welt“ gefunden haben, für die richtige Schätzung einige Anhaltspunkte bieten. Das Blatt ſchreibt nämlich:

„Während die Unterſtützung der Kirchenbauten faſt ausſchließlich die Aufgabe der Guſtav-Adolf-Vereine iſt, hat

der Ausſchuß des Evangeliſchen Bundes für die evangeliſche Bewegung in Oeſterreich durch Entſendung von Vikaren und Reiſepredigern und die Verbreitung religiöſer Schriften ſich um die Bewegung außerordentlich verdient gemacht. Zu dieſen Arbeiten braucht der Evangeliſche Bund für dieſes Jahr nicht weniger als 150,000 Mark, allein 25,000 Mark für Reiſeprediger, 70,000 Mark zur Beſoldung von 50 Vikaren und 12,000 Mark für Schriftenverbreitung. Bis jetzt ſind immer die Mittel dargereicht worden. .... Mittlerweile iſt die Geſellſchaft zur Ausbreitung des Evangeliums ins Leben getreten. Ihr Vorſtand hat einen Aufruf erlaſſen, der von einer Reihe glänzender Namen unterzeichnet iſt. Auch die Ausbreitung des Evangeliums in Oeſterreich fällt unter die Aufgaben, die ſich dieſer Verein ſteckt, und er hofft, daß Miſſions- und Gemeinſchaftskreiſe mit dazu helfen, eine möglichſt planmäßige Evangeliſationsarbeit unter der katholiſchen Bevölkerung einzuleiten."

Und wenn's freiwillige „Liebesgaben" für die „evangeliſche Sache" nicht thun, greift man auch in die kirchlichen Steuerkaſſen. Daß dieſes keine bloße Vermuthung iſt, beweiſt eine Notiz, welche Ende April durch die Zeitungen ging. Hiernach hatte der Breslauer „Arbeitsausſchuß für die Evangeliſche Bewegung in Oeſterreich" an die proteſtantiſchen Prediger der Provinz Schleſien ein Circular gerichtet, in welchem dieſelben dringend gebeten wurden, ſie möchten „von ihrem Gemeindekirchenrath eine Gabe für die Evangeliſche Bewegung in Oeſterreich aus der dortigen Kirchkaſſe flüſſig machen und an die Sammelſtelle G von Pachali's Enkel in Breslau einſchicken." Dieſe Bitte war nicht vergeblich. Nach Verlauf weniger Tage ſchon konnte in den proteſtantiſchen Kirchenblättern Schleſiens („Schleſ. Familien-Bote", „Evangeliſches Kirchenblatt für Schleſien") über den Empfang von Kirchkaſſen-Beiträgen aus einer ganzen Reihe von Gemeinden quittirt werden.

Doch auf all dieſes können und wollen wir uns heute

nicht weiter einlaſſen. Dagegen wollen und müſſen wir uns einmal in einem Geſammtbilde die ganze merkwürdige Geſellſchaft, welche bei der öſterreichiſchen Abfallshetze mitmacht, vor die Augen führen.

Merkwürdig iſt dieſe Geſellſchaft, nicht etwa bloß deßhalb, weil ihr ganzes Treiben merkwürdige Formen zeigt, ſo merkwürdige, daß einem ruhig denkenden und friedlich geſinnten öſterreichiſchen Patrioten es ſchier bunt vor den Augen wird; ſondern die Geſellſchaft iſt vor allem deßhalb ſo merkwürdig, weil in ihr Elemente ſich zuſammengefunden haben, die ſonſt im Leben, in politiſcher, religiöſer und ſocialer Beziehung ſich ziemlich ferne ſtehen, und zuweilen ſogar ſehr unſanft hintereinander gerathen. Doch gegen Rom d. h. gegen die katholiſche Kirche ſind ſie alle eins, die uneinigen „Brüder“, und arbeiten ſich gegenſeitig in die Hände, als ob ſie die größten Freunde von der Welt wären. Freilich wenn's Hündchen gehängt werden ſoll, möchten alle das Leiterchen tragen.

Faſt 2000 Jahre ſind es ſchon, daß durch die Straßen der Paläſtinenſiſchen Hauptſtadt der gellende Ruf erſcholl: Weg mit Chriſtus! Los auf Chriſtus! Und merkwürdiges Schauſpiel! Phariſäer und Saducäer reichen ſich die Bruderhand, Pilatus und Herodes werden Freunde, Juden und Heiden ſchließen ihre Reihen zu gemeinſamer Arbeit. Und die Freunde Jeſu? Sie weichen aus ſeiner Nähe; einer ſeiner Vertrauteſten wird um ſchnöden Geldes willen ſein Verräther, die anderen überlaſſen ihren Meiſter ſeinem Schickſale; ſie ſind wohl des Bedauerns voll ob des harten Looſes, ſo über ihn gekommen iſt, und begleiten ihn mit ihren Sympathien auf die Richtſtätte, aber zu Mehrerem fehlt ihnen die Luſt.

Wie es damals Chriſtus erging, ſo erging es ihm immer wieder im Fortgang der Jahrhunderte; nur war das „Weg mit ihm“ zu einem „Weg mit der katholiſchen Kirche“ geworden. Der Geiſt des Widerſpruchs blieb derſelbe, die

Form hat gewechſelt. Und was wir heute in unſerem lieben Oeſterreich ſehen, ſein „Los von Rom“ ſtimmt genau zu dem, was in den Annalen der Weltgeſchichte über das Schickſal Chriſti geſchrieben ſteht. Wir haben unſere Phariſäer und Saducäer, die orthodoxen und liberalen Eiferer fürs „Evangelium“, wir haben unſere Juden und Heiden, wir haben unſere Pilatuſſe und Herodeſſe, wir haben unſere Judaſſe mit ihren ſchnöden Geld- und anderen Intereſſen, wir haben auch unſere „Freunde“, die mit Bedauern Notiz nehmen von den Drängniſſen, welche über die katholiſche Kirche im Reiche der Habsburger hereingebrochen ſind. Wer aber nicht *für* die Kirche iſt, der iſt *wider* ſie, und wer nicht *mit ihr* ſammelt, der zerſtreut. Dieſe Wahrheit aus Gottesmund, ewig alt und ewig neu, läßt ſich durch keine Sophismen, durch keine gleißenden Redensarten, durch keine noch ſo beſtechenden Schönfärbereien aus der Welt ſchaffen. Angeſichts deſſen ſind wir aber auch vollkommen im Recht, wenn wir ſie alle, die ausgeſprochenen Feinde der Kirche wie ihre indifferenten „Freunde“, einreihen in das Heer desjenigen, der von Anfang an Chriſto und ſeinem Werke Feindſchaft geſchworen bis zur Vernichtung.

Los von Rom! Nicht doch Los *von* Rom, ſondern Los *auf* Rom. Los auf die katholiſche Kirche! So hallt es ſchon ins dritte Jahr durch die ſonſt ſo friedlich ſchönen Gaue Oeſterreichs. Tauſende und Abertauſende haben ihn gehört dieſen Ruf, und geben ihn weiter, weiter bis in die entlegenſten Dörfchen unſerer heimiſchen Berge, und bringen Verwirrung und Unfriede in die argloſe Bevölkerung.

Und wer ſind dieſe Rufer? Wer ſind dieſe Romſtürmer? Wer ſind dieſe modernen Widerſacher des Werkes Chriſti?

Voran unſere *Alldeutſchen*. Ihnen iſt die katholiſche Kirche ein Greuel aus Haß gegen Oeſterreich; Oeſterreich aber, das jetzige Oeſterreich mit ſeiner Habsburgiſchen Spitze, wollen ſie deßhalb nicht, weil ſie ihr „Deutſchthum“ in Gefahr glauben. Das wollen ſie retten. Darum „ſchielen“

ſie über die Grenzen. Erſt im organiſchen Verbande mit Reichsdeutſchland glauben ſie ihr „Deutſchthum" geborgen und geſichert. Weil aber eher ein proteſtantiſches, als ein katholiſches Deutſchöſterreich nach dem „Reiche" verlangt und weil auch eher eine proteſtantiſche als eine katholiſche deutſchöſterreichiſche Bevölkerung für das proteſtantiſch regierte Reichsdeutſchland ein Gegenſtand des Begehrens iſt, ſo haben unſere Alldeutſchen beſchloſſen, die deutſchöſterreichiſche Bevölkerung dem Proteſtantismus in die Arme zu treiben. Darum Los auf Rom! Los auf die katholiſche Kirche!

Es iſt ein hochpolitiſches Intereſſe, das hier im Spiele iſt und die Geiſter bewegt. Weit entfernt, dies zu leugnen — wer würde es auch glauben? — legen unſere Alldeutſchen es mit Vorbedacht darauf an, bei jeder paſſenden Gelegenheit, ihr politiſches Endziel offen auszuſprechen. In den Räumen des Parlamentes nicht minder, wie in den Spalten ihrer zahlreichen Blätter und bei den Schlag auf Schlag ſich folgenden Heerſchauen ihrer Getreuen auf den Verſammlungen, beſonders in unſerem Böhmerlande, ertönt ohne Unterlaß das Lied vom „alleinſeligmachenden Deutſchland". Der Karbitzer Advokat Dr. Eiſenkolb, ein romfreier „Gottesmann" — um nach Paſtorenart zu reden — und Hauptfaiſeur in der alldeutſchen Mache, legte ſich auf der alldeutſchen Tagung in Eger am 7. Juli d. Js., ſelbſt in Gegenwart eines landesfürſtlichen Beamten, auch keinerlei Zwang an. Im Aerger über den langſamen Fortgang der Abfallsbewegung ſagte er es rund heraus:

„Wir wollen noch den ganzen endlichen Erfolg dieſer Bewegung miterleben, und darum muß die Bewegung noch in ein raſcheres Tempo kommen. So lange wir nicht alle los von Rom ſind, iſt auch eine engere organiſche Verbindung mit dem Deutſchen Reiche nicht möglich"

Ein anderer Alldeutſcher „unverfälſchter Währung", der Reichsraths- und böhmiſche Landtagsabgeordnete Iro, fürchtet indeſſen, daß ſelbſt der Proteſtantismus keine volle

Garantie biete für die Rettung des öſterreichiſchen Deutſch-thums. Darum ſchrieb er vor Kurzem in dem Schönerer-Moniteur „Unverfälſchte deutſche Worte", deſſen Redakteur er iſt, die „unverfälſcht" ſchönerianiſchen Worte:

„So lange nicht das ganze deutſche Volk wiederum los von Rom iſt, frei wie vor mehr als tauſend Jahren — ſo lange muß es um ſein Volksthum, um ſeinen nationalen Beſitz-ſtand bangen. Wir müſſen in religiöſer Beziehung (den Zeit-verhältniſſen entſprechend geändert) wieder auf die Zuſtände vor Bonifazius gelangen — nur dann können wir in Bezug auf unſer Volksthum ſorglos ſein."

Das heißt auf gut deutſch: Wir müſſen zu Wuotan zurück, zur Freya, zum Thor, zum Loki, und wie ſie alle heißen mögen die Götterphantaſien, mit denen unſere heid-niſchen Vorfahren das Jenſeits bevölkert haben; dahin müſſen wir zurück, ſonſt iſts mit unſerem Deutſchthum aus. Merkwürdige Käuze doch, dieſe Alldeutſchen à la Iro. Faſt möchte man glauben, daß ſie auf dem beſten Wege ſeien, das Intereſſe der Irrenärzte auf ſich zu lenken, wenn nicht — unſer Herr Miniſterpräſident mit ihnen rechnete.

Neben und hinter den parlamentariſchen oder, wenn man lieber will, offiziellen Alldeutſchen ſehen wir ganze Schaaren von Mitläufern aus allen Ständen und Berufs-klaſſen. Und die am ſtärkſten ihr „Los auf Rom" in die Welt hineinrufen, das ſind die „Herren von der Schule". Univerſitätsprofeſſoren und Univerſitätsſtudenten, Gymnaſial-lehrer und Gymnaſialſchüler: ſie alle ſind bange um ihre „Aufklärung" und um ihr Deutſchthum; darum los auf Rom, los auf die Kirche! Und unſere Volksſchullehrer? Oeſterreich müßte keinen Dittes gehabt und keinen Jeſſen noch haben, wenn unſere Volksſchullehrer von der Hetze gegen die Kirche ſich ferne hielten. Nur ein kleiner Bruch-theil dieſes ſonſt ſo ehrenwerthen Standes iſt es noch, der treu zur Kirche hält und Freud mit Leid mit dem Klerus theilt; das Gros aber hat ſich in den Dienſt der Alldeutſchen

geſtellt und macht den Sturmlauf auf die Kirche und a
— Oeſterreich mit, unter den Augen der Schulbehörd
Natürlich wagt es letztere nicht, an die „ſtaatsbürgerlich
Rechte“ der Lehrer zu rühren, und dieſer Rechte eines i
eben das Recht, über Kirche und Oeſterreich ſo zu denke
wie Schönerer, Wolf und Eiſenkolb.

Unſere reichs- und dynaſtiefeindlichen Alldeutſchen ſamn
ihrem buntſcheckigen Troß umſchwärmen lärmend den Felſ
Petri und überſchütten ihn tagein tagaus mit einem Hag
von Verhöhnungen, Beſchimpfungen, Lügen und Verleun
dungen. Nicht als ob ſie wähnten, damit den Felſen zu
Falle oder auch nur zum Wanken bringen zu können. Ab
dieſer Fels bietet Halt und Stärke dem Reiche der Hab
burger; und das iſt es, was die alldeutſchen Herzen m
Aerger und Zorn bis zum Uebermaß erfüllt und einzelne
Thaten treibt, welche vor dem Richterſtuhle der Geſchich
für immer mit dem Brandmale der Büberei bezeichnet ſe
werden.

Hinter unſeren Alldeutſchen aber marſchiren die zah
reichen Hilfstruppen, welche ihnen das reichsdeutſche pro
ſtantiſche Paſtorenthum zugeſchickt hat. Denn kaum war d
deutſchradikalen Oeſterreicher „Los auf Rom“ über die Gren
gedrungen, als es auch ſchon lebendig wurde im Lager d
„Diener vom Worte“. O, wie klang es ſo ſüß in ihr
Ohren dieſes „Los auf Rom“! Eine „hehre Gottesſtund
dünkte ihnen angebrochen zu ſein. Auf nach Oeſterreich! d
„Herr“ bedarf unſer, ſo riefen ſie; bringen wir unſer
„armen“ öſterreichiſchen Brüdern das „reine Evangelium
auf daß es Licht werde in ihrem Geiſte und ſie Anth
bekommen an den „Segnungen der Reformation“. U
der „Evangeliſche Bund“, die Garde des deutſchen Prot
ſtantismus, macht mobil; „Guſtav Adolf“ öffnet ſei
Kaſſen. In der Bundesoffizin zu Naumburg a. S. geh
ſcharf an die Arbeit. Die Druckmaſchinen ſetzen ſich
Bewegung und liefern Flugſchriften und Traktätlein oh

Zahl. Dieſe werden nach Leipzig verfrachtet an den Bundesbuchhändler K. Braun, der ſie dann über die öſterreichiſche Grenze ſchiebt ins Lager der Alldeutſchen. So verlangt es der Eifer fürs „reine Evangelium".

Bald auch kommen die „Diener am Wort" ſelbſt nachgerückt. Man läßt ſie ein. Sie wollen ja nichts gegen Oeſterreich und deſſen Dynaſtie, Gott bewahre! Nicht einmal gegen die katholiſche Kirche führen ſie Arges im Schilde: Verleumdung. wenn ſo etwas ihnen nachgeſagt wird. Sie wollen nur ihren Glaubensgenoſſen zu Hilfe kommen, und ihnen zu Kirche und Gottesdienſt verhelfen. Und derartige Hilfeleiſtung könne ihnen nicht verwehrt werden, behaupten ſie, da aus den 60er Jahren eine miniſterielle Verfügung exiſtire, welche der evangeliſchen Kirche in Oeſterreich das Recht zuſpreche, im Falle der Noth die ſeelſorgerlichen Kräfte aus Deutſchland kommen zu laſſen. Und Noth iſt da, große Noth — ſo erzählen die Herren Paſtoren in allen Blättern und Blättchen, die ihnen Reichsdeutſchland zur Verfügung ſtellt. Und immer höher und höher ſteigt die Begeiſterung des proteſtantiſchen Deutſchland für die Sache der — Alldeutſchen in Oeſterreich. Die Taſchen öffnen ſich, die Kaſſen der „evangeliſchen Bewegung" füllen ſich; Kirchen werden gebaut, „Diener vom Worte" werden angeſtellt und — das Werk unſerer Alldeutſchen nimmt ſeinen „gottbegnadigten" Fortgang.

Als vor gut einem Jahre der bekannte Thüringiſche Paſtor P. Bräunlich auf ſeinen proteſtantiſchen „Miſſionsreiſen" es gar zu arg trieb, wurde er in Brünn aufgehoben und ihm bedeutet, er möge zu den Chineſen und Afrikanern gehen und bei dieſen Heiden ſeinen Miſſionseifer bethätigen. Er aber lehnte dieſe Belehrung ab und meinte, es ſei Chriſtenpflicht und eine edle Sache, „Menſchen, die im Glauben Schiffbruch gelitten haben, wieder zu ihrem Gott und Heiland zu führen". Wirklich, Herr Bräunlich? Aber warum gehen Sie nicht nach Berlin? Oder meinen Sie

alle Berliner ſeien noch bei „ihrem Gott und Heiland"? Warum gehen Sie nicht in die ſocialdemokratiſchen Städte Sachſens? Warum gehen Sie nicht in die Hörſäle für die proteſtantiſche Theologie auf den deutſchen Univerſitäten? Iſt da Alles noch bei „ſeinem Gott und Heiland?" Freilich in unſerem gutmüthigen Oeſterreich den deutſchradikalen Landesverräthern nachlaufen, „Los auf Rom" mitſchreien und „Abfälle" einſammeln: das iſt jedenfalls leichter, als in Deutſchland der drohenden Auflöſung des Proteſtantismus zu ſteuern.

Dicht neben unſeren Alldeutſchen und der reichsdeutſchen Paſtorenſchaar ſehen wir eine merkwürdige Gruppe von Romſtürmern. Sie iſt klein an Zahl, dieſe Gruppe, aber ſtark am Beutel. Es ſind die proteſtantiſchen Kohlenbergwerksbeſitzer und Fabriksherren Nordböhmens. Arm haben ſie ihr deutſches Heim verlaſſen, um in Oeſterreich potente Leute zu werden. Oeſterreichiſche Kohle, öſterreichiſcher Fleiß und öſterreichiſches Geld haben ſie zu Millionären gemacht. Und wie danken ſie dafür? „Los auf Rom" rufen ſie mit den Alldeutſchen, und ſpenden Mittel in Hülle und Fülle, damit dieſen Radauhelden der Athem nicht entſchwinde.

So ſtehts jetzt in unſerem Oeſterreich. Ueberall: Los auf Rom! Los auf die katholiſche Kirche! Dieſelbe Kirche, die Oeſterreich möglich gemacht und bis jetzt zuſammengehalten hat. Und unſere Regierung? Wo iſt ſie? Was macht ſie? Ja, was macht ſie? Herr von Körber ſagt: Es macht nichts.

Aus Böhmen. * * *

XXXII.

Die engliſche Hörigkeit des Mittelalters.

Waren die germaniſchen Bauern der Urzeit frei oder hörig? Verfielen ſie erſt in geſchichtlicher Zeit in die Hörigkeit? War die Markgenoſſenſchaft oder die Grundherrſchaft urſprünglich das überwiegende? Dieſe Streitfragen haben in letzter Zeit die Geſchichtsforſcher viel beſchäftigt. Die meiſten deutſchen Gelehrten haben bis vor kurzem angenommen, daß die Bauernſchaft urſprünglich frei war, daß die Markgenoſſenſchaften zum mindeſten überwogen. In letzter Zeit haben unter dem Eindrucke franzöſiſcher und engliſcher Forſcher, ich nenne nur Fuſtel de Coulanges und Seebohm, auch deutſche Gelehrte in der Urzeit ein Ueberwiegen der Unfreiheit und eine urſprüngliche Grundherrſchaft gefunden.

Ohne Zweifel gab es freie und unfreie Bauern; nur wird man immer darüber verſchiedener Anſchauung bleiben, ob die einen oder andern überwogen. Sehr ſtark war die Unfreihet ſicherlich in Frankreich und England, wo die keltiſche Geſchlechtsverfaſſung und die Hausgemeinſchaft den Boden ſchuf zu ſtarker Bevormundung, wo dann die römiſchen, ſpäter die germaniſchen Eroberungen die Bauernſchaft in Abhängigkeit erhielten. Daher mögen die beiden genannten Forſcher, die die franzöſiſchen und engliſchen Verhältniſſe im Auge hatten, Recht haben. Nun hat vor einiger Zeit ein ruſſiſcher Gelehrter Vinogradoff ein Buch über die engliſche Hörigkeit

geſchrieben, erſchienen 1892 zu Oxford,[1]) worin er nach zuweiſen ſuchte, daß viel mehr Freiheit beſtand, als Seebohm annahm. Erſt die normanniſche Eroberung habe die Bauern herabgedrückt. Aus Einrichtungen ſpäterer Zeit macht e Rückſchlüſſe auf frühere Zeit und da ſind es vor allem zwe Umſtände, auf die er ſich ſtützt: einmal die verhältnißmäßi große Freiheit der Kronbauern, der Bauern, die auf Kron ländereien, ſeien ſie auch ausgethan geweſen, ſaßen (villain of ancient demesne), und dann der Umſtand, daß die nor manniſchen Juriſten nur Klagen der Hörigen gegen ihr Herren zurückwieſen, ſonſt aber den Begriff der perſönliche Unfreiheit und Knechtſchaft anzuwenden vermieden. Letzter Umſtand beweiſt nicht viel, mehr aber der erſtere. Nu hat aber Seebohm in der english historical Review 189 S. 444 auch letzteren Beweis entkräftet, er hält ſeine Grund anſchauungen aufrecht. Doch kann auch er eine Verſchlech terung der Bauernlage durch die Eroberung nicht gar leugnen, das Domesday-book kennt ja faſt gar keine frei Bauern. In der ganzen Streitfrage wird es ſich imm um ein mehr oder weniger handeln. Indem wir von d Streitfrage abſehen, wollen wir in folgendem die Hörigk hauptſächlich auf Grund von Vinogradoffs Buch darſtell und im erſten Theil die rechtliche Stellung und im zweit Theil die wirthſchaftliche Stellung erörtern.

I.

Die Hörigen waren ganz der Willkür ihrer Herr überantwortet, ſie wurden vielfach als Sklaven bezeichn und waren perſönlich abhängig von ihren Herren.[2]) S waren zwar nicht gerichts- und rechtsunfähig, ſie konnt

1) The villainage in England.

2) Der Hörige gehörte zu einem Hofe, daher kommt der Ausdr villain regardant d. h. regardant to a manor; villain in gr iſt ein Höriger überhaupt, astrier iſt einer, der einen eigen Herd oder eigene Hacke (atrium, astrum) beſitzt.

Eigenthum und Beſitz erwerben und vor öffentlichem Gericht auftreten. Aber ihre Rechte beruhten auf der ausdrücklichen Bewilligung des Herrn oder deſſen ſtillſchweigender Zulaſſung. An ſich erwarb der Herr, was der Hörige erwarb. Es kam vor, daß der Herr etwas, das der Hörige erworben hatte, demſelben einfach entzog.[1]) Wenn ein Höriger etwas zu verkaufen hatte, beſonders Vieh, ſo mußte er es zuerſt dem Herrn anbieten.

An ſich konnte der Herr den Hörigen entfernen, verkaufen, ihm die Dienſte ſteigern. Wenn der Hörige ſeinen Pflichten nicht nachkam, ſo wurde ihm Vieh gepfändet, er wurde eingeſperrt oder vom Hofe gejagt, die Strafe der Felonie auch bei freien Lehen.[2]) Dieſe ausgedehnten Rechte wurden wohl dann und wann ausgenutzt, erhielten doch auch wohl geiſtliche Grundherren den Namen Bauernſchinder, Scorchvillein, ſo der Biſchof Heinrich von Dublin 1228, aber die Regel war es nicht. Von einem Verkauf von Hörigen iſt aber ſehr ſelten die Rede, nur als Formel kommt der Verkauf bei Freilaſſungen öfters vor.[3])

Seinen Herrn konnte der Hörige nicht verklagen; ſein Klagerecht war in Deutſchland beſſer geſichert.[4]) Nur dann konnte

1) Beiſpiele Vinogradoff 159 (S. 68).

2) Dieſes Mittel wurde häufig angewandt, um Bauern zu legen: ſo ſpäter in Norddeutſchland. Ein Geſetz Wilhelms des Eroberers verbietet den Grundherren removere colonos a terris, dummodo debita servitia persolvent; si domini terrarum non procurant idoneos cultores ad terras suas colendas, justiciarii hoc faciant. Dagegen ſagte Brakton von dem dominicum villenagium: item dicitur d. v. quod quis tempestive et impestive resumere possit pro voluntate sua et revocare (Naſſe, Die mittelalterliche Feldgemeinſchaft in England. 1865. S. 25.)

3) Vinogradoff S. 151 f. Im Jahre 1167 wurde ein Villane um 40 Schilling verkauft. Maitland, Bractons Notebook, Nr. 1103.

4) Maurer Fronhöfe IV, 435 (aber nur als Ausnahme 416) Vinogradoff S. 46, 67. Maitland, Bractons Notebook, London 1885. Nro. 1237, 1661. Deutſche Zeitſchrift f. Geſchichtswiſſenſchaft 1891, V, 421

der Hörige gegen ſeinen Herrn klagen, wenn dieſer ihm das noth wendige Inventar wegnahm (waynage).[1] Auch ein Vertra mit dem Herrn berechtigte ſelbſtverſtändlich den Hörigen zu Klage, ſolche Verträge wurden regelmäßig geſchloſſen, wen ein Freier ein Hörigengut (villenagium) übernahm.

Geſichert waren auch die Bauern der Krongüter, di in der Leihe von Vaſallen ſtanden (ancient demesne) Die Krongüter, auch die verliehenen, waren frei von öffen lichen Steuern. Ein königliches Privileg berechtigte di Bauern oder die königlichen Beamten, die Lehensträger vo dem öffentlichen Gerichte zu verklagen[2])

Wie überall, hatte der Hörige Zinſe und Dienſte z leiſten. Er konnte über ſein Land nicht frei verfügen, auc wirthſchaftlich nicht.[3]) Für jede Verſchlechterung war er ve antwortlich. Obwohl er am Land ein gewiſſes Recht hatt durfte er es nicht verkaufen ohne den Willen des Herrn.[4] Starb der Hörige, ſo konnte der Herr das Gut einziehe er hatte auch ein Anrecht auf den Nachlaß. Doch begnüg ſich der Herr in der Regel mit dem Beſthaupt, dem Todfal heriot[5]). Der Erbe mußte eine Aenderungsgebühr, ei Art Handlohn, relief, geben[6].) Wenn der Hörige ei

---

1) Soviel wie gainage, gagnagium.

2) Parvum breve de recto, little writ of right close, breve c Monstraverunt (Vinogradoff S. 94.)

3) S. 166; er konnte z. B. kein Gartenland in Ackerland ve wandeln ohne Erlaubniß des Herrn, durfte kein Holz fälle Eichen und Ulmen waren dem Herrn vorbehalten.

4) Erſt ſpäter wurde der free sale ein Beſtandtheil des tenant rig

5) Vinogradoff vergleicht das Heriot mit dem angelſächſiſch here-geat, dem Heergewedde, Heergewand, das der Volksfü ſeinem Gefolge gab und nach deſſen Tode wieder zurückverlan

6) Vinogradoff iſt ſich über den Unterſchied zwiſchen heriot u relief nicht klar, er meint, die eine Abgabe beziehe ſich a die Fahrhabe, die andere auf den Landbeſitz, die eine i Naturalabgabe, die andere Geldabgabe. Dieſe Unterſcheidung nicht ganz zutreffend, ſie verhalten ſich wie die Abfahrt und A Auffahrt im Bayriſchen.

Tochter verheirathete und ausſteuerte, mußte er die Hochzeits-abgabe (merchet) geben. Dieſe letztere Abgabe gilt als der eigenthümlichſte Ausdruck der Unfreiheit. Der Hörige mußte ſeine Eiſenwerkzeuge von der herrſchaftlichen Schmiede be-ziehen, ſein Korn auch in der herrſchaftlichen Mühle mahlen laſſen, überhaupt die Bannrechte des Herrn achten. Endlich erhebt der Herr auch Steuern (tallage).

Im Uebrigen gab es manche Verſchiedenheiten, es kam alles auf die Gewohnheiten des Ortes an. Die Hörigen hießen nicht ohne Grund costumarii, consuetudinarii. Zum Unterſchied von den freieren Bauern, denen nur Renten ob-lagen, hießen ſie auch Fröner, Kärrner, operarii, carrucarii, akermanni.[1]) Die kleineren unter ihnen waren Küter, die größeren Hufner (hidarii). Es gab unter ihnen manche, die durch einen Vertrag ſicher geſtellt waren, man ſprach dann von tenere per virgam aut per rotulum curie. Die Ueber-tragung geſchah in Anweſenheit der Hofgenoſſenſchaft im Hofgericht urſprünglich nicht direkt an den Hörigen, ſondern durch die Hand eines Mittelsmannes; bald wurde aber der Mittelsmann durch den Hofverwalter (steward) verdrängt.[2])

Die Gutsübertragung erinnert an eine Belehnung. Der Hörige mußte einen Treueid ſchwören, wie der Lehensmann; nur ging ſeine Unterwerfung weiter, er wurde vom Herrn nicht geküßt und mußte verſprechen, bei dem Herrn Recht zu ſuchen mit Leib und Gütern.[3])

Die Hörigen bildeten eine Genoſſenſchaft, ſie vereinigten ſich zum Gerichte, wo die gegenſeitigen Klagen vom Herrn

1) Die terra ad furcam et flagellum verpflichtete zu Gabel- und Flegeldienſt. Andere Aecker zu Dienſt cum carecta, cortina, wanga, flagello, tributo, furca, falce.

2) Vinogradoff 373.

3) Crowley redet in der Mitte des 16. Jahrhunderts noch, als ſich die Lage der Bauern ſchon verſchlechtert hatte, den Edelmann an: „Wie du des Königs Lehensmann biſt, ſo hält der Bauer Lehen von dir.“

und Unterthanen erledigt werden konnten. Hier wurden Fragen der Gemeinſchaft beſprochen, beſonders Markfragen, Weiderechte. Ohne Zuſtimmung der Gemeinſchaft ſollte die Herrſchaft über das gemeine Land nicht verfügen, obwohl das oft genug geſchah.[1]) Ein nachläſſiger Bauer durfte nicht willkürlich von dem Amtmann oder Verwalter verfolgt werden, ſondern die Genoſſenſchaft mußte dabei mitwirken. Einen ſehr häufigen Gegenſtand bildeten Nachläſſigkeiten, Anmaßungen und Uebertretungen der Hörigen, ſo wurde z. B. einmal verhandelt ein verſtockter Ehebrecher, der infolge der Kirchenbußen, die ihm auferlegt wurden, ſeine Sachen, die eigentlich dem Herrn gehörten, verſchleuderte, ein Bauer der das Herrenland umzäunte, eine Frau, die das Schloß abriß, das der Hofammann an die Thüre gehängt hatte u. ſ. f. Das Fronhofgericht, halimot, fand in der Halle des Fronhofes ſtatt, es vereinigte nicht bloß die Hörigen, ſondern auch die freien Zinsleute. Zwar gibt es Spuren einer Unterſcheidung von freien Hofgerichten und Hörigengerichten im engeren Sinn,[2]) jenes hieß court baron, curia libera und dieſes costumary court; dort war der „Umſtand" bedeutender als hier; doch tritt dieſer Unterſchied nicht ſcharf hervor und braucht nicht beachtet zu werden.

Wichtiger iſt das eigentlich öffentliche Gericht (court leet), das umgewandelte Hundertſchaftsgericht. Hundertſchaften (hundredarii) waren auch die Hörigen,[3]) und ſie waren als ſolche berechtigt, vor dem öffentlichen Gericht aufzutreten. Denn die Hofgenoſſenſchaft, ob ihre Mitglieder als Freie oder Unfreie galten, waren verpflichtet zur öffentlichen Bürgſchaft bei Verbrechen, zur Freibürgſchaft (frank pledge

1) Vinogradoff S. 368.

2) Dieſe Unterſcheidung beſtand zeitweiſe auch in Deutſchland. Maurer, Fronhöfe, IV, 157.

3) Vinogradoff 191.

plegium liberale) und waren in Zehentſchaften (tithings) eingetheilt. Es iſt das eine eigenthümliche engliſche Einrichtung, die aus der alten Sippenbürgſchaft hervorging. War ein Mitglied einer Genoſſenſchaft Urſache oder Opfer eines ſchweren Verbrechens geworden, ſo galt die ganze Genoſſenſchaft als mitbetroffen. Da nun die Hörigen zu dieſer Geſammtbürgſchaft verpflichtet waren, ſo mußte man ſie auch vor dem Hundertſchaftgericht auftreten laſſen. Dies geſchah in dem Rügegericht des Sheriffs (sheriffs turn) im 12. Jahrhundert in der Weiſe, daß 4 hörige Ortsvertreter, Bürgſchaftshäupter und 12 freie Geſchworene dem Sheriff Antwort gaben, ob und wer gemordet oder geſtohlen habe, im 13. Jahrhundert antworteten die 4 Ortsvertreter den 12 Geſchworenen und dieſe unterbreiten die Antwort dem Sheriff: die Freibürgſchaftsſchau war grundherrlich geworden.[1]) — Vor dem öffentlichen Gericht vertrat eigentlich der Herr ſeinen Hörigen,[2]) ähnlich wie auf dem Feſtland, wenn es ſich um Streitigkeiten mit Auswärtigen handelte. Selbſt peinliche Sachen wurden oft vor dem Hofgericht verhandelt. Dagegen entzogen ſich die Freien dem Hofgericht. Das Königsgericht war für ſie zuſtändig und ſie gingen gerne in dieſes Gericht als Geſchworne, während ſie auf dem Feſtland eine Abneigung vor dem Geſchworenendienſt hatten.[3])

Der Hauptbeamte, Gerichts- und Wirthſchaftsvorſtand auf den Fronhöfen war der Verwalter (steward), Seneſchall oder Maier. Derſelbe hatte über die Leiſtungen der Bauern, die Zahl der Pflüge und Frontage, ſowie über die Ausgaben, die Lieferung des Saatkorns u. ſ. f. zu wachen und eine Rechnung über die Ein- und Ausgaben zu liefern. Er verſah meiſtens mehrere Höfe. Unter ihm ſtand ein Amtmann (bailiff),

1) Maitland, manorial courts bei Liebermann in der Deutſchen Zeitſchrift für Geſchichtswiſſenſchaft 1892 VIII, 593.

2) Maitland, notebook 334, 466 ꝛc.

3) Deutſche Zeitſchrift für Geſchichtsw. VIII, 593

Digitized by Google

der im einzelnen bei der Arbeit Aufſicht zu üben und Felder, Wälder und Weiden zu beſichtigen hatte. Ein Schultheiß (reeve) war Vormann und Vertreter der Bauern, er hatte zu ſehen, daß die Bauern rechtzeitig bei der Arbeit waren, richtig düngten und ſäeten, und unter ihnen ſtanden Oberknechte, wie der messor u. a.

Völlig freie Bauern gab es wenige. Die Grundherren brachten auch die meiſten Freien unter ihre Gerichtsbarkeit (soca). Soweit Freie erſcheinen, ſtehen ſie meiſt im Zuſammenhang mit Herrſchaften als Molmannen, Malmannen,[1]) Sokamannen, Gafelmannen, Hundertſchafter, Zinsleute (censuarii) oder hatten ſie Güter von Grundherrn in Beſitz (free tenements). Von den Hörigen unterſchied ſie das Recht, ohne Genehmigung des Herrn zu verkaufen und zu heirathen, ſie waren zum Kriegsdienſt, beziehungsweiſe zur Ablöſung im Schildgelde verpflichtet. Wenn ſie auch höriges Gut inne hatten, blieben ſie an ſich doch frei.[2]) Zum Theil durften ſie nur kleine Recognitionsabgaben zahlen, ein Paar vergoldete Sporen, ein Paar Handſchuhe, eine Roſe, ein Pfund Pfeffer[3]) Andere waren viel ſtärker belaſtet, oft mit Abgaben, die den Unfreien obliegen: Mutationsgebühren, Hochzeitsabgaben, auch kleine Fronen. Inſofern iſt der Unterſchied zwiſchen ihnen und den Hörigen ſchwer beſtimmbar Der Hauptunterſchied beſteht darin, daß die Hörigen der Willkür ausgeſetzt und nur durch Gewohnheiten geſchützt waren, daß ſie perſönlich abhängig und viel fronen mußten.[4])

---

1) Der Name Malmann wird gewöhnlich abgeleitet von mala Abgaben; der deutſche Malmann aber gewöhnlich von Mal- oder Gerichtsſtätte. Gafel iſt die angelſächſiſche Bezeichnung für Abgaben.

2) Der Bauer konnte ſich ein königliches Breve erwirken de libertate probanda, der Herr dagegen de nativo habendo.

3) Naſſe S. 26.

4) Ein alter Grundſatz ſagt: nec scire debeat servus, quid facere debeat in crastino — talliari autem potest ad plus vel minus

Es gab mehr höriges als freies Land. Nach dem Domesday-Book befanden ſich in den Händen der Grundherren im engeren Sinne $1\frac{1}{2}$ Millionen Acres, in den Händen von 35,000 Freien 1 Million, in denen von 104,000 Hofbauern (villani) $2\frac{1}{4}$ Millionen, in den Händen der Häusler $\frac{1}{4}$ Million.

Die Zahl der Freibauern wurde nun freilich allmählig größer.[1]) Die ſtarken Eigenbetriebe der Grundherren wurden eingeſchränkt, wovon unten die Rede ſein wird. Ueberdies begünſtigte die Regierung offenbar die Befreiung. Das Königthum war mächtiger, als auf dem Feſtlande. Es ſuchte mit Macht zu verhindern, daß die Freiſaſſen unter die grundherrliche Gewalt geriethen. Die königlichen Gerichte entſchieden im Zweifelfalle immer für die Freiheit der Bauern.[2]) Dazu kamen bald wirthſchaftliche Urſachen, die den Bauernſtand hoben: die Einführung der Pacht und die Anfänge der Geldwirthſchaft.

Grupp.

Naſſe S. 28. — Nach Vinogradoff S. 217 war unfrei, wer nicht unter dem germaniſchen Recht ſtand. Aber dann hätten auch die Sokemannen ꝛc. als unfrei zu gelten.

1) Auf einem Kloſtergut gab es nach dem Domesday-Book nur einen Freien, 1240 aber 55 liberi homines, 85 socemanni. Naſſe S. 26.

2) Vinogradoff S. 207.

XXXIII.

Hugo von Trimberg und ſein „Marienleben“.

Hugo von Trimberg, deſſen Andenken eine ſchlichte Steintafel an der Stätte ſeiner ehemaligen langjährigen Wirkſamkeit, am heutigen Pfarrhauſe von St. Gangolph zu Bamberg ehrt[1]), iſt in der Geſchichte der deutſchen National-literatur nicht unbekannt. Auch in den beſcheidenſten Dar-ſtellungen der deutſchen Literatur geſchieht ſeines umfaſſenden, im Mittelalter gerne geleſenen Gedichtes „Der Renner“ Erwähnung. „Den etwas ſeltſamen Titel“, ſchreibt A. F. C. Vilmar,[2]) „hat das Buch einem ziemlich krauſen Ein-falle ſeines Verfaſſers zu verdanken; es ſollte hinrennen durch alle Lande[3]) und die Weisheit verkünden überall. Das iſt allerdings in Erfüllung gegangen; neben dem Freidank[4]) war und blieb der Renner, wenn auch mit Freidank nicht in gleichem Anſehen, eines der verbreitetſten und geleſenſten Bücher bis in das 16. Jahrhundert“. Nachdem der „Renner“ ſchon 1549 in Frankfurt a. M. gedruckt worden war, ver-

1) Die Inſchrift lautet: „Gedenktafel errichtet anno 1859. Hier lehrte und wirkte als Rector der Schule in der Teuerſtadt Hugo v. Trimberg, Verf. des Gedichtes „Der Renner“, von 1262—1304.“

2) Geſchichte der deutſchen National-Literatur, 19. Aufl., S. 185

3) Renner ist ditz buoch genannt,
wann ez soll rennen durch diu lant.

4) Vridankes Bescheidenheit (d. i. Weisheit), vollendet 1229.

anſtaltete i. J. 1833 und 34 der Hiſtoriſche Verein zu Bamberg eine neue Ausgabe dieſes i. J. 1298 vollendeten, nicht weniger als 24,472 Verſe zählenden Lehrgedichtes.

Doch noch andere, deutſche und lateiniſche Gedichte hat Hugo von Trimberg verfaßt. Von den lateiniſchen ſind auf uns gekommen: die aus 422 Verſen beſtehende Laurea Sanctorum,[1] Lorbeerkranz der Heiligen, ein Schulbuch über die zur Beſtimmung des Datums im Mittelalter gebräuchlichen 24 Kalenderverſe (Cisiojanus); ferner das aus 1032 Verſen beſtehende Registrum multorum auctorum,[2] eine Zuſammenſtellung von lateiniſchen Schriftſtellern der altklaſſiſchen und der chriſtlichen Zeit, welche ſich für die Schullektüre eignen,[3] mit Anführung der Anfangsverſe ihrer Dichtungen und mehrerer kleinerer vollſtändiger Gedichte. In dieſem als Quellenbuch zur lateiniſchen Literaturgeſchichte des Mittelalters werthvollen, im Jahre 1280 vollendeten Werke erwähnt Hugo (von V. 1021—1030) auch ſeiner eigenen literariſchen Thätigkeit und ſagt, er habe 8 deutſche und 4 lateiniſche Büchlein geſchrieben.[4] Außer den beiden eben genannten lateiniſchen Dichtungen ſcheint jedoch kein weiteres lateiniſches Gedicht Hugo's ſich erhalten zu haben, während von den deutſchen wenigſtens der 1264 geſchriebene kleine „Samner" (Sammler), von welchem bereits dem Verfaſſer ſelbſt 5 Bogen verloren gingen, dem Inhalte nach in dem „Renner" Aufnahme fand.

Es iſt ein unbeſtreitbares Verdienſt des auf dem Gebiete

---

1) Veröffentlicht von Grotefend im „Anzeiger für Kunde der deutſchen Vorzeit", 1870.

2) Vollſtändig herausgegeben von Joh. Huemer, Wien 1888.

3) Wenn hier auch die erotiſchen Werke Ovids und die Elegien Maximians, eines Elegikers des 6. Jahrhunderts, angeführt ſind, ſo hat es doch ſicherlich nicht an pädagogiſchen Schutzmaßregeln gefehlt. Vgl. Alex. Baumgartner S. J., Geſchichte der Weltliteratur, 4. Bd., Freiburg 1900, S. 396.

4) Aehnlich im „Renner" V. 28 und 16616.

der Geſchichtsforſchung eifrig thätigen Herrn Gymnaſia
profeſſors Jäcklein in Bamberg, neueſtens[1]) ein weite
lateiniſches Gedicht als von Hugo von Trimberg ſtamme
mit ziemlicher Sicherheit nachgewieſen zu haben, und zw
ein Marienleben, das, ſchon im Mittelalter hochgeſchä
und in allen Ländern verbreitet, ferner auch mehrfach deut
bearbeitet und in zahlreichen Handſchriften überliefert,
auch in neuerer Zeit in ſeiner Bedeutung erkannt und g
würdigt wurde. Und zwar verfaßte Hugo von Trimbe
dieſes Marienleben nach Vollendung des „Renner“, a
Ende ſeines Lebens, ſo daß es, wie Jäcklein bemerkt,
„ſozuſagen den Schwanengeſang unſeres Bamberger Dichte
Hugo von Trimberg“ bildet.

Bis auf die neueſte Zeit herauf hatte Niemand ei
Ahnung darüber, wer der Verfaſſer des 1888 von Ad
Vögtlin vollſtändig herausgegebenen[4]) lateiniſchen Mari
lebens ſein möchte.

Im Jahre 1853 veröffentlichte Profeſſor Heinrich Rücke
in Breslau, † 1875, Sohn des Dichters Friedrich Rücke
„Bruder Philipps des Karthäuſers Marie
leben“.[5]) Dieſe 10,133 Verſe zählende Dichtung bildet ei
deutſche Bearbeitung jenes Marienlebens durch ein M

---

1) Vgl. das Programm des K. neuen Gymnaſiums in Bamb
für das Schuljahr 1900/1901: Hugo von Trimberg, Verfa
einer „Vita Mariae rythmica“, von Anton Jäcklein, K. Gy
naſialprofeſſor. Bamberg 1901. Buchdruckerei Joh. Nageng

2) Solche befinden ſich und zwar 6 in München, 3 in Graz, je
in Bamberg, Wallerſtein, Karlsruhe und Zürich.

3) A. a. O. S. 47.

4) „Bibliothek des literariſchen Vereins in Stuttgart“, 180 B
Tübingen 1888. — Der Herausgeber benützte die Münche
Handſchrift Nr. 12518 und zog noch eine Grazer, ferner
Karlsruher und Züricher Handſchrift heran.

5) Bibliothek der deutſchen Nationalliteratur, 34. Bd., Quedlinbu
und Leipzig 1853. — Rückert benutzte beſonders die Handſchri
zu Jena und Pommersfelden bei Bamberg.

glied der Karthauſe Seitz in Steiermark am Anfang des 14. Jahrhunderts. Rückert hielt es für wahrſcheinlch, daß das lateiniſche Original in Iſtrien oder Friaul entſtanden ſei.

Etwa zu gleicher Zeit gab Profeſſor Adalbert v. Keller in Tübingen, † 1883, eine zweite deutſche Bearbeitung jenes lateiniſchen Marienlebens heraus,[1]) welche von einem Laien, Walther von Rheinau, ſtammt und gleichfalls dem Anfange des 14. Jahrhunderts angehören dürfte, indeß ſtatt der langen Verſe des lateiniſchen Originals kurze Reimzeilen verwendet, ſodaß die Uebertragung Walthers doppelt ſoviele Zeilen umfaßt als das Original mit ſeinen 8031 Langverſen. Mit Walther von Rheinau befaßte ſich der ſchon genannte Schweizer Vögtlin in einer eigenen Monographie,[2]) und wie urtheilt dieſer Forſcher nun über die Frage nach dem Entſtehungsorte und dem Verfaſſer des lateiniſchen Marienlebens? Er ſchreibt in der Vorbemerkung zu dem von ihm veröffentlichten Original:[3]) „das vorliegende, jetzt zum erſten Mal herausgegebene Werk . . ., deſſen Urſprung einſtweilen noch im Dunkeln bleibt, muß nach den frühzeitigen und zahlreichen Nachahmungen, die es in allen Ländern Europas im Mittelalter bis ins 16. Jahrhundert erfahren hat, etwa in der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts entſtanden ſein. Der Mann, der dieſe Marien- und Chriſtuslegende zuſammengetragen und überſetzt hat, iſt ein tüchtig gebildeter Geiſtlicher geweſen; ſein Name jedoch iſt nicht auf uns gekommen. Ob er in Steiermark gelebt hat . . , iſt nicht nachzuweiſen."

Numehr ſcheint der Schleier gelüftet zu ſein. Nicht in Steiermark iſt das lateiniſche Marienleben entſtanden; wohl

---

1) Wiſſenſchaftliche Beigabe zum Dekanatsprogramm der philoſophiſchen Fakultät an der Univerſität Tübingen 1849, 1852, 1853 und 1855. — Keller benutzte eine Handſchrift zu Stuttgart bezw. Karlruhe.

2) Walther von Rheinau und ſeine Marienlegende, Aarau 1886.

3) Die Ausgabe trägt den Titel: Vita beate virginis Marie et salvatoris rythmica.

Digitized by Google

aber iſt es frühzeitig dahin in ein ſtilles Karthäuſerhäusch
und ebenſo nach Rheinau in die Schweiz gekommen, um do
den Mönch Philipp, hier den Laien Walther zu einer deutſch
Bearbeitung zu veranlaſſen. Nicht ein Geiſtlicher iſt je
Verfaſſer geweſen, ſondern ein, allerdings auch in der The
logie tüchtig gebildeter Laie; und nicht in der erſten Häl
des 13. Jahrhunderts iſt es entſtanden, ſondern am Anfan
des 14. Jahrhunderts, zwiſchen 1298 und 1315. Die Heim
desſelben iſt **Bamberg**, wo ſchon ein Benediktinermön
Frutolf im Kloſter St. Michelsberg, † 1103, das ſo lange de
Abte Ekkehard von Aura zugeſchriebene berühmte Annale
werk (den älteren Theil der ſogenannten Ursberger Chron
verfaßte,[1]) wo ein Biſchof Otto der Heilige, † 1139, d
Apoſtel der Wenden und Pommern, durch Förderung d
vom hl. Kaiſerpaare Heinrich und Kunigundis errichtet
Domſchule,[2]) durch Errichtung und Reform von Klöſtern
auch in wiſſenſchaftlicher Beziehung anregend und befruchte
wirkte, wo ein „Renner“ belehrend, mahnend und warne
ſeinen Weg in alle Welt antrat. Und der Verfaſſer d
„Renners“, **Hugo von Trimberg**, iſt zugleich der Dicht
des nachgenannten lateiniſchen Marienlebens.

Schon der Bamberger Bibliothekar Prieſter Heinr
Joachim **Jäck**, † 1847, war in ſeiner Beſchreibung d
Bamberger Handſchrift des lateiniſchen Marienlebens[3]) na
daran, den Verfaſſer ſelbſt zu entdecken.[4]) Der 1898 ve
ſtorbene Bibliothekar Friedrich **Leitſchuh** machte il

---

1) Erſt vor wenigen Jahren wies H. **Breßlau** im „Neuen Arc der Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde“, 21 L S. 139 ff. die Autorſchaft Frutolfs nach.

2) Vgl. Heinr. **Weber**, Geſchichte der gelehrten Schulen im Hochſ Bamberg von 1007—1803, Bamberg 1880, S. 20 ff.

3) In dem Werke: Beſchreibung der Bibliothek zu Bamberg, Nü berg. 1831. S. 113.

4) Er ſchreibt nämlich von der Handſchrift: Script. per queud de Werna, villa cis Herbipolim.

bereits namhaft, indem er in der Beſchreibung des diesbezüglichen Codex bemerkt:[1]) „Verfaßt wurde das Werk nach den angeführten Verſen Bl. 169 von dem in Werneck bei Schweinfurt geborenen Hugo von Trimberg, wie auch die Randbemerkung angibt.“ Den näheren Nachweis für die Autorſchaft des Hugo von Trimberg bietet nun die neueſte Schrift des Herrn Profeſſors Jäcklein.

Welches ſind in Kürze die Beweisgründe für die Autorſchaft Hugos von Trimberg?

Die Bamberger Handſchrift des lateiniſchen Marienlebens unterſcheidet ſich von den übrigen Manuſkripten vor allem dadurch, daß ſie am Schluſſe einen Zuſatz von 61 Verſen enthält, der ſich in keiner andern Handſchrift findet.[2])

„Dieſer Zuſatz“, ſchreibt Jäcklein, „iſt vollſtändig unverdächtig . . ., auch die Diktion und Ausdrucksweiſe iſt dieſelbe . . .“ In dieſem Zuſatze nun deutet Hugo von Trimberg, wie es ſcheint, ſich ſelbſt als den Verfaſſer des Marienlebens an. Schon in den erſten drei Verſen[3]) wird berichtet, es habe ein gewiſſer Sklave Gottes, geboren zu Werna (Werneck), einem Landgut dieſſeits von Würzburg, Namens Hugo, dieſes Buch ausgeſtattet (d. i. mit Initialen und Ranken verſehen, wie ſolche die Bamberger Handſchrift aufweiſt) und zu ſchreiben befohlen. Am Rande dieſer Verſe aber findet ſich folgende, von anderer Hand beigefügte, ſtark gekürzte und beim Einbinden des Codex beſchnittene Bemerkung:[4]) „Der Name dieſes Compilators (iſt) Hugo von Werna, Diöceſe Würzburg, der auch die Laurea

1) Katalog der Handſchriften der kgl. Bibliothek zu Bamberg, 1. Bd. 2. Abtheilung. Bamberg 1897. S. 257.

2) Mitgetheilt von Jäcklein a. a. O. S. 31—33.

3) Librum hunc illuminavit quidam dei verna,
Qui et scribi procuravit, editus de Werna,
Villa cis herbipolim, nomen eius hugo.

4) Bei Jäcklein a. a. O. S. 22 facſimilirt wiedergegeben.

Sanctorum compilirt hat".[1]) Dieſe Randbemerkung, di
den Verfaſſer der Laurea Sanctorum zugleich als Verfaſſer[2]
des Marienlebens bezeichnet, gehört nach dem Schriftcharakte
dem 14. Jahrhundert an; ſie rührt wahrſcheinlicherweiſe vo
einem Leſer her, welcher der Zeit Hugos nicht ferne ſtan
und hier zur näheren Erklärung der Stelle beifügte, was e
aus ſicherer Ueberlieferung wußte.

Im weiteren Verlaufe dieſes Zuſatz-Gedichtes bittet de
Dichter ſodann den Leſer, bei der Lektüre auch des Autor
und außerdem des Sünders Hugo zu gedenken, welcher zu
Lob der hl. Jungfrau dies (Buch) corrigirend[3]) (zugleich
eingetheilt und mit rothen Titeln (Ueberſchriften) ve
ſehen habe.[4])

Darnach hat Hugo unſere Dichtung, wie dies auch bei
„Renner" geſchah,[5]) Schreibern diktirt, ſodann die Hand
ſchrift noch einmal ſelbſt durchgegangen, um die verbeſſernd
Hand anzulegen u. ſ. w., und ſie mit Initialen geſchmückt
Als er damit zu Ende war, fügte er jenen Zuſatz bei; ſi
darin klar als Verfaſſer zu benennen, vermied Hugo, de
nicht ſeine, ſondern Mariens Ehre im Auge zu haben a
Schluß des Gedichtes verſichert, wohl deshalb, weil es ſi

---

1) nomen huius compilatoris
Hugo de Werna
dioecesis Herbipolensis
qui eciam lauream
sanctorum campilavit.

2) Compilare = ausbeuten, dann: aus anderen Schriften zuſamme
tragen und in dieſem Sinne „verfaſſen".

3) Die Bamberger Handſchrift weiſt zahlreiche Raſuren und Co
rekturen auf.

4) Et quicunque legerit, memor sit auctoris
Preterea meminerit hugonis peccatoris,
Qui ob laudem virginis hunc corrigens distinxit,
Formam rubricam titulis humiliter depinxit.

5) Vgl. die Verſe 24,480 ff., wo ſich der Verfaſſer beklagt, da
ſeine Schreiber ſo oft anders ſchrieben, als er ihnen diktirt hab

bei der Dichtung hauptſächlich um eine poetiſche Zuſammentragung und Ueberſetzung *fremder* Nachrichten handelte.[1] Nur die Diſpoſition und die äußere Ausſtattung ſchreibt er ſich in demüthiger Weiſe zu. Als eigentlichen Grund für die Beifügung jenes Zuſatzes möchten wir in Rückſicht auf die Verſe 15—47 wenigſtens vermuthungsweiſe bezeichnen: Es ſcheint, daß dem Dichter tadelnde Bemerkungen über den theilweiſe ſehr legendenhaften Inhalt des Marienlebens zu Ohren gekommen waren, ſei es von ſolchen, welche die Dichtung aus bereits gemachten *Abſchriften* kennen gelernt hatten. Dies veranlaßte ihn, nochmals ſeine Compilation durchzunehmen. Wohl hatte er ſchon in den Prologen es jedem Leſer freigeſtellt, den Inhalt der Dichtung zu prüfen und das Unhaltbare zu tilgen; nun aber unterzog er, wohl in Hinſicht auf verſchiedene tadelnde Aeußerungen, welche ſich beſonders auf die leibliche Aufnahme Mariens bezogen zu haben ſchienen, ſein Gedicht einer nochmaligen, freilich nicht ſtreng kritiſchen Prüfung (corrigens) auch in Bezug auf den *Inhalt* im Einzelnen. Und mit welchem Reſultate? Er verſichert, nicht daran zu zweifeln, daß alles wahr ſei, was in dieſem Buche über die reine Jungfrau geſchrieben ſtehe,[2] und verweiſt bezüglich der leiblichen Aufnahme Mariens auf den hl. Bernhard und Johannes Damascenus.

Als *weitere* Beweisgründe für die Autorſchaft Hugos führt *Jäcklein*[3] an: „Der Bamberger Codex ſcheint der *urſprüngliche* zu ſein, von welchem die übrigen Handſchriften ausgehen. . . Die Ueberſchriften in den Abſchnitten der einzelnen Bücher ſind in der Bamberger Handſchrift mit-

1) „Die Verfaſſer ſolcher Sammlungen haben ſich nur in ſeltenen Fällen genannt", ſchreibt *Kaulen* im Artikel „Marienlegenden" im *Kirchenlexikon* VIII, 836.

2) Credens et non dubitans, quin omnia sint vera,
Que scripta sunt in libro hoc de virgine sincera.

3) A. a. O. S. 34—39. Vgl. auch S. 31.

unter ausführlicher. . . Dagegen weiſt der Bamberger Codex auf jeder Seite Kürzungen von Wörtern der verſchiedenſten Art auf, die in den übrigen Handſchriften oft genug aufgelöſt und vollſtändig ausgeſchrieben ſind.“ Auf Blatt 88[1] des Bamberger Codex lautet die Ueberſchrift: Hic intermittit *auctor* omnia facta iesu, que scripta sunt in evangelio, während das Wort auctor in den von Vögtlin eingeſehenen Handſchriften fehlt. „Das Wort auctor iſt hier wichtig; Hugo meint ſich ſelbſt damit, wie er auch in der Laurea Sanctorum V. 18 vom auctor ſpricht und erſt am Schluß von V. 401 an ſeinen Namen angibt.“

Ferner: Das Marienleben, mit den übrigen beſtimmt von Hugo herrührenden Schriften Hugos nach *Form* und *Ausdrucksweiſe* verglichen, weiſt viele Aehnlichkeiten mit dieſen auf. „Einzelne in den Prologen vorkommende Stellen finden ſich gleichlautend oder doch annähernd ſchon in den (oben genannten) lateiniſchen Gedichten Hugos von Trimberg. . . . Die jambiſchen Reimverſe in der Vita Mariae ſind die gleichen wie im Registrum multorum auctorum und in der Einleitung zur Laurea Sanctorum VV. 1—48. . . Die Ausdrucksweiſe der Vita Mariae weiſt auch Aehnlichkeiten mit dem ‚Renner‘ auf; beſonders auffallend iſt, daß hier wie dort Stellen vorkommen, wo eine große Anzahl von Verſen immer mit demſelben Worte beginnt. . . . Auffallend bleibt auch, daß in der Laurea Sanctorum die Verſe 43 und 44 faſt gleichlautend im Prolog zum erſten Buche der Vita Mariae V 36 und 37 wiederkehren.“

Endlich erinnert *Jäcklein* noch daran, daß ein Geiſtlicher die Vita Mariae wohl anders durchgeführt, ſich größtentheils die Schriften des Neuen Teſtaments zur Grundlage gemacht und gewiß auch hie und da das Gebiet der Dogmatik und der chriſtlichen Moral geſtreift haben würde. „Das unterläßt Hugo und befaßt ſich am liebſten mit den *apokryphen* Schriften über die Geburt und Jugendzeit Mariens und ihres Sohnes, berührt nur kurz die dreijährige öffent-

liche Thätigkeit Jeſu und eilt wieder zur Hauptperſon ſeines Gedichtes, um zu zeigen, von welchen Gefühlen Maria beim Leiden ihres Sohnes ergriffen war, und das Leben derſelben bis zu ihrem Tode den Leſern vorzuführen.“

Jäcklein bietet[1] uns auch eine *kurze Inhaltsangabe des Marienlebens*,[2] als deſſen Verfaſſer er, wie uns ſcheint, mit hinlänglichen Gründen den Hugo von Trimberg nachgewieſen hat. Das Werk zerfällt in *vier Bücher*, deren jedem ein *Prolog* vorausgeſchickt iſt, in welchem der Dichter ſeine Quellen anführt und dieſe als glaubwürdig darzuthun ſucht; übrigens überläßt er es jedem Leſer,[3] Falſches in dem Werke zu berichtigen oder völlig zu ſtreichen.

Im *erſten* Buche wird die Jugendzeit Mariens geſchildert. Ihre Eltern, Joachim und Anna, königlichen Geſchlechtes, aber kinderlos, wohnen in Nazareth. Endlich geht ihr Gebet und ihr Sehnen in Erfüllung: der Erzengel Raphael verkündet ihnen die Geburt einer Tochter, welche die Eltern nach 80 Tagen in den Tempel bringen, in welchem ſie, 7 Jahre alt, ſtändige Aufnahme findet und, mit allen Tugenden geſchmückt, zur Jungfrau heranwächst. Im *zweiten* Buche wird die Verkündigung Mariens berichtet, ſodann Chriſti Geburt, deſſen Anbetung durch die Weiſen aus dem Morgenlande, die Flucht nach Egypten, der 7jährige Aufenthalt daſelbſt und die Rückkehr nach Galiläa. Daran reiht ſich die Geſchichte des 12jährigen Jeſus im Tempel, die Schilderung ſeines verborgenen Lebens zu Nazareth, eines Beſuches bei Johannes in der Wüſte und

1) A. a. O. S. 25—27.

2) Vgl. über die *Marienlegenden des Mittelalters überhaupt* den oben genannten ſehr inſtruktiven Artikel von *Kaulen*. Dazu Stephan *Beiſſel* S. J., Die Verehrung U. L. Frau in Deutſchland während des Mittelalters. 66. Ergänzungsheft zu den „Stimmen aus Maria-Laach“. Freibg. 1896. — Die beſte kritiſche Arbeit über „Die Marienverehrung in den *erſten Jahrhunderten*“ verfaßte F. A. *von Lehner*, Stuttgart, 1881.

3) Wie es auch in der Laurea Sanctorum geſchieht.

ein Geſpräch mit ſeiner Mutter, welche der Heiland über den Zweck ſeiner Sendung unterrichtet. Das Buch ſchließt mit einem ergreifenden (172 Verſe zählenden) Dialoge zwiſchen Jeſus und Maria. Im *dritten* Buche behandelt der Dichter, nachdem er kurz das öffentliche Leben des Herrn geſchildert hat, das bittere Leiden und Sterben des Erlöſers. Auf dem Kreuzwege nach Golgatha begegnet Maria ihrem göttlichen Sohne und iſt auch bei deſſen Tod gegenwärtig, wobei ſie ein ergreifendes (faſt 100 Verſe zählendcs) Klagelied anſtimmt. Auch andere Frauen ſowie Johannes und Petrus verleihen ihrem Schmerze in rührender Weiſe Ausdruck. Das *vierte* Buch endlich ſchildert die Auferſtehung des Herrn, die Erſcheinungen des Auferſtandenen, ſeine Himmelfahrt, die Sendung des hl. Geiſtes, worauf der Dichter dazu übergeht, das Leben der Gottesmutter zu Jeruſalem bis zu ihrem Tode, dieſen ſelbſt und die Aufnahme Mariens in den Himmel zu beſchreiben. Die Gottesmutter ſtirbt 24 Jahre nach dem Tode Chriſti, 72 Jahre alt, in Gegenwart ſämmtlicher Apoſtel.[1]) *Schließlich* empfiehlt der Dichter ſein Werk der Gottesmutter und ihrem Sohne, und indem er ſich an alle Verehrer Mariens wendet, bittet er ſie nochmals, das Fehlerhafte in ſeinem Werke zu beſeitigen oder dieſes ganz zu verbrennen. Er habe übrigens nicht *ſeine*, ſondern Mariens Verherrlichung im Auge gehabt, und verſichere, daß derjenige, welcher ſein Buch gerne lieſt

1) Andere laſſen die Gottesmutter nur 45 oder 47 Jahre alt werden, ſo daß ihr Tod unmittelbar nach Chriſti Tod erfolgt wäre. *Nicephorus Calliſti* berichtet (Hist. eccl. XV, 14) als ſehr alte und zuverläſſige Tradition der Kirche von Jeruſalem, die Apoſtel ſeien beim Tode Mariens aus den verſchiedenen Ländern, in welchen ſie das Evangelium predigten, nach *Jeruſalem* gekommen. Wieder andere laſſen die Gottesmutter mit dem Apoſtel Johannes nach *Epheſus* ziehen und hier im Alter von 59 Jahren ſterben. Die hl. Schrift und auch die älteren Kirchenväter berichten hierüber nichts. Ueber die Frage, wo Maria geſtorben und ihr Grab zu ſuchen ſei, iſt aus Anlaß der kaiſerlichen Schenkung auf dem Sionshügel in Jeruſalem eine ſchon ziemlich umfaſſende Literatur entſtanden.

oder dafür ſorgt, daß es abgeſchrieben werde, keines ſchlimmen Todes ſterben, noch unvorbereitet aus dem Leben ſcheiden werde, wenn anders er ein Eiferer des Glaubens und ein Liebhaber Jeſu und Mariens geweſen ſei.

Es erübrigt noch, die wichtigſten Daten über Hugo von Trimberg anzufügen.[1]) Hugo, 1235 zu Werna (wohl Werneck) in Unterfranken geboren, gewöhnlich Hugo von Trimberg genannt,[2]) wahrſcheinlich in der Stiftsſchule der Propſtei Heidingsfeld unterrichtet, ward um 1260 als Rektor d. i. (einziger) Lehrer an die Schule des 1063 gegründeten Chorherrenſtiftes St. Gangolph in Bamberg berufen. Seine Aufgabe war, hierſelbſt die Stiftsſchüler zu unterrichten, d. h. in die lateiniſche Sprache, den Kirchendienſt ſowie in alles Wiſſenswerthe einzuführen. Er widmete ſich dieſer Aufgabe mit regem Eifer bis in ſein hohes Alter.[3]) Hugo ſtarb 1315. Neben der Lehrthätigkeit entfaltete er eine ſehr eifrige ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. Zu den zwölf Büchlein, deren er bereits 1280 erwähnt, kam noch der umfangreiche „Renner" und das gleichfalls ſehr umfaſſende Marienleben. Enthalten die auf uns gekommenen Werke Hugos von Trimberg und insbeſondere deſſen „Marienleben" auch zum Theile ſehr weitſchweifige Schilderungen und zahlreiche Wiederholungen, ſo ermangeln ſie gleichwohl nicht,

1) Jäcklein verbreitet ſich auf S. 1—12 ſeines Programms über das Leben Hugos von Trimberg.

2) Er nennt ſich ſelbſt ſo im „Renner". Nachweislich gehörten zur Abfaſſungszeit des „Renner" verſchiedene Orte in der Nähe Wernecks und vermuthlich auch dieſes ſelbſt zur Herrſchaft Trimberg im Würzburgiſchen. Vgl. Jäcklein a. a. O. S. 15—17.

3) Im „Renner" V. 17860 ſchwört der Dichter, 64 Jahre zur Schule gegangen zu ſein, wobei er wohl die Lern- und Lehrjahre zuſammenrechnet. Wenn er in V. 10453 von ſeinen 77 Lebensjahren redet und V. 17155 noch des i. J. 1313 erfolgten Todes des Kaiſers Heinrich VII. erwähnt, ſo handelt es ſich hier um Erweiterungen, welche der Dichter ſeinem 1298 vollendeten „Renner" noch ſpäter beigefügt hat.

was die Darſtellung und Form betrifft, eines höheren dichteriſchen Schwunges und legen, faſt Zeile für Zeile, für den tiefgläubigen Sinn und die vortrefflichen Charaktereigenſchaften ihres Verfaſſers, eines weltlichen Lehrers aus dem 13. auf das 14. Jahrhundert, ein beredtes Zeugniß ab.

Bamberg. Dr. Max Heimbucher.

XXXIV.
Waldeck-Rouſſeau und die Durchführung des Vereinsgeſetzes.

Wer weiß noch, was das werden mag, die Welt wird ſchlimmer mit jedem Tag, ſo muß der Beobachter der jüngſten Vorgänge in Frankreich ausrufen Nun, etwas iſt doch gewonnen, die Vertrauensſeligkeit, die ſich in der Hoffnung wiegte, Waldeck Rouſſeau habe es nur auf einen Schreckſchuß abgeſehen, hat der nüchternen Erwägung Platz gemacht, daß der verſchmitzte Miniſterpräſident bis zum Aeußerſten ſchreiten und wie ein verzweifelter Spieler in ſeinem Kampfe gegen die Kirche ſchon jetzt ſeinen letzten Trumpf ausſpielen werde. Er iſt eben ſo weit gegangen, daß er das Vertrauen der Guten gänzlich eingebüßt hat und um ſich über Waſſer zu halten, gezwungen iſt, ſich an die bitterſten Feinde der Kirche, die Socialiſten, anzuklammern

Kann man auch den verſchiedenen Gerüchten, welche durch die Luft ſchwirren, keinen Glauben ſchenken, ſo iſt doch das Eine gewiß, daß der Miniſterpräſident und ſeine Genoſſen mit einer Verwegenheit, die wir bei einem Philipp

dem Schönen, einem Heinrich VIII. von England, vergeblich ſuchen würden, einen Frontangriff auf den hl. Stuhl wagt und Frankreich von der Einheit der Kirche und von ihrem Mittelpunkt losreißen will. Wie kommt es, daß ein auf ſo ſchwachen Füßen ſtehendes Miniſterium ſich ſo hoch verſteigt und die Errichtung einer Nationalkirche plant? Wir können in dem Unternehmen nur den letzten Wurf eines Verzweifelnden ſehen, der das bereits verſcherzte Zutrauen der Socialiſten, Freimaurer und Dreyfuſiſten wieder gewinnen und im Bunde mit ihnen den Kampf fortſetzen will. Die Verfolgung der Congregationen und mit ihr der ganzen Kirche iſt eben eine Kampfwaffe, die man brauchen will, um ſie dann wieder fallen zu laſſen. Die franzöſiſche Kirche bietet ein merkwürdiges Schauſpiel dar. Es herrſcht eine Stille, wie ſie großen Stürmen voranzugehen pflegt, man hört von keinen Proteſten, Adreſſen ſeitens der Biſchöfe und des Weltklerus. Sie ſcheinen gegenüber den alten Orden und den nicht anerkannten Congregationen kühl bis ans Herz hinan. Oberflächliche Beurtheiler wollen bei Biſchöfen und ihren Geiſtlichen eine geheime Schadenfreude über das den Congregationen widerfahrene Unglück entdeckt haben, befinden ſich aber offenbar im Irrthum. Der Gallikanismus iſt todt und begraben und kann nicht wieder zum Leben erweckt werden. Das gegenwärtige Miniſterium iſt zu unverläſſig und kirchenfeindlich, als daß es bei irgend einem Theil des Klerus Vertrauen erwecken könnte. Darin ſtimmen alle überein, wenn das Bollwerk der Kirche, die Orden, zerſtört, wenn die ſchützenden Dämme niedergeworfen ſind, dann kann ſich die Sturmfluth frei ergießen. Auf eine mächtige Partei in der Kirche kann die Partei, die jetzt am Ruder ſteht, nicht rechnen. Zur Zeit der großen Revolution konnte man Abbés und Schreckensmänner Arm in Arm gehen, vereint die größten Greuel begehen ſehen, weil unter dem Königthum Convenienz und Etikette das Abwerfen der Soutane oder Kutte ſeitens der Freidenker oder Apoſtaten verbot. Aber ſeit

mehr als einem Jahrhundert ſind alle die Schranken gefallen, die unruhigen und ungläubigen Geiſter im Klerus fanden die Thüre offen und haben das Joch Chriſti, das ſie früher freiwillig auf ſich genommen hatten, abgeworfen Conſtitutionelle Prieſter werden die Neu-Jakobiner kaum finden und ſollte es wirklich zum Bürgerkrieg kommen, dann wird der Verlauf und Ausgang von dem der großen Revolution verſchieden ſein. Ja, wenn die europäiſchen Großmächte Frankreich den Krieg erklärten, in das franzöſiſche Gebiet einrückten, beleidigende Manifeſte, franzöſiſche Emigranten vom Schlage der Anhänger der Bourbonen mit Gewalt in ihre Rechte und ihr Eigenthum wieder einſetzen wollten, da könnte ſelbſt ein Miniſterium Waldeck-Rouſſeau ſein Preſtige wieder erlangen, die öffentliche Aufmerkſamkeit von ſeiner ſchlechten Verwaltung abwenden und durch die vom Heere errungenen Siege ſeine Blößen bedecken. Keine der Großmächte wird der Republik dieſe Dienſte leiſten, die Conſervativen und die treuen Anhänger der Kirche werden nicht gleich den Emigranten um die Hilfe der Ausländer nachſuchen, im Gegentheil haben ſie ſeit Jahren einen weit größeren Patriotismus an den Tag gelegt als ihre Gegner, und haben bei jeder Gelegenheit gegen die Vergewaltigung der Offiziere, gegen die Verläumdungen der Armee, die von den Neu-Jakobinern ausgegangen ſind, proteſtirt. In der erſten Republik hat die Armee die Regierung geſtützt und aufrecht gehalten, in dem gegenwärtigen Conflikt wird die Armee nicht für ihre Beleidiger und Verleumder eintreten.

Nicht die Klerikalen, wie man ſo oft fälſchlich behauptet hat, haben Dreyfus verurtheilt, haben die Regierung, die ſich den Juden gegenüber zur Rehabilitation des Hauptmanns Dreyfus verpflichtet hatte, genöthigt von ihrem Vorhaben abzuſtehen, ſondern die Armee. Es iſt ſonſt wenig wahrſcheinlich, daß das Heer, dem man Vorgeſetzte wie den Baumſtumpfredner General André ꝛc. aufgenöthigt hat, ſich für die Neu-Jakobiner

beſonders erhitzen werde. Dieß wird umſoweniger der Fall ſein, weil man weiß, daß die Juden den Feldzug gegen die Klerikalen organiſirt haben.

Die jüdiſchen Finanzmänner ſind wohl kluge und verſchmitzte Leute, aber ihr Geheimniß, Rache an dem Klerus zu nehmen, haben ſie doch nicht wahren können. Es iſt ihnen unerträglich, daß ſo viele Geiſtliche gegen Dreyfus waren, daß ſie noch heute mit Vorliebe „Libre Parole", das Organ des Antiſemiten Drumont leſen. Hoffen wir, daß die Nation ſich nicht von Juden, Freimaurern und Socialiſten am Gängelband führen läßt und ſich aufrafft. Wohin werden wir kommen, wenn wir uns von den Juden die Zeitungen, die wir allenfalls leſen dürfen, vorſchreiben laſſen, wenn man alle Hebel in Bewegung ſetzt, um die „Croix", die beſte katholiſche Zeitung, welche die katholiſchen Intereſſen mit Muth und Geſchick vertheidigt, aus dem Wege zu ſchaffen. Der Erfolg dieſer von gewiſſen Katholiken ganz ungerecht verdächtigten Zeitung liefert den Beweis, daß gut redigirte katholiſche Zeitungen auch in Frankreich Leſer finden werden. Bei einem Volk wie dem franzöſiſchen, das das Für und Wider einer Sache kennen lernen will, deſſen Vertrauen auf die gegenwärtige Regierung längſt erſchüttert iſt, werden die Katholiken Gehör finden, wenn ſie, ſtatt wie bisher ſich auf die Defenſive zu beſchränken, zur Offenſive übergehen und die Sünden des Radikalismus und Socialismus in die rechte Beleuchtung rücken.

Gerade in Frankreich iſt die Tagespreſſe eine Macht. Der Klerus müßte ſich mehr als bisher geſchehen an der Preſſe betheiligen, der Culturkampf in Deutſchland, der große Einfluß, den die „Kaplanspreſſe" geübt hat, müßte dem franzöſiſchen Klerus zeigen, daß er hier einzuſetzen hat. Einer Regierung gegenüber, die ſich ſo viele Blößen gegeben hat, die ſich bei vielen Gelegenheiten vom Panamaſchwindel an bis herab auf die unſauberen Verhandlungen während der letzten Ausſtellung compromittirt hat, kann man ſich

aller ungegründeten Verdächtigungen und Anſchuldigungen enthalten, es genügt, die reine lautere Wahrheit zu ſagen, um die Führer der Neu-Jakobiner an den moraliſchen Pranger zu ſtellen. Mögen letztere immerhin vermeintliche Verbrechen von Schulbrüdern wie Flamidien an die Oeffentlichkeit ziehen, mögen ſie die Angeklagten auf die ſchnödeſte Weiſe der Rechtsbeiſtänder berauben, die Entlaſtungszeugen derſelben zurückweiſen, ihr Sieg iſt in jedem Fall theuer erkauft und bringt ſie am Ende um allen Kredit. Eine Klippe müſſen die katholiſchen Publiciſten vermeiden: Verdächtigung, ungerechte Anſchuldigung und Uebertreibung, dann werden ſie ihr Ziel erreichen.

Allzu ſcharf macht ſchartig, dies gilt auch von der Kirchenpolitik des Miniſterpräſidenten. Als er ſeinen Feldzugsplan entwarf, da ſuchte er vor allem eine Partei der franzöſiſchen Kirche auf ſeine Seite zu ziehen und mit Hilfe der Biſchöfe den Organismus aufzulöſen. Er fiel dabei in den folgenſchweren Fehler, ſich auf Männer zu ſtützen, die ſofort alle ihre Autorität einbüßen würden, wenn ſie den Klerus und die Laien zum Abfall von Rom auffordern würden. Die Biſchöfe, die man einer zu großen Hinneigung zur Regierung beſchuldigt, ſind wegen ihrer Eigenmächtigkeit beim Weltklerus und den Laien nichts weniger als beliebt. Der Weltklerus weiß recht wohl, daß er in Rom den einzigen wirkſamen Schutz gegen etwaige Uebergriffe einzelner Biſchöfe findet, daß er durch die Gründung einer Nationalkirche zwiſchen zwei Feuer, den Staatsbiſchof und den Präfekten geſtellt und zu einem geiſtlichen Poliziſten herabgewürdigt würde. Unter denen, welche man allenfalls als Staatsbiſchöfe betrachten könnte, findet ſich auch nicht e i n e bedeutende Perſönlichkeit, welche die anderen Biſchöfe mit ſich fortreißen könnte. Im Bunde mit dem Papſt iſt der franzöſiſche Epiſkopat mächtig und einflußreich; wollte er, was nicht zu fürchten iſt, gegen den Papſt ſich erheben und eine Sonderkirche aufrichten, ſo würde ſein Fiasko noch kläglicher

ſein als das des Altkatholicismus oder das der conſtitutionellen Biſchöfe der erſten Revolution. Man erzählt ſich in Pariſer Kreiſen, daß etwa 37 Biſchöfe die Regierung in ihrem Vorgehen gegen die Congregationen ermuthigt haben und eventuell bereit ſeien ihre Diöceſen in gänzlicher Unabhängigkeit vom Papſte zu verwalten und gleich den übrigen Staatsbeamten alle Anordnungen der Regierung durchzuführen. Der neue Ukas, der wohl bald veröffentlicht werden dürfte, ſcheint dieſe Annahme zu beſtätigen, denn in demſelben werden die Biſchöfe zu den geiſtlichen Obern der alten Orden und der Congregationen ernannt, die früher unmittelbar unter dem Papſte ſtanden. Den Biſchöfen ſteht es nicht frei, dieſes Amt abzulehnen, ſie ſind verpflichtet, von den Ordensleuten denſelben Gehorſam wie von den Weltprieſtern zu fordern. Unterwerfen ſich die Biſchöfe dieſer Anordnung, ſo wird ein Doppeltes erreicht. Letztere ſetzen ſich in Widerſpruch mit dem Papſt und ſagen ihm den Gehorſam auf, den nicht autoriſirten Congregationen bleibt nichts anders übrig als jeder geiſtigen Wirkſamkeit in Frankreich zu entſagen und auszuwandern. Die Orden hatten darauf gerechnet, als Hülfsgeiſtliche von den Biſchöfen angeſtellt zu werden; der Miniſterpräſident hat dies unmöglich zu machen geſucht, und die Erlaubniß der Biſchofe an Bedingungen geknüpft, welche die Orden, wenn ſie dem Papſt nicht widerſagen wollen, unmöglich annehmen können.

Werden, ſo fragen wir uns ſelbſt, die Biſchöfe, welche die Pläne der gegenwärtigen Regierung begünſtigt haben, ſo leichthin einen ſo folgenſchweren Schritt thun, der ſie in den Augen ihrer Diöceſanen, Prieſter und Laien compromittirt und in Mißachtung bringt und zwar einer Regierung zu Liebe, die jeden Augenblick geſtürzt werden kann? Wir können den Biſchöfen eine ſolche Gewiſſenloſigkeit und Kopfloſigkeit nicht zutrauen. Sollte der Eine oder der Andere ſich wirklich ſchwach zeigen, ſo würde der allgemeine Unwille von Klerus und Volk die übrigen Biſchöfe von der Nach-

ahmung ſeines Beiſpieles abſchrecken. Gerade unter den Prieſtern findet ſich eine mächtige Partei, welche Kündigung des Concordates verlangt und vollſtändige Unabhängigkeit von der Regierung; viele Laien ſind derſelben Anſicht. Gehen die Orden mit dem guten Beiſpiel voran, ſind ſie bereit für die Vertheidigung der Freiheit der Kirche Gut und Blut hinzugeben, dann werden ſie auch die übrigen Katholiken ermuthigen.

Die Entſcheidung liegt offenbar in der Hand der Congregationen. Bleiben ſie feſt, dann ſind die Staatsbiſchöfe machtlos, dann werden die Schwachen und Feigen eingeſchüchtert, und müſſen ſich nothgedrungen den Uebrigen anſchließen. Wenn in Folge dieſes Conſliktes viel Gutes unterbleibt, wenn manche Seelen des religiöſen Troſtes entbehren müſſen, ſo iſt ein Krieg, der viele ſchlummernde Kräfte entbindet, einem faulen Frieden vorzuziehen. Es war vorauszuſehen, daß einige Religioſen um die Entbindung von ihren Gelübden nachſuchen und in den Stand der Weltprieſter zurücktreten würden. Der hl. Stuhl hat ihnen die Erlaubniß gegeben, die Gründe dafür ſind nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen. Daß ihr Beiſpiel viele Nachahmer finden werde, iſt vorderhand wenig wahrſcheinlich. Die große Schwierigkeit für die nicht autoriſirten Congregationen Wohnſitz zu finden, macht ſich beſonders fühlbar. Italien und Deutſchland, zum Theil auch Spanien ſind ihnen verſchloſſen. Holland iſt mit Deutſchen überfüllt. Die Vereinigten Staaten liegen zu weit entfernt, ſomit bleiben nur England und Belgien und die auswärtigen Miſſionen. Soll Frankreich wieder mit religiöſen Ruinen bedeckt werden, ſoll es wie während der großen Revolution ſeiner beſten Söhne entbehren müſſen, einen noch peinlicheren Läuterungsprozeß als den früheren durchmachen, oder iſt dieſer Anſturm nur ein vorübergehendes Ereigniß, das kann niemand voraus beſtimmen, aber daß auch die Neu-Jakobiner nach Canoſſa wandern müſſen, davon ſind wir überzeugt.

Aus Paris. An.

XXXV.

Der dritte Band der neuen Döllinger-Biographie.[1]

Auch Döllingerverehrer durch dick und dünn, deren es in Bayern noch manche gibt, werden kaum Anlaß haben, über den Ausfall dieſer mit ſo viel Reklame angekündigten Biographie ſich ſonderlich zu freuen. Von ihrem Standpunkte aus hätte Döllinger etwas Beſſeres verdient, und aus der freien Benutzung des Döllinger'ſchen Nachlaſſes hätte ſich bei einem Vorwurfe von ſo ernſtem Intereſſe ein Werk erwarten laſſen, das zum wenigſten den Namen einer literariſch hervorragenden Leiſtung verdiente. Nun hat eine Freundesfeder, durch altkatholiſchen Chauvinismus bereits genugſam bekannt, große Eile gehabt, bald nach dem Erſcheinen des Bandes in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" (Nr. 140) denſelben zu beräuchern, und hat dabei das ganze Elaborat mit desſelben Verfaſſers „Geſchichte des Vatikaniſchen Concils" als „Monumentalwerk" auf gleiche Stufe geſtellt. Zutreffender hätte die Kritik ſchwer gegeben werden können. In der That halten beide Werke ſich die Wage.

Vorab muß die gleiche Formloſigkeit der Darſtellung in die Augen ſpringen. Von einer zweckmäßigen Vertheilung des Stoffes oder gar einer lichtvollen Anordnung, einem künſtleriſchen Aufbau nicht die Spur. Kapitel nach Kapitel hat man ſich durch die Maſſe unzuſammenhängender, gewaltſam aufeinander gepfropfter Dinge hindurchzuringen.

1) Ignaz von Döllinger. Sein Leben auf Grund ſeines ſchriftlichen Nachlaſſes dargeſtellt von J. Friedrich. München, Beck'ſche Verlagsbuchhandlung. 1901. VI, 732 S. 8°.

An eine pſychologiſche Erfaſſung von Döllingers Charakter iſt noch weniger zu denken. Eine geiſtreich durchgeführte Zeichnung der Kämpfe und Wandlungen, durch welche derſelbe hindurchgegangen iſt, wäre ſo anziehend und lehrreich geweſen. Nur einmal, mitten in einem langen Kapitel, das allerlei Ausſprüche Döllingers mit Reflexionen des Verfaſſers ineinanderkoppelt, taucht S. 259 plötzlich, wie ein deus ex machina, der Satz aus den Fluthen: „Hier, wo es ſich um Döllingers Entwicklungsgang handelt, darf auch das nicht übergangen werden, daß er, was ſeine politiſche Stellung angeht, ein durchaus moderner Menſch war". Der Satz wirkt wie eine Ueberraſchung.

So wenig wie Döllingers innere Wandlungen hat der Verfaſſer auch nur irgendwo eine verwickeltere Situation nach ihrem geſchichtlichen Werden zu zeichnen ſich die Mühe genommen. Es fehlt das Weſentlichſte einer hiſtoriſchen Darſtellung, mehr aber noch des hiſtoriſchen Urtheils. An Bewerthung der einzelnen geſchichtlichen Faktoren wird das Seltſamſte geleiſtet.

Es wirkt verblüffend bis zur Komik, wenn der Verfaſſer über die dogmatiſche Definition vom 18. Juli 1870 pathetiſch ausruft: „Die Romanen hatten über die Germanen geſiegt". Man muß dabei gegenwärtig halten, daß an der Spitze der „Beſiegten", als die eigentliche Seele der Oppoſition, Dupanloup mit ſeinen Franzoſen ſtand, und bei den „Siegern" die unbeſtrittenen Führer Manning und Seneſtrey, Gaſſer und Feßler nichts weniger als Romanen waren.

Den gleichen „hiſtoriſchen" Blick verräth es, wenn der arme König Ludwig II. immer wieder als Autorität in theologiſchen Fragen herhalten muß. Das Parademachen mit dieſen Königsbriefen, die doch vorwiegend ein pathologiſches Intereſſe bieten, ſteht einem Hiſtoriker übel an. Dazu wird manchmal noch, wie S. 426, allerhand Intereſſantes in dieſelben hineingeleſen, was beileibe nicht darin ſteht. Noch mehr hätte es chriſtliche Schonung verlangt,

den Cardinal Hohenlohe möglichſt im Dunkel verſchwinden zu laſſen Aber der Verfaſſer rechnet ihn zu „den ernſten deutſchen Gemüthern unter den Römiſch-Katholiſchen", und jedes angebliche Wort von dieſer Stelle iſt für ihn Geſchichtsquelle oder gar theologiſche Autorität.

Dem gegenüber werden Männer von unleugbarer kirchengeſchichtlicher Bedeutung mit polternden Bemerkungen abgemacht. Eine Erſcheinung wie Erzbiſchof, nachmals Cardinal Graf Reiſach hat Anſpruch, auch vom Gegner ernſt genommen zu werden. Der Hiſtoriker wenigſtens müßte das Gewicht einer ſolchen Perſönlichkeit zu ſchätzen wiſſen. Mit ähnlichem Dreinſchlagen geht es gegen Cardinal Wiſeman, unſtreitig eine der achtunggebietendſten Erſcheinungen in der Kirchengeſchichte des 19. Jahrhunderts. Da iſt es wirklich belehrend, die Darſtellung über ganz dieſelben Angelegenheiten und Vorgänge bei Wilfrid Ward, „Cardinal Wiſeman" II, 210 f. und in desſelben engliſchen Autors „W. G. Ward and the Catholic Revival" ch. X. mit dem Geſchimpfe Dr. Friedrichs zu vergleichen. Der deutſche Hiſtoriker hat es nicht für der Mühe werth gehalten, dieſe längſt erſchienenen reich dokumentirten Darſtellungen für ſein Werk heranzuziehen. Aber weit wichtiger als die ſachliche Ergänzung iſt der Contraſt in der Darſtellung. Bei Ward eine ſchöne klare hiſtoriſche Entwicklung, reich an Lichtblicken, bei Friedrich ein blindes leidenſchaftliches Darauflosfahren.

Weit mißlicher iſt, daß Döllingers angebliche Gedanken oder Ausſprüche zuweilen nur in indirekter Rede wiedergegeben werden und daß dann der Biograph es liebt, ſeine eigenen jetzigen Ideen dem damaligen Döllinger in ſeiner damaligen Situation zu unterſchieben. Es gehört doch zu den elementarſten Anforderungen, die man an einen Biographen ſtellen muß, daß der Unterſchied der Zeiten und die Unterſcheidung zwiſchen Held und Autor ſtreng aufrecht gehalten und dem Leſer deutlich erkennbar gemacht werde. Der eigentliche Wendepunkt bei Döllinger ſoll z. B. S. 341 ff. aufgedeckt

werden. Sonſt kann der Verfaſſer ſich nicht genug darin thun, Seiten lang aus Döllingers bekannteſten Aufſätzen und Erklärungen den Wortlaut wiederzugeben, ſelbſt die Vorreden ſeiner verbreitetſten Werke wieder abzudrucken hier hingegen, wo Friedrich ſelbſt die Entſcheidungsſtelle ſehen will, bei Döllingers „neuen“ Erkenntniſſen über Pſeudo Iſidor, ſchwimmen in dem langen Gerede des Biographen einzelne abgeriſſene Satzſtücke Döllingers — man weiß nicht aus welcher Zeit und von welcher Aufzeichnung — wie herrenloſes Gut herum. Zum Beleg wird dann einfach auf Janus verwieſen, und zwar nicht ſo ſehr auf deſſen erſte Auflage, die um ſechs volle Jahre nach jenem angeblichen Entſcheidungspunkt erſchien, als vielmehr auf die von Friedrich bekanntlich ſtark interpolirte zweite Auflage, mit dem charak teriſtiſchen Beiſatz: „Das Ergebniß m e i n e r Unterſuchung angeführt Janus“. Das alſo muß Döllinger damals alles gedacht haben!

Für die ältere Generation, welche die in dieſem Band (1849 — 1890) behandelten Vorgänge großentheils ſelbſt beobachtend und handelnd mit durchlebt hat und die Mehr zahl der auftretenden Perſonen kennt, bietet natürlich manches einen Anreiz der Neugierde. Die langen Deklamationen gegen Papſtthum und Jeſuiten, gegen „Romaner“ und Neuſcholaſtiker kann man ja überſchlagen. Was übrig bleibt, iſt außer einer Anzahl ernſt gemeinter Briefe von Menſchen unterſchiedlichen Kalibers faſt nur eine Summe von Indiskretionen, Ver dächtigungen und Anſchwärzungen notoriſcher Perſönlichkeiten. Da wird kaum ein guter katholiſcher Name genannt, der nicht hier oder dort „Eines angehängt“ werden muß. Ein Phillips und Walter, ein Buß und v. Andlaw, ein Jörg und Jarcke u. ſ. w. ſind für den Verfaſſer natürlich von vornherein böſe Leute, die herabgeſetzt werden. Die Miß handlung vollends des armen Erzbiſchofs Scherr, des hoch verdienten ſel. Biſchofs Rampf, wie die Beſchimpfungen des noch lebenden ehrwürdigen Biſchofs von Regensburg gehen

über die Grenzen weit hinaus, welche ſonſt dem Hiſtoriker durch die Würde ſeines Berufes, dem Schriftſteller durch den Wohlanſtand gezogen ſind.

Aber auch Männer, welche von Seite der Döllinger'ſchen Schule eine ſchonendere Behandlung hätten erhoffen dürfen, ein Hefele, ein Haneberg werden in der liebloſeſten Weiſe bloßgeſtellt. Auch der damals befreundeten Tübinger Fakultät als Ganzes werden bei Gelegenheit minder freundliche Fußtritte verabreicht.

Gegen ſolche Art der Geſchichtſchreibung ſteht auch der ehrwürdigſte Name ſchutzlos. Daß Bruchſtücke aus vertrauten Briefen, losgelöſt von ihrem Zuſammenhang und aus der ganzen Situation und augenblicklichen Gemüthsſtimmung, in der ſie geſchrieben ſind, in möglichſt gehäſſiger Beleuchtung zur Schau geſtellt werden, iſt dabei noch das Geringſte; man hat in dieſem Falle wenigſtens den ſicheren Wortlaut. Oft aber handelt es ſich um Worte, die ſolche Männer mündlich geäußert haben ſ o l l e n und die dann von anderen weitergetragen und zuletzt von Döllinger oder einem aus ſeinem Anhang nach Maßgabe eigener Stimmung und Auffaſſung notirt worden ſind. Man leſe das Geſpräch S. 705 zwiſchen weiland dem Regierungspräſidenten Pfeufer und dem Biſchof Konrad Reither von Speier. Wer Pfeufer in jener Zeit als cruden Culturkämpfer und auf der anderen Seite jenen braven und würdigen Prälaten und die damalige Sachlage in der bayeriſchen Rheinpfalz genauer gekannt hat, der weiß auch, was von ſolchem Klatſch zu denken iſt. Für den Fernſtehenden aber bleibt jener arme Biſchof für immer verdächtigt. Aehnlich iſt es mit dem geiſtreichen Geſpräch S. 708, das „der bekannte Führer der bayeriſchen Ultramontanen Dr. Rittler“ mit dem Cardinal Staatsſekretär Rampolla gehabt haben ſoll. Solche „unmittelbaren Quellenberichte“ zu häufen, iſt wahrlich eines Hiſtorikers würdig!

Auch das einzige Neue, was eigentlich dieſer Band zu

Tage fördert, ſtellt ſich dar als eine große Indiskretion Es iſt eine wahrhaft grauſame Bloßſtellung für einen vo Döllingers treueſten Freunden. Die Entſtehungsgeſchich der „Römiſchen Briefe über das Concil", durch welche d „Allgem. Zeitung" von Ende Dezember 1869 an ſo groſ Senſation zu erregen wußte, wird (S. 519) dahin au gehellt, daß hauptſächlich der noch lebende Biſchof Stro mayer „unverdroſſen den Stoff geliefert" habe. Mit andern „Biſchöfen und Cardinälen" wird zwar geprunkt, aber kann außer Hohenlohe, deſſen Sprachrohr eben der bei ih wohnende Dr. Friedrich war, auch nicht ein einziger daf namhaft gemacht werden. Es geſchieht ja ſicherlich aus ſe edler Abſicht, daß Dr. Friedrich ſo ſichtlich bemüht iſt, dieſ alten ungariſchen Biſchof in ſo wenig lauterer Sache möglic ſtark in den Vordergrund zu ſchieben. Nennt er ihn do S. 704 den „Hauptinſpirator" der „Briefe vom Concil Döllinger hatte übrigens noch genug andere Zwiſchenträg und Helfershelſer in Rom, vor allem Lord Acton und d „Cardinalstheologen" Dr. Friedrich. Außerdem ſtellte ih für die Schmähartikel der Allgemeinen Zeitung der Bayeriſc Geſandte am päpſtlichen Hof, Graf Tauffkirchen, ſei Depeſchen zur Verfügung und der preußiſche Geſandte Gr Werthern in München vermittelte zu Döllingers Gebrau die werthvolleren Nachrichten aus den Depeſchen des Graf Harry Arnim an das Berliner auswärtige Amt. Die B ſorgung der Briefſchaften an Döllinger aus Rom übernah laut Dr. Friedrich meiſtentheils die preußiſche Geſandtſch beim Vatikan. Zufällig weiß man aber, daß einige z Zeit in Rom lebende vornehme deutſche Damen bei dieſ Ehrendienſte der Geſandtſchaft Concurrenz gemacht habe

Was Döllinger ſelbſt angeht, ſo ſcheint der Grun gedanke des Verfaſſers darauf hinauszukommen, daß d große Gelehrte ſchon in viel früheren Jahren, als m gewöhnlich annimmt, und wenigſtens ſchon ſeit etwa 18 in ſeinem Denken mehr oder minder unkatholiſch geweſ

ſei. Schon ſeine Rede bei der Katholikenverſammlung in Linz hatte manche der Zuhörer nicht ohne Bedenken gelaſſen. Die Definition der unbefleckten Empfängniß 1854 ſoll Döllinger (als lediglich „kanoniſches Dogma") nicht angenommen haben, wofür freilich ſtichhaltige Beweiſe nicht vorgebracht ſind. Die Gelehrtenverſammlung in München war vom erſten Auftauchen des Gedankens (1861) an geplant als eine Minenarbeit gegen das wachſende Anſehen der theologiſchen Meinung von der Unfehlbarkeit des Papſtes (vgl. S. 253); nur des äußeren Scheines wegen wurden ſpäter auch Vertreter der mehr kirchlichen Richtung herbeigezogen. Deßgleichen waren die „Papſtfabeln des Mittelalters" 1863 von vornherein als Sturmbock gegen den theologiſchen Lehrſatz von der Infallibilität gerichtet. Er habe ſie, ſchrieb Döllinger bald nach ihrem Erſcheinen an einen alten Freund (S. 326), „nicht um der Päpſtin und um der Schenkung Conſtantins willen, ſondern darum geſchrieben, daß man nicht die Thatſachen nach dem Syſtem, ſondern das Syſtem nach den Thatſachen zurecht machen ſolle". Wenn Dr. Friedrich die Entſtehungsweiſe dieſer ſelben Schrift (S. 270) in ganz entgegengeſetztem Sinne beſchreibt, ſo wird es ſchwer, den Hiſtoriker gegen den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit in Schutz zu nehmen.

So wenig auch von einer pſychologiſchen Entwicklung des Helden bei dieſer Biographie die Rede ſein kann, ſo läßt ſich doch aus dem Wuſt der Darſtellung heraus erkennen wie Döllinger allmählich in einen Zuſtand chroniſcher Gereiztheit hineingerieth, der von Jahr zu Jahr zu einem akuten Ausbruch zu kommen drohte. Nicht nur mit dem hl. Stuhl und den „Romanern", ſondern auch mit ſeiner Münchener Fakultät und dem Münchener Ordinariat gerieth der gefeierte Gelehrte immer mehr in Spannung und offenen Conflikt. Noch 1859 hatte er (S. 214) über „die Perfidie der Allgemeinen Zeitung" zu ſchreiben ſich vorgenommen, aber ſchon 1865 war es mit ihm dahin gekommen, daß er

dieſer ſelben „perfiden“ Zeitung durch Dr. J. Huber ein Artikel gegen ſeine eigene Kirche anbieten ließ. D Artikel war derart, daß die „Allgem. Zeitung“, die d Artikelſchreiber nicht kannte, die Aufnahme desſelben ni wagte. Sie fürchtete, infolge desſelben in Rom verboten werden. Dieſer Artikel war beſtimmt, das Lieblingsproj des ehrwürdigen Speierer Biſchofs Nik. v. Weis zu zerſtör und dieſem Manne, welcher Döllinger bis zuletzt die v trauensvollſte Freundſchaft erzeigt, die tiefſte Kränkung u das größte Herzeleid ſeines Lebens zu bereiten Da nicht gelang, den Artikel in die kirchenfeindliche Zeitung bringen, wurde derſelbe dem Cultusminiſter Koch in Hände geſpielt. „Ein paar Phraſen aus demſelben“ ging dann ganz von ungefähr in den berüchtigten „Vortra über, mit welchem dieſer Miniſter ſeinen jungen König ü die Bedürfniſſe der Kirche in Bayern zu belehren wuſ

Es war bereits hinlänglich bekannt, wie Döllinger jener Zeit ſowohl in der „Allgemeinen Zeitung“ wie in „Neuen Freien Preſſe“ anonym durch eine Reihe der giftig Artikel ſeine eigene Kirche bekämpfte, während er j und fort als Geiſtlicher funktionirte, als kirchlicher Würd träger ſeine Ehren und Einkünfte genoß und als V kämpfer und Säule der Kirche in Deutſchland ſich fei und verherrlichen ließ. Selbſt Hefele, trotz ſeiner maligen Verſtimmung, ſah ſich gedrängt, gegen jene Art als Anwalt ſeiner Kirche aufzutreten, und Biſchöfe wand ſich voll Vertrauen an Döllinger, damit er die Kirche Schutz nehme gegen jene Schmähungen, die aus ſei eigenen Feder gefloſſen waren. Dr. Friedrich bringt es ü ſich, hierüber zu höhnen und zu triumphiren: dies al ſagt genug für den Geiſt, in welchem dieſes Werk ſchrieben iſt.

Von Bedeutung iſt das wiederholte Zuſammen Döllingers mit Dupanloup. Schon der Aufenthalt Frankreich 1855 ſcheint von ungünſtigem Einfluß gew

ſein; folgenſchwerer war der Austauſch des Janus-
ſaſſers mit dem Biſchof von Orleans zu Herrnsheim
59 (S. 494) und Dupanloups Drängen noch während
Concils (S. 518). Auch der vielgenannte amerikaniſche
nvertit Iſak Hecker unterhielt noch unmittelbar vor dem
ncil mit Döllinger direkte Fühlung (S. 513).

Einer Aufforderung, gegen die preußiſchen Maigeſetze
ſchreiben, nachdem das Mißlingen des Culturkampfes
enbar geworden war, 1880, entzog ſich Döllinger (S. 654)
den merkwürdigen Grund hin, weil er „jetzt nicht über
Sache öffentlich reden könnte, ohne den Schein auf ſich
laden, als ob er ein ihm zu Theil gewordenes
rtrauen mißbraucht und ein gelobtes Still-
weigen gebrochen hätte“. Das läßt allerdings etwas
er blicken. Es war wohl auch nur harmloſe Plauderſucht,
s den Verfaſſer die Worte des Staatsminiſters v. Lutz
Döllinger vom 4. Sept. 1889 wörtlich zur Aufführung
ngen läßt: „nach der Meinung eines maßvollen und hervor-
zenden Führers der ultramontanen Partei [könne] um
 Preis der Rückkehr der Redemptoriſten [die Herſtellung
s kirchlichen Friedens] wiedergewonnen werden“. Auch
ſe Mittheilung entbehrt eines gewiſſen Intereſſes nicht,
leider nur zu wenig aufgehellt. Die Beziehungen Döllingers
den „Brüdern Hohenlohe“ (S. 497, 528, 633), die
tweiſe ziemlich rege geweſen zu ſein ſcheinen, hätten auch
e genauere Klarſtellung verdient, als der Verfaſſer, der
rade in dieſem Punkte gut unterrichtet ſein mußte, ſie zu
en für gut fand. Die Haltung des verbitterten Münchener
lehrten gegenüber dem Jeſuitenorden, die ſchon frühe zu
er ausgeſprochen feindſeligen ſich zuſpitzte, entbehrt vollends
s pſychologiſchen Schlüſſels. Wie es ſcheint, war Döllinger,
geſehen von ſeinem Schüler Feldhaus, nie mit einem
itgliede dieſes Ordens in nähere perſönliche Berührung
kommen und es wird nicht berichtet, ob er je ein Collegium
s Ordens auch nur betreten hat. Die 2 oder 3 Artikel

Curci's in der Civiltà nach 1860 können es ihm nicht a
gethan haben; ſie fanden den vollen Antagonismus berei
ausgebildet vor. Sonſt weiſt das Werk von Seite d
Jeſuiten keinerlei Herausforderung, ſondern nur einige höch
devote, faſt furchtſame Briefe Einzelner und ein gutes Ma
von Vertrauensſeligkeit auf. Während deſſen ſpricht Dölling
öffentlich ſeine Vorurtheile und ſeine Abneigung gegen d
Orden aus, und weiß im privaten Verkehr einen um de
andern ſeiner Schüler vom Eintritt in denſelben zurück
zuhalten.

Nach dem II. und III. Band dieſer Biographie kan
kein Zweifel ſein, daß gerade Döllingers Einfluß es wa
was die Zulaſſung der Jeſuitenniederlaſſungen in Bayer
vereitelt hat. Es bedürfte einer tiefer gehenden pſychol
giſchen Diagnoſe, als man ſie vom Verfaſſer erwarten kan
um die langſam bis zum Fieberwahn ſich ſteigernden Anfäll
dieſes Jeſuitenhaſſes bei einem Manne wie Döllinger b
friedigend zu erklären.

Ein anderer Gegenſtand, über welchen die Biograph
die Auskunft verſagt, iſt die kirchliche Regierung unter Max I
Böte nicht die Encyklika Leos XIII. vom 1 Nov. 18
Döllinger und ſeinem Biographen (S. 661) Anlaß, hämiſ
des Papſtes zu ſpotten wegen der „Glorifikation“ dieſes u
die Kirche ſo übel verdienten Königs, ſo bliebe man ga
auf die wirkliche „Glorifikation“ desſelben angewieſen, w
ſie Döllinger durch Herrn v. Löher (S. 357) zum Zwe
der Verwerthung in der Trauerrede ſich aufbinden lie
Hier die Rührung und Bewunderung über des Königs t
Frömmigkeit und kirchlichen Sinn, dort der giftige Hoh
wegen einiger Worte conventionellen Lobes, die der Pap
dieſem ſelben König geſpendet hat! Auch in Bezug a
Max II. weiß aber Dr. Friedrich Zeiten und Entwicklungs
phaſen nicht zu unterſcheiden.

Zum Verdienſt darf man es dagegen dem Verfaſſer an
rechnen, daß er unter ſo vielen theils ſchmerzlichen, thei

widerlichen Eindrücken, mit welchen ſein Buch den unbefangenen Leſer anmuthet, des öftern auch für komiſche Wirkungen Vorſorge getroffen hat. Da iſt der große Döllinger tief verletzt, weil im ſelben Jahre (1857) wie er ein Speirer Domherr Cronauer (als Reiſebegleiter des Cardinals v. Geiſſel in Rom) zum päpſtlichen Geheimkämmerer ernannt worden iſt. Man muß Perſonen und Verhältniſſe genau gekannt haben und die Lage der Dinge nüchtern überblicken können, um die ganze Komik bei dieſer eingebildeten Kränkung zu verkoſten. Aehnlich iſt es mit Döllingers leidenſchaftlicher Wuth gegen den unſchuldigen Aufruf, den die Gräfin Hahn-Hahn zur Gründung des St. Katharinen-Vereins veröffentlicht hatte. Der Anſtoß zur Gründung dieſes Vereins, der für die geplante katholiſche Univerſität Mittel ſammeln ſollte, war nicht einmal von der Gräfin ſelbſt, noch überhaupt von Mainz, ſondern aus Döllingers eigener näherer Heimat Franken ausgegangen. Auch die Warnung, welche die Münchener Polizeidirektion 1871 Döllinger zugehen ließ, (S. 586/87; 603.) und die auf den alten Mann ſo tiefen Eindruck hervorbrachte, daß er gegen Attentate auf ſeiner Hut ſein möge, muß doch bei jedem kühl urtheilenden Menſchen, der damals in München ſich auskannte, Lächeln erregen. Das Anſehen Döllingers wird aus dieſem Werke wahrlich nichts gewinnen. Daß er ein reich begabter Kopf und ein emſiger Gelehrter war, hat man längſt gewußt und von allen Seiten im Vollmaß anerkannt. Von prieſterlicher Frömmigkeit, von Glaubensfreudigkeit und dem Gebetsleben des innerlichen Menſchen, weiß dieſer ganze Band keine Spuren zu verrathen, es ſei denn die eine Erklärung in einer Anmerkung S. 705: „Gegenüber jeſuitiſcher Verleumdung bemerke ich, daß Döllinger [vor ſeiner Excommunikation] jeden Sonn- und Feiertag celebrirte.“

Ein vornehmer Charakter war Döllinger gewiß nicht. Es mag eine Zeit geweſen ſein, daß er ein eifriger Prieſter und treuer Diener ſeiner Kirche war, aber längſt vor ſeinem

Digitized by Google

offenen Abfall war dieſe Zeit vorüber. In gar vielen Stücken erinnert er an Wycliff, der ja auch ſeine Kirche, während er von ihr Stellung, Ehre und Einkünfte genoß, tödtlich befehdete. Gleich jenem hat er in weitem, unberechenbarem Wellenſchlage zum Schlimmen gewirkt durch Schriften und Schüler, wie durch perſönliche Beeinfluſſung der Machthaber.

Im Kampf gegen wirkliche und vermeintliche Gegner focht Döllinger keineswegs immer ritterlich. Seine Polemik iſt oft die der verbittertſten Leidenſchaft, und ſeine berechnetſten Stöße hat er verdeckt unter der Maske geführt. So nahe und vielfach ſein Schickſalsweg mit dem des Einſiedlers von La Chesnai ſich berührt, und mag Döllinger als Gelehrter höher ſtehen denn de Lamennais, jener leidenſchaftliche Franzoſe war entſchuldbarer und vor allem, er war nobler.

Dr. Friedrich liebt es, immer wieder von Haß, Verleumdung und Verdächtigung zu ſprechen, die Döllinger von einer feindlichen Partei erlitten habe. Er ſucht den Eindruck zu erwecken, als ob unverdiente Verfolgung es geweſen, was Döllinger immer weiter ins Verhängniß getrieben habe. Wer aber auch nur dieſen Band aufmerkſam ſtudirt, wird nicht umhin können ergriffen zu werden von dem Uebermaß von Schonung, Verehrung und Vertrauen, das dieſem Manne von vielen der treueſten Söhne der Kirche entgegengebracht wurde, nachdem er innerlich längſt abgefallen und thatſächlich an ſeiner Kirche zum Verräther geworden war. Wenn andere ſchon früher auf Döllingers weitgehenden kirchlichen Liberalismus aufmerkſam und bei manchen ſeiner öffentlichen Kundgebungen von banger Sorge befallen worden ſind, ſo ſteht es dem Verfaſſer dieſes dritten Bandes am wenigſten zu ſie darob anzuklagen. Folgerichtig muß vielmehr gerade er anerkennen, daß ſie ihren Mann durchſchaut und ſcharf geſehen haben. Jene Odeonsvorträge vom Jahre 1861 hätten, abgeſehen von ihrer faſt unbegreiflichen Inopportunität,

nicht in ſolchem Maße beunruhigend wirken können, wenn nicht zuvor ſchon Döllingers Haltung Beſorgniſſe ernſterer Art erweckt haben würde.

Es könnte eher Verwunderung erregen, daß hervorragende Katholiken, Prieſter und Biſchöfe, wie der ausgezeichnete Biſchof Nikolaus v. Weis, bis zum letzten Augenblick an ihrem Vertrauen zu Döllingers unwandelbarer kirchlicher Treue feſtgehalten haben. So dankbar und vertrauensſelig pflegen aufrichtige Katholiken gegen die Vertheidiger ihrer Kirche zu ſein!

Weit mehr als Befehdung und Widerſpruch, deren Döllinger vor 1860 im katholiſchen Lager nur ſehr wenig erfahren, und die ſelbſt 1869 noch mit viel Zurückhaltung in die Oeffentlichkeit traten, iſt dem gefeierten Gelehrten die allſeitige Bewunderung und Beräucherung aus den Kreiſen der Seinen verhängnißvoll geworden. Was er hämiſch über den todten Pio IX. geſchrieben, hätte er beſſer auf ſich ſelbſt anwenden können: „Es würde ein Charakter von ſeltener Hoheit und Stärke dazu gehört haben, um von dieſen ſtets dampfenden Weihrauchwolken nicht betäubt und umnebelt zu werden“. Ein Charakter von ſolcher Hoheit war Döllinger nicht.

Im Grunde handelt es ſich in dieſem III. Bande auch weit mehr um eine Apologie des altkatholiſchen Gedankens und der durch ihn ins Daſein gerufenen Sekte als um Döllingers Individualität Das große Problem der Ergründung einer reich entwickelten Seele, das Intereſſe für eine in ihren Linien und Dimenſionen ungewöhnliche menſchliche Eigenart ſind dem Verfaſſer fremd geblieben. Im Eifer der Anklage gegen die alte Kirche iſt er denn auch über gar manches flüchtig hinweggehuſcht, was einer ſachlichen Auseinanderſetzung in der Biographie wohl bedurft hätte. Um ſo mehr gewinnt dieſem unvollſtändigen und einſeitigen Verfahren gegenüber E. Michaels Biographie (Ignaz von Döllinger, 3. Aufl. 1894) an Werth und Be-

deutung. Ueber die ganze große Periode von Döllingers Niedergang 1860—1890 gibt ſie befriedigenderen Aufſchluß, bietet ſie Vollſtändigeres und Zuverläſſigeres. Was immer man bei ihrem erſten Erſcheinen mit Recht oder Unrecht daran auszuſtellen finden mochte, gegenüber Friedrichs Partei=ſchrift muß ſie als Ergänzung wie als Correktiv nothwendig berückſichtigt werden.

Ob nach dieſen beiden Werken der gefeierte Münchener Profeſſor noch einmal in umfaſſenderem Maßſtabe einen Geſchichtſchreiber finden wird, ſteht dahin. Gewiß iſt, daß der hiſtoriſche Döllinger und das über ihn vorhandene Material der Hand des berufenen Biographen eine ver=lockende Aufgabe darbieten könnte. Es würde dann ein ernſt lehrreiches, ein wiſſenſchaftlich klärendes, weithin Licht aus=ſtrahlendes Geſchichtswerk entſtehen, ethiſch läuternd gleich dem Drama der Antike. Aber es dürfte nicht Parteiwerk ſein; es müßte das gleiche Maß der Billigkeit haben, wie der vindikativen Gerechtigkeit für alle, wenn auch Theilnahme für das Unglück. Es müßte dann auch zu der furchtbaren Frage Stellung nehmen, ob das Gute, das einſt Döllinger für die Kirche gewirkt hat durch ſeine Schriften und Reden und durch den Glanz ſeines Namens, ausreichend ſei, den Schaden aufzuwiegen, den er durch Vergiftung und Zerſetzung innerhalb der kirchlichen Reihen auf viele Generationen hinaus der Kirche gebracht hat. Die Kirche kann wirken und blühen auch ohne glänzende Namen und ohne die Freundſchaft der Großen dieſer Erde, aber ſie muß in einem Lande kraftlos werden und zuletzt zu Grunde gehen, wo ſie von Innen heraus verderbt, d. h. vergiftet und mit Keimen der Zerſetzung inficirt wird. Die Biographie, die auf dieſe Frage antwortet, wird wohl erſt in kommenden Jahrhunderten geſchrieben werden.

X.

XXXVI.
Nationale Dichtung.

Die Zeit der Völkerwanderung war ein Heldenzeitalter der Germanen. Die innerlich vermorſchte Uebercultur des Römerreiches brach zuſammen bei dem immer wiederholten Anſturm des urkräftigen Naturvolkes.

Herrlich hat Montalembert die Völkerwanderung und ihre Weltaufgabe gezeichnet: „Die Wölfe des Nordens (wie der hl. Hieronymus ſie nennt) trinken, nachdem ſie alles verwüſtet und aufgezehrt, aus den Fluthen des Euphrat. Egypten, Phönizien, Paläſtina, alle Länder, in welche ſie auf ihrem erſten Verheerungszuge noch nicht hinkamen, ſchmachten bereits in den Banden der Furcht. Es iſt keine Geſammtmaſſe wie das Volk der Römer; es ſind zwanzig verſchiedenartige, einer vom andern unabhängige Völkerſtämme. Seit Jahren, ſagt des weitern der hl. Hieronymus, fließt täglich das römiſche Blut unter den Streichen des Gothen, des Sarmaten, Quaden, Alanen, Vandalen, Hunnen, Markomannen. Es iſt nicht das Heer eines einzigen Eroberers, eines Alexander oder Cäſar, es ſind zwanzig Könige, unbekannt aber tapfer, mit freien Geſolgſchaften, nicht mit Unterthanen. . . . . Alle insgeſammt gehorchen einem unwiderſtehlichen Drange; noch verſchloſſen ruhen in ihnen die Schickſale und Juſtitutionen der einſtigen Chriſtenheit. Ohne noch etwas zu ahnen von ihrer höheren Sendung, kommen ſie als ſichtbare Werkzeuge der göttlichen Strafgerechtigkeit, als Rächer der unterdrückten Völker und

der erwürgten Blutzeugen Gottes. Sie zerſtören, aber ſie ſetzen ein Neues an die Stelle des Zerſtörten; zudem vernichten ſie nichts von dem, was noch lebenswerth und lebensfähig iſt. Blut in Strömen wird von ihnen vergoſſen; aber mit ihrem eigenen Blute erneuern ſie das Lebensmark des erſchöpften Europa. Kraft und Leben bringen ſie mit Feuer und Schwert. Neben tauſendfachen Frevelthaten und unzähligen Uebeln kommt mit ihnen zweierlei, das die römiſche Welt nicht mehr kannte, wieder zum Vorſchein: die Würde des Mannes und die Achtung vor dem weiblichen Geſchlechte. Beides war in ihnen mehr inſtinktartig als grundſätzlich; aber wenn dieſe Naturgaben dereinſt vom chriſtlichen Geiſte befruchtet und geläutert ſein werden, geht aus ihnen das katholiſche Ritter- und Königthum hervor." (Die Mönche des Abendlandes überſetzt von P. Brandes. (2. Aufl.) I. Bd. S. 29 u. f.)

Die großen Ereigniſſe der Völkerwanderung wurden erzählt und wieder erzählt, in den verſchiedenen Kriegslagern, am häuslichen Herde, bei Hirtenfeuern auf der freien Weite. Gleichgiltiges, Nebenſächliches wurde da von ſelber ausgeſchieden, Charakteriſtiſches ſtark unterſtrichen, weiter entwickelt, in die Farben des Ideales gekleidet, welches das Volk im Herzen trug. Je ferner der Schauplatz, wo, je weiter entrückt die Zeit, wann das Erzählte geſchehen, deſto gründlicher verlor das Ereigniß alles Platte, Alltägliche, der gemeinen Wirklichkeit Anhaftende, deſto mehr trat das Weſen, der Schönheitsgehalt zu Tage. Was der Idee nach zuſammengehörte, wurde verbunden, mochten auch Raum und Zeit es hier und dorthin verſtreut haben. Das dichtende Volksgemüth bewunderte einen herrlichen, lebensvollen Organismus, wo der kühle Hiſtoriker nur zerſtückelte Glieder, oft bloß ein paar verſteinerte Knochen entdecken konnte. Die dichtende Volksſeele ſah von ihrem hohen Standpunkt aus in einanderlaufende Höhenzüge von zartem Duſt und Sonnenglanz umwoben, wo der trockene Chroniſt, auf ſtaubiger Heerſtraße und ſteinigen Pfaden daherſtapfend, oft mißgeformte Berge und Hügel erblickte, die weit von einander lagen und ihm ganz und gar nicht zauberhaft vorkamen. War eine große Thatenfolge von den Fluthen der Vergeſſenheit

ſo verſchlungen, daß nur mehr einzelne Inſelchen hervorragten, ſo hob die Phantaſie den ganzen Continent verjüngt und verſchönt aus den Waſſern empor.

Haſt du ſchon einmal einem echten, rechten Volkserzähler gelauſcht? War vielleicht dein Mütterchen oder dein Großmütterchen ein ſolcher Erzähler, wenn es dir die Sagen der Heimat mittheilte? Wenn ja, dann weißt du, wie das ſchlichte Erzählerwort zu dichteriſcher Höhe ſich erhebt, oder vielmehr vom Inhalt emporgetragen wird. Du weißt dann, daß die Sprache für den Gedanken nicht ein Kleid iſt, wie es aus der Schneiderei kommt, ſondern ein ſolches, wie es der Herrgott den lebenden Weſen angemeſſen hat, das da wächst, wenn der Inhaber wächst. Was die Mutter erzählt hat von geheimen, wunderbaren Dingen, das lebt im Ohre des Kindes, das wird auf Weide und Wieſe zu Geſang. Was ihm am meiſten ins Herz griff, das ſummt der Hirtenbub ſich vor nach einer ſelbſtgemachten Weiſe und es iſt ihm als wäre ſein ganzes Weſen rhythmiſch bewegt und als klänge dieſer Rhythmus weiter im Rauſchen des Baches, im Wehen des Windes, im Flüſtern der Blätter, im Wogen des Aehrenfeldes, im Zuge der Wolken.

Dies wären Streiſlichter auf die Entſtehung des Volksepos. Die Sage war da. Der Sänger hat ſie nicht erfunden. Die Sage war auch ſchon mit dem Worte vermählt. Sache des Sängers konnte es nicht ſein, eine Eheſcheidung herbeiführen zu wollen. Er ſollte nur das Verhältnis klären, inniger geſtalten, adeln. Er konnte vorſichtig ausſcheiden, abrunden, die Sage in Wort und Weiſe noch voller, wirkſamer zum Ausdruck bringen. Viele epiſche Formeln, die öfters wiederkehren, hat er ſicher wörtlich aus dem Volksmunde genommen und das Volk war dankbar wenn es im Liede des Sängers nicht nur die altvertrauten Geſtalten und Ereigniſſe aufleben ſah, ſondern auch ſich ſelber darin hörte. Das war Nationaldichtung, weil dem Volke entwachſen, dem Volke geſungen, die Volksſeele in ihrer Erhebung widerſpiegelnd, dem Volke ſeine Ideale bewahrend, den Quell, in dem es ſich verjüngen konnte.

Die „national geſchlechtsloſen Römlinge“ haben den großen Nationalſchatz treu gehütet. Die „Reformation“, dieſe „große,

deutſche That", hat auch hier ſtörend eingegriffen. „Erſt
Romantiker entdeckten aufs neue den Schatz für die Natior
Nun wurde eifrig an der Hebung gearbeitet. In einem Bri
an Tieck ſchreibt Brentano: „Ich wäre ewig glücklich,
meine Hoffnungen würden wieder erſtehen, wenn ich dort
Heidelberg) unter Ihrer Leitung an einer Reproduktion
alten Heldengedichte arbeiten könnte. Wie herrlich wäre
nach einem gewiſſen Plane arbeitend in einer ganzen Geſellſch
die verſchiedenen Heldengedichte wieder zu verbinden und herv
zuführen, ich wollte gern auf alle eigenen Arbeiten Verz
thun, und mein ganzes Leben für dieſe Arbeiten anwende
(ſ. Cl. Brentano von Diel-Kreiten I, 184).

R. von Kralik bietet uns nun in ſeinem „Deutſch
Götter-Heldenbuch" das Epos von der Völkerwanderu
Er hat vollendet, was Brentano erſehnte, wofür andere B
arbeiten geliefert.

Der erſte Band, „Die Amelungenſage" (Hugdietr
Ortnid, Wolfdietrich, Amelung), liegt uns in ſchöner Ausſtatt
vor. In der Einleitung erzählt uns Kralik die Schickſale
Heldenſage. „Von einer Gegnerſchaft der Kirche gegen
Sage beſteht keine Spur. Die Sage war ja von Anfang
chriſtlich; gegen den poetiſchen Gebrauch der Mythologie herrſc
niemals ein Bedenken, wie wir ja aus der Edda und Ska
erſehen. In der That haben ſich der Sage am eifrigſten
Mönche, Prieſter, Biſchöfe und Erzbiſchöfe angenommen. O
deren Bemühungen würden wir das meiſte verloren ge
müſſen". (S. 3).

Wenn hier der chriſtliche Charakter der Sage betont wi
ſo iſt ſelbſtverſtändlich damit nicht gemeint, ſie ſei in allu
vom Lichte der geoffenbarten Wahrheit durchſtrahlt. Einze
Lichtſtrahlen hat jeder darin bemerkt, der auch nur das Nibelung
lied geleſen hat. Im übrigen predigt die Heldenſage
Chriſtenthum, wie etwa „Wodan auf den Karpathen"
F. W. Weber es thut. Die germaniſche Götterlehre bi
koſtbare Reſte der Uroffenbarung, tiefſinnige Ahnungen
kommenden Retters. Die Heldenſage zeigt uns im Nation
charakter der Germanen den für die Aufnahme des Chriſt

is beſtgearteten Boden. Erſt im „Heliand“ wölbt ſich klar majeſtätiſch der Himmel des Chriſtenthums über den deutſchen en und in der Legendenpoeſie des Mittelalters ſchaut das iche Gemüth mit ſehnendem Auge zu den Sternen an dieſem iamente empor In der Gralſage endlich haben Chriſten- i und germaniſcher Heldengeiſt einen ſo innigen Bund loſſen, wie das Blau des Himmels und das Grün der Erde Türkis. Man darf nie vergeſſen, daß die Völkerwanderung Gährung war, aus der das chriſtliche Europa ſich erſt usklären ſollte.

Ueber ſeine Aufgabe äußert ſich Kralik alſo: „Die deutſche enſage macht noch ſtets den Eindruck eines rieſigen Trümmer- s, aus dem einige köſtliche Thurmbauten hervorragen, die auch immer mehr durch die Arbeit der wißbegierigen graber in Gefahr gerathen, einzuſtürzen. Gibt es denn vor der Wiſſenſchaft ein einheitliches Nibelungenlied? Von Einheit der ganzen Sage ganz zu geſchweigen. Da ſcheint un wünſchenswerth, nach ſo vielen Verſuchen, nach einem h zweimal ſiebenhundert Jahre fortgeſetzten Bauen und töten, ein Werk zu beſitzen, das mit der größten Treue und ſtändigkeit, allerdings ohne überflüſſige Weitſchweifigkeit, in r Ordnung, in lesbarer Form das ganze Gebiet umfaßt, ganze nationale Arbeit möglichſt abſchließt, weder romanhaft end, noch gelehrt deutelnd. Der Dichter ſoll dabei nur der ıktor, der Hüter und Wahrer des volksthümlichen Schatzes ſein Cuſtos und Conſervator. Er ſoll möglichſt rein, ilos und getreu dieſen Hort den Nachkommen ebenſo hinter- n, wie er ihn von den Vorfahren erhielt“. (S. 5.)

Was Kralik im „Kunſtbüchlein“ „über den epiſchen Vers“ gt hat, verwerthet er hier. Der Erfolg läßt ſeine Wahl eine ſehr glückliche erſcheinen. Herder ſagt vom Vers ters, er ſei „ſo umfaſſend, wie der blaue Himmel und ſo ach ſich mittheilend allem, was unter ihm wohnet“. Ein hes kann man vom Verſe Kraliks ſagen.

Tapferkeit, Treue und Frauenminne iſt der Inhalt der elungenſage. Ohne irgendwie lüſtern dargeſtellt zu ſein, die Frauenminne zu ſehr in den Vordergrund und thut

der ſchlichten Großheit der Heldenſage bedeutenden Eintrag
Den tiefſten Eindruck machen die herrlichen Züge der Treue
Nehmen wir ein Beiſpiel. Dem Herzog Berchtuug ſind ſech
Söhne im Kampfe gefallen. Auf die Frage Wolfdietrichs:

„Mein Berchtung, lieber Meiſter, wo ſind der Söhne mehr?
Ich ſeh' nicht mehr denn zehne, doch ſollten ſechzehn ſein!"

gibt Berchtung eine ausweichende Antwort. Wolfdietrich gib
ſich damit nicht zufrieden:

„Bei jenem jüngſten Urtheil, das Gott hält über dich,
Wenn deine Seele ſcheiden einſt ſoll von deinem Mund,
Mahn' ich dich, daß du ſageſt die Wahrheit hier zur Stund' ...
‚Willſt du mir's nicht erlaſſen, ich muß die Wahrheit ſagen:
Dort zu Konſtantinopel da wurden ſie erſchlagen.
Wenn ich mit lachendem Munde dich, Herrn, blickte an,
So ſah ich einen fallen, das wiſſe, kühner Mann!'
„Nicht wolle Gott vom Himmel", ſprach Wolfdietrich ſogleich,
„Daß ſie ſo hoch erkauften mein armes Königreich!" . . .
Da führte ſo der Weiſe den Jungen an der Hand,
Wo er erſah die Todten. Die hatt' er bald erkannt.
Als er ihr bleiches Antlitz ſo ſehr verſchroten ſah,
Fiel er auf ſie, vor Leide ſprach er kein Wort allda.
Er brach ihnen ab die Helme; ſie waren todeswund.
Da ließ er ihrer keinen, er küßt' ihn an den Mund.
Berchtung durch ſeinen Herren der Kinder gar vergaß.
Mit Jammer ſprach Wolfdietrich: „Es reuet mich mein Leben!
Wer kann mir die Geſellen, die todten wiedergeben?
Wohl alle Königreiche hingäb' ich ſicherlich,
Wenn meine Freunde lebten, ich armer Wolfdietrich! . . .
Von Sinnen kam vor Leide der Fürſte lobeſan,
Das Schwert zog er aus der Scheide, den Knopf warf er hindann.
Er hätte ſich nun ſelber geworfen in ſein Schwert,
Wenn nicht ſein Meiſter Berchtung es treulich hätte gewehrt.
Gar ſchnell erſah der Alte, daß es ſein Ernſt ihm was,
Da zuckt er ihm die Klinge und warf ſie auf das Gras.
Er zog den jungen Herren von ſeinen Kindern hin
Und ſprach: „Mein Herr Wolfdietrich, wohin iſt nun dein Sinn?
Willſt du die Recken beweinen, die mir da ſind erſchlagen?
Sie waren meine Kinder, laß mich ſie ſelber klagen!
Nur mein und meines Weibes waren die Kindelein.
Wolfdieterich mein Herre, laß du die Klage ſein!" (S. 130 u. f.

Herrlich iſt die Gerichtsſcene S. 42 u. ff., wo die Falſchheit Saben's zu Schanden wird. Der kleine Wolfdieterich am Brunnen unter den wilden Thieren wäre ein dankbarer Vorwurf für einen Maler:

„Der Thiere Augen brannten gleich einem Kerzenlicht.
Ein Thor war noch das Kindel, forcht ſeine Feinde nicht.
Es ging zu jeglichem und griff es mit der Hand,
Wo es die lichten Augen in ihren Köpfen fand.
Was er begann mit ihnen, ſie mußten ihm's vertragen.
So ſpielte er mit allen, bis es begann zu tagen.
Welch Thier ſich wollte wehren, das ſchlug er, daß es lag.
Des Wunders ſtaunte Berchtung die Nacht bis an den Tag". (S. 38.)

Eine eingehende Beſprechung des Werkes iſt nicht die Abſicht dieſer Zeilen. Sie ſollen nur auf einen katholiſchen Dichter hinweiſen, der ſtillbeſcheiden eine gewaltige nationale Arbeit vollendet, während die Alldeutſchen mit ihrem rohen Kriegsgeheul wider die undeutſchen Römlinge den deutſchen Namen ſchänden.

P. Alois Pichler, C. Ss. R.

XXXVII.

Die Brieſſammlung des ſeligen Caniſius.[1]

Der neue Band dieſer hochbedeutſamen Publikation, über die wir ſchon zweimal in den „Hiſtor.-polit. Blättern“ zu berichten die Gelegenheit hatten (Bd. CXVIII, 928 ff.; CXXI, 762 ff.), reiht ſich den zwei erſten Bänden würdig an. Die mitgetheilten Briefe ſind mit einer Sorgfalt, einer Genauigkeit wiedergegeben, die auch den ſtrengſten Kritiker befriedigen wird; zudem bekunden die zahlloſen, zum guten Theile aus ungedruckten Quellen entnommenen Anmerkungen und Erläuterungen eine ſtaunenswerthe Beleſenheit, verbunden mit einer ſeltenen Akribie. Dem ebenſo beſcheidenen als gelehrten Herausgeber kann man mit gutem Gewiſſen das Zeugniß ausſtellen, daß er ſich bis jetzt ſeiner ſchwierigen Aufgabe in muſtergiltiger Weiſe entledigt hat. Möge es ihm vergönnt ſein, das ausgezeichnete Monumentalwerk glücklich zu Ende zu führen! Möchte aber auch das verdienſtvolle Unternehmen in gelehrten Kreiſen die Unterſtützung und Aufmunterung finden, die es in ſo hohem Maße verdient! Es iſt zu bedauern, daß der bisher erreichte geringe Abſatz der zwei erſten Bände in Verbindung mit den außergewöhnlich hohen Herſtellungskoſten die Verlagshandlung genöthigt hat, den Preis der einzelnen Bände nachträglich zu erhöhen.

---

1) Beati Petri Canisii, Societatis Jesu, Epistulae et Acta. Collegit et adnotationibus illustravit Otto Braunsberger, eiusdem societatis sacerdos. Vol. III. 1561, 1562. Friburgi, Herder. 1901. gr. 8°. LXX, 876 Seiten. (Preis M. 23.)

Der vorliegende Band umfaßt nur zwei Lebensjahre des katholiſchen Reformators. Nebſt den Briefen, die von Caniſius oder an ihn von Januar 1561 bis Ende 1562 geſchrieben worden ſind, werden aus demſelben Zeitraum zahlreiche auf Caniſius bezügliche Nachrichten mitgetheilt. Brieflichen Verkehr unterhielt der unermüdliche Ordensmann mit Papſt Pius IV., Kaiſer Ferdinand I., den Cardinälen Hoſius und Otto Truchſeß, den Erzbiſchöfen Brus von Prag und Khuen von Salzburg, den Biſchöfen Pflug von Naumburg und Friedrich von Wirsberg von Würzburg, den Ordensobern Lainez und Franz von Borgia, ſowie mit zahlreichen andern hervorragenden Männern. Für das beſſere Verſtändniß der damaligen religiös-ſittlichen Zuſtände finden ſich in dem neuen Werke manche intereſſante Angaben; insbeſondere bietet der gehaltvolle Briefwechſel wichtige Beiträge zur Geſchichte der katholiſchen Reſtauration in der zweiten Hälfte des 16 Jahrhunderts. Es iſt jüngſt von gewiſſer Seite behauptet worden, die Jeſuiten hätten im 16. Jahrhundert keine Mißſtände im kirchlichen Leben anerkannt. Wer ſich die Mühe geben will, die von Braunsberger erſchloſſenen Quellen zu ſtudiren, wird zu ganz anderer Anſicht gelangen. Wie oft klagt Caniſius über das ungeiſtliche Leben mancher Domherren und Prieſter, über die Vernachläſſigung der theologiſchen Studien, über den Mangel an guten Seelſorgern und eifrigen Verkündigern des göttlichen Wortes! So ſchrieb er z. B. am 4. Dezember 1561 an Hoſius: „Nichts iſt trauriger und verhängnißvoller in Deutſchland, als der Mangel an Seelenhirten und Kanzelrednern in den meiſten Kirchen. Gerade dieſer Mißſtand ängſtigt mehr als andere die Biſchöfe in der gegenwärtigen Lage der Religion, die mehr als je zuvor verhängnißvoll erſcheint“. Es war ein unſchätzbares Glück für die katholiſche Kirche in Deutſchland, daß die Geſellſchaft Jeſu die zerrütteten Verhältniſſe nach Kräften zu beſſern ſuchte. Treffend hat vor einigen Jahren der Berliner Profeſſor Paulſen geſchrieben: „Man wird ſagen können: Die Erhaltung der katholiſchen Kirche in Südoſten und Nordweſten Deutſchlands iſt weſentlich das Werk der Geſellſchaft Jeſu“. (Geſchichte des gelehrten Unterrichts. 2. Aufl. Leipzig 1896. I, 407.)

Der Hauptantheil an dieſem Verdienſte gebührt aber unzweifelhaft dem ſeligen Caniſius. Inmitten von wahrhaft troſt-

loſen Zuſtänden ſehen wir ihn, wie er ohne Verzagtheit, ohne Verbitterung, ohne nutzloſes Schelten und Klagen, im Vertrauen auf Gottes Beiſtand ruhig ſeine Wege geht. Als Vorſteher der deutſchen Ordensprovinz ſuchte er für die große Idee, die ſeine Seele erfüllte, auch ſeine Mitbrüder zu begeiſtern. Als Rathgeber von allen Seiten in Anſpruch genommen, hat er auf die verſchiedenſten Kreiſe einen höchſt ſegensreichen Einfluß ausgeübt. Dazu kam dann noch ſeine raſtloſe Thätigkeit auf der Kanzel und im Beichtſtuhle. Während der 18 Monate, die er in den Jahren 1561 und 1562 in Augsburg zubrachte, hat er hier nachweisbar 210 Predigten gehalten. Bezeichnend iſt die Bemerkung, die einmal ein Augsburger Bürger einem dortigen proteſtantiſchen Prediger launig zurief: „Caniſius treibt euch zum Studium" (S. 75). So liefert auch der neue Band wieder manche intereſſante Beiträge zur Lebensgeſchichte eines Mannes, den man nicht mit Unrecht als „Apoſtel Deutſchlands" bezeichnet hat.

Dr. N. Paulus.

Berichtigung:

In der Artikelſerie über „Die Frauenfrage" haben ſich einige Druckfehler eingeſchlichen, von denen wir die ſinnſtörenden berichtigen. In Art. VI, S. 813, Zeile 3 von oben iſt ſtatt „erſtaunlich" zu leſen „erfreulich". Ebenda Zeile 6 ſtatt „beiden Frauen" zu leſen „beiden Geſchlechtern".

In Art. X, S. 268, Zeile 15 von oben ſtatt „eine Art wirklich muthiger That" zu leſen „eine wirklich muthige That".

Endlich iſt der letzte Satz des Schlußartikels (S. 275) durch einen lapsus calami möglicher Weiſe einer Mißdeutung ausgeſetzt. Wir bitten daher zu leſen: „Mögen auch die Frauen im engen Anſchluß an die Kirche die Befreiung von neuheidniſcher Knechtſchaft ſuchen! Die katholiſche Kirche iſt heute an innerer Kraft nicht ſchwächer als damals, da in der apoſtoliſchen Urkirche das Weib zur Freiheit der Kinder Gottes erhoben wurde."

XXXVIII.

Die älteſten Denkmäler des Chriſtenthums in Bayern.

(Schluß.)

Gleich früh wie am Lech und der obern Donau tritt das Chriſtenthum in Ufernorikum (Paſſau bis Wien) auf. Am Ende des dritten Jahrhunderts lebten in jenen Landſtrichen ſchon viele Chriſten.[1] Die Passio Floriani (Leidensgeſchichte des hl. Florian) erzählt, der Centurio Florianus habe ſich in der Zeit der diokletianiſchen Verfolgung auf die Kunde, daß 40 Chriſten ins Gefängniß geworfen worden ſeien, nach Lorch zum Statthalter Aquilinus begeben und ſich freiwillig als Chriſt bekannt, weßhalb er grauſam gemartert und in die Enns geſtürzt worden ſei (304).[2]

1) Friedrich, Kirchengeſchichte Deutſchlands. Bd. 1, S. 203.

2) Passio Floriani, Mon. Germ. Hist. Scriptor. Rer. Meroving. (H.) t. III., p. 65–71, herausgegeben von Kruſch Br. — Glück, die Bisthümer Noricums, S. 4. 5. 135. Muchar, Das römiſche Norikum, T. 2., S. 112 f. Büdinger, Oeſterreichiſche Geſchichte, Bd. 1 S. 32. Huber Al., Geſchichte der Einführung des Chriſtenthums, B. 1, S. 45. Rettberg, Kirchenſchichte Deutſchlands, Bd. 1, S. 157 f. Pritz, Geſchichte des Landes ob der Enns, Bd. 1, S. 125. Kerſchbaumer, Geſchichte des Bisthums Pölten, Bd. 1, S. 78 f. Stülz, Geſchichte des Chorherrenſtifts St Florian, S. 2. Schrödl, Passavia sacra Geſchichte des Bisthums Paſſau, S. 5 f. Mühlbacher E., Zur älteſten Kirchengeſchichte des Landes ob der Enns. Theolog.-prakt. Quartal-Schrift. Linz 1868. S. 437 ff. Krones, Franz v. Marchland, Grundriß der Oeſterr. Geſchichte 1882, S. 127 nennt die Martyrerakten des hl Florian . . . kritiſch erprobt.

Digitized by Google

Florianus iſt einer der älteſten Lokalheiligen der Baye geworden, von denen er als Beſchützer gegen Feuersgefa verehrt wird. Ueber dem einſtigen Begräbnißorte des Heilig ſteht das berühmte Chorherrnſtift St. Florian. Die Echth der Passio Floriani iſt aber ſchon ſeit längerer Zeit zu Theil in Zweifel gezogen worden, ſo von Tillemont,[1]) Kurz, Mühlbacher,[3]) Wattenbach.[4]) Als völlig unecht und werthl wird ſie in den ſchärfſten Worten von Kruſch verworfen. Ihm ſtimmt J. Strnadt bei.[6]) Dagegen ſucht Sepp B. d Echtheit der Legende zu retten.[7]) Die zwei letzten Gegn der Echtheit der Passio nehmen als Entſtehungszeit derſelb das 8. Jahrhundert an. Nach Strnadt iſt die Legen damals in Paſſau geſchaffen worden. Vorher ſei nirgen der Beſtand derſelben nachweisbar. Erſt von Paſſau ſei in St. Florian, das von den Paſſauer Biſchöfen frühe̱ſte in der Mitte des 9. Jahrhunderts gegründet worden i heimiſch geworden. Vor der erſten Hälfte des 9. Jah hunderts ſei die Verehrung des hl. Florianus unerweislich.

---

1) Tillemont, Mém pour servir à l'hist. ecclésiast. V. p. 67.

2) Kurz, Merkwürdigere Schickſale der Stadt Lorch, der Gränzfeſtu Ennsburg und des alten Kloſters St. Florian. Beiträge z Geſchichte des Landes Oeſterreich ob der Enns. III. S. 44

3) A. a. O. S. 437 ff.

4) Wattenbach, Deutſchlands Geſchichtsquellen. 6. Auflage. Bd. S. 429.

5) Kruſch Br., Zur Florians- und Lupus-Legende. Neues Arc der Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde. Bd. 24, X S. 537—570, beſ. S. 554 f. und Mon. Germ., a. a. O.

6) Strnadt, die Passio Floriani und die mit ihr zuſammenhängen Urkundenfälſchungen. Archivaliſche Zeitſchrift. Neue Folge. VI S. 1—118. Deſſen, die Unechtheit der Paſſion des hl. Flori Münchener Allgem. Zeitung, Beilage 202. 9. Sept. 1897.

7) Sepp B., Die Paſſio des hl. Florian und einige andere Legend Augsburger Poſtzeitung. Beilage 59. 9. Okt. 1897.

8) A. a. O. S. 108, 109.

Bis zum völligen Austrage der Streitfrage iſt es noch nicht gekommen. Die Vertheidigung der passio wird an dem letzten Punkt einſetzen müſſen: Geht die Verehrung des hl. Florianus nicht weiter als in die erſte Hälfte des 9. Jahrhunderts zurück? Kann ſie den Beweis erbringen, daß dieſe Verehrung ſchon vor der Abfaſſung der Martyriumsgeſchichte ſtattgefunden hat, ſo iſt das Mittelglied gefunden, das den Fortbeſtand der Legende von der Römerzeit bis in die Karolingerzeit erhärtet. Beſagen doch die echten Urkunden des Biſchofs Ulrich für das neue Kloſter St. Florian, 23. Auguſt 1111 und 26. Juni 1113, daß St Florian ſchon in uralten Zeiten von den Umwohnern Lorchs gegründet worden ſei.[1] . . . . Die Wahrſcheinlichkeit einer „ununterbrochenen örtlichen Ueberlieferung des Andenkens des hl. Martyrers Florianus“ nimmt auch Wattenbach an. „Denn wo jetzt ſich mächtig und gebietend das ſchöne Chorherrnſtift St. Florian erhebt, da galt ſchon vor mehr als tauſend Jahren der Boden für heilig“, weil hier „der koſtbare Martyrer Sankt Florianus“ ruhe, lange bevor die Verfaſſer der Martyrologien den Ort ſeines Leidens kannten. Alſo ſelbſt im Flachlande, vielleicht in den Reſten der einſt biſchöflichen Stadt Lorch, haben Chriſten durch alle Stürme der Völkerwanderung das Andenken Sankt Florians bewahrt, und vielleicht die Kunde von ſeinem Stande und der Zeit ſeines Todes, während weiter oben im Gebirge von Maximilian nur der Name und der Ort ſeines Begräbniſſes im Gedächtniß blieb, Severin aber gänzlich vergeſſen zu ſein ſcheint, bis aus Italien Handſchriften ſeiner Lebensbeſchreibung nach Deutſchland kamen und ſein Andenken erneuten, denn am feſteſten haftete immer die Erinnerung am Grabe der Heiligen.[2]) Uebrigens

1) Stülz, Geſchichte des Stiftes S. Florian, S. 209, 216, 223.

2) Wattenbach, Geſchichtsquellen, 6 1893. Bd. 1, S. 42. 43.

haben ſchon Glück,[1]) Büdinger[2]) und Kenner[3]) lange vo
den jüngſten Kritikern feſtgeſtellt, daß die passio des hei
Florianus in der älteren Faſſung aus den erſten Decennie
des achten Jahrhunderts herrührt. Der letztere führ
jedoch als Hauptbeweis für das Martyrium des hl. Florianu
den Grabſtein der neben dem Leibe des Heiligen beſtattete
frommen Wittwe Valeria an, welche nach der Legende de
Leib des Blutzeugen gerettet und an der Stätte des ſpätere
Stiftes St. Florian begraben hat. De Roſſi hat den Ste
beſichtigt und für echt erklärt. Es müſſen darum die Hyper
kritiker jedenfalls zuerſt den Beweis liefern, daß dieſe In
ſchrift erſt in ſpäteren Jahrhunderten zum Zwecke abſichtliche
Fälſchung nach St. Florian verbracht worden iſt. Daz
fehlt es aber weit. Dagegen erklärt ſich der Verluſt de
echten Paſſionsgeſchichte und ihre ſpätere, ausgeſchmückt
Nacherzählung an der Hand anderer Legenden leicht. E
wird nämlich kaum eine Landſchaft auf deutſcher Erde geben
welche im 7., 8., 9. und 10. Jahrhundert ſo ſchwere Kämpf
und gräuelvolle Verwüſtungen zu ertragen hatte, als di
ſüdöſtlichen bayeriſch-öſterreichiſchen Gebiete. Slaven, Mähren
Avaren und Magyaren wütheten als Feinde Deutſchland
und des Chriſtenthums Jahrhunderte lang mit Feuer un
Schwert und Vernichtung aller Art. Wer nur einige
Einblick in die deutſche und bayeriſche Geſchichte jener Ze
hat, wird wiſſen, daß dabei vor allem die ungeſchützte
Klöſter und Kirchen immer und immer wieder zerſtör
wurden. In Folge ſolcher Unglücksfälle ging die alte passi
des hl. Florianus vielleicht wiederholt verloren und wurd
dann erſt nach Jahren, wenn ruhigere Zeiten Beſchäftigun

1) Sitzungsberichte der kaiſ. Akademie der Wiſſenſchaften, phil.-hiſto
Klaſſe. XII. 62.

2) Büdinger M., Geſchichte von Oeſterreich, Bd. 1, S. 32.

3) Kenner F., Archäologiſche Funde im Lande ob der Enns: Mit
theilungen der K. K. Central-Kommiſſion, Jahrg. 11 (1866)
p. LXXVII.

Digitized by Google

mit ſolchen Arbeiten gönnten, aus dem Gedächtniſſe oder nach anderen Legenden von Geiſtlichen oder Mönchen ergänzt. Das iſt oft vorgekommen. Die chriſtliche Legende ſteht in dieſer Beziehung auf dem gleichen geſchichtlichen Boden wie die Nationalſage, z. B. die Nibelungenſage. Und ſie hat die gleiche Berechtigung wie dieſe zu beanſpruchen. In beiden ſpiegelt ſich mehr oder minder die Tiefe der deutſchen Volksſeele und des religiöſen Volkslebens ab. Und wenn die Mönche das Gewand der Erzählung der jüngſten Florianusſage aus Frankreich oder Italien entliehen haben, ſo lehrt das Beiſpiel der höfiſchen Dichter Deutſchlands, daß eben in jenen Landen die großen Sagenkreiſe lebten, welche auch ihnen den Stoff zu ihren herrlichen Schöpfungen dargeboten haben. Das bunte Gewand der Erzählung, das die Phantaſie geſchaffen, konnte den innern Kern der geſchichtlichen Wahrheit wohl umhüllen und ausſchmücken, aber nie völlig verdecken.

Der hl. Maximilianus von Celeja, in Paſſau als erſter Biſchof und Martyrer verehrt, wirkte angeblich als Apoſtel in Norikum vor und während der diokletianiſchen Verfolgung.[1]) Doch iſt der hiſtoriſche Kern von dem Leben und den Martyriumsakten desſelben in ſchwer zu lichtendes Dunkel gehüllt. Nur der Name und der Ort ſeines Begräbniſſes iſt im Gedächtniſſe geblieben (Wattenbach). Die vita S. Maximiliani iſt erſt am Schluſſe des 13. Jahrhunderts entſtanden.[2]) Das älteſte Fürſtengeſchlecht Bayerns, die Agilolfinger, verehrten ihn als Landespatron, die Grafen von Scheyern und die Habsburger ſogar als Familienpatron.[3])

1) Friedrich, Kirchengeſchichte, a. a. O. S. 206. Huber Al., Geſch. der Einführung des Chriſtenthums, S. 79 ff., 107 ff.

2) Krones, a. a. O., S. 127. Wattenbach, a. a. O, Bd. 1, S. 43. Ratzinger G., Forſchungen zur bayer. Geſchichte: Die Lorcher Fälſchungen, S. 370 ff.

3) Koch-Sternfeld, v., Ueber das wahre Zeitalter des hl. Rupert. Archiv für Kunde öſterr. Geſchichtsquellen, Bd. 5 (1850), S. 385 f., 404, Anm. 1. Friedrich, a. a. O. S. 205. Schrödl, a. a. O. S. 3. Erhard, a. a. O. Bd. 2, S. 41.

Völlig auf geſchichtlichem Boden ſteht die Perſönlichkei eines anderen Schutzheiligen von Paſſau, des Biſchof Valentinus.

Schon gegen das Ende der Römerherrſchaft entfaltet der hl. Valentinus als Biſchof eine umfangreiche Wirkſamkei in ganz Rätien. Der Biograph des hl. Severinus nenn Valentinus einen Biſchof beider Rätien (Valentini, Retiarum quondam episcopi.)[1]) Ob er bis nach Augsburg gewandert um das Grab der hl. Afra zu beſuchen, iſt nicht feſtgeſtellt.[2] Die Kirche von Paſſau zählt ihn zu ihren Oberhirten Herzog Taſſilo II. (II¹.) ließ im Jahre 768 den Leib de Heiligen von Matſch in Tirol (castrum Mais) nach Paſſau übertragen; ſicher weil die Tradition damals noch lebhaf und allverbreitet war, daß der Heilige an jenem Orte an längſten geweilt und gewirkt hatte.[3]) Sonſt hätte de Herzog den Leib desſelben doch in Mais belaſſen oder ih in ſeine Reſidenzſtadt Regensburg übertragen laſſen. Valenti gilt als zweiter Apoſtel Rätiens. Er war auch Abt. Al ſolcher errichtete er auch Klöſter. Ein Schüler desſelben der Mönch und Presbyter Lucillus ſchloß ſich nach den Tode ſeines heiligen Abtes Valentinus dem hl. Severinus an.[4]

Die Geſchichte dieſes Mannes iſt von einem Schüle

---

1) Eugippius, vita s. Severini, c. 41. Wattenbach, a. a. O. S. 44—51.

2) Braun, Geſchichte der Biſchöfe von Augsburg, Bd. 1, S. 53.

3) Friedrich, Kirchengeſchichte a. a. O., Bd. 1, S. 338 ſpricht de Regionarbiſchof der Paſſauerkirche ab. Ebenſo Strnadt Jul a. a. O. S. 68 f. Dagegen ſucht Ratzinger, Forſchungen z bayer. Geſchichte (Abſchnitt: Zur älteren Kirchengeſchichte Bayern S. 401—445) die biſchöfliche Wirkſamkeit Valentins in Paſſ zu erweiſen, beſ. S. 402. 427. 441.

4) Eugippius, a. a. O. c. 41. abbatis sui sancti Valentini. . Friedrich, a. a. O. S. 337. Rettberg, a. a. O. Bd. 1, S. 2 Schrödl, a. a. O. S. 7—11. Erhard, a. a. O. Bd. 1, S. 6

desſelben, Eugippius, geſchrieben und glücklich erhalten worden.[1]) Deſſen Biographie eröffnet einen tiefen Einblick in die Verhältniſſe der Römerwelt an der mittleren Donau, alſo in Norikum und Rätien, kurz vor dem Untergange der römiſchen Weltherrſchaft.

Die Wirkſamkeit des Heiligen erſtreckt ſich zumeiſt über Norikum. Aber auch die oſt- und weſtwärts gelegenen Länder beſuchte der unermüdliche Miſſionar, um den Bewohnern in den furchtbaren Nöthen der Völkerwanderung beizuſtehen.

Die vorausgegangenen Jahrhunderte haben wenige Anzeichen der religiöſen Umgeſtaltung der Welt hinterlaſſen. Um ſo mehr überraſcht die Thatſache, daß am Ende des fünften Jahrhunderts das Heidenthum ſelbſt in den Grenzprovinzen des Römerreiches faſt ganz verſchwunden iſt, während die chriſtliche Religion überall herrſcht.

An allen Orten gibt es Kirchen, Klöſter, Diakone, Prieſter und Biſchöfe, die Vertreter der kirchlichen Hierarchie wirken im Dienſte des göttlichen Wortes.[2])

Gottgeweihte Frauen verbringen als Nonnen in Gebet und wohlthätigen Werken ihr Leben.[3]) Faſten,[4]) Opfer,[5]) Gebet für die Verſtorbenen,[6]) Communion und Wegzehrung,[7]) Verehrung und Nachahmung der Heiligen,[8]) die charakter-

1) Hauck, Kirchengeſchichte Deutſchlands, 1. 7., S. 328 nennt ſie „Eine der werthvollſten Heiligenbiographien". Eugippius iſt wahrſcheinlich in Ufernorikum geboren. Büdinger, Eugippius, eine Unterſuchung, in Sitzungsberichten der kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften 1878, Bd. 91, S. 797.

2) Eugippius, vita S. Severini, edid. Mommſen Th. in: Scriptores Rer. Germanic., c. 16, S. 27 f.; c. 21., S. 31.

3) Eugippius, a. a. O., c. 16., S. 27.

4) A. a. O., c. 17., S. 28. c. 11, S. 22.

5) Eugippius, a. a. O., c. 11., S. 22. (Kerzen.)

6) Eugippius, a. a. O., c. 41., S. 78 und c. 46., S. 54 f.

7) Eugippius, a. a. O., c. 43., S. 51.

8) Eugippius, a. a. O., c. 43., S. 50. Vergl. Muchar, a. a. O., S. 150.

iſtiſchen Merkmale der katholiſchen Kirche, finden ſich ſcho[n] in den Tagen des hl. Severinus.

Dieſe Blüthe des Chriſtenthums in den Donauländer[n] war aber durch die ununterbrochenen Kämpfe, Ueberfälle Belagerungen und Verwüſtungen der anwohnenden Germane[n] ſchwer bedroht. Es war kein Halt mehr, die Grenze, welch[e] ſeit faſt fünf Jahrhunderten dem Vordringen der Germane[n] gewehrt hatte, war nicht mehr ſtark genug. Alamannen,[1] Heruler,[2]) Thüringer[3]) und Ruger[4]) fielen in Rätien un[d] Norikum nach Belieben ein, raubten und plünderten un[d] zogen mit den Gefangenen und der reichen Beute über di[e] Donau in ihre Gaue zurück, um baldigſt wieder zu komme[n] und das gleiche Spiel zu treiben.

Wo aber blieb das Römerheer? Wo der Feldherr, w[o] die ſieggewohnten Cohorten?

Sie zeigten ſich nirgends, ſie kämpften gegen keine[n] Feind. Der Verband der rätiſchen Beſatzungsarmee wa[r] aufgelöst, jede Stadt, jede Feſtung war auf ſich ſelbſt un[d] den darin zurückgebliebenen Reſt der Beſatzungstruppen an-gewieſen. Was die Biographie des hl. Severinus von de[n] „oberen Städten Ufernorikums“ meldete, daß „faſt ke[in] Kaſtell den Ueberfällen der Barbaren entging“,[5]) das ga[n]

1) Eugippius, a. a. O., c. 19., S. 30.
2) Eugippius, a. a. O, c. 24., S. 34.
3) Eugippius, a. a. O., c. 27., S. 36.
4) Eugippius, a. a. O., c. 44., S. 52.
5) Eugippius, a. a. O., c. 11., S. 22. Ueber den hl. Severinu[s] ſchrieben ausführlich: Glück, Die Bisthümer Norikums, Bd. 1, S. 79—92. Huber, Geſchichte der Einführung und Verbreitun[g] des Chriſtenthums, Bd. 1., S. 401. Weſtenrieder, Beiträge zu[r] vaterländiſchen Geſchichte, Bd. 1., S. 51. Rettberg, a. a. O. Bd. 1., S. 266. Klein, Geſchichte des Chriſtenthums in Oeſter-reich und Steiermark. Bd. 1., S. 123. Kerſchbaumer, Geſchicht[e] des Bisthums St. Pölten, a. a. O., Bd. 1., Heft 1., S. 114 Pritz, Geſchichte des Landes ob der Enns, Bd. 1, S. 92. Schrödl Geſchichte des Bisthums Paſſau. S 11—27. Erhard, Geſchicht[e] der Stadt Paſſau, Bd. 1., S. 10—23. Vergl Wattenbach, Di[e] Geſchichtsquellen im Mittelalter, 3. Aufl., Bd. 1., S. 39 f.

Digitized by Google

auch von den Städten des reichen Rätiens.[1]) Hilfe fanden ſie in ihren Nöthen bei den Beamten des Kaiſerreiches nicht. Quintana (Künzing), das nordweſtlich von Paſſau liegende Kaſtell wurde von häufigen Ueberſchwemmungen heimgeſucht, die auch die hölzerne Kirche außerhalb der Mauern des Kaſtells bedrohte. In ihrer Hilfloſigkeit wandten ſich deßhalb die Quintanenſer an den hl. Severinus, durch deſſen Gebet den weiteren Ueberſchwemmungen des Buſinkafluſſes geſteuert wurde. In dem gleichen Orte erweckte der Heilige den ſehr ehrwürdigen Prieſter Silvinus, kurz nachdem er geſtorben, wieder zum Leben.[2])

Die reichen Geſchenke, welche dem Heiligen zufloſſen, benützte er zur Auslöſung von Gefangenen und zur Hilfeleiſtung für Bedürftige in dem Maße, daß faſt alle Armen in allen Städten und Kaſtellen durch ſeine Fürſorge erhalten wurden.[3]) Die öffentliche Armenpflege ruhte ganz auf ſeinen Schultern. So ſehr aber genoß Severinus das Vertrauen der Bewohner, daß ſie ihm freiwillig den Zehnten lieferten.[4])

Aber auch die plündernden Germanen bezeugten ihm hohe Achtung. Der Alamannenkönig Gibuldus erwies ihm die größte Verehrung.[5])

Da aber dieſer Germanenfürſt mit ſeinen Schaaren beſtändig die Stadt Batava (Paſſau) bedrängte, ſo flehten die Bürger den hl. Severinus um ſeine Vermittlung und Hilfe an, um ſo mehr als er ihrer Stadt gegenüber auf dem rechten Innufer, in dem noriſchen Bojodurum, ein Klöſterlein für einige Mönche gegründet hatte.

Und als der König eine Unterredung mit dem Heiligen

---

1) Eugippius, a. a. O., c. 15., S. 26. fecundarum municipium Raetiarum.
2) Eugippius, a. a. O., c. 16., S. 27. 28.
3) Eugippius, a. a. O., c. 17., S. 28.
4) Eugippius, a. a. O., c. 18., S. 29.
5) Eugippius, a. a. O., c. 19., S. 30.

erhielt, ſprach ihm dieſer mit ſolchem Nachdruck zu, daß er aufs heftigſte zu zittern anfing und ſeinen Heerſchaaren nach ſeinem Weggange erklärte, er ſei nie in einer Schlacht von ſolcher Angſt befallen worden. Auf ſeine Antwort: Er gewähre dem Heiligen jeden Wunſch, bat dieſer, er ſolle ſein Volk von Verwüſtung des römiſchen Gebietes abhalten und die Gefangenen zurückgeben. Und wirklich brachte der zu dieſem Zwecke abgeſandte Prieſter Lucillus eine große Menge Unglücklicher aus der Gefangenſchaft zurück.

Noch andere Fürſten ſuchten die Freundſchaft des heil. Severinus. Der Rugerkönig Flaccithaeus nahm aus Furcht vor der ungeheuren Menge der Gothen in Pannonien, die ſeine Feinde waren, ſeine Zuflucht zu dem Heiligen, der ihm Klugheit anrieth und eine friedliche Regierung verhieß.[1] Auch Odoakar, der ſpätere König von Italien, beſuchte ihn auf ſeinem Zuge über die Donau nach dem Süden. In unſcheinbarer Gewandung trat der junge, hochgewachſene Mann in die Zelle, ſich bückend, um nicht an deren Dach zu ſtoßen. Der Heilige weisſagte ihm ſeine künftige Größe und rief ihm beim Abſchied zu: „Ziehe hin, jetzt biſt Du in armſelige Kleider gehüllt, bald aber wirſt Du Vielen Großes ſchenken".[2]) Auch der Rugerfürſt Ferderuchus (Friedrich) beugte ſich vor der Hoheit des Heiligen, indem er, ſolange jener lebte, ſeine Raub- und Plünderungsſucht beherrſchte.[3])

Eine merkwürdige Thatſache: der römiſche Präfekt, die römiſchen Beamten, die das Wohl des Landes zu fördern gehabt hätten, waren nicht am Platze. Wie kein Militär zum äußeren Schutze, ſo iſt auch kein Beamtenthum zur Verwaltung des Landes mehr vorhanden geweſen. Eine einzige Perſönlichkeit, nicht etwa vom Kaiſer geſchickt, ſondern aus unbekannter Fremde gekommen, in einer Ge-

1) Eugippius, a. a. O., c. 5., S. 16 f.
2) Eugippius, a. a. O., c. 7., S. 18. 19.
3) Eugippius, a. a. O., c. 4., S. 16.

andung, die die ſtrengſte Abtödtung verrieth, ohne Schuh-werk ſelbſt mitten im germaniſchen Winter voll Eis und Schnee,[1] wandernd von Land zu Land, Stadt zu Stadt, Ort zu Ort — dieſer arme Mann bildete die Zuflucht von Fürſten und Völkern, war die Säule der Ordnung, die Wehr gegen Noth und Gefahr.[2] Denn das römiſche Reich ſank in Trümmer. Vorbei war es mit der Macht ſeiner Legionen, die die Welt in Zwang und Unterwerfung gehalten hatten. Gefallen waren die Grenzkaſtelle, erobert die Grenzwehr, vernichtet die Reſte der Garniſonen. „Solange das Römiſche Reich beſtand, wurden die Soldaten vieler Städte als Be-ſatzung der Grenze — pro custodia limitis — auf Staats-koſten unterhalten. Mit dem Aufhören dieſer Gewohnheit wurden zugleich die Kriegerſchaaren ſammt der Grenzwehr vernichtet".[3])

Der große, römiſche Reichslimes an der Donau, der durch eine ununterbrochene Kette von Befeſtigungen aller Art geſchützt geweſen war,[4]) war durchbrochen, vernichtet, die römiſchen Beſatzungen der Grenzkaſtelle, ohne Unter-ſtützung des Reiches ſich ſelbſt überlaſſen, erlagen in der Vertheidigung der Reichsgrenze.

Nur in Batava (Paſſau) hielt ſich noch eine Schaar. Als einige Kriegskameraden ſich auf den Weg wahrſcheinlich nach Aquileja machten, um den fehlenden Sold zu holen, erlagen auch ſie den Feinden, welche das umgebende Land ſchon in Beſitz genommen hatten, und wurden deren Leichen in den Inn geworfen. Schlimme Vorzeichen! Als darum die Prieſter der Baſilika, die am Inn in Boiotro außerhalb

---

1) Eugippius, a. a. O., c. 4., S. 16.

2) Vgl. Hauck, Kirchengeſch. Deutſchlands, 1. Bd., S. 330 nennt den hl. Severinus eine Perſönlichkeit, zu der es keine Parallele gibt. Büdinger, Oeſterr. Geſchichte, Bd. 1., S. 51: Man kann ſeine Thätigkeit kaum mit einer anderen vergleichen. . . Vgl. S. 47—51.

3) Eugippius, a. a. O., c. 20., S. 31.

4) Muchar, a. a. O., T. 1., S. 15.

der Mauer der Stadt Paſſau gebaut war, Reliquien vo Martyrern ſuchten, wies ſie der hl. Severinus auf die Noth wendigkeit, unmittelbar den Platz zu verlaſſen, hin.[1]) Da Gleiche that er gegenüber den Bürgern von Paſſau, die ih baten, nach Fabiana zum Fürſten der Ruger zu fahren, un von ihm Handelsfreiheit zu erhalten. Da weisſagte er ihnen Die Zeit hat ſich für dieſe Stadt genaht, daß ſie öd (verlaſſen) wie die übrigen Städte früher von den Be wohnern bleibe.

Die Paſſauer, voll Selbſtvertrauen und Zuverſicht au ihr gewohntes Stadtregiment (Beſatzung, regimine consueto glaubten dieſes Mal den Worten des Heiligen nicht, der nac ſeinem Kloſter Fabianis, das über 100 Meilen entfernt wa fuhr. Sofort fiel Chunimundus mit einer kleinen Schaa über die Stadt her, während die meiſten Bewohner außerhal derſelben mit der Ernte beſchäftigt waren, und tödtete vierzi Mann, die als Wache zurückgeblieben waren.[2])

Auch die Stadt Joviacum (an der Donaubiegung be Schlägen), wo die Michelflüſſe münden, wurde in gleiche Weiſe, weil die Bürger den wiederholten Warnungen de Severinus nicht folgten, von den Herulern unvermuthe überfallen, verwüſtet und der größte Theil der Einwohne als Sklaven fortgeführt.[3])

Nun nahte das Ende der Römerherrſchaft in Rätien.

Die Bewohner von Quintanis (Künzing) mußten vo den beſtändigen Angriffen der Alamannen ihre Stadt verlaſſe und ſuchten in Paſſau Zuflucht.

Und als die Alamannen auch dieſe Stadt angriffe wurden ſie zwar beſiegt und in die Flucht geſchlagen. De

1) Eugippius, a. a. O., c. 22., S. 31 f.

2) Eugippius, a. a. O., c. 22., S. 32.

3) Eugippius, a. a. O., c. 24., S. 33 f. Kenner, Die Römerort zwiſchen Traun und Inn, in Sitzungsberichten der philoſ.-hiſto Klaſſe der k. k. Akademie der Wiſſenſchaften. Band 21. 187 S. 591, 611.

Heilige aber ſah voraus, daß die Feinde mit ſtärkerer Macht wiederkehren werden, der nicht Widerſtand geleiſtet werden könne, und rieth den Paſſauern zum Abzuge nach Lorch. Die meiſten zwar folgten ſeinen Worten, diejenigen aber, welche aus „Liebe zum heimatlichen Boden“ blieben, wurden noch in der gleichen Woche bei einem Ueberfalle der Thüringer theils getödtet, theils in die Gefangenſchaft geſchleppt.[1])

Damit waren alle Städte und Feſtungen in der oberen Donaugegend, d. i. in Rätien, zerſtört.[2])

Der letzte Reſt römiſcher Herrſchaft in dieſer ehedem ſo blühenden Provinz war vernichtet. Nach jahrzehntelangen Kämpfen rückten die Sieger, die Bajuwaren, in die verlaſſenen Wohnſitze ein, um auf den Trümmern der alten Welt unter dem Einfluſſe der römiſchen Cultur und von dem Chriſtenthum veredelt und gehoben, eine neue, beſſere Weltordnung, die chriſtlich-germaniſche, mit errichten zu helfen.

München, Juni 1901. Dr. Franziß.

1) Eugippius, a. a. O., c. 27., S. 35.
2) Eugippius, a. a. O., c. 28., S. 36. 37. . . . post excidium oppidorum in superiorem partem Danubii. . . .

XXXIX.

Die engliſche Hörigkeit des Mittelalters.

II. (Schluß.)

Im 14. Jahrhundert überwogen noch die Hörigen unte der bäuerlichen Bevölkerung. Zu einem Fronhof der Abte Ramſey gehörten 13 Hiden: drei davon ſtanden im Eigen betrieb, eine hatte ein freier Bauer, 11½ kleine Hufe hatten andere Freibauern, 42½ hatten Hörige im Beſitz Kleinere Streifen, die an Köter verliehen wurden, ſind nich eingerechnet. Indeſſen ſind die Unterſchiede in wirthſchaftliche Hinſicht nicht ſo groß, wie in rechtlicher.

Auch die freien Bauern waren mit Renten belaſtet, j mußten fronen. Ein Fronhof der Abtei Battle hatte 61 Joch Hörigenland, 29 Joch Freiland. Vom Hörigenland mußte für jedes Joch 7 Schilling und 5 Pfennig bezahlt werden.[1] Viel mehr Renten mußten ſie für das Freiland geben, vom Joch 23 Schilling und 7 Pfennig. Der Handlohn (relief) betrug für das unfreie Land vom Joch 40 Pfennig, vom Freiland eine Jahresrente. Dafür waren aber die Fronen des Hörigenlandes viel ſtärker, beſonders die Wagendienſte. Die Vogteihörigen, Sokemannen, die man vielfach auch zu den Frönern zählte, mußten 1 bis 2 Tage in der Woche fronen, die Hörigen 3 oder 4 Tage Der Frondienſt einer

1) Vinogradoff, S. 309, gibt als Geſammtſumme 6 Pfund an, das ſtimmt aber nicht mit den 61 Jochen.

hörigen Hufe (virgate) wird einmal auf 8 Schilling, der der Freihufe auf 4 Schilling geschätzt; wieder ein andermal ist das Verhältniß für die Halbhufe (bovate) wie 9 $^1/_2$ und 5 $^1/_2$ Schilling (S. 343). Freilich gab es im Einzelnen große Unterschiede, unter den Freibauern viel größere als unter den Hörigen. Es gab solche, die für den Besitz einer Hufe acht Morgen Herrenland pflügen mußten,[1]) während ein Höriger nur einen Morgen zu pflügen hatte.

Die Pflugfrone richtete sich im Allgemeinen nach der Größe eines Besitzes. Der Besitzer einer Hufe mußte einen Morgen jede Woche ackern,[2]) und mehrere Hufener mußten einander helfen; denn zu einem vollen Pflug rechnete man 8 Ochsen, da der Boden sehr schwer war und daher mußten 4 Hufen zusammenstehn, um in der Woche 4 Morgen zu pflügen. — Auch eine andere Berechnung nach der Zahl der Ochsen, die der Hörige hatte, kommt vor: wer 6 Ochsen hat, heißt es einmal, muß 3 Tage, wer 4 Ochsen hat, 2 Tage, wer 2 Ochsen hat, 1 Tag, wer einen hat, $^1/_2$ Tag pflügen.[3])

Wie zur Pflugzeit mußten auch zur Erntezeit Fröner bereit sein. Auch hier wurden die Fronen entweder nach Tagen oder nach Ackermaßen oder nach Arbeitskräften berechnet. Wenn es einmal heißt, ein Bauer müsse mit 28 Mann erscheinen, ist damit nicht gemeint, daß er so viel Mann stellen müsse, sondern er konnte mit 2 Arbeitern 14 Tage lang, mit 4 Arbeitern 7 Tage lang arbeiten. Für die Erntezeit war die Fronlast am schwersten zu bemessen, manchmal genügte langsamere Arbeit, manchmal aber war große

1) Vinogradoff S. 338.
2) Seebohm S. 39.
3) Unusquisque arabit per tres dies, si habeat sex boves; per duos, si habeat quatuor boves; per unum, si habeat duos boves; per dimidium, si habeat unum bovem. Ely Inqu. Cotton MSS. Claudius, c. x. l. f. 185, nach Vinogradoff 279.

Schnelligkeit angezeigt. Deßhalb waren wohl außerordentliche Fronen nöthig, precariae, boonwork, lovebone. Dazu kamen endlich Wagenfronen. Wer kein Fuhrwerk hatte, mußte ſonſt Laſtträgerdienſte thun.

Die Geſammtzahl der Fronen war ziemlich groß. Zu einem Hofe der Chriſtuskirche zu Canterbury gehörten [illegible] Frontage, 44 Wochen mußten von den Hufnern, 88 von den Kötern, 320 von den Beſitzern einzelner Felder gefront werden. So groß war die Fronarbeit, da der ſtarke Eigenbetrieb der Grundherren ſie nothwendig machte; ſpäter wurden ſie vollſtändig abgelöst.[1]) Dazu kamen Naturallieferungen, die Stellung von Getreide, von Hühnern, Eiern, Oel u. ſ. f. Trotzdem darf man die Belaſtung auch jetzt nicht allzuhoch anſchlagen. Der einzelne Beſitzer mußte nicht ſelbſt fronen, er konnte Stellvertreter aus ſeinen Familiengenoſſen ſchicken. Auch konnte er den Frondienſt durch eine Geldzahlung ablöſen: für einen Tag mußte nur 1 Pfennig gezahlt werden. Um 1—2 Pfennig des Tages konnte im 13. Jahrhundert ein freier Taglöhner eingeſtellt werden, wozu freilich noch die Verköſtigung kam. Die Frauen und Kinder erhielten weniger Lohn.[2])

Für die Herrſchaft trug ein Morgen (acre), wenn man alle Leiſtungen zuſammenfaßt, etwa 6—7 Pfennig[3]) und

1) Auf den Gütern des Kloſters St. Paul in London waren 3/8 in dominico (Salland) und 5/8 terra tenentium, Naſſe S. 25.

2) Erhielt der Arbeiter zwei, ſo erhielt die Frau einen, das Kind einen halben Pfennig. — Um die Wende des 13. u. 14. Jahrhunderts wird für Meiſter der Taglohn zwiſchen Michaelis bis Martini auf 4 Pfennig, zwiſchen Martini bis Lichtmeß auf 3 und von Lichtmeß bis Oſtern auf 5 Pfennig feſtgeſetzt; wurde aber auch Koſt gereicht, ſo durften täglich 3 Pfennig abgezogen werden. Geſellen erhielten weniger.

3) Dieſen Ertrag berechnet Rogers aus folgender Thatſache: ein Leibeigener des Merton College in Oxford hatte 15 Acres inne; er mußte dafür leiſten 1/2 Pfennig am 12. November und 1 Pfennig ſo oft er braut, ferner auf Michaelis 1 Quarter

dieſe Summe ſetzt ſich ziemlich gleichmäßig zuſammen aus dem Werth der Fronen und Naturalleiſtungen.[1]) Nun bedeutete aber dieſer Ertrag nicht allzu viel. Ein Morgen Acres koſtete 6—8 Schilling, das zwölf- bis ſechszehnfache des einfachen Ertrages. Die Verzinſung des Grundkapitals war alſo klein, ſie betrug höchſtens 8 Procent, während das bewegliche Kapital ſich bis zu 20 Procent verzinſte. Als nachmals die Verpachtung aufkam, wurde an Pachtſchilling nicht viel mehr verlangt, als was die Hörigen hatten leiſten müſſen, d. h. 6 Pfennig für den Acre, im 18. Jahrhundert 10 Schilling.

Wenn man bedenkt, daß der Boden eigentlich als Eigenthum der Herren galt, ſind die Leiſtungen der Hörigen und Zinsleute nicht ſehr groß.[2]) Dazu war dieſe Leiſtung nicht nur Erſatz der Bodennutzung, ſondern auch der Mark-

Saatweizen, 1/4 Scheffel Weizen, 4 Buſhel Hafer, am 12. Nov. 3 Hennen und zu Weihnachten 1 Hahn, 2 Hennen und für 2 Pfennig Brod. Er mußte 1/2 Acre von des Grundherrn Land beſtellen, zur Erntezeit drei Tage helfen und dabei noch einen Arbeiter auf ſeine Koſten einſtellen. Endlich mag man für die Wohnung 2 Schilling rechnen. Das ergibt 9 Schilling, für den Acre alſo 6—7 Pfennig. Rogers, Geſchichte der engliſchen Arbeit, 1896, S. 21, 31, 96, 377.

1) Vinogradoff gibt folgende Angaben (339): für eine Hufe mit etwa 30 Morgen mußte 6 Schilling auf dem oben erwähnten Hofe der Abtei Ramſey gezahlt werden. In Radewelle kamen einmal 4 Schilling ein, dazu aber Fronen im Werth von 8 Schilling. Item comnes positi ad censum qui tenent virgatam vel dimidiam virgatam, dabunt per annum pro virgata octo solidos, vel pro dimidia virgata quatuor solidos.

2) Für ſehr gedrückt hält die Lage der Hörigen Naſſe S. 30. Vinogradoff gibt kein Urtheil. Beſſer als die Hofbauern hatten es nach Naſſe S. 30 die Köter, aber einen Beweis erbringt er nicht. Etwas Richtiges hat dieſe Behauptung mit Bezug auf die niederſächſiſchen Köter im Vergleich zu den Hüfnern (Wittich); ſehr ſchlimm aber war die Lage der ſchottiſchen Cottars nach Waldner, Crofters und Cottars, Halle 1857, S. 29, 39.

nutzung. Ueberdem hatten die Unterthanen Anſpruch au Unterſtützung in der Noth. Während der Fronzeit wurde ſie verköſtigt. Sehr bedeutend war die Marknutzung. Di Gemeinwälder durften zur Hiebe, das Gemeinland zu Weide benützt werden.

Außerhalb der geſchloſſenen Zeit war urſprünglich di geſammte Flur der Beweidung offen. Bei der vielverbreitete Zweifelder- oder Feldgraswirthſchaft war die Weide ohnehi ausgedehnt; auch bei der Dreifelderwirthſchaft wurde auf di Beweidung große Rückſicht genommen, ſelbſt auf eingezäunte Wieſen wurden außer der geſchloſſenen Zeit — 2. Februa bis 1. Auguſt — allgemeine Beweidung geſtattet. Be Gemeinwieſen wurden einzelne Stücke vielfach an die Gemeinde genoſſen verlooſt, dann wurden dieſe zwei Jahre lang gemäht aber im dritten Jahre ſtanden ſie gewiſſermaßen brach un waren ſo der allgemeinen Benutzung offen.[1])

Die Weidenutzung der Einzelnen war urſprünglich ziem lich unbeſchränkt, ſie richtete ſich nach ſeinem Viehſtand un der Viehſtand richtete ſich nach ſeinem Gute, das zu be wirthſchaften war. Da die Herren noch auf die Spanndienſt ihrer Unterthanen angewieſen waren, begünſtigten ſie eine guten Viehſtand. Von einer Großhufe (hide) durften nac einer Beſtimmung von Glaſtonbury 18 Ochſen, 16 Kühe 1 Stier, 200 Schafe und 1 Widder, 4 Pferde, 20 Schweine auf die gemeine Weide getrieben werden.[2]) Als der Eigen-

1) Quando campus ille remanebit warectatus, praedictum pratum erit commune; Naſſe S. 39.

2) Glastonbury Cart., Wood MSS., Bodleian, f. 182, b. Vgl. f. 239, 240: Memorandum anni 1243 de amensuratione pasture . . . dicunt precise quod ad quamlibet hidatam terre in eadem villa pertinent 16 boves ad terram excolendam, 4 vacce, 4 averia, 50 bidentes et 6 porci . . . ad unam virgatam terre pertinent 4 boves et 2 vacce, et 1 averium, et 3 porci et 12 bidentes ad tantam terram colendam et sustinendam Vinogradoff 365.

betrieb der Grundherren zurückging, hatten ſie kein Intereſſe mehr an dem Viehbeſtand der Unterthanen und beſchränkten die Weide.

Solange die Stallfütterung und damit die Düngung der Felder ſelten war, hatte der Schafpferch erhöhte Wichtigkeit. Dieſen nun eigneten ſich die Grundherren wieder ausſchließlich an. Ihre Heerden bildeten ja allerdings die Mehrzahl, aber die Schafe der Unterthanen mußten ſich mit den Schafheerden der Grundherrſchaft vereinigen. Das Pferchrecht jus faldae lag der Herrſchaft um ſo mehr am Herzen, je geringer ihr eigener Viehſtand war. Nur ſelten hatten auch andere Bauern ein ganzes oder ein halbes Pferchrecht.[1]) Mit der Zeit nahmen die Herrn die Schafzucht ganz in ihre Hand, wozu ihnen die Einziehung der Gemeinheiten die Mittel boten.

In vielen Fällen waren ſie ohnehin Eigenthümer der geſammten Flur.[2]) In anderen Fällen bekamen ſie ausgedehnte Rechte erſt in ihre Hand. Die Rechte der einzelnen Gemeindegenoſſen wurden zu Servituten herabgedrückt. Doch unterſchied man zweierlei Gemeinrechte, anhängende und zugehörige, commons appendants, commons appertenants.[3]) Die anhängende Gemeinheit gehörte zum Complex der Hofrechte, die zugehörige beruhte auf der Verleihung des Herrn.

Viel Gemeinland zogen die Grundherren einfach ein, und die Geſetze geſtatteten ihnen das, wenn es um Rechte der hörigen Leute ſich handelte; nur wenn freie Hinterſaſſen und Nachbarn nachwieſen, daß die geſchmälerte Weide ihren Bedürfniſſen nicht mehr genüge, ſollte eine Klage berechtigt ſein.[4])

Dieſem Umſchwung ging die Einführung des Pachtſyſtems voraus. Das Pachtſyſtem kam den Bauern zu gut,

1) Naſſe S. 49.

2) Lords of the soil vgl. Waldner S. 37.

3) Commons in gross waren ein perſönliches Recht.

4) Naſſe S. 48.

ſtellte ſie freier, aber zuletzt machte es auch eine Entfernung derſelben leichter. Das Aufkommen der Verpachtung hing mit wirthſchaftlichen Aenderungen zuſammen, mit dem Zurückgehen des Eigenbetriebes und den Anfängen der Geldwirthſchaft. Den Eigenbetrieb einzuſchränken[1]) und die Fronen mit Geld ablöſen zu laſſen, Oedland zu roden und das Rodland an freie Bauern auszuthun, ſahen die Grundherrn für vortheilhaft an.

Das Geld erhielt in England früh eine große Bedeutung, da der Handel blühte. Schon die natürliche Lage begünſtigte den Handel, außerdem ſorgte eine mächtige Königsgewalt für größere Sicherheit, als ſie ſonſt beſtand. Die ſtädtiſchen Märkte boten dem Bauern einen lohnenden Abſatz für ſeine überſchüſſigen Produkte. Mit dem Geld, das er ſich erwarb, konnte er ſeine Abhängigkeit von den Grundherrn erleichtern, und die Grundherren gingen gerne darauf ein, da ſie Geld bedurften. Daher wurden vor Allem Naturalleiſtungen in Geldabgaben verwandelt und in Folge der Umwandlung der Naturalleiſtungen in Geldabgaben rückten viele Bauern aus der Klaſſe der Fröner in die der Zinſer und aus dem land at work (ad opus) wurde land at rent (mail). Allerdings verzichtete die Herrſchaft damit nicht auf alle Dienſtleiſtungen, und es blieb vielfach beiden Theilen überlaſſen, ob ſie die betreffenden Verpflichtungen nach der urſprünglichen Feſtſetzung oder in Geld anſprechen oder leiſten wollten. War doch oft die Geldfeſtſetzung (new assize) zunächſt nur eine Abſchätzung der Dienſte für Verſäumnißbußen. Mit Geld konnten jetzt bereits Taglöhner beſtellt werden; ſchon im 13. Jahrhundert gab es Lohntaxen.

---

1) Vinogradoff S. 336 ff. unterſucht umſtändlich die Urſachen der Mehrung der Freibauern, aber die nächſte und einfachſte Urſache, die Einſchränkung des Eigenbetriebes, hebt er nicht hervor, obwohl er ganz nahe daran anſtreift. In many surveys we find a sort of belt formed aro und the home farm by the intrusion of the dependent people intho the limits of the demesne (329)

Natürlich erreichte man mit Taglohn mehr, als mit erzwungener Fronarbeit, und eine Geldzahlung wurde daher gerne einer Naturalleiſtung vorgezogen. Im 15. Jahrhundert ſind alle Fronen verſchwunden.

Die gewöhnliche Leiheform war copyhold: die Bauern erhielten für eine Urkunde über ihre Pflichten copy de cour roll,[1]) ihre Rechte waren durch das Hofrecht genau fixirt. Erſt jetzt erhielten die Beſtimmungen über die Hofpacht, wovon ſchon oben die Rede war, volle Wirklichkeit.

Die Einführung der Pacht wurde beſchleunigt in Folge der Fronhoforganiſation. Den Fronhöfen lag die Ablieferung beſtimmter Leiſtungen an Naturalien, Geld u. ſ. f. ob oder ſie mußten für Wochen und Monate den Küchenbedarf der Herrſchaft decken. Wenn die Verwalter der Fronhöfe, die Maier, Seneſchalle nur ihre vorgeſchriebenen Leiſtungen beſorgten, bekümmerte ſich die Herrſchaft nicht weiter um die Verwaltung. Die Maier wurden ziemlich unabhängig; gerade ſie haben nicht ſelten Land verpachtet.[2])

Es war eine zweideutige Freiheit, die den Bauern mit Pachten geboten wurde; wohl lagen ſeine Rechte offen, ſein Verhältniß war lösbar, aber er konnte auch leicht abgeſtiftet werden. Und dieſes geſchah in einem Umfange, daß England heute faſt keine Bauern mehr hat.

Grupp.

1) Verwandt iſt die früher erwähnte tenure per le verge, per furcam et flagellum.

2) Dieſe auch für Deutſchland intereſſante Thatſache iſt mit Beweiſen belegt von Vinogradoff (331): Glastonbury Inqu. of 1189, p. 79: „Johannes clericus . . . idem tenet unum cotsetle pro 16 d. pro omni servitio ex presto. Domesday of St. Pauls, 94: Gilbertus filius N. tenet tres virgatas in quas Gilbertus avus suus habuit ingressum per Pheodoricum firmarium et modo reddit pro illis 36 solidos“, etc. Ibid. 40: „Thomas filius Godrici 22 acres pro 22 d., cuius medietas quondam Stephani, sed habet eam per Ricardum firmarium.“

XL.

Katholiſche Landſchaftsdichtung.

2. Otto von Schaching.

„Als der Großvater die Großmutter nahm“, das waren halt doch ſchöne Tage; ſtreng und ſteif wie die Crinolinen und Cravatten war zwar die Sitte, doch weich ſchlug das Herz, nur allzuweich, aber es ſchlug. Die moderne Seele hat in der realiſtiſchen Schule ſich gewandelt: leicht und locker iſt heute das Leben, aber in ſtraffer Selbſtzucht liegen die Gefühle. Ob das wirklich ein ſo großer Vorzug iſt? Beides aber, die Ungebundenheit des Handelns, wie die Gebundenheit der Gefühle im künſtleriſchen Ausdruck ſind die Ergebniſſe eines Jahrhunderts, das in ſeinen großen Thatſachen ein epiſches war wie kaum die Zeit der Dietrichſage oder der Nibelungenhandſchriften und doch den vollendetſten Subjektivismus und Individualismus gezüchtet hat. Woher der Contraſt, ſoweit dieſe Uebereigenſtändigkeit nicht in dem Bewußtſein der Erfolge ihre Wurzel hat? Warum ſind wir Kinder einer thatenreichen Glanzepoche ſo über alle Maßen lyriſch und bei all dem Lyrismus ſo gedanklich und gefühlsarm? warum ſo viel Ich und ſo wenig Herz? Der Gründe ſind ſchon hunderte aufgezählt worden, aber einer iſt auch der: wo der Halt fehlt, da fehlt die Harmonie. Jenſeits von gut und böſe iſt auch jenſeits von ſchön und häßlich; dort liegt die Charakterloſigkeit und Inconſequenz, dort liegt der Egoismus und, mehr oder weniger ſtark, die

Blaſirtheit, und wer alle dieſe Krebsſchäden heilen will, muß uns zwei Dinge wiedergeben, zwei Dinge der lieben guten, alten Zeit: den hiſtoriſchen Sinn und das friſch-natürliche Empfinden. Unmittelbar aus dem Volke muß die Kunſt, ein machtvoller Ausdruck des Geſammtgefühls, heraustreten und ſich als ein Glied, nicht als in ſich geſchloſſenen Ring, in der Kette der Aufeinanderfolge betrachten. In dieſem Bewußtſein liegt dann ſchon die Erfüllung der berechtigten Zeitforderungen. Ein Mann nach unſerem Herzen wäre vorläufig alſo ein zugleich modern und hiſtoriſch geſchulter Heimatkünſtler: modern in der Aeußerung, geſchichtlich im Denken und landſchaftlich im Stoff, heimiſch, objektiv-epiſch und neuzeitlich in unzertrennlichem Dreiklang. Von der Vergangenheit zur Gegenwart bietet eben das Leben und Weben in der Provinz die Brücke. In dieſem Kreiſe bewegte ſich auch die Tendenz des als Entdecker der Dorfgeſchichte geprieſenen Auerbach, von dem Hellmuth Mielke („Der deutſche Roman des 19. Jahrhunderts". 3. Auflage. Berlin, Schwetſchke 1898) ſagt, daß ihm in dem Gedanken, der Einzelne müſſe den „Einklang ſeines Lebens mit dem allgemeinen Natur- und Sittengeſetze finden", „die Verſöhnung des neuen Nationalitätsgedankens mit der Idee der Menſchheit" gelegen habe, „des Geſchichtlich-Gewordenen mit den alten Forderungen der Humanität", was freilich hier mehr nach der moraliſchen, als nach der künſtleriſchen Seite gemeint iſt, da in dem Schwarzwälder Juden nach richtiger Behauptung ſeiner Recenſenten die ethiſche Anlage die dichteriſche überwiegt.

Ein ſolcher Mann nach unſerem Sinne nun, ein wahrer Künſtler für ſich und ein Kämpe im Ringen nach der großen Poeſie, iſt der als Redakteur unter dem Decknamen Otto von Schaching von uns ſchon in früheren Artikeln genannte Dr. Victor Martin Otto Denk (geb. 23. Juni 1853 zu Schaching in Niederbayern), der nach einem lebhaften Umtrieb in der publiciſtiſchen Gegenwart und nach tief-

gehenden Geſchichtsforſchungen das Leben und die Anſchauungen ſeiner gemüthstiefen und charaktervollen Heimat, des bayriſchen Waldes, zur eigenen Domäne ſeines künſtleriſchen Schaffensdranges ſich auserkoren Schaching ſelber iſt eine ſtarke Natur, in welcher der echte Volksgeiſt ſeiner Arbeitsprovinz eine unverwüſtliche Einfleiſchung gefunden.[1]) Lebens-

1) Einſchneidende Schärfe und unerbittliche Logik kennzeichnen Denk's ſchriftſtelleriſche Eingriffe in die öffentlichen Kämpfe der 70ger Jahre. Man leſe z. B. nur einmal in den „Weckſtimmen“ (V. Jahrg. 2. Heft) ſein Broſchürchen „Lauter Lug und Trug“ (1874), eine erſchütternde Predigt. Die Geſchichte gab dieſer Polemik das Rückgrat, und daher mußte der „Beitrag zur Erziehungs- und Schulfrage“: „Der Materialismus in der Erziehung und die Revolution“ (Kempten, Köſel 1874, 132 S.), den Schaching als Maëſtro am öſterreichiſchen Hoſpiz St. Maria dell'Anima in Rom dem „modernen Staate“ unter den Weihnachtsbaum legte, doppelt wirken. Von Denk's hiſtoriſchen Werken nennen wir hier beſonders „Maximilian I., der Große, Kurfürſt von Bayern“. (Freiburg, Herder 1876, 300 S.) und ſeine beſte Leiſtung, die gehaltvolle „Geſchichte des gallofränkiſchen Unterrichts- und Bildungsweſens von den älteſten Zeiten bis auf Karl den Großen. Mit Berückſichtigung der literar. Verhältniſſe“ (Mainz, Kirchheim 1892) — beſprochen in dieſen Blättern Bd. 110, 461–468. Eine Abhandlung „Die Grafen von Barcelona“ (1888) trug dem vielſeitigen Verfaſſer die ehrenvolle Mitgliedſchaft der kgl. Akademie der Buenas Letras zu Barcelona ein. Seiner ebenfalls in den gelben Heften Bd. 114, 150 ff. angezeigten „Geſchichte der altkatalaniſchen Literatur“ (München 1894) gedenkt er — ſo berichtete wenigſtens ſeiner Zeit Heinrich Keiter, Schachings Vorgänger in der Leitung des „Deutſchen Hausſchatzes“ (Wiener Reichspoſt 1898) — eine mehrbändige Geſchichte der ſpaniſchen Nationalliteratur folgen zu laſſen. Es iſt uns nicht möglich alle Werke dieſes Vielſchreibers hier aufzuzählen; man ſehe das umfangreiche Verzeichniß in Kürſchners „Literaturkalender“ nach, welches in ſeiner Folge zugleich einen intereſſanten Einblick in Schachings Entwicklungsgang gibt. Mit Gedichten fings natürlich an. (Blumen aus dem Gottesgarten. 1871.) Zur Novelliſtik ging Denk erſt in den 80ger Jahren über, nachdem ſein heißes Blut in den an Conflikten mit der Regierung nicht gerade armen Kämpfen des vorausgegangenen Jahrzehntes ſich ausgetobt und bei ruhigem Studium, ſowie auf weiten Reiſen ſich gekühlt und geklärt.

iſt und Zähigkeit haben das Merkmal des „Waldlers“
iner Stirne aufgeprägt, und alle Culturbeleckung hat das
rbtheil ſeines prachtvollen Menſchenſchlages nicht weg-
twiſchen vermocht. Es iſt alſo ſein eigenes Fleiſch und
ein, wenn er den Erinnerungen alter Tage neuen Geiſt
nhaucht, und das gerade ergreift ſo an ihm, das Rück-
hauen und Inſichblicken, die Lyrik ſeiner Stimmung, in
r das moderne Empfinden den Anknüpfungspunkt fand,
ıd die in ſelten einheitlicher Durchdringung mit der Epik
iner geiſtigen Erziehung und Richtung ſeinen Geſtalten
ne normale Blutwärme, den einzigen Grund einer vollen
Virkung des Lebens zum Leben, einflößt, daß man ſie, um
it Brentano zu reden, „herumdrehen“ kann. Wenn man
e Muſenkinder eines Autors der Reihe nach Revüe paſſiren
ßt, wird man die Familienähnlichkeit nie mißkennen; ſie
gt nicht nur im Stil, in der Weltanſchauung und im
toffgebiet, ſondern muß ſich auch zeigen in einem ob noch
leichten Schematismus der Erfindung. Das iſt auch bei
chaching der Fall; aber jede Figur allein genommen iſt
ne wahre Geſtalt, eine Perſönlichkeit vom reinſten Waſſer.
as erſte Erforderniß des Romanciers, das Zeichnenkönnen,
demnach mit Vollendung gegeben, und zwar nicht als
rtige Technik, nicht als erlernte Routine ſcharfer Augen
ıd ſicherer Hände, nicht verſtandesmäßig, ſondern aus dem
nerſten Herzen heraus, ein Sichſelbſtfühlen. Otto von
chaching iſt alſo ein Poet, ein „echter Poet“, wie kein
ringerer als Martin Greif nachdrücklich feſtſtellt. (Zollings
Gegenwart“ 1900. Nr. 26. „Ein kathol. Erzähler“.)

Und nun ſchlägt der aufmerkſam gemachte Leſer die an-
kannte akatholiſchen Fachkompendien auf und findet in
itten der Sterne und Sternchen zehnter bis zwanzigſter
chtſtärke nirgends den Namen Denk's, auch nicht in dem
en erwähnten ausführlichen Werke Mielke's. Wer hätte
Dreiſtigkeit, Schaching neben die genialen Novelliſten
m Schlage eines Sudermann, Heyſe, Keller, Meyer ſtellen

zu wollen? Iſt er aber deßhalb geringer als etwa Spindle Steub und Stinde, von der Marlitt, der Böhlau, der E ſtruth und ähnlichen „Gartenlaubenweibern“ ganz abgeſehen Ja, ja, wir Katholiken ſind recht inferior.[1])

Otto von Schaching's Kreis iſt ganz und gar d Heimatkunſt; hier kennt er jeden Schritt Land, weiß jed Laut in Hag und Halde zu deuten, blickt den Menſche kindern ſeiner Gaue durch die großen, ehrlichen Augen hin in die große, ehrliche Seele, deren geringſte Schwingung d Akkorde ſeines gleichgeſtimmten Herzens wachruft; hier h jedes Wort den eigenthümlichen Klang ſeines Klimas u die feſte Prägung übereinſtimmenden Gebrauches. Der Heim Anſchauung und Denkungsart iſt auch die ſeine, die ſei im ganzen Umfang, weil er ein Kind der Landſchaft *κατ' ἐξοχήν*. Und da iſt der Künſtler am größten, wo ſei Note zur reifſten Ausentfaltung gelangt. Für dieſe B hauptung findet ſich zunächſt ein ſtarker negativer Bew in der ‚geſchichtlichen Erzählung‘ „Widukind, der Sachſe held“ (Osnabrück, Wehberg 1898), dem erſten Bande ein großen vaterländiſchen Cyklus „Aus Deutſchlands Kaiſerzeit welcher das „Schickſal der deutſchen Kaiſer und des Reich gedankens durch den Gang der Jahrhunderte verfolgen ſoll Die Idee iſt nicht neu. Schon Pape hatte in den 50 Jahren, angeregt durch die günſtige Aufnahme ſeines „treu Eckart“, dasſelbe vor, der damaligen Zeit entſpreche natürlich in Epen. Guſtav Freytag, mit dem übrige

1) Kann man es da einem Lindemann-Salzer („Geſch. d. deutſch Literatur“, 7. Auflage. Freiburg 1898) verargen, wenn er d bayeriſchen Waldnovelliſten mehr als zwei volle Seiten widm während z. B. Karl Bleibtreu, Max Kretzer, Michael Ge Conrad, Konrad Alberti, Heinz Tovote und Detlev v. Liliencr alle zuſammen mit einer einzigen knappen Seite vorlieb nehm müſſen? Dieſe „Literaturgeſchichte“ hat eben unter dem Dr der Verhältniſſe einen apologetiſchen Charakter und muß Baumgartner's Goethebiographie berichtigend ergänzen.

chaching, von ſeiner Begeiſterung für die alte Zeit ab-ſehen, ſonſt nicht viel Verwandtſchaft aufzuweiſen hat, cht in ſeinen „Ahnen“ (1872—80) des deutſchen Volkes ebensgang an einer einzelnen Familie künſtleriſch darzulegen, nd nachdem Zola, beſtimmt durch Honoré Balzacs Novellen-eihe „la comédie humaine“ (Schilderung franzöſiſcher Sittenzuſtände), in den berüchtigten „Rougon-Maquart“ den mgekehrten Weg, den der Fäulniß, gegangen, ſind ähnliche Romanfolgen nicht mehr ſelten, die ſich nun oft zu aus-edehnten Menſchheitschroniken geſtalten und Anſätze im-oſanter Horizontalbilder aufweiſen, wie etwa Paul Lindau’s Berlin“ (begonnen 1886) oder Felix Dahn’s „Kleine Ro-mane aus der Völkerwanderung“. Schaching iſt kein Sitten-childerer, ſondern ein Hiſtoriker; er nimmt das zeitliche Nacheinander. Es iſt ohne allen Zweifel: ein Werk aus einer Feder wird ſtets künſtleriſch wie culturgeſchichtlich be-deutend ſein, und wir dürfen mit Freuden den angekündigten Kaiſererzählungen entgegenſehen, allein das erſte, was den Heimatkünſtler ziert, und was ihn überhaupt in die Geſamt-kunſt nicht zum letzten eingliedert, das reſtloſe Aufgehen im Stoff, das Gerechtwerden und die verſtändnißvolle Wür-digung vom ebenen Standpunkt aus, vermiſſen wir am „Widukind“; wie anders würde ein Sohn der rothen Erde ſeine Vorfahren ſchildern, wie viel leichter würde es ihm, z. B. Poeſie und Weſen des Opfers eines zwar von Adams Schuld her irrenden, aber Gott in ſeiner Weiſe ſuchenden Naturvolkes zu würdigen, als es hier geſchieht. Denk’s hiſtoriſche Erzählung hat gewiß ihre großen Vorzüge, aber von dem Standpunkte aus, den wir hier nun einmal ein-nehmen, iſt ſie uns nur ein Beweis für ihres Verfaſſers landſchaftliches Talent. Doch nichts für ungut, wir betonen noch einmal: Schaching weiß am Süntel jedenfalls gerade ſo gut Beſcheid wie Ebers im Lande der Pharaonen.

Ein markanter Zug zieht ſich als rother Faden, förmlich als Stil, durch alle Proſadichtungen Schachings, und dieer

Zug iſt von jener ethiſchen Größe, die, was ſie durchdring himmelhoch über das Gewöhnliche erhebt und ihm oh weiteres den Stempel wahrhaftiger Kunſt aufdrückt: d klare Einſicht in die immanente Weltgerechtigkeit. Das Chriſtenthum, tief gefühlte und erlebte Religion, die Erdgeruch nicht erſtickt, das iſt katholiſcher Geiſt, deſſ Auge in allem Werden und Vergehen den perſönliche Schöpfer wahrnimmt und in die eine große Heilsökonom eingliedert; aber überall kernhaftes Leben, nirgends au dringliche Predigt. Da iſt zum Beiſpiel, um das gro Princip am allerkleinſten feſtzuſtellen, die gewöhnlichſte Sün des Volksverkehrs, die Nothlüge. Echt dichteriſch wi ſie vom Gedankengange der Maſſe aus mit dem überc gleichen Sophisma als nothwendig hingenommen, und liegt ihre ſittliche Verurtheilung in der einfachen Thatſac oder vielmehr in der Art und Weiſe ihres Vorhandenſein in dem vorausgehenden Räſonnement des Gewiſſens. Ab noch ſchärfer. Die kleine Lüge der Marie Wallner „Bayerntreue" wird ſchon 6 Seiten weiter künſtleriſch g tadelt durch die peinliche Wahrheitsliebe der Vroni. De iſt nur en detail, großartig aber iſt das Programm in d Verkettung der Thatſachen, in dem lichten und aufgelichtet Plane der Vorſehung, in der wunderbaren über uns her ſchenden Zweckmäßigkeit, die uns ungeachtet der Willen freiheit auf einen beſtimmten Punkt hinleitet. So zeichne ſich demnach Schachings Erzählungen trotz des Peſſimismu im Einzelnen, in der Form und im Urtheil — übrigens ei moderne Ankränkelung — durch einen ergreifenden Optimismu aus, dem wir den aus Güte kommenden Fehler der Co ſtruktion ebenſo gerne verzeihen, wie dem vielſeitigſten deutſche Philoſophen, dem herrlichen Leibniz, die durch zu ſtar Accentuirung ſeiner wohlwollenden Anſicht entſtandene ha monia praestabilita.

Social im neueren Sinne ſind Dr. Denk's Schöpfunge Gott ſei Dank nicht; das zeigt den echten Künſtler. Den

haching erfüllt doch Eichendorff's Forderung, daß der
chter ein Prieſter und Verkündiger der Menſchheit ſein
le, weit mehr als die modernen „Dichterphiloſophen“, als
den Salon beherrſchenden Literaturproblematiker. Er
itet ſeine Romane aus zu wirklichen Weltbildern, zu ſym-
thiſchen Menſchheitsgeſchichten, indem er in ſeinen Einzel-
iten das Allgemeinmenſchliche lebhaft durchſchimmern läßt.
amit erreicht er den höchſten Grad der Heimatdichtung
d ſichert ſich eine dauernde Stellung im bleibenden Schatze
r Nationalliteratur. Gegen die Auswüchſe der überfeinerten
ltur nimmt der Volksdichter kräftig Stellung, bald mit
ißender Satire, bald mit köſtlichem Humor. Aber nicht
nder ſcharf geht Denk's Muſe den Krankheiten des Volkes
Leibe. Einem ſolchen Dichter darf man im Allgemeinen
bedenklich folgen, auch wo er in die tiefſten Schlupfwinkel
s Laſters hineinleuchtet. Furchtbar ſind die Conflikte,
lche intrigante Verbrecherſeelen in ſeinen Geſchichten
ürzen; entſetzlich die brutalen Ausbrüche roher Naturkraft
r allem in „Staſi“ (Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt
891), „Teufelsgrethe“ (Jena, Coſtenoble 1894) und
Der Geiſt von Hailsberg“ (in „Waldesrauſchen.
eſchichten aus dem Volke“, Regensburg, Nationale Verlags-
ſtalt 1898). Freilich iſt das unvermittelte Nebeneinander-
gen der höchſten Gegenſätze an ſich tadelnswerth, denn es
rt, zumal in Verbindung mit dem oft zu pünktlich fun-
renden Zufall, in der Löſung des Knotens, die Wahrheit
s Ganzen und der Charakterzeichnung, ſo daß eine ſtrenge
ritik den Vorwurf der Effekthaſcherei nicht ganz beiſeite
ſſen darf. Allein von der dämoniſchen Gewalt dieſes
euergeiſtes wie vom Antlitz der Erinnys fascinirt ſteht der
ſer in der lodernden Gluth des Vulkans ſprachlos vor der
reckensvollen Schönheit und mit dem Worte der Miß-
lligung drängt ſich ein langgezogenes Ah! auf ſeine Lippe.
chaching ſchildert ſeine Wäldler eben in Gegenſätzen, in
lauben und Aberglauben, in Haſſen und Lieben, in Tugend

und Laſter, in aller Weichheit und Starrheit, er blickt Himmel und Hölle der Menſchenbruſt. Dieſes Furchtba gehört zu ſeinem Talent, und doch wie viel ergreifender er in ſeinem innigen, zarten, wenn auch von ſtarken Gefühl ausbrüchen durchſetzten Familienleben.

Im Allgemeinen ſteht — von Einzelvorzügen abgeſeh — „Das Mädchen von Spinges" („Geſchichten a dem Volke", Regensburg, Nationale Verlagsanſtalt 18 mit ſeiner edlen Sprache und vornehmen Ruhe ſternenh über den drei ebengenannten Romanen und leuchtet in e Aureole, wie nur Hoheit, Reinheit und Ergriffenheit ſie i geben konnten. Siegerin über den äußeren und inne Feind, ein wahres Ueberweib hat „Trindl", die vielgerüh Katharina Lanz, die Heldin vom Scharmützel bei Spin (2. April 1797) hier ein Denkmal erhalten, ſchlicht wie Marmorplatte auf dem Friedhof zu Buchenſtein, aber hä wir ſolcher köſtlicher Perlen einfacher Volkskunſt nur r viele. Was wollen gegen ſolche Poeſie die lüſternen Fa der neueſten Prediger des Fleiſches, und wie ſehr ſticht g dieſe Gemüthstiefe, die uns anheimelt wie ein Schubert'ſ Lied, die oberflächliche Erfaſſung ähnlichen Gegenſtandes in Roſegger's „Peter Mayr, der Wirth von der Ma Herzensentſagung und Vaterlandsliebe in einer unſchuld Mädchenſeele, wahrhaftig, da iſt der Satz zur That gewor einen ſchönen Charakter bilden, heißt einen neuen Heil ſchaffen.

Auf gleicher Werthſtufe, nur ausgedehnter in Stoff Behandlung, ſteht der hiſtoriſche Roman „Bayerntre (Regensburg, Nationale Verlagsanſtalt. Mit Vorwort 1896), der dem Dichter Gelegenheit gab, ſeine Eigenar allen Farben ſpielen zu laſſen; er iſt wiederum die anſchaulichung des Lebens und Webens der Bauernwel Banne eines erhabenen Gedankens, der hier die ſub große, aber verbrecheriſche Idee in anderen Romanen ſelben Verfaſſers ablöſt. Die Sprache iſt adelig und

ragen, die der vaterländiſchen Epopoe, baar des ſonſt oft peinlich ſtörenden Sarkasmus, ſo daß die Objektivität des Geſchehenen ſchon in der Formgebung äußerlich der Illuſion entgegenkommt. Es ſind eigentlich viele perſonenreiche Situationen und loſe aneinanderhängende Einzelſchickſale von Unter- und Oberland, deren innerliche Verbindung die Erniedrigung Bayerns, der Haß gegen Oeſterreich und der in der Sendlingerſchlacht gipfelnde Erhebungsplan bilden, deren äußeren Zuſammenhang aber das Geſchick des durch ſeine Intriguen mit allen Einzelgruppen in Verbindung gebrachten öſterreichiſch geſinnten und Patriotismus heuchelnden Pflegers von Oettlinger und ſeiner Creaturen herſtellt. Oettlingers Energie in der Verfolgung ſeiner verwickelten Pläne iſt vorzüglich begründet. Längs der Ausführung zeigt ſich hie und da in kurzer chroniſtiſcher Berichterſtattung der Gelehrte; auch ein gewiſſes nervöſes Haſten und Zittern, die Mitgift der übergeſchäftigen Neuzeit ſchadet zuweilen dem reinen Kunſtgenuß. Aber dieſen Bemäkelungen ſtellt Schaching Menſchen entgegen von unerreichter Naturtreue, von ciſelirter Wirklichkeit und wechſelvoller Mannigfaltigkeit, von einer Fülle ſeeliſcher Nüancen, Menſchen, die, wie alle ſeine Geſtalten ſonſt, gut durchdacht und in das große Ganze nothwendig eingegliedert ſind. Wir erinnern aus der Menge nur an das anmuthige Trio, an die drei Bräute Marie Wallner, Vroni und die Jägerbärbl; in Verſchiedenheit wie Gleichartigkeit geben ſie eine typiſch anſchauliche Geſammtgruppe des bayriſchen Frauencharakters.

Nur über einen in Schachings Erzählungen mehrfach wiederkehrenden Mangel kommt man nicht ſo leicht hinweg: es fehlt oft am richtigen Abwägen, an Einheit und Gleichmäßigkeit. Denk kann ſeinen überſprudelnden Gefühlen oft keine Zügel anlegen, und dadurch bauſcht ſich die Darſtellung, zumal wenn ſie ſich einem mehr oder weniger eindringlichen Naturalismus nähert, während andererſeits pſychologiſche Lücken bei wichtigen Schlußentwicklungen uns gerade deßhalb

in Erſtaunen ſetzen, weil Denk trotz des Reichthums an in einandergreifenden Geſchehniſſen alle Handlungen ſeeliſch zu vertiefen beſtrebt iſt. So gehen z. B. die inneren Kämpfe Florians („Geiſt von Hailsberg“) und ſeine Sinnesänderung hinter dem Berge vor ſich. Die Bekehrung Franz Kerners („Bayerntreue“), deſſen Roheit ans Unmögliche ſtreifte, tritt uns zu wenig motivirt entgegen; ſie iſt etwas ſo Gewaltiges, daß ſie genau hätte verfolgt werden müſſen.

Schachings Technik iſt, wie das ſein Stoff verlangt, realiſtiſch; er zeichnet nicht bloß, er verkörpert und haucht Seele ein, ja oft genug brauſt es wie Sturm durch ſeine Gedanken. Charaktere wie der „Hadernlump“ und die Burgl in „Staſi“, Engelbert und Daniel im „Geiſt von Hailsberg“, der alte Wolf und der Spatzenjackl in „Traudl, die Sängerln“, die „Seſſlleut“, der Giggezerxaveri im „Protz'nſepp“ und alle die intereſſanten Männer des Bayernaufſtandes, das ſind (neben den ſchon erwähnten) Originalgeſtalten des oberdeutſchen Volksgemüthes mit all ſeinen reichen Seiten, von der zarteſten Empfindung bis zum furchtbarſten Abgrund, vom klarſten Humor bis zur ſchauerlichſten Gottesläſterung, wie ſie nur einem wirklichen Künſtler ſo auf den erſten Wurf gelingen. Und erſt Schachings lichtvolle Frauengeſtalten, die neben den vielen Teufelinen wie die „Grethl“, die Seppin, die Hetſchamirl und die Balbina dem Herzen ſo wohl thun, die würden als blinkende Beweiſe zum „rehte als engel sint diu wîp getân“ ſelbſt einen Walther von der Vogelweide wieder verſöhnen, wenn er zornig über den Verfall der höfiſchen Dichtung gegen den Reuenthaler und ſeine bäueriſche Kunſtwelt den Stachelvers ſchleudert:

„Ich enwil niht werben zuo der mül,
dâ der stein sô riuschent umbe gât
und daz rat sô mange unwîse hât.
Merkent wer dâ harpfen sül.“

Denks Realismus hält jedoch nicht immer die Schnur ein, und ſo bricht ein oder das andere Mal eine gewiſſ

innlichkeit durch. Freilich faßt Schaching, wie Greif be-
erkt, heikle Dinge mit reiner Hand an, doch kann die
ichtige Apfelbaumſcene in der „Teufelsgrethl“ (S. 89)
m Lüſternheit nicht ganz freigeſprochen werden, um ſo mehr,
ls hier eine Kürzung dem Gang der Handlung nur förder-
h geweſen wäre. Andererſeits findet ſich im „Geiſt von
ailsberg“ ein ſehr unangenehmer Lapſus in „Katechismus-
chen“, der leider, weil im Angelpunkte des Conflikts, die
ahrheit der Hauptentwicklung gänzlich in Frage ſtellt.
ie Höhenwendung der Geſchichte wird nämlich eingeleitet
rch die Erkenntniß, daß Roſalie ihren Florian als geiſt-
hen Verwandten nie und nimmer heirathen kann, weil
lorians Mutter die Auserwählte ihres Sohnes aus der
aufe gehoben. Das beſtätigt der alte Seelſorger und der
zähler ſelbſt. Nun liegt aber hier zwiſchen den beiden
ngen Leutchen gar keine cognatio spiritualis vor, denn
eſen Verwandtſchaftsgrad hat das Tridentinum aufgehoben,
d die Erzählung ſpielt in der Neuzeit.[1])

1) In der katholiſchen Romanliteratur wimmelt es von ähnlichen Entgleiſungen leider immer mehr. Verübeln wir einem proteſtantiſchen Unterhaltungstalente à la Ganghofer ſeine Unkenntniß, die den Prieſter am Charfreitagnachmittag in der Chorſtalle ein Requiem leſen läßt, um wie viel mehr liegt einem Katholiken, der den Beruf der Feder zu haben vermeint, die Pflicht ob, ſich in „Katechismusſachen“ genau zu unterrichten. Beſonders die Frauenromane weiſen hier haarſträubende Beiſpiele auf. Wenn nur die Kritik wenigſtens in guter Hand läge. Aber, aber! Vor etwa einem Jahre ſandte der Schreiber dieſer Zeilen an eine deutſche Zeitſchrift eine maßvoll gehaltene, aber vernichtende Kritik der armſeligen und in religiöſen Dingen einfach tragikomiſchen ſogenannten Novelle „Friedolin“ (Mainz, Kirchheim) der Frau Benfey-Schuppe, und der Redakteur wagte es, trotz privater Anerkennung, aus rein geſchäftlichen Rückſichten nicht, dieſelbe der Oeffentlichkeit zugänglich zu machen. Und wenn man gar die epiſche Proſadichtung heurigen Schlags auf ihre Richtigkeit in den tiefergehenden Problemen der Gnadenwirkung unterſuchte, oder ſagen wir ganz allgemein, ihre pſychiſchen Vor-

Schade, denn gerade dieſer Bauernroman iſt in ſei
leitenden Idee echt wie kein zweiter. Der alte Engelb
will den „Geiſt von Hailsberg" erlöſen. Es bedarf da
eines Prieſters, und ſo ſcheut er kein Mittel, nicht einm
den Mord, um ſeinen Enkel dem geiſtlichen Stande z
zuführen. Dieſem Zwangsgedanken geſellt ſich ein ni
minder hartnäckiger und conſliktreicher: unverſöhnliche Bauer
feindſchaft über ein halbes Jahrhundert. Und in dieſ
Rahmen wird uns der Glaube des Volkes vorgeführt, ba
lauter wie Gold, bald ſchlackig von Aberwahn; hier gi
Schaching die bittere Lauge ſeines Spottes über den v
ſtändnißloſen Afterglauben, dort hegt er mit liebevoller Ha
die letzten Reſte einer tiefgründigen Naturſymbolik aus he
niſcher Altvorderzeit, das „Sagmarl" mit ſeinem ſüſ
Gruſeln. Dazu das Menſchenherz — es iſt, als habe D
alles erſchöpfen wollen, was in ſeinen Tiefen ſchlumm
den blitzenden Sonnenſchein auf den ſchaumigen Well
kronen und die furchtbare Nacht tief da drunten, je
höllentiefen Abgrund, den die Stürme des Lebens, wenn
die Wogen aufwühlen, bloßlegen; Abgrund an Abgru
Sturm an Sturm — und ſiehe, der letzte, vollends hin
dringende Stoß wirft die ſchimmernde Perle der Verſöhn
und des Friedens ans Land. Glocken klingen im Abendr
über den Tannenwipfeln.

In allen Proſaſtücken Denks waltet ein üppiger Wec

---

gänge Strich um Strich prüfen wollte! Gerade die Anbä
des minutiöſen Verismus weiſen in allen Gebieten ſach
Schnitzer auf, die umſo ernſtere Rüge verdienen, als ſie d
haarkleine Auseinanderſetzungen mit dem Scheine unanfechtb
Wiſſenſchaftlichkeit prunken. Prof. A. R. v. Reuß hat anlä
in einem kleinen Aufſatze „Blindenheilungen in der ſchö
Literatur" („Stein der Weiſen" 1900. 12. Heft) für ſein
einige Muſterleiſtungen aus den Werken Stifters, Bells, Hopf
Anderſens, Heyſe's und Farina's zuſammengeſtellt. Vi
sequentes! an Material iſt kein Mangel; wir ſind ja
genoſſen von Wildenbruch und ſeiner „Tochter des Erasm

der Scenen und Situationen; die Sprache iſt lebendig durch die verblüffende Bezeichnungsfähigkeit des Ausdrucks, wie wir ſie bei Schott ſchon hervorgehoben haben und bei ihm und den anderen Heimatkünſtlern noch finden werden. Ein köſtlicher Archaismus weht ſchalkhaft durch die Zeilen, . . . die liebe, gute, alte Zeit!

Spannemd, ſogar ſehr ſpannend ſind alle hier beſprochenen Stücke; aber das iſt nicht die Spannung der nervöſen Erregung, welche das Herz ins Klopfen bringt über der Frage, ob ſie ſich kriegen, ſondern die einer waſchechten Erfindung und ſchlußſichern Entwicklung, die Spannung der Sache, nicht die der Mache.

Nicht der letzte Vorzug der Schaching'ſchen Muſe iſt eine prachtvolle Natur, bald anmuthig im erſten Frühlingsgrün, bald erhaben furchtbar im Hochwaldſturm, in klaren Stimmungen mit neuzeitlichem Auge zwar, doch ohne Impreſſionismus erfaßt. Auch hierin zeigt ſich das geſchichtliche, epiſche Denken: ſtets Syntheſe, nie Auflöſung der Eindrücke. Schachings ganzes Stoffleben iſt mit der ſproſſenden und vergehenden Außenwelt auf's innigſte verbunden, doch ohne daß ſeine ländlichen Helden — eine feine Beobachtung — über die Schönheit ihrer Umgebung ſentimentale Bemerkungen machen, denn der Naturmenſch gibt die ſanfteren Regungen ſeines Gemüthslebens nicht ſo leicht preis.

Augenblicklich arbeitet Denk an einem hiſtoriſchen Romane, der die Conflikte des Häreſiarchen Huß mit Kirche und Staat und dem eigenen Herzen zur Grundlage haben ſoll; ſchön, aber wir ſprechen die begründete Erwartung aus, daß der unermüdliche überfruchtbare Schilderer nach Vollendung dieſes Werkes ſich die nöthige Ruhe gönnt, um dann auch wieder einmal ein wohlgehegtes und langgepflegtes Waldkind aus ſeinen harzduftigen Bergen in das nüchterne Alltagsleben der Städte ausſenden zu können.

P. Ansgar Pöllmann O. S. B.

XLI.

Die chriſtlich-demokratiſche Bewegung in Italien.

„Non si può negare l'esistenza di un *Movimento Democratico Universale*, che sarà, secondo lo zelo che noi vi impiegheremo, *Socialista o Cristiano*".
Leo XIII.

Wer hätte noch vor einem Jahre gedacht, daß die italieniſchen Katholiken ſich endlich auch einmal zu wirklichem Handeln, zu praktiſcher ſocialer Arbeit emporſchwingen würden. Zehn volle Jahre waren bereits verfloſſen, ſeit Leo XIII. ſeine herrliche Encyclica „Rerum novarum" an die geſammte katholiſche Chriſtenheit gerichtet, und ſchon wollte es ſcheinen, als hätte dieſe, wie überhaupt alle Kundgebungen des weitblickenden Papſtes, allen Ländern und Völkern, nur nicht Italien und den Italienern gegolten. Wenn man auch nicht ſo ohne Weiteres behaupten kann, die italieniſchen Katholiken hätten auf dem Gebiete der chriſtlichen Charitas oder auch der ſocialen Organiſationen gar nichts gethan: das „Werk der Congreſſe" hat in den vielen Jahren ſeines Beſtandes, ſowohl an religiöſen wie nicht ſelten ökonomiſchen Werken, Vieles, ſehr Vieles geleiſtet, allein alle ſeine Schöpfungen trugen eben doch mehr oder weniger häufig einen faſt ausſchließlich religiöſen Charakter. Was den italieniſchen Katholiken bislang fehlte, war der

Digitized by Google

moderne ſociale Sinn, das gründliche Verſtändniß für die heutigen ſocialen Bedürfniſſe. Wohl gründete man, wie bemerkt, namentlich in den letzten Decennien, zahlreiche, ja hunderte von Vereinigungen ſocialer Art; wie Darlehenskaſſen, Verſicherungs- und Sparkaſſen, Arbeitervereine ꝛc., die viel Erſprießliches gewirkt, allein das, was man bis in die neueſte Zeit ſo ziemlich, ja nahezu ausnahmslos vermißte, das war die Erkenntniß der Nothwendigkeit der gewerkſchaftlichen beruflichen Organiſation der induſtriellen, gewerblichen, und namentlich auch der landwirthſchaftlichen Arbeiterſchaft und die Nothwendigkeit der Erkenntniß, daß, ſoll die Bewegung nicht vollſtändig ins ſocialiſtiſche Fahrwaſſer gerathen, die Arbeiterſchaft auch bei Streiks und Lohnbewegungen unbedingt unterſtützt werden müſſe. Gerade dieſe wichtigen Punkte, die angeſichts der immer rapider um ſich greifenden rothen Internationale, namentlich auch in den ländlichen Kreiſen, von eminenter Bedeutung für einen wirklichen und gedeihlichen Aufſchwung der katholiſchen Bewegung ſind, fanden bisher bei der weit überwiegenden Anzahl der Vertreter, beziehungsweiſe Führer des katholiſchen Volkes und bei einem großen Theile der Preſſe wenig Verſtändniß und Unterſtützung. Ein weiterer Punkt, warum es bisher ſo gar nicht recht vorwärts gehen wollte, waren die vielfachen Meinungsverſchiedenheiten und gegenſeitigen Reibereien und Befehdungen. Schon vor einigen Jahren, namentlich auf dem Katholikencongreß in Mailand im Jahre 1897, drang bei Vielen die Erkenntniß durch, daß, wenn die Katholiken den Kampf mit dem Socialismus mit Erfolg aufnehmen und zur Beſſerung des koloſſalen Elendes etwas Erſprießliches geſchehen ſolle, die ganze Bewegung in andere, neue Bahnen gelenkt, d. h. aufgebaut auf den Lehren der Encyclica „Rerum novarum“ einen ausgeſprochen ſocialen Charakter annehmen und tragen müſſe.

Da aber ſchreckten viele vor dem Namen „Chriſtliche

Demokratie“ zurück, da ſie vielfach das Wort in ſeiner buchſtäblichen Bedeutung als „Ringen nach Volksherrſchaft“ auffaßten, und demſelben einen politiſchen verfaſſungsrechtlichen Charakter beizulegen ſich bemühten. Es half nichts, daß ein Cardinal Ferrari, eine der glänzendſten Zierden des Epiſkopates der Gegenwart, ſchon damals auf dem Congreſſe und ſeitdem bei jeder Gelegenheit warm für die chriſtliche Demokratie eintrat, daß Männer wie Profeſſor Toniolo, Murri ꝛc. ihre ganze Kraft ausſchließlich der jungen chriſtlichen Bewegung widmeten. Man war einmal aufgewachſen in der Idee, all' das, was einen ausgeſprochen ſocialen Charakter trage, wie Lohnbewegungen und dergleichen, ſolle man der Socialdemokratie überlaſſen, und ſich nur auf den rein religiöſen Standpunkt ſtellen und denſelben verfolgen. Dazu kam nun auch noch der Umſtand, daß allerdings auch von den ſogenannten „Jungen“ hin und wieder Fehler gemacht wurden, welche die vorher erwähnten Elemente nur noch mehr in ihren Anſchauungen feſthalten und gegen alle „Neuerungen“ noch feſter verſchließen ließen.

Endlich brachte die neueſte Encyclica über die chriſtliche Demokratie vom 18. Januar l. Jahres das erlöſende Wort. Die chriſtliche Demokratie beſteht nun den Ausführungen des hl. Vaters zufolge zu Recht, und zwar ohne jeden politiſchen Beigeſchmack, ſondern einfach als chriſtliche volksthümliche Bewegung.[1]) Diesmal verhallte der Ruf des oberſten Hirten nicht umſonſt; allenthalben athmete man erleichtert auf, und binnen Kurzem ſtand man

---

1) Ganz in dieſem Sinne ſprach auch Dr. Lieber auf dem Katholikentag zu Osnabrück von der chriſtlichen Demokratie, die nichts anderes bedeute, als die chriſtliche Thätigkeit zum Wohle des Volkes „Was hier [im Rundſchreiben des Papſtes] chriſtliche Demokratie genannt wird, bedeutet in unſerer Sprache nichts weiter als der Volksverein für das katholiſche Deutſchland. . . . Der hl. Vater hat dieſes Wort durch ſein Rundſchreiben zu einem Ehrentitel geſtempelt“. A. d. R.

r einer Bewegung, die zu den beſten Hoffnungen für die ukunft berechtigt. Die ſeit vier Jahren von der „Società Cultura sociale“ in Rom eingeleitete chriſtlich-demokratiſche ewegung in Italien, und die von derſelben begünſtigte, reits blühende Organiſation von Gruppen und Cirkeln cialer Studien, hatten glücklicher Weiſe die Wege geebnet, daß nun allenthalben friſch ans Werk gegangen werden nnte. Am 3. Februar begann die Geſellſchaft die Heraus- abe des vorzüglich redigirten Wochenblattes „Il Domani Italia“ („Die Zukunft Italiens“), das bereits in den erſten rei Monaten ſeines Beſtandes die ſtattliche Anzahl von ber 12,000 Abonnenten erreichte (heute über 15,000). oche für Woche entwickelte es in einfacher, volksthümlicher eiſe die Lehren und das Programm der chriſtlichen Demo atie im engen Anſchluſſe an die beiden Encykliken „Rerum ovarum“ und „Graves de communi“. Nicht ohne Erfolg nterzog es ſich auch der dankenswerthen Aufgabe, das riſtliche Volk über die Abſichten und Ziele des Socialismus ufzuklären, und vor deren Lockungen und Werbungen zu arnen. Die „Società di Cultura sociale“ gibt ferner eine terariſche (L'Ateneo) und eine ſocialwiſſenſchaftliche Zeitſchrift La Cultura sociale) heraus. In Florenz, und ſeit Ende Juni uch in Bologna, entſtanden gleichfalls eigene, ausſchließlich er neuen Bewegung dienende Blätter, die im Vereine it einzelnen anderen, namentlich aber dem Mailänder Osservatore“ und der Florentiner „Unità cattolica“, welch' eide letztere von allem Anfang an für die Ideen der chriſt- chen Demokratie eintraten, der Sache bisher ganz hervor- agende Dienſte geleiſtet. Ungeachtet der mancherlei ernſten edenken von Seiten einzelner Blätter aus dem alten Lager, ie in den Vertretern und Verfechtern der jung emporſtrebenden riſtlichen Partei mehr halbe Socialdemokraten ſehen wollten, egann ſich die Bewegung immer mehr Bahn zu brechen.

Nicht ohne ſchwerwiegende Bedeutung für dieſelben dürfte amentlich in der Zukunft die Haltung der Centrale, des

Opera permanente dei congressi cattolici werden. Ei
Juni erließ die zweite Gruppe desſelben, die Sezione ec
nomo-sociale, von Bergamo aus ein Circular an ſämmtli
dem Werke angegliederte Vereinigungen (Comitati parr
chiali, Sezioni giovini etc.) des ganzen Landes, in welch
die Vorſtände und Präſidenten der Regional- und Diöceſ
comitees erſucht werden, mit den reſpektiven biſchöflich
Ordinariaten in nähere Fühlung zu treten, behufs Entſendu
von Prieſtern, die ſich in den einzelnen Diöceſen mehr
bisher der katholiſchen Bewegung annehmen und namentl
die Gründung von beruflichen Organiſationen
Rath und That unterſtützen ſollten. Wie ſchon Eingar
dieſes Aufſatzes bemerkt, wird es nur dann möglich werd
dem immer mehr um ſich greifenden Socialismus einen wi
ſamen Damm entgegenzuſetzen, wenn die italieniſchen Kat
liken die Zeichen der Zeit verſtehen, und ihr Hauptaugenm
auf die berufliche Organiſation und Ausbildung des geſamm
Arbeiterſtandes und des ganzen Bauern- und Mittelſtand
ſoweit ein ſolcher überhaupt noch vorhanden iſt, richt

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, ſcheint man dieſe No
wendigkeit immer mehr einzuſehen, ſo daß berechtigte Hoffnu
vorhanden iſt, der chriſtlichen Demokratie werde es geling
zu retten, was noch zu retten iſt. Ausgezeichnete Redner u
Agitatoren, wie Profeſſor Toniolo, P. Paſſovich, Profeſ
Murri (der vor ein paar Wochen eigens die Redaktion
„Domani" niederlegte, um ausſchließlich im Dienſte
direkten Propaganda thätig zu ſein), P. Semeria, und za
reiche andere, namentlich auch aus den Kreiſen der Mitglie
katholiſcher Studentenvereinigungen und einzelne gut geſchu
Arbeiter, ſind beinahe beſtändig an der Arbeit, in Conferenz
privaten und öffentlichen Verſammlungen den Boden v
zubereiten. Zunächſt werden in der Regel Sektionen u
Cirkel für ſociale Studien gegründet, deren im letzten hall
Jahre, d. h. ſeit Beginn der eigentlichen Bewegung n
Hunderten in allen Theilen der Halbinſel hervorgeſproſ

ind. Aus dieſen Kreiſen heraus werden dann die Leghe di lavoro (Arbeitsligen, etwa den deutſchen „Arbeiterſchutz-verbänden“ entſprechend) gebildet, die den „camere di lavoro“ (Arbeitskammern), die „neutral“ ſein ſollen, in Wirklichkeit aber, wie zahlreiche Beiſpiele gerade in den letzten Monaten ausdrücklich beweiſen, nichts anderes als den politiſchen Zielen und Zwecken der Socialdemokratie dienende Inſtitutionen ſind, gegenübergeſtellt werden. Die Ziele und Zwecke der „Leghe di lavoro“, die ebenfalls innerhalb der bisherigen kurzen Dauer der chriſtlich demokratiſchen Bewegung eine geradezu ſtaunenswerthe Verbreitung gefunden haben, beſtehen in dem Beſtreben, ſtrittige Angelegenheiten zwiſchen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ſo viel als möglich auf friedlichem Wege zu ſchlichten, die Arbeiter, bäuerlichen Coloniſten ꝛc. bei Abſchließung von Arbeits- oder Pacht-verträgen hilfreich zu unterſtützen. Ferner lenken die Ligen, als einer ihrer hauptſächlichſten Aufgaben, ihr ganzes Augenmerk auf die Entlohnung des Arbeiters, ſuchen Arbeitsloſen durch Gründung von Arbeitsnachweiſeſtellen behilflich zu ſein, und bieten ſelbſt entlaſſenen Sträflingen die Hand, ſich wieder aufzurichten und zu rehabilitiren. Weiters erſtreckt ſich ihre Thätigkeit auf Beiſtand mit Rath und That in familiären, adminiſtrativen und geſetzlichen Angelegenheiten der Arbeiter, auf die Ueberwachung induſtrieller und ſonſtiger Betriebe in Betreff der perſönlichen Sicherheit der Arbeiter, der Frauen- und Kinderarbeit, ſowie der Einhaltung der geſetzlichen Beſtimmungen zum Schutze der Arbeiter. Nicht außer Acht wird ferner gelaſſen wirkliche Aufklärung der Arbeiterſchaft durch häufige Conferenzen, Unterrichtskurſe und vor Allem auch die Preſſe, ſowie die Errichtung von Patronaten und ſonſtigen ſocialen Einrichtungen.

Daß dieſe Art von Thätigkeit den modernen Anforderungen der Zeit entſpricht, ſteht außer allem Zweifel. In zahlreichen Fällen, namentlich in der Lombardie, wo die Ligen am verbreitetſten ſind, gelang es ihnen ſchon vielfach

ohne Streiks, im friedlichen Einvernehmen zwiſchen Arbeiter und Arbeitgebern, Lohnerhöhungen, Verkürzung der Arbeit zeit, günſtigere Arbeits- und Pachtverträge ꝛc. zu erreiche Sind die Ligen einmal genügend erſtarkt, ſo beginnt nu innerhalb derſelben die eigentlich wichtigſte Arbeit der Gege wart, die Organiſation der Arbeiter nach den ei zelnen Berufen, wie die Errichtung der nothwendige Kaſſen und ſonſtiger Einrichtungen: Volksſekretariate un namentlich an größeren Orten, eigene Arbeitsnachweiſe. Au auf dem Gebiete der beruflichen Organiſation iſt in d verhältnißmäßig ſehr kurzen Zeit der Bewegung bereits vi geſchehen. An allen größeren Centren, wie Mailan Florenz, Bologna, Pavia und Rom ꝛc. — ſelb unten im Süden iſt man nicht müſſig geweſen —, beſtehe bereits zahlreiche Sektionen einzelner Berufe, die ſchon na Tauſenden von Mitgliedern zählen, und die in Folge d unermüdlichen Organiſatoren, wie Don Albertario's, Profeſſ Toniolo und Murri's beſtändig, auch in den entlegenſte Theilen des Landes, namentlich in Ober- und Mittelitalie im Wachſen begriffen ſind.

Daß namentlich den Herren „Genoſſen“ die junge chriſt liche Demokratie ſehr ungelegen gekommen iſt, beweiſen d zahlreichen Artikel vom tonangebenden römiſchen „Avanti bis herab zu dem obſkurſten Wochenblättchen in der Provin in denen die Verbände und Sektionen ununterbrochen mi Koth beſpritzt werden; ein Zeichen, daß das Erwachen de katholiſchen Volkes der ſog. „Arbeiterpartei“ nicht gleichgülti iſt, ſondern ſie ſich in ihrem Beſtande ernſtlich bedroht ſieh Herausforderungen der Katholiken ſeitens der Socialdemokrati bilden ſeit Beginn der chriſtlich-demokratiſchen Bewegung ein ſtändige Rubrik in den Blättern der beiden Lager; Heraus forderungen, die auch von den Katholiken regelmäßig an genommen werden.

Sobald ſich die rothen Herrſchaften jedoch in die Eng getrieben fühlen, und Phraſen ſie nicht mehr vor der Ueber

ıheit ihrer Gegner zu ſchützen vermögen, bilden beinahe
-en meiſten Fällen von ihnen hervorgerufene Tumulte
gewaltſamen Schluß der Verſammlungen. Regelmäßig
ıelt es ſich bei dieſen „Contradittori“, bei den Herren
noſſen“ darum, in leidenſchaftlichſter Weiſe Anklage auf
ıage, Verleumdung auf Verleumdung gegen die Kirche
das Chriſtenthum überhaupt zu ſchleudern. Von einem
lichen ſachlichen Kampfe keine Spur. Sehr oft iſt die
cht derartiger Herausforderungen die Gründung, oder
igſtens die Anbahnung zur Gründung einer Sektion der
ſtlichen Demokratie oder einer Lega di lavoro, wo ſolche
ı nicht beſtanden, denn das muß man den italieniſchen
holiken laſſen, daß ſie ſtets Männer in das Treffen zu
ken in der Lage ſind, die ihrem Gegner vollauf ge-
hſen ſind.

Daß der hl. Vater mit dem Vorgehen und Handeln
chriſtlichen Demokratie zufrieden iſt, geht mit unwider-
licher Deutlichkeit aus einem Briefe des Cardinal-
aatsſekretärs, den dieſer erſt kürzlich nach einer der letzten
rſammlungen des permanenten Comitees des Werkes der
ngreſſe in Bologna an den Grafen Paganuzzi richtete,
vor. „Der hl. Vater, heißt es in dem Briefe, ſieht mit
euden, wie das Werk der Congreſſe es ſich angelegen ſein
t, die Lehren und Rathſchläge der Encyclica „Graves de
nmuni“ ins Praktiſche umzuſetzen. Ganz beſonders be-
ꝛdigt iſt Seine Heiligkeit über die Anſtrengungen und
mühungen, welche die Organiſation der arbeitenden
aſſen nach Berufen im Geiſte und nach den Principien
s Katholicismus zum Ziele haben“.

Was die Haltung der Regierung und der ſogenannten
iberalen“, „Conſervativen“ und ſonſtiger Parteien gegen-
er der chriſtlichen Demokratie betrifft, ſo kann man dieſelbe
großen Ganzen als eine feindliche bezeichnen. Daß alle
chuld an den Ausſchreitungen der letzten Monate, ſo weit
lche bei den zahlreichen Arbeiterausſtänden vorgekommen

ſind, die Katholiken tragen, gilt ihnen als ausgem
Thatſache, während ſich überall mit Leichtigkeit das G
theil nachweiſen läßt. Was ſpeziell die Regierung bet
ſo hat ſie ihre Freunde von der äußerſten Linken zu
da ſie ihre Stimmen mitunter ſehr nothwendig bra
kann, als daß ſie es mit den Rothen ernſtlich verde
wollte. Fälle wie Arcore, wo man Arbeiter, Bauern,
Katholiken waren, trotzdem ihnen nichts nachgewieſen we
konnte, wegen Aufreizung und Beſchränkung der Freihe
Arbeit, zu empfindlichen Strafen verurtheilte, und Mai
wo die Socialiſten gelegentlich des letzten Maurerſtreiks,
militäriſcher Disciplin organiſirt, Tag für Tag mit Drohu
und förmlichen Gewaltthätigkeiten nur ſo um ſich wa
ohne im Geringſten behelligt zu werden, mehren ſich
Woche zu Woche.

Kurz, Feinde und Gegner überall um ſich, häufig
jetzt noch zu einem großen Theile von Leuten aus
katholiſchen Reihen ſelbſt. Theils heimlich, theils ve
von denſelben bekämpft oder wenigſtens, ſoweit es in
Kräften liegt, im Fortſchreiten gehindert, hat die j
chriſtliche Volkspartei überall einen harten Standpunk
daß es den begeiſterten Verfechtern derſelben nur u
höher anzurechnen iſt, wenn es ihnen trotzdem gelunge
in der kurzen Zeit von kaum einem halben Jahre ſo
Terrain zu erobern, als es thatſächlich der Fall iſt.
der jungen Bewegung von außerordentlicher Bedeutung
von unſchätzbarem Werthe ſein würde, wäre ein ei
täglich erſcheinendes Blatt, eine Nothwendigkeit, die
mehrere Generalverſammlungen der italieniſchen Kath
(in Ferrara und Rom) in ſpeziellen Reſolutionen anerk
haben. Ein Centralorgan, friſch und volksthümlich
ſchrieben, iſt für die junge Bewegung beinahe ſo
wendig, wie für den Menſchen das tägliche Brod. G
es einmal, dieſe Idee zu verwirklichen, dann iſt ei
deutender Schritt nach vorwärts gethan. Erſt dan

ſnung vorhanden, daß die Bewegung eine viel mehr
emeine werden, und die Ideen der (richtig verſtandenen)
tlichen Demokratie in immer größere Kreiſe dringen und
Socialismus zum Heile Italiens in ſeinem Siegeslaufe
t nur hemmen, ſondern ſo Gott will, auch beſiegen wird.

A. G.

XLII.

Leo XIII. und die Univerſität Glasgow.

Wie ſcharf ausgeprägt auch immer der Gegenſatz ſein
g, welcher Schottland und Rom auf dogmatiſchem
ebiete heute trennt, ſo laſſen ſich die Beziehungen in dem
reiche der Religion und der höheren Cultur, die Jahr-
nderte lang bis zur gewaltſamen Glaubensſpaltung zwiſchen
iden beſtanden, aus den Blättern der Geſchichte nicht
ſchen. Je tiefer die Forſchung in das mittelalterliche
chottland eindringt und deſſen kirchliche, ſtaatliche, culturelle
nd geſellſchaftliche Zuſtände aufhellt, um ſo mehr gelangt
e Ueberzeugung zur Anerkennung, daß die Kirche die größte
ohlthäterin des mittelalterlichen Schottlands geweſen, daß
re Diener in der Beſchützung der politiſchen Freiheit und
nabhängigkeit des Vaterlandes gegen die von Jahrhundert
Jahrhundert wachſenden Bedrohungen und Angriffe
nglands in vorderſter Linie geſtanden, und daß namentlich
ie Päpſte mit den Segnungen der Religion auch die un-
hätzbaren Vorzüge der Wiſſenſchaft und Cultur dem
hottiſchen Volke vermittelt haben.

Zu dieſen Wohlthätern Schottlands gehört in erſter
Linie der weltberühmte Schutzherr der Wiſſenſchaften und

der ſchönen Künſte, Papſt Nikolaus V. (1447—145 dem Schottland die Errichtung der Hochſchule von Glasgo verdankt. Es war am zweiten Weihnachtstage, dem 26. D zember 1451, als der Papſt, in Gewährung der Bitte d Biſchofs Turnbull von Glasgow, jene Bulle erließ, wel deſſen Stadt mit einer Hochſchule verſah. Die päpſtli Urkunde errichtete die Fakultäten der Theologie, des bürg lichen und des kirchlichen Rechtes, ſowie der freien Küns Kanzler der neuen Anſtalt ſollte der jedesmalige Biſch von Glasgow ſein; außerdem gewährte der Papſt d Profeſſoren und Scholaren die nämlichen Privilegien, der ſich die Hochſchule von Bologna erfreute. Auch die Träg der Krone widmeten dem Inſtitut ihre Fürſorge. Kön Jakob II., der Gemahl der hochgebildeten Prinzeſſin Mar von Geldern, ſtellte der Univerſität 1453 einen Schutzbri aus und der Biſchof und das Domkapitel bewilligten d Profeſſoren und Studenten ähnliche Freiheiten, wie ſie d Univerſität von St. Andrewes im Oſten Schottlands z erkannt waren.[1])

Mochte die Zahl der Studenten noch im Jahre 152 ziemlich gering geweſen ſein, mochte es auch jetzt noch a der alten Hochſchule von Köln von Schotten förml wimmeln,[2]) und namentlich Paris ſeine alte Anziehungs kraft noch bewahren, ſo war doch ein Boden geſchaffen, au dem ſpätere Jahrhunderte fortbauen konnten. In Folg der religiöſen Wirren mußte die Entwicklung der Anſtal eine Unterbrechung erleiden und als dann nach Befeſtigun der presbyterianiſchen Staatskirche geordnete Zuſtände ei traten, führte man die Univerſität weiter, nur nicht i Sinne ihres päpſtlichen Stifters. Die manigfachen Schickſal

1) A. Bellesheim, Geſchichte der katholiſchen Kirche in Schottland I 296 (Mainz 1883. Engliſche Ueberſetzung durch den ſchottiſche Benediktiner Sir Hunter Blair II, 871, Edinburgh 1887).

2) Dieſe Zeitſchrift Bd. 109, 953.

der Hochſchule in den folgenden Jahrhunderten unter Jakob VI. von Schottland und dann Jakob I. von England, ſowie unter ſeinem unglücklichen Sohne Karl I., welche dem Inſtitut nur geringes Intereſſe bezeugten, unter dem Protektor Cromwell, der ſich deſſen Entwicklung angelegen ſein ließ, unter Wilhelm III. und den vier Georgen aus dem Hauſe Hannover, die ihm mehrfach ihre Sympathie bezeugten, verbreitet ſich der neueſte Geſchichtſchreiber der Univerſität zwar kurz, aber ſehr verſtändniß- und liebevoll, und ohne jeden Hauch von religiöſer Voreingenommenheit. Einen höheren Schwung nimmt ſeine Darſtellung, wo er der Regierung Königin Viktorias ſeine Betrachtung widmet.[1])

Das Leben der Monarchin hat in dem nämlichen Jahre ſeinen Abſchluß empfangen, in welchem die Univerſität die vierhundertfünfzigſte Wiederkehr des Tages ihrer Errichtung durch Nikolaus V. begeht. Die Blüthe, deren die Anſtalt ſich heute erfreut, iſt nicht in letzter Linie auf die weiſen geſetzgeberiſchen Maßnahmen zurückzuführen, die unter Viktoria ergangen ſind. Dahin ſind namentlich zu rechnen das Geſetz von 1858, welches den Verwaltungskörper der Univerſität neu geſtaltete, weiterhin das Geſetz von 1889, welches in derſelben Richtung fortarbeitete durch Schöpfung einer Vertretung der Studentenſchaft, die alljährlich von den immatrikulirten Studenten gewählt wird und den Zweck hat, den Rektor und Senat in der Behandlung der Angelegenheiten der akademiſchen Bürger zu unterſtützen (48). Als ein hervorragender Zug im Leben der Univerſität erſcheint die Betheiligung der Frauenwelt an den höheren Studien in Glasgow. Seit 1892 ſind Frauen zur Erlangung der akademiſchen Grade zugelaſſen und bald darauf

1) A short Account of the University of Glasgow. Prepared in Connection with the Celebration of the ninth Jubilee in June 1901 by James Coutts, M. A. Glasgow. James Mac Lehose and Sons. 1901. 8°. 65 S. mit vier Lichtdrucken.

wurde zu noch energiſcherer Förderung dieſes Unterricht zweiges das ſeit 1883 in Glasgow beſtehende Queen Ma garet College, eine Frauenakademie, der Hochſchule förmli angegliedert. „Die Zahl der Studentinen hat ſich von d an ſtändig vermehrt; ſie erſcheint in Glasgow bedeutende als in den übrigen ſchottiſchen Univerſitäten, und zu ihr Bequemlichkeit iſt eine beſondere Hall of Residence in Leben gerufen worden“ (56). Auf derſelben Linie mit dieſe Einrichtung bewegt ſich das Bemühen, die Theilnehmer de Schullehrerſeminare (Normal schools) zur Benützung de Vorleſungen an der Hochſchule zuzulaſſen. Seit 1873 ha die engliſche Unterrichtsverwaltung dieſe Sitte anerkannt un ſeit 1877 drei Viertel der Collegienhonorare dieſer Normal ſchüler und Normaſchülerinen auf den Fiskus übernommen (45)

Aeußerlich und innerlich hat die Hochſchule unter Königi Viktoria ſich in ungeahnter Weiſe entwickelt. Im Jahre 186 legte der damalige Prinz von Wales, heute König Eduard VII den Grundſtein zum neuen Univerſitätsgebäude, welche der berühmte Baumeiſter Sir George Gilbert Scot i gothiſchen Stile aufführte, deſſen Grund und Boden neb Baukoſten mehr als eine halbe Million Pfund Sterlin gekoſtet hat. Zu den namhafteſten Wohlthätern gehört de bekannte ſchottiſche Convertit Marquis von Bute, der 189 in blühendem Alter vom Tode weggerafft, gemäß ſeine letztwilligen Anordnung ſein Herz auf dem Oelberg be Jeruſalem beiſetzen ließ. Der Marquis ſpendete der Hoch ſchule 45,000 Pfund Sterling. Ihn übertraf noch de Schiffbauer Mr. Charles Randolph aus Glasgow mit ſeine Schenkung von 70,000 Pfund Sterling. Ueberhaupt verdien die Freigebigkeit reicher Schotten aus dem Adel und den Kaufmannsſtande für Zwecke der Wiſſenſchaft rühmliche An erkennung. Gerade dieſe zahlreichen Schenkungen haben da Vermögen der Univerſität im Laufe der Zeit bedeutend ver mehrt und ſichern ihr heute in Verbindung mit den ſtaat

Digitized by Google

lichen Zuſchüſſen ein jährliches Einkommen von 72,000 Pfund Sterling (1'440,000 Mark).

Eingehend berichtet die Schrift von Coutts über den inneren Ausbau der Univerſität. Der allgemeine Aufſchwung der exakten Wiſſenſchaften, ſodann die merkantilen Intereſſen der Stadt Glasgow, eines der bedeutendſten Handelsplätze der ganzen Welt, haben hier den Ausſchlag gegeben. So entſtanden allmählig Profeſſuren zur Verwerthung der neueſten Entdeckungen im Bereiche der Naturwiſſenſchaften und Heilkunde, ſowie für die verſchiedenen Abtheilungen des Handelsrechtes. Der theologiſchen Fakultät wurde 1861 eine Profeſſur für bibliſche Kritik beigegeben — ein wahres Danaergeſchenk, wenn man bedenkt, daß die presbyterianiſche Kirche ihrer ganzen Richtung nach einer bindenden Auktorität entbehrt, die den Ausartungen verwegener Gelehrten Schranken ziehen könnte. Dazu kam 1887 die ebenſo bedeutende wie verhängnißvolle Schenkung des Lord Gifford, welcher an jeder der drei ſchottiſchen Hochſchulen St Andrewes, Edinburg und Glasgow eine lectureship für natürliche Theologie ſtiftete. Unter dieſer natürlichen Theologie iſt aber keineswegs die natürliche Theologie oder Theodicee im Sinne der katholiſchen Schulen zu verſtehen. Die Gifford-Vorleſungen, mit deren Abhaltung Männer der Wiſſenſchaft aus den verſchiedenſten Fächern und Ländern betraut zu werden pflegen, ſetzen das Chriſtenthum auf eine Linie mit den übrigen Religionen und tragen jährlich zur Erſchütterung des chriſtlichen Glaubens und Verbreitung einer allgemeinen, confeſſionsloſen Religion nicht wenig bei.

Damit man mich nicht der Uebertreibung zeihe, berufe ich mich auf die jüngſt in der Londoner „Academy“ enthaltene ſcharfe Würdigung des zweiten Bandes der Encyclopaedia biblica, in welchem die höhere Bibelkritik der Evangelien durch Beiträge von Profeſſor Schmiedel in Zürich vertreten iſt. Sollten, ſo bemerkt der Recenſent, Anſchauungen ſolcher Art allgemein Eingang finden, ſo wäre die dogmatiſche

Stellung jener reformirten Kirchen, die in der Bibel ih
Leiterin und zugleich ihre Gewähr erblicken, in der Th
und Wahrheit am Ende angelangt. Indem The Edinburg
Evening News Schmiedels Artikel über die Evangelien
der Encyclopaedia biblica prüften, bemerken sie: Vor Jahr
sagten wir bei unserer Prüfung der Untergrabung der rech
gläubigen Auffassung des alten Testaments durch die höhe
Kritik voraus, das Neue Testament werde einen ähnlich
Prozeß durchmachen. Verbannt den ersten Adam in d
Reich der Legende, und der zweite Adam, die zweite Perf
der Dreifaltigkeit, wird ihm bald in dieses Land folgen.

Ueber die Bedeutung der Gifford-Vorlesungen liegt ei
nicht minder angesehene Kundgebung vor. Aus Anlaß d
Vereinigung der schottischen Freikirche (Free Church) mit d
United Presbyterian Church lieferte Dr. William Walla
im Junihefte 1901 der Londoner Fortnightly Review ein
Artikel über die Wirkungen dieser Vereinigung, mit glei
zeitiger Beleuchtung der höheren Bibelkritik, die in d
Gifford-Vorlesungen ihr Wesen treibt. Die mit 80,000 Pfu
Sterling (1,600,000 Mark) ausgestattete Gifford-Stiftung h
Schottland Gelegenheit dargeboten, „berühmte Männer ſ
aller Nationen, ausgebreitete Gelehrsamkeit und Richtung
der Rechtgläubigkeit und Heterodoxie zu vernehmen. Eini
der von ihren Vätern am höchsten geschätzten Ueberzeugung
hörten sie als ‚die biblische Legende des Sechstagewerkes u
ursprünglichen Zustandes im Paradiese‘, und als ‚volksthü
lichen Anthropomorphismus mit seiner ganzen Beigabe v
Wundern und Magie‘ bezeichnen durch den deutschen Profess
Pfleiderer, der sie lediglich mit dem Hinweis darauf zu tröst
vermochte, ‚daß in einer vergeistigten Auffassung der Natur rei
licher Ersatz für den Verlust übernatürlicher Wunder liege‘."

1) Tablet 97 (1901) 713.

2) Tablet 97 (1901) 943. Ueber Dr. Otto Pfleiderer, Profes
der Theologie an der Universität Berlin, vergl. diese Zeitsch
Bd. 114, 394.

Wie unfreundlich auch ſolche Erſcheinungen uns berühren mögen, in einer Beziehung tritt auch die moderne Univerſität Glasgow uns ſympathiſch entgegen. Die Erinnerung an ihren hohen Stifter Nikolaus V. hat ſich bis zur Stunde lebendig in ihr erhalten und das Gefühl der Dankbarkeit gegen dieſen Mäcen iſt nicht in ihrem Herzen erloſchen. Noch in aller Andenken lebt die berühmte geiſtreiche Rede, welche der Rector magnificus derſelben, Lord Macaulay, bei Gelegenheit der vierten Jahrhundertfeier 1851 gehalten und in welcher er ein anziehendes Bild der Stellung des großen Papſtes im damaligen geiſtigen Leben Europas gezeichnet hat.[1] Und im Jahre 1901 iſt die Erinnerung an die Anfänge des Inſtituts nicht minder wirkungsvoll hervorgetreten in dem trefflichen Briefe der reformirten Univerſität vom 8. Mai 1901 an Papſt Leo XIII.[2] Das lateiniſche Schreiben gedenkt der Liebe des durch Förderung aller geiſtigen und künſtleriſchen Beſtrebungen leuchtenden Papſtes Nikolaus V. zum ſchottiſchen Volke.[3] Im Gefühl der Erkenntlichkeit für dieſe Wohlthat glaubt die dankbare Tochter ſich dem Gedanken hingeben zu dürfen, daß Leo XIII. an dieſer frohen Stimmung theilnehmen werde. Könne er ſelber nicht erſcheinen, ſo bitten ſie um Abordnung eines geeigneten Vertreters und erſuchen außerdem den hl. Vater, der durch Gelehrſamkeit und elegante Pflege der Latinität glänze, der Hochſchule ſeine Gunſt zuwenden zu wollen.[4]

---

1) L. Paſtor, Geſchichte der Päpſte ſeit dem Ausgang des Mittelalters I², 442 (Freiburg 1891).

2) Die Briefe ſind gedruckt im Londoner Tablet 97 (1901) 973, ſowie in der Civiltà cattolica 6 Luglio 1901, pag. 104.

3) Nicolaus Quintus . . . summum suum in Scotos atque artes amorem praeferens, luminibus ipse omnibus et ingenii et liberalium artium illustrissimus.

4) Optamus ut . . . Universitatem hanc nostram . . . eruditissimus ipse, litterarumque latinarum cultor elegantissimus, pro humanitate tua amplificare velis, atque ad nova usque saecula commendare.

Wenn je zuvor, dann hat Leo XIII. den Ruf eines klaſſiſchen Latiniſten in ſeinem Antwortſchreiben vom 9. Juni 1901 an die Herrn Herbert Story, Präfekt und Vicekanzler, den Rektor, die Doktoren und Hörer der Hochſchule von Glasgow bekundet. „Empfangener Wohlthaten eingedenk ſein und dieſe Erinnerung offen vor aller Welt bekennen", hebt der Papſt an, „iſt der Vorzug eines Gemüthes, das über niedrige und voreingenommene Denkungsart ſich erhebt."[1]) Mit Freude habe er die edlen Geſinnungen der Hochſchule entgegengenommen, im Geiſte wünſche er ſich an der Feſtfeier zu betheiligen. Und bis zum 15. Jahrhundert hinaufſteigend, verweilt der Papſt bei der hehren Geſtalt Nikolaus V., „der bewieſen hat, daß der römiſche Pontifikal ſeiner innerſten Natur nach die Reinheit der Wiſſenſchaft und den Betrieb jener freien Künſte, welche das geiſtige Leben der Völker nähren, unabläſſig fördere."[2]) Auf die Arbeiten der Univerſität ruft der Papſt Gottes Segen herab und wünſcht mit allen Betheiligten durch den göttlichen Beiſtand in vollkommener Liebe verbunden zu ſein.

Daß der Papſt beim Anfang des 20. Jahrhunderts aus dem Lande der alten grimmigen Covenanters, aus Caledonia „wild and stern", Kundgebungen ſolch' erhebender Art empfängt, muß ihm zum Troſte gereichen, inmitten der Betrübniß, welche ihm die Lage der Univerſitäten der italieniſchen Heimat bereitet.

Aachen. Alfons Bellesheim.

---

1) Memoriam beneficiorum colere, multoque magis ferre prae se palam ac libere virtus est non humilia nec angusta sentienti animi.

2) Praetereaque et ipse in aperto posuit, romani pontificatu virtutem in elegantiam doctrinae, in studia ingenuarum artium qnibus maxime rebus alitur humanitas gentium, ad incrementum suapte natura influere.

XLIII.

Julius II., Raphael und Michelangelo.

(Skizzen aus Klaczko's Buch: Rom und die Renaiſſance.)

Den Vergleich dieſer in verſchiedenen Sphären zu den rvorragendſten Menſchen ihrer großen Zeit Zählenden ıt uns ein hochbedeutendes Buch, das unter dem Titel: les II, in franzöſiſcher Sprache erſchienen iſt,[1]) nahe. ſoll aber dieſer Name nicht ſowohl eine Geſchichte des eiten Papſtes aus dem liguriſchen Hauſe der Rovere ündigen, als vielmehr Züge aus der culturell und künſt= iſch wichtigen Epoche von 1503—1513, der Regierungszeit lius II. della Rovere, des großen Mäcen. Sein Name ein bedeutet die Kunſtentwicklung jener Zeit.

Die zwei größten der von Julius während ſeiner Re= rung beſchäftigten und in gewiſſem Sinne ſogar be= flußten Künſtler, Raphael Santi und Michelangelo Buo= roti, theilen ſich mit dem kunſtliebenden Papſt beinahe zu chen Theilen in den Inhalt des Buches. Die Kapitel ſelben ſind ebenſoviel Einzelſtudien über Menſchen, Thaten d Kunſtwerke. Viele dieſer „Eſſais“ und Monographien, en es im Ganzen 17 ſind, erſchienen innerhalb mehrerer hre in der Revue des Deux Mondes. Ihr Verfaſſer,

---

1) Rome et la Renaissance. Essais et Esquisses. Jules II. par Julien Klaczko. Paris, Plon.

Julian Klaczko, früher öſterr. Diplomat unter Beuſt, hat als Kunſtforſcher alle Muſeen Europas ſtudirt; ſeine darauf bezüglichen Arbeiten haben ihn längſt rühmlich bekannt gemacht. Er hat ſie in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, die ihm vertrauter als die Mutterſprache (die polniſche) iſt, und ihm literariſches Weltbürgerthum ſichert. Mit dem Idiom hat der Verfaſſer ſich auch den franzöſiſchen Geiſt zu eigen gemacht; er beſitzt jene Leichtigkeit des Stils, jene geiſtreiche Darſtellung, die auch den ſprödeſten Stoff zu einer angenehmen Lektüre geſtaltet. Zugleich bürgen des Verfaſſers umfaſſende Kenntniſſe, ſein geläuterter Geſchmack und ſeine Gründlichkeit in Aufſuchung der Quellen dafür, daß ſeine „Eſſais“ keineswegs nur angenehme Plaudereien ſind.

Klaczko iſt an die Prüfung der außerordentlich complicirten Culturzuſtände im Anfang des 16. Jahrhunderts als gläubiger Katholik gegangen, aber mit dem Entſchluſſe des Forſchers, die Wahrheit allein zu ſuchen und zu ſagen. Sein Glaubensſtandpunkt bringt ihn dem Verſtändniß Italiens und der Italiener näher. Er verſteht den Charakter und die Anſchauungsweiſe des Papſtes und iſt von deren Größe ſo entzückt, daß er die Fehler des Menſchen nicht verbergen zu müſſen glaubt, die neben dem ſtarken Licht der Vorzüge tiefe Schatten werfen. In dem Gewirr verſchiedenartiger und verſchiedenwerthiger Fäden, welche damals auf dem Webſtuhl der Zeit ausgeſpannt waren, weiß er zu ſondern, jede Faſer nach ihrer Herkunft zu prüfen und den Einfluß zu ergründen, den ſie nothwendig auf die Anſchauungen, Sitten und Ziele der Menſchen jener Tage ausübte. Nach dieſen geiſtigen Strömungen müſſen die Handlungen beurtheilt werden, nicht aber darf als Richtmaß das Denken und Fühlen von uns Modernen auf die Söhne der Renaiſſance angewendet werden. Dies gilt beſonders für den Papſt, der ſeine bewegte, an ſcharfen Contraſten reiche Zeit gewiſſermaßen repräſentirt und ihr zugleich ſeinen Stempel aufdrückt. Das prieſterliche Ideal, wie es unſeren for-

ſchrittenen, gemäßigtern Zeiten entſpricht, paßt ſo wenig Julius wie dasjenige früherer Epochen, welche aus einzeren Elementen gebildet waren. Klaczko prüft und erkennt Anforderungen, welche die Menſchen des 16. Jahrhunderts den Nachfolger Alexanders VI. auf dem Thron Petri lten. „Herſteller kirchlicher Ordnung, Erneuerer politiſchen religiöſen Einfluſſes, Beförderer der Cultur durch Kunſt Wiſſenſchaft, Befreier der italieniſchen Staaten von mdherrſchaft, Vertheidiger der päpſtlichen Suprematie“, waren ungefähr die Aufgaben, die dem Papſte zufielen. entſprachen dem Programm, das Julius della Rovere ſelbſt geſtellt hatte. Erſtrebte der kriegeriſche Pontifex e Ziele mit Mitteln, die auch in ſeiner Zeit Aergerniß gten, ſo erfordert die Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe Verfaſſers, daß er dieſe Fehler keineswegs verhüllt. ſo bereitwilliger laſſen wir uns von ihm zu der Bendrung anleiten, die Julius des Zweiten Charakterſtärke, zielbewußtes Handeln und vor Allem die Großartigkeit er Auffaſſung ihm einflößt. Dieſe Vorzüge ſtellen den pſt hoch über den ihm in Vielem ähnlich gearteten Michelelo, dieſer Herrſchernatur auf ſeinem Gebiete der Kunſt. vielfach dieſes Reich, wo der Künſtler regiert, von dem llen des Papſtes berührt, befruchtet und beeinflußt wurde, t der Verlauf der Ereigniſſe, die das politiſche, culturelle kirchliche Wirken des Papſtes ausmachen. Seine Aufge an die Künſtler ſtehen in innigem Zuſammenhang mit en Ereigniſſen, von der Statue des Papſtes an, die Herrſchaft über Bologna ſymboliſirte, bis zur Decke der tina und der neuen Baſilika über dem Apoſtelgrab. ſer Zuſammenhang verbindet auch die Einzelſtudien des liegenden Buches zu einem Ganzen, und führt den Leſer genug zu dem Vergleich, den wir unſerer Beſprechung Buches zu Grunde legen.

Die Beziehungen des Papſtes zu den von ihm bevorten Künſtlern — außer Buonaroti und Raphael

noch Bramante, Pollajuolo, Sanſovino und San Gallo — ſind charakteriſtiſch für Julius II. Kunſtauffaſſung. Die Kunſt ſollte große Thaten verherrlichen, dem Ruhme dienen und zugleich das feinſte Schönheitsgefühl erfreuen. Die gleiche Auffaſſung finden wir auch bei ſeinen Zeitgenoſſen im Allgemeinen. Aus den Aufträgen des Rovere an die Künſtler geht hervor, welche Macht die kirchliche Tradition noch in der Kunſt übte, als dieſe ſchon ihre Formen der auferſtandenen Antike entlehnte. Die chriſtliche Ideenwelt bildete noch im Anfang der Kunſtepoche unter Julius dem Zweiten den Inhalt der meiſten Kunſchöpfungen, faſt ebenſo wie im 13. Jahrh. und in der Frührenaiſſance. Die Künſtler hatten ſich die Formen und das Schönheitsideal der Antike zu eigen gemacht, ſtellten ſie aber noch in den Dienſt der chriſtlichen Ideen. So blieb die Kunſt Bewahrerin chriſtlicher Traditionen, als ſchon die Wiſſenſchaft, beſonders aber die Literatur zum größten Theil dem wiedererwachten Heidenthum diente, und dieſes ſich in den Sitten der Großen und an den Höfen geiſtlicher wie weltlicher Fürſten eingebürgert hatte. Wer vermag zu berechnen, wie wichtig die Miſſion der Kunſt war, da ſie noch durch Botticelli's, Fra Lippi's, durch Benezzo Gozzoli's und Pinturicchio's Wandgemälde voll inniger Frömmigkeit, durch Lionardo's, Michelangelo's und Raphaels hehre chriſtliche Meiſterwerke die Gemüther bezauberte, als dieſe aus dem Becher überſchäumender Weltluſt ſich berauſcht hatten, und die ritterlichen Schwerter, die nicht mehr für des Erlöſers Grab gezogen wurden, nur zur Erkämpfung weltlicher Macht und Größe dienten, oder dem Meiſtbietenden ſich verkauften. Selbſt bei den durch Machiavells Lehren verhärteten, von Weltſinn und Selbſtſucht geſtachelten Menſchen des 16. Jahrhunderts lebte die Freude an edler Schönheit, an gottverklärter Innigkeit, an Seelenreinheit und heiliger Begeiſterung fort, die aus den Schöpfungen gottbegnadeter Meiſter ſprach. — Der Eifer, mit dem die Männer der That und der Politik die edle, chriſtliche Kunſt nicht nur

in Gotteshäuſern förderten, ſondern ihr auch in Paläſten, Stadthäuſern und Gerichtsſälen den Ehrenplatz einräumten, die Summen, welche ſie für die Kunſtwerke, der Schutz, welchen ſie den Künſtlern angedeihen ließen, bezeugten fortdauerndes Verſtändniß für die Sprache einer frömmeren Zeit, die aus den Gebilden voll Reinheit und Heiligkeit zu ihnen redete.

Julius II. hatte als Cardinal auf's eifrigſte die Kunſt gefördert; nach ſeiner Erwählung und während ſeiner ganzen Regierungszeit widmete er ihr in noch großartigerer Weiſe ſeinen Schutz, mitten im Kampf der Waffen und der Verwicklungen der Politik. Vom Feldlager aus beſtellte er Zahlung hoher Summen für alle künſtleriſchen Unternehmungen, die ihm gleich ſeinem Ruhm am Herzen lagen. Als er 1511, krank und beſiegt, nach Rom flüchten mußte, erquickte er ſich dort am Anblick des Schönen „delle belle cose“, das während ſeiner Abweſenheit Bramante, Michelangelo und Raphael geſchaffen hatten. Er erholte ſich und ſtärkte ſeinen Muth durch dieſen ſeeliſchen Genuß. Die Abbilder überirdiſcher Herrlichkeit beeinflußten ihn genugſam, ſo daß er, der den Sieg auf Erden ſo eifrig erſtrebt, auch nach ſeinem letzten glänzenden Triumph ſich leicht von der irdiſchen Herrlichkeit abwandte, wie er es in ſeiner Todesſtunde that. Bei dieſer hohen Werthſchätzung der Kunſt iſt es natürlich, daß Julius, ſobald er auf den päpſtlichen Thron erhoben wurde, darauf bedacht war, ſeiner Regierungszeit durch großartige Aufträge an die erſten Künſtler Glanz zu verleihen. Seine weitgehenden politiſchen Pläne, mit denen er Italien umzugeſtalten und der Kirche ihre frühere Weltherrſchaft zurückzugeben hoffte, verhinderten ihn nicht an der Ausübung ſeines Mäcenats. Er fühlte, daß die Bedeutung ſeines Wirkens auf dem erhabenſten Thron der Welt groß genug ſein werde, für ſeinen Nachruhm ein Mauſoleum ohne Gleichen ausführen zu laſſen. Michelangelo wurde dazu ſchon im Jahre 1505 berufen; ſeine gewaltigen Pläne gefielen

und wurden genehmigt; die erſten Skulpturen und die Beſchaffung des Marmors wurden in Angriff genommen.

Schon als Cardinal hatte Julius das der Familie Rovere theuere Heiligthum von Santa Maria del Popolo durch Sanſovino und Pinturicchio verſchönern laſſen und hatte ſeiner Titelkirche St. Pietro in Vincoli große Fürſorge zugewandt. Bald mußte die von Sixtus IV. begonnene Palaſtkapelle des kunſtliebenden Papſtes Ausſchmückungspläne auf ſich lenken. Ebenſowenig konnte ihn der Umbau der altehrwürdigen Baſilika über dem Apoſtelgrab, den Nikolaus V. ſchon durch Tribuna begonnen hatte, gleichgiltig laſſen. —

Was der erſte Papſt der Renaiſſance gewollt hatte, die Neugeſtaltung der Peterskirche ſowie des päpſtlichen Palaſtes auf dem Vatikaniſchen Hügel, ſchien dem großartigen Schöpfergeiſt des Rovere ein erreichbares Ziel, ſobald er die Tiara auf ſeinem Haupte fühlte. Zur Ausführung des Bauplanes hatte er in dem Urbinaten Bramante den Genius gefunden. Sein wundervoller Plan würde, wäre er vollſtändig ausgeführt worden, die herrlichſten Bauten des Alterthums übertroffen haben, ſowie Alles was die Renaiſſance geſchaffen hat. — Julius wollte ſich von dieſem leuchtenden Ziel durch kein Bedenken zurückhalten laſſen. Weder der Koſtenpunkt noch die Anhänglichkeit des Volkes an die von Alter und Andacht geheiligte, conſtantiniſche Baſilika konnte ihn zurückhalten. Zugleich gab die Nothwendigkeit für Michelangelo's Rieſenwerk, das Grabmal, Raum zu ſchaffen, den Anſtoß zum Beginn des beſchloſſenen Neubaues. Schon 1516 legte Julius den Grundſtein zur neuen, langſam entſtehenden Peterskirche, indeß Bramante gleichzeitig den Umbau des Palaſtes raſcher durch die Loggien über den Hof von St. Damaſo und durch die grandioſen Arkaden förderte, die ein Thal überbrückend den vatikaniſchen Palaſt mit dem Belvedere verbanden. Dort wurde für die antiken Statuen, die gerade damals aus tauſendjährigen Schuttgräbern wieder an's Licht gekommen waren, eine paradieſiſche Gartenanlage

errichtet, das Viridarium, aller Zeitgenoſſen Bewunderung. Seine Spuren finden ſich noch im heutigen Palaſte, nach welchem der Apoll von Belvedere benannt iſt.

Im geeigneten Augenblick, da Julius II. nach Vollendung wichtigerer Aufgaben an das eigene Behagen denken wollte, ſollte mit der Ausmalung jener „oberen Zimmer“ (der Stanzen) begonnen werden, womit Julius die von Pinturicchio ausgemalten Zimmer Alexanders VI. (Borgia) übertreffen und ſich zugleich einen würdigen Aufenthalt ſchaffen wollte, der ihn von der ſteten Erinnerung an ſeinen Vorgänger befreite.

Gleichzeitig entſtanden wie durch die Kraft eines gewaltigen Zauberers Michelangelos erſte Deckengemälde in der Sixtina, welche dieſe im nüchternen Stil des Quattrocento erbaute Kapelle zum Tempel der Kunſt weihte. Michelangelo übernahm grollend und nur gezwungen dieſes Werk, weil es die Vollendung des Grabmals hinausſchob, doch beſtätigte er durch dieſes Meiſterwerk der Malerei wider Willen den Kennerblick des Papſtes, der des Künſtlers Genius beſſer erkannte als dieſer ſelbſt. Alle dieſe ſtaunenswerthe Anzahl von unvergleichlichen großen Kunſtſchöpfungen, denen ſich kleinere geſellten, fallen in die kurze Regierungszeit von Julius II. 1503—1513, obgleich dieſe reich an wichtigen Umgeſtaltungen und an blutigen Kriegen iſt. Die Bedeutung jener Kunſtwerke, nach deren Vollendung die Decadenz eintritt, rechtfertigen die Benennung ihrer Entſtehungszeit mit dem Namen des großen Mäcen: Julius II.

Entſcheidender hiefür als die Bedeutung der von Julius gegebenen Aufträge iſt dabei noch die Einwirkung, die der Papſt auf den Künſtler, zumal auf Michelangelos und Raphaels künſtleriſches Werden übt; darum ſind ihre Namen unlösbar mit dem ſeinen verbunden, ſoweit die Culturepoche der erſten 13 Jahre des 16. Jahrhunderts in Frage kommt. Wohl läßt der Papſt den Künſtlern volle Freiheit in Ausführung der Werke, die er von ihnen forderte, aber es be

ſtimmt ſie ſein mächtiger Wille zu den Aufgaben, die er wählt. Er liest in ihren Seelen, ſieht Fähigkeiten in ihnen, die ſie ſelbſt nicht kannten. Raphael entfaltete erſt bei den Wandgemälden der Stanzen der Segnatura ſeine großartige Begabung zur Compoſition, und Michelangelo, der widerſtrebend den Meißel mit dem Pinſel vertauſcht, ſchafft in Fresken der Deckengemälde das größte Werk der Malerei.

Dieſe Entwicklung der beiden Künſtler auf den ihnen zuerſt fremden Gebieten hat Klaczko ſehr anziehend in den Kapiteln geſchildert, welche die betreffenden Werke behandeln. Ergötzlich iſt es bisweilen, den gewaltigen Florentiner ſelber über ſein Mißgeſchick, das er Unfähigkeit nennt, klagen zu hören. Seine Briefe enthalten bittere Beſchwerden über das „Malergeſchäft“. Nicht ohne Laune ſind ſie in einem Sonett zuſammengefaßt, das er an Johann von Piſtoia richtete. Er ſchildert die Tortur ſeiner Lage auf dem Gerüſt, ſein Ausſehen, wenn die Farben ihm von der Malerei aufs Geſicht tröpfeln, und endet ſeine Schilderung mit der Behauptung: Ich bin kein Maler! Julius wußte es beſſer. Er hatte den Ruhm nicht vergeſſen, den Michelangelo im Wettbewerb mit Lionardo ſelber ſich durch ſeinen Carton der badenden Jünglinge errungen, und er bemaß ſein Können und ſeine Begabung im vollen Umfange, während Michelangelo niemals des Papſtes Abſichten richtig beurtheilte, noch ſeine großen Auffaſſungen würdigte, geſchweige theilte. Werden die beiden großen Männer in Bezug auf Charaktereigenſchaften betrachtet, ſo iſt es der Papſt, welchem die Krone zugeſprochen werden muß, während andererſeits in gleicher Hinſicht Michel-Angelo auch dem jüngeren, an Genius ihm untergeordneten, Raphael gegenüber durch viele perſönliche Schwächen verliert. Seine Herbe, ſeine Selbſtüberhebung, ſein Mißtrauen ſtoßen um ſo mehr ab, als nichts im Betragen des jüngeren Meiſters ſie rechtfertigt und ſie lediglich auf Eiferſucht zurückzuführen ſind.

Was Michelangelo's Charakter in Beziehung zum Papſt

zuerſt ungünſtig beleuchtet, iſt die tolle Furcht, die ihn plötzlich veranlaßt, ſein Atelier in Rom zu verlaſſen und nach Florenz zu fliehen. Eine Art Verfolgungswahn ſcheint ihn ergriffen zu haben. Er dachte allen Ernſtes daran, ſeine Kunſt in den Dienſt des türkiſchen Sultans zu ſtellen, um dem „ſchrecklichen Papſt“ nicht mehr vor die Augen zu kommen. Doch hatte der „Pontefice terribile“ nicht das Geringſte gegen den Künſtler gethan, deſſen Arbeit ſeinen eigenen Ruhm erhöhen ſollte, auch zeigte er ſich verſöhnlich genug, als der Flüchtling ſich endlich bewegen ließ, wieder vor Julius zu erſcheinen. Michelangelo begreift weder des Papſtes Abſichten noch deſſen perſönlichen Werth. Er ſieht in ihm nur den Emporkömmling aus einem obſcuren liguriſchen Geſchlecht, dem er ſich überlegen dünkt, nicht etwa wegen ſeines Talentes, das ihn über alle Künſtler ſeiner großen Epoche emporhebt, ſondern weil er aus der adligen Familie der Buonaroti ſtammte, die (fälſchlich) ihren Urſprung von den Grafen von Canoſſa ableitete! Seiner Familie Glanz neu herzuſtellen war das Hauptbeſtreben des Künſtlers. Alles Geld, das er verdiente, ſollte dazu verhelfen. Aus dieſem Grunde lag ihm die Sorge für ſeine Bezahlung ſo ſehr am Herzen; ſie ward zur Geißel ſeines Lebens, die unaufhörlich ſein Gemüth quälte. Faſt immer wurde ſeine Verſtimmung gegen den Papſt durch Geldfragen hervorgerufen. Keiner der andern Künſtler, die Julius beſchäftigte, hegt Sorgen um Bezahlung, oder klagt in dieſer Hinſicht. Dennoch mußten auch ſie große Summen zu fordern haben, ganz beſonders Bramante, der an der Peterskirche bis 2000 Arbeiter beſchäftigte. Nur um der Ausgaben willen zürnt Buonaroti über des Papſtes Kriegszüge; es kümmert ihn nicht, ob Recht oder Unrecht dadurch geſchieht, noch ob ſie für den Hirten der Chriſtenheit ſich ziemen. Er wähnt die Summen, die der Krieg verſchlang, ſeien Urſache der Unterbrechung ſeiner Arbeit am Grabmal. Allerdings muß man den Kummer des Meiſters über dieſe Unterbrechung

begreifen. Seine Seele war von Sehnſucht nach der Ausführung ſeines Entwurfes erfüllt. Es bedarf der Geldfrage nicht, um ſeines Herzens Verbitterung auf's Höchſte zu ſteigern. Die herrlichen Geſtalten ſollten die bleibende Form nicht erhalten, die unaufhörlich ſeinem Geiſte vorgeſchwebt, während er in den Marmorbrüchen von Carrara zwei Jahre lang an der Beſchaffung des ungeheuern Materials arbeitete 40 Statuen von der Größe und Bedeutung des Moſes hätten das Mauſoleum zieren ſollen. Ein Wunderwerk hatte er zu ſchaffen gehofft, das alle Mauſoleen des Alterthums in Schatten geſtellt hätte. Statt rieſiger Maſſen, die von Statuen nur geſchmückt waren, wollte er aus lebenhauchenden Bildſäulen das Grabmal thürmen. So lange er an den Deckengemälden der Sixtina arbeitete, ſah er auf dem Bauplatz vor St. Peter die Marmorblöcke liegen und verwittern, die er ſo mühvoll herbei gebracht. Erklärlicher Weiſe verzehrte ihn die Sehnſucht, aus dieſen Steinen die Gebilde ſeiner Phantaſie herauszumeißeln. Dennoch muß man ſich billig wundern, daß der hochbegabte Künſtler die Gründe niemals erfaßte, die den Papſt beſtimmten, die Vollendung des anfänglich ſo eifrig betriebenen Kunſtwerkes zu verzögern. Michelangelo's vergebliche Schlüſſe theilten allerdings die Meiſten, die nach ihm des Papſtes Motive zu verſtehen ſuchten.

Klaczko weiſt namentlich die Annahme zurück, als ob Furcht vor dem Tode dem Papſt die Ausführung des Grabmals verleidet habe. Die Todesfurcht hatte im Allgemeinen keine Macht über die Männer jener merkwürdigen Epoche, wenn es ſich darum handelte, ihren Nachruhm zu ſichern. Alle ſtrebten dies Ziel durch ein ausgezeichnetes Grabmal an. Auch Julius hatte den Plan zu einem ſolchen von der erſten Stunde ſeiner Erwählung an; Todesfurcht war ihm fremd dabei, und konnte ihm ſpäter nicht näher getreten ſein. Er bewies es im Krieg und bei der Ueberwindung körperlicher Schmerzen, die er nicht achtete, ſobald es ſich um eine wichtige

Sache handelte. Am größten bewies er ſeinen Muth dem Tode gegenüber in ſeiner letzten Stunde. Zur Verzögerung und endlichen Verminderung des großartig geplanten Grabmals bewog ihn vermuthlich zumeiſt die Unzufriedenheit der Römer, ja der Chriſtenheit, über die Niederlegung der alten Baſilika. Niemand glaubte an ihre Baufälligkeit. Der vorher populäre Baumeiſter Bramante wurde mit dem Spottnamen Roninante (der Einreißer) gegeißelt. Julius ſcheute den Vorwurf für ſich, nur des Grabmals wegen ſei ihm der alte Bau ungenügend geweſen, und habe das altehrwürdige Heiligthum weichen müſſen Statt Ruhm zu ernten, würde ſchwerer Tadel ihn treffen, hätte in der neuen Baſilika ſein Grabmal an Bedeutung und Pracht das Apoſtelgrab übertroffen. Dieſe Erwägungen mögen am meiſten ſeinen Eifer für Errichtung des Grabmals gedämpft haben. Sie führten die Verzögerungen herbei. Die Römer ſollten ſich zuerſt überzeugen, daß Bauherr und Baumeiſter das Wort hielten, an Stelle der geliebten alten Baſilika ſolle eine weit ſchönere entſtehen. Wurde dies Wort eingelöſt, ſo war durch den Neubau ſelbſt ihm ein Denkmal geſichert, ſo groß und einzig, daß es des Monuments darin nicht mehr bedurfte, die böſe Nachrede mußte verſtummen. Zu dieſen Erwägungen kamen die wichtigen Umgeſtaltungen in der Politik, die des Papſtes ganzes Intereſſe in ſeinen letzten Lebensjahren erheiſchte, wollte er die Befreiung Italiens von der Fremdherrſchaft durchführen.

Ueber der Erreichung dieſes für die italieniſche Nation ſo bedeutungsvollen Zieles hätte Michelangelo dem Papſte dankbar ſein und über das perſönliche Mißgeſchick ſich tröſten ſollen; aber des Buonaroti Geſinnung war nicht auf ſein großes Vaterland gerichtet. Sein Patriotismus beſchränkte ſich auf ſeine Vaterſtadt. Er, der des Savonarola Utopien getheilt und die Freiheit ſeiner Mitbürger über Alles ſchätzte, verzieh es dem Papſte nun und nimmer, daß dieſer, ſobald die Franzoſen abgezogen waren, den Medicäern die Rückkehr

nach Florenz geſtattet hatte. Hierdurch kam Florenz wiede unter die Herrſchaft der „Tyrannen", und Michelangel grollte dem Papſt über den Tod hinaus. Obgleich er ſelbe den Fürſten diente, die Florenz beherrſchten, und in Sa Lorenzo ihre Gräber verherrlichte, mochte er das Grabma des Rovere in der von Julius ſelbſt beſtimmten, verkleinerte Form nicht zuſammenſtellen. Er hatte von den Erben de Papſtes eine namhafte Summe (10,000 Zechinen) dafü erhalten; dennoch überließ er unfähigen Händen den kläg lichen Monumentaufbau, der mit der mächtigen Moſesgeſtal in San Pietro in Vincoli errichtet wurde.

Der Leib Julius' II. ruht nicht daſelbſt. Man beſtattet ihn namenlos in dem Grab ſeines Oheims Sixtus IV. unte dem koſtbaren Bronzemonument, das Julius von Pollajuol für das Andenken ſeines Verwandten und Gönners hatt fertigen laſſen. Der größte Papſt der Renaiſſance, unter deſſe Schutz die Kunſt ſich zur höchſten Blüthe entfaltete, ha das ihm beſtimmte Denkmal nicht erhalten. Doch braucht ſein Name nicht in Stein gehauen zu werden. Nicht nu die neue Peterskirche hallt ihn wieder; er bleibt mit de Ruhme Raphaels und Michelangelos verwebt, ſo lang dieſe beſteht.

Klaczko zeigt uns den gewaltigen Ligurier, den that kräftigen Herrſcher mit dem weiten Blick und der unbeug ſamen Seele auch noch außerhalb ſeiner Beziehungen zu Kunſtwelt, in einem Kapitel ſeines Buches, worin er i kurzen Zügen des Papſtes politiſche, kriegeriſche und kirchlic Wirkſamkeit darſtellt. Die Politik, die Julius II. m Meiſterhand leitete, nannten ſeine Zeitgenoſſen: Il giuoc del mondo, „das Weltſpiel", oder Spiel um die Wel In dieſem Spiel war Julius ein kühner, aber dennoch klu berechnender Spieler. Wenn das Glück ihn verließ, ſo b hielt er immer noch einen letzten Trumpf in der Hand, m dem er es im entſcheidenden Augenblick zurückrief. Nich konnte ihn bewegen, den kühnen Wurf eher zu wagen, al

s zeitgemäß war; weder Rückſicht auf Bundesgenoſſen, noch erfrühter Triumph ſeiner Feinde. Er wartete geduldig, der feſten Muthes den Augenblick ab, wo er das Glück eim „Spiel um die Welt“ zu ſich zurückholen konnte. Kurz or ſeinem letzten entſcheidenden Erfolg war er von Freund nd Feind als ein verlorener Mann betrachtet worden. Er llein hielt ſich nicht für geſchlagen, nicht für beſiegt; ach der blutigen Schlacht von Ravenna, in der Gaſton e Foix, Oſterſonntag 1512, die päpſtlichen und ſpaniſchen Truppen geſchlagen, glaubte Julius allein noch an eine Wendung, die er geſchickt in aller Stille herbeiführte. Er widerſtand dem geſammten Cardinalscollegium, das ihm den Friedensſchluß abzwingen wollte. Auch die Berufung eines Concils nach Piſa, das ſeine Gegner gegen ihn verſammelten, beugte ihn nicht; ebenſowenig vermochte es eine ſchwere Krankheit, in der man ihn ſchon, zum Jubel Vieler, für todt hielt. Er erholte ſich um die Welt zu überraſchen. Mit dem Abſchluß der heiligen Liga entrang er den Franzoſen die Früchte ihres Sieges. In Fluchteile mußten ſie Italien verlaſſen, ihre vermeinte Beute aufgeben, um ihr eigenes Land vor des Papſtes neuen Verbündeten, England und Spanien, zu ſchützen. Maximilian I. gab ſeinen abenteuerlichen Plan auf, ſich die Tiara aufzuſetzen. Das Gegenconcil von Piſa löſte ſich auf.

Die ganze Chriſtenheit erkannte ihres Oberhirten Stimme wieder, der mit der Bulle „Sacrosancta“ ein Concil nach dem Lateran (1512) berief und gleichzeitig mit dem kirchlichen Triumph auch ſein politiſches Programm erfüllte. Italien war frei von der mit Carl VIII. begonnenen Herrſchaft Frankreichs. Das „Fuori i barbari“, das Julius als Kriegsgeſchrei gedient, wiederhallte in dem Te Deum bei Eröffnung des Concils und der Feier ſeines Triumphes, wenige Wochen vor ſeinem Tod, im Carneval von 1513.

Aehnliche Vorgänge hatten frühere Phaſen des von Julius geführten „Spieles um die Welt“. Aber mochte das

Glück noch ſo oft mit Mißerfolg wechſeln, wie nach de
Unterwerfung von Bologna und dem Verluſt von Mirandola
nie entſank dem Papſte der Muth. Weder Alter noch Krankhei
konnten ihn von ſeinen Unternehmungen abhalten. Die Be
lagerung der Bergfeſte von Mirandola leitete der Siebenzig
jährige ſelbſt und theilte die Beſchwerden der Soldaten im
Zeltlager, wo er auf beſchneiter Erde ſchlief. So kriegeriſch
der Papſt auch geſinnt, und ſo bereit er war, ſo übte er doch
niemals Rache an den Beſiegten. Der lange Widerſtand
Mirandola's z. B., der ihn zur Androhung ſchwerer Straf
gereizt hatte, war vergeben und vergeſſen, ſobald Julius II
den Fuß auf die Breſche der erſtürmten Stadt geſetzt hatte

Der Zweck, den der Papſt bei dieſen Fehden im Auge hatte
war Herſtellung der päpſtlichen, aber nicht der perſön
lichen Macht. Nicht er oder ſeine Verwandten ſollten
bereichert werden; einzig die Weltherrſchaft Roms und di
Befreiung und Einigung Italiens waren die Ziele, die e
verfolgte. Die heutigen Patrioten, die Italiens Einhei
erkämpften, müßten ihn als ihren Vorläufer und Patro
anſehen, wenn er eben kein Papſt, und auch im Allgemeine
nicht recht nach modern liberalem Geſchmack wäre.

Intereſſant iſt des Papſtes Porträt, durch die Han
Raphaels — auf drei Bildern in den Stanzen — ſo dar
geſtellt, als entſpräche ein jedes einer der verſchiedenen Phaſen
ſeines „Weltſpiels“. In den Dekretalen (im Zimmer de
Segnatura) lieſt man in den erſchlafften Zügen des Papſte
die Wirkung der Niederlage von Bologna und die Ermüdung
die ihm das Zuſtandekommen des Bündniſſes von Cambrai
gekoſtet. Viel ſtand damals auf dem Spiel und der Papſ
hatte noch keine Siegeshoffnung. Raphael malte dies Bil
im Jahre 1510, als noch das Concil von Piſa gegen den
Papſt Beſchlüſſe faßte. Ganz anders erſchien der Papſt den
Künſtler, als er ihn in der „Meſſe von Bolſena“, de
nächſten Stanze, darſtellt. Hier iſt er der Repräſentant de
Kirche. In erhabener Ruhe ſieht er dem Vorgang zu, de

rieſter und Volk heftig bewegt. Seine hohe Würde als lichter und Verkünder der himmliſchen Offenbarung verklärt ie edle Geſtalt und die bedeutenden Züge. Der endgiltige ieg über ſeine und Italiens Feinde prägt ſich aus in dem ajeſtätiſchen Prieſterfürſten, der die Vertreibung Heliodors us den Tempelhallen mit anſieht. Raphael hätte nicht roßartiger den Triumph ſeines Gönners feiern können, den ulius im Anfang des Jahres 1513 über ſeine kirchlichen nd politiſchen Gegner errungen hatte. (Schluß folgt.)

XLIV.

Bardenhewer's Patrologie in neuer Auflage.[1]

Das Erſcheinen einer neuen Auflage dieſes ausgezeichneten ehrbuches wird gewiß von Allen, denen dasſelbe in den ſieben ahren ſeit ſeinem erſten Erſcheinen als der beſte und zu- rläſſigſte Führer durch das Gebiet der patriſtiſchen Literatur d geworden iſt, mit Freuden begrüßt werden. Was wir an m Buche haben, weiß Jeder, der ſich mit dieſem Studien- biete beſchäftigt; die Anzeige der neuen Auflage kann ſich ſo darauf beſchränken, auf die wichtigſten Unterſchiede derſelben n der erſten hinzuweiſen

Die Bezeichnung der neuen Auflage als einer großentheils u bearbeiteten bezieht ſich vorzugsweiſe auf das erſte Drittel s Bandes, die Darſtellung des erſten Zeitraums oder der nicäniſchen Literatur (S. 14—203). Dieſer Theil ſtellt ſich t in der That ſowohl in Bezug auf die nähere Gliederung d Anordnung wie großentheils auch in Bezug auf die Aus-

1) Patrologie. Von Otto Bardenhewer, Doktor der Theologie und der Philoſophie, Profeſſor der Theologie an der Univerſität München Zweite, großentheils neu bearbeitete Auflage. Freiburg, Herder. 1901. (Theologiſche Bibliothek.) X und 603 S. 8°. Preis M. 8.—, geb. M. 10.—.

führung des Einzelnen als eine faſt ganz **neue** Arbeit dar.
Stelle der früheren Anordnung, in welcher innerhalb die
Zeitraumes ohne weitere Gliederung zuerſt alle griech
ſchreibenden, dann alle lateiniſch ſchreibenden Autoren n
einander behandelt waren, iſt jetzt nach dem Vorbilde der ſeit
an's Licht getretenen Verſuche (Krüger, Batiffol) und
Anſchluſſe an die lehrreichen Ausführungen Ehrhard's e
Gliederung durchgeführt, welche ſchon äußerlich einen genaue
Einblick in die Entwicklung der älteſten kirchlichen Litera
gewährt. Der geſammte Stoff des erſten Zeitraums iſt näml
jetzt in folgende fünf Abſchnitte getheilt: 1) die urkirchli
Literatur; 2) die apologetiſche Literatur des zweiten Ja
hunderts; 3) die häretiſche Literatur des zweiten Jahrhunde
und die neuteſtamentlichen Apokryphen; 4) die antihäretiſ
Literatur des zweiten Jahrhunderts; 5) die kirchliche Litera
im Zeitalter der Entſtehung einer theologiſchen Wiſſenſch
Der letztgenannte Abſchnitt gliedert ſich noch weiter; 1) Ori
talen: Alexandriner, Syro-Paläſtinenſer, Kleinaſiaten; 2) Oc
dentalen: Afrikaner, Römer, andere Abendländer. Der e
Abſchnitt über die urkirchliche Literatur enthält jetzt auch ei
Paragraphen über das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß
behandelt dann die Didache und die Schriftſteller und Schrift
die man unter dem Namen der apoſtoliſchen Väter zuſamm
zuſaſſen pflegt, mit Ausnahme des Briefes an Diognet, der j
ſeinem Inhalt entſprechend der apologetiſchen Literatur einge
iſt. Die in der erſten Auflage im Zuſammenhange mi
Didache behandelten andern pſeudoapoſtoliſchen Schriften (
Kirchenordnung, Didaskalia, Apoſt. Conſtitutionen) ſind
(wie Funk gewünſcht hatte, Theol. Quartalſchrift 1895, S.
an ſpäteren Stellen je in ihrem hiſtoriſchen Zuſammen
behandelt. Ebenſo ſind aus dem Paragraphen über Cl
von Rom die ſogenannten Clementinen jetzt an ſpäterer
in ihren natürlichen Zuſammenhang verwieſen, zu der
ſtellung der judaiſtiſchen Literatur im 3. Abſchnitt.

Das Hereinziehen der kanoniſchen Schriften des
Teſtaments in die Darſtellung der „altchriſtlichen Lite
geſchichte", wie es bei den liberal-proteſtantiſchen Forſcher
beliebt iſt und auch nur vom Standpunkt des proteſtan

Rationalismus einen Sinn hat, für welchen dieſe Schriften eben auch nur ein Stück Literaturgeſchichte ſind, hat Bardenhewer mit Recht abgelehnt. Batiffol, der in ſeinem Grundriſſe der „Littérature grecque" auch darin dem Vorbilde Krügers folgt und wie dieſer in ungeſchiedener Verbindung kanoniſche Schriften, Apokryphen und apoſtoliſche Väter behandelt, nur nach Literaturgattungen angeordnet, hat ja freilich den Beweis geliefert, daß ein katholiſcher Theologe, ohne deßhalb dem katholiſchen Standpunkt principiell etwas zu vergeben, den Stoff auch einmal in dieſe jetzt gerade modernſte Form bringen kann, was ja gerade kein beſonderes Kunſtſtück iſt; aber es iſt nicht recht abzuſehen, was denn damit gewonnen iſt. Hier mag gleich bemerkt werden, daß Bardenhewer, wie er im Titel ſeines Werkes die Bezeichnung „Patrologie" feſthält, ſo auch in der Einleitung, wie früher in ſeinem Artikel „Patrologie" in der 2. Aufl. des Kirchen-Lexikons (IX, 1616—20), für die herkömmliche Bezeichnung Patrologie und die damit verbundene Darſtellung eintritt (S. 5 f.), gegenüber dem von proteſtantiſch-rationaliſtiſcher Seite (Harnack, Krüger) geſchaffenen und neuerdings auch von hervorragenden katholiſchen Fachmännern befürworteten Begriff „der altchriſtlichen Literaturgeſchichte." Wenn ich mir in dieſer Streitfrage ein Urtheil erlauben darf, ohne auf deſſen Begründung an dieſer Stelle näher eingehen zu können, möchte ich doch der conſervativeren Haltung Bardenhewers den Vorzug geben Jedenfalls hat er ſelbſt den beſten Beweis dafür geliefert, daß der katholiſche Gelehrte, der die altchriſtliche Literatur unter dem Geſichtspunkt der Patrologie betrachtet und behandelt und „mit dem Begriff des Kirchenvaters arbeitet", durch nichts gehindert iſt, dieſe Literatur in ihrer ganzen Geſchichte wie im Einzelnen mindeſtens ſo genau zu kennen und ſo wiſſenſchaftlich darzuſtellen, wie der aufgeklärteſte Proteſtant.

Die Darſtellung der einzelnen Schriftſteller iſt beſonders im erſten Abſchnitt, aber auch im zweiten über die Apologeten, meiſt viel enger zuſammengedrängt, ſowohl durch kürzere Faſſung des Textes, als durch Reducirung der Literaturangaben, obwohl zu den letzteren auch wieder viel Neues nachzutragen war, und das iſt diejenige Seite der Neubearbeitung, mit der man ſich zuerſt nicht recht befreunden kann; wenn aber der Umfang nicht

ſtark vermehrt werden ſollte, bei dem vielen neuen Material, um das die neue Auflage anderſeits vermehrt iſt, ſo blieb freilich nichts anderes übrig. Für das Einzelne behält ſo die erſte Auflage neben der neuen einſtweilen ihren Werth, bis die ausführlichere Darſtellung der Patrologie erſcheint, die wir vom Verfaſſer zu erwarten haben. — Im 2. Abſchnitt iſt ſpeziell Melito ganz neu bearbeitet (S. 55 ff.).

Etwas nach Form und Inhalt ganz Neues iſt der 3. Abſchnitt des erſten Zeitraums, der die häretiſche Literatur des zweiten Jahrhunderts und die neuteſtamentlichen Apokryphen behandelt. Der jetzigen eingehenderen Darſtellung der älteſten häretiſchen (gnoſtiſchen, judaiſtiſchen und montaniſtiſchen) Literatur S. 64 bis 76 entſprechen in der erſten Auflage nur die kurzen Notizen S. 116 f. An und für ſich bildet dieſe Literatur allerdings keinen Gegenſtand der Patrologie, aber ihre Kenntniß iſt zum Verſtändniß der gegen ſie gerichteten kirchlichen Literatur nothwendig, und zwar ſowohl zum Verſtändniß des Einzelnen, als zum Verſtändniß der durch ſie, d. h. durch die Nothwendigkeit der Abwehr gegen ſie, theilweiſe mit bedingten Geſammtentwicklung der kirchlichen Literatur, und darum iſt es allerdings nöthig, daß die Patrologie auch darüber orientirt. Eine noch weitergehende Erweiterung bildet die ſich anſchließende Darſtellung der neuteſtamentlichen Apokryphen, S. 76—103. — Bei der Darſtellung der „kirchlichen Literatur im Zeitalter der Entſtehung einer theologiſchen Wiſſenſchaft" (5. Abſchnitt, S. 113 bis 203) iſt, wie ſchon oben bemerkt, für die Anordnung jetzt nicht mehr die Sprache, ſondern die Heimatsprovinz der einzelnen Autoren maßgebend. Bei den Orientalen iſt beſonders der Abſchnitt über die Alexandriner (S. 114 — 142) ganz umgearbeitet und mehrfach erweitert, ſpeziell auch der Paragraph über Origenes. An die Darſtellung der Alexandriner ſchließt ſich die ſogenannte Apoſtoliſche Kirchenordnung (S. 141 f.), die Bardenhewer jetzt an das Ende, nicht mehr in die erſte Hälfte des dritten Jahrhunderts ſetzt; an die der Syro-Paläſtinenſer die ſogenannte apoſtoliſche Didaskalia (S. 148 f.) Im Kapitel über die Occidentalen gibt u. a der Paragraph über den hl. Cyprian jetzt S. 172 ff. eine ausführliche Ueberſicht über die Briefe und eine genauere Orientirung über den Stand

er an die pſeudocyprianiſchen Schriften ſich knüpfenden Fragen. Die Schrift De mortibus persecutorum hatte Bardenhewer früher nach Brandt dem Lactantius abgeſprochen; jetzt tritt er S. 180 f. wieder für deſſen Autorſchaft ein, meines Erachtens mit Recht. Viel überſichtlicher als früher iſt S. 182 ff. Hippolytus behandelt; ausführlicher als früher Novatian S. 192 ff; 195 f. ſind die Papſtbriefe des dritten Jahrhunderts zuſammengeſtellt, während in der erſten Auflage die Notizen über dieſelben an verſchiedenen Orten zerſtreut waren. Als Anhang zum I. Hauptheil ſind S. 199 — 203 die echten Martyrerakten der vornicäniſchen Zeit behandelt (in der erſten Auflage S. 138—140 und verſchiedene zerſtreute Notizen).

Anders als in dem weſentlich neu bearbeiteten I. Theil iſt das Verhältniß zur erſten Auflage in den beiden folgenden Dritteln des Werkes Hier iſt an der Anordnung im Ganzen nichts geändert (II. Zeitraum. Vom Beginne des vierten bis zur Mitte des fünften Jahrhunderts, S. 204 — 465, mit den Unterabtheilungen: griechiſche, ſyriſche, lateiniſche Schriftſteller; III. Zeitraum, Von der Mitte des fünften Jahrhunders bis zum Ende der patriſtiſchen Zeit, S. 466 — 585, mit den Unterabtheilungen: griechiſche, armeniſche, lateiniſche Schriftſteller); auch der Text iſt, wo nicht neue Forſchungsergebniſſe Aenderungen und Zuſätze nöthig machten, großentheils mit der erſten Auflage übereinſtimmend. Daß die neue Literatur überall auf das ſorgfältigſte berückſichtigt iſt, verſteht ſich bei dem Verfaſſer ſo ſehr von ſelbſt, daß es nicht beſonders betont zu werden braucht. In den Literaturangaben iſt auch hier aus Rückſichten der Raumerſparniß größere Beſchränkung geübt, das nicht gerade Nothwendige von der älteren Literatur geſtrichen, dagegen überall alles beachtenswerthe Neue nachgetragen. Auf die Hervorhebung der zahlreichen durch die neuere Literatur bedingten kleineren Zuſätze und Veränderungen im Texte muß ich verzichten, ebenſo auf die ſpezielle Hervorhebung der Bereicherung, welche die neue Auflage durch die Aufnahme einer Anzahl von früher übergangenen Schriftſtellern von untergeordneterer Bedeutung erfahren hat.

Nur auf Folgendes möge noch hingewieſen werden: Die Apoſtoliſchen Conſtitutionen ſind jetzt nach ihrer hiſtoriſchen

Zugehörigkeit unter den griechiſchen Schriftſtellern des II Zeitraums, S. 307—314 behandelt, im Zuſammenhang damit auch der Cyklus der von ihnen abhängigen verwandten Schriften bis zum Teſtament des Herrn und den ſogen. Canones Hippolyts herunter, im Anſchluß an die Unterſuchungen von Funk. Pſeudo-Dionyſius Areopagita hat jetzt, hiſtoriſch richtiger als in der erſten Auflage, ſeine Stelle im III. Zeitraum gefunden, S. 472—477, der Text iſt theilweiſe umgearbeitet unter Berückſichtigung der Arbeiten von Stiglmayr und H. Koch, denen Bardenhewer entſchieden beiſtimmt.

Zur Literatur möchte ich nur noch bemerken, daß die S. 28 notirte unreife Arbeit von Amelungk über Pſeudo-Ignatius (gegen Funk) in dem ſoeben erſchienenen neueſten Hefte der Tübinger Theol. Quartalſchrift (1901, 3. Heft, S. 411—426) von Funk gründlich abgethan worden iſt.

Für den praktiſchen Gebrauch zum Nachſchlagen iſt es angenehm, daß ſich der Druck der Anmerkungen von dem des Textes jetzt deutlicher abhebt, als in der erſten Auflage; noch mehr die neue Anordnung der Literaturangaben in dem neu bearbeiteten I. Haupttheil, wo ſie nicht mehr für jeden Autor eine zuſammenhängende Maſſe bilden, ſondern nach den in Betracht kommenden Geſichtspunkten (Leben, Ueberlieferung, Ausgaben und Ueberſetzungen, Erläuterungsſchriften) unter die einzelnen Abſätze des jeweiligen Textes vertheilt ſind; im II. und III. Theil iſt die alte Einrichtung noch beibehalten.

So entſpricht denn das Werk, während es gleichzeitig einen beſſeren Einblick in die Entwicklung der älteſten kirchlichen Literatur gewährt, auch wieder in allen Einzelheiten dem neueſten Stand der patriſtiſchen Forſchungsarbeit. An weiteren Auflagen wird es einem Werke, das ſo unentbehrlich geworden iſt, ſicher nicht fehlen, und bis zum Erſcheinen der nächſten werden bei dem erfreulicher Weiſe doch immer zunehmenden Intereſſe für die patriſtiſchen Studien wohl nicht wieder ſieben Jahre verſtreichen. Zum Schluß möchte ich nur noch der Hoffnung Ausdruck geben, daß der verehrte Herr Verfaſſer nun auch recht bald ſein gewiß von ſehr Vielen ſehnlichſt erwartetes größeres Werk folgen laſſen möge.

München. Dr. F. Lauchert.

XLV.

Zur Ordensgeſchichte.

1. B. Duhr: Jeſuiten an den Fürſtenhöfen.

P. Bernhard Duhr, ein echtes Kind der rheiniſchen
opole, mit dem unermüdlichen Fleiß, aber auch dem offenen,
: Sinn eines Rheinländers ausgeſtattet, hat ſchon manchen
ichen Bauſtein zu einer Geſchichte des Ordens geliefert,
inſt in ſeiner Vaterſtadt eine ſo große Rolle geſpielt und
em er ſelbſt Gott und der Kirche zu dienen beſchloſſen
Pombals Schalten hat er uns geſchildert auf Grund der
chte der kaiſerlichen Geſandten am Hofe in Liſſabon. In
von Karl Kehrbach geplanten Monumenta Germaniae
agogica ließ er 1894 als ſechszehnten Band die Ratio
iorum et institutiones scholasticae Societatis Jesu (4)
einen. Daran reihte er bei Herder in Freiburg 1896 als
l der „Bibliothek der katholiſchen Pädagogik“ die höchſt
chbare „Studienordnung der Geſellſchaft Jeſu nebſt Ein-
ng“[1]), aus welcher die heutige Zeit noch etwas lernen
, die in ſich überſtürzender Haſt ein Experiment auf dem
iete des höheren Schulweſens an das andere ſchließt. Als
Vereinsſchrift der Görres-Geſellſchaft für 1900 iſt aus
r Feder gefloſſen „die Stellung der Jeſuiten in den
ſchen Hexenproceſſen“. Vielleicht noch verdienſtlicher als
' Leiſtungen dürften Duhr's „Jeſuiten-Fabeln. Ein
rag zur Culturgeſchichte“ ſein, denn ſie ſtellen eine auf
glicher Arbeit beruhende Leiſtung dar, für welche nicht
ı bloß die Jeſuiten, ſondern die Katholiken aller Länder
chmäßig dem Verfaſſer warmen Dank ſchulden. Insbeſondere
s die dritte, umgearbeitete Auflage (Herder, Freibg. 1899),

[1]) Vgl. Hiſtor.-polit. Blätter Bd. 114, 749; Bd. 118, 542.

welche dem Buche erſt ſeine Vollendung verliehen und es einem wahren Arſenal erhoben, aus dem man ſchnell u zuverläſſig Beweismittel entlehnen kann, um den proteusar wechſelnden Irrthum zu entlarven.

Die neueſte Arbeit Duhr's iſt mit einer Frage beſa die jedem Freunde geſchichtlicher Wahrheit ſich mehr de einmal aufgedrängt haben muß. Wie verhält es ſich mit d Stellung der Jeſuiten an den Höfen der Fürſten?[1] Rom bezeichnet der Volksmund den General der Jeſuiten a „ſchwarzen Papſt“. Solcher ſchwarzen Päpſte hat die u geſund erregte Einbildungskraft der Gegner der Kirche me als einen in den Vätern der Geſellſchaft Jeſu erkennen dürfen geglaubt, die an den Höfen der Fürſten in der Eige ſchaft als Prediger, Erzieher, namentlich aber als Beichtvät im Lauf der Zeit thätig geweſen. Als Ergänzung und E läuterung zu Janſſen's Geſchichte des deutſchen Volkes g dacht, mußte die Arbeit auf Jeſuiten an deutſchen Fürſtenhöf beſchränkt bleiben. Frankreich, Italien und die iberiſche Hal inſel unter dem nämlichen Geſichtspunkte zu behandeln, ſ anderen Kräften überlaſſen bleiben. Und was unſer Vaterla betrifft, ſo hat Duhr ſich vorab mit dem ſechszehnten Jah hundert begnügt — ein weiſer Plan, deſſen Ausführung ſch einen ganzen Mann von bewährter Arbeitskraft forderte.

Der internationalen Stellung der Geſellſchaft Jeſu en ſprechend, konnten Studien lediglich in deutſchen Archiven u Büchereien unmöglich genügen. Der Verfaſſer hat Simanca in Spanien, ferner die Archive von Rom und Neapel, ins beſondere aber die literariſchen Schätze des eigenen Orde ausgebeutet und ſo ein Bild entworfen, das jeden wahrheit liebenden Forſcher befriedigen wird. In fünf großen Ab theilungen werden zunächſt die Anſichten des heiligen Ignatiu über dieſe Frage und dann die Stellung der Jeſuiten an de

---

1) Erläuterungen und Ergänzungen zu Janſſens Geſchichte d deutſchen Volkes. Herausgegeben von Ludwig Paſtor. II. B 4. Heft: Die Jeſuiten an den deutſchen Fürſtenhöfen des 16. Jah hunderts. Auf Grund ungedruckter Quellen von Bernha Duhr S. J. Freiburg, Herder. 1901. 8°. IV. 195 S. ℳ 2,2

Höfen von Wien, Graz, Innsbruck und München mitgetheilt. Mit ſeinem eigenen Urtheil iſt Duhr recht zurückhaltend. Um ſo freigebiger dagegen tritt er auf mit Auszügen aus den Quellen. Vielfach werden dieſe wörtlich mitgetheilt, während bedeutende Gutachten angeſehener Ordensmitglieder, welche das Für und Wider erörtern, wie das des P. Hoffäus (113), in ihren Hauptgedanken auszüglich zur Mittheilung gelangen. So erhalten wir eine geſchichtliche Darſtellung, die man mit der Ueberzeugung aus der Hand legt: Weit entfernt, Stellungen als Beichtväter, Prediger, Berather an den Höfen der Fürſten zu ſuchen, ſind den Jeſuiten dieſe Stellungen aufgedrängt worden Mit welcher Abneigung der hl. Franz Borja dieſe Aemter betrachtete, mag man aus verſchiedenen Stellen (73) erſehen. In der nämlichen Richtung bewegten ſich die Anſchauungen des ſeligen Caniſius (109). Mit dem Erzherzog Ferdinand in Graz, mit den Herzogen Albrecht (1550—1579) und Wilhelm V. von Bayern (1579—1595) hatten die Generale und die deutſchen Provinziale der Jeſuiten mehr als einen harten Strauß auszufechten, wenn man ihnen Mitglieder des Ordens aus den geiſtlichen Stellungen in ihrer Umgebung nehmen wollte. Am lehrreichſten dürften in dieſer Beziehung die Verhandlungen über den aus Lothringen ſtammenden, am bayeriſchen Hofe thätigen P. Mengin ſein.

Duhr's Arbeit dünkt uns aber auch ein ſehr beachtenswerther Beitrag zur deutſchen Kirchengeſchichte des 16. Jahrhunderts im weiteren Sinne zu ſein. Sie ſchildert uns mit den Beichtvätern, Lehrern, Kanzelrednern und Rathgebern aus dem Jeſuitenorden auch diejenigen hohen Kreiſe, in denen und für die ſie wirkten. Da athmen wir wiederum den erquickenden Duft jener alten katholiſchen Frömmigkeit, welcher die berühmten Herrſcherhäuſer Habsburg und Wittelsbach im Zeitalter der unſeligen Glaubensſpaltung erfüllte. Kein Mitglied des Hauſes Wittelsbach wird die edlen Geſinnungen des Herzogs Ferdinand von Bayern (105), und die Kundgebungen der Frömmigkeit des Herzogs Wilhelm aus dem Jahre 1569 (107) ohne Rührung leſen. Ein Regiſter iſt der anmuthenden Schrift beigegeben.

Mittheilung.

Wegen hohen Alters und ſonſtiger Obliegenheiten ſehe ich mich genöthigt, aus der Redaktion der Hiſtor.-politiſchen Blätter auszuſcheiden, in welche ich nach dem Hinſcheiden des Dr. Guido Görres durch Profeſſor Dr. Phillips am 14. Juli 1852, alſo vor 49 Jahren, eingeführt worden war.

Edmund Jörg.

Wir können dieſen Zeilen, die in ihrer lapidaren Einfachheit und Beſcheidenheit für ſich ſelbſt ſprechen, nur den Ausdruck unſeres ſchmerzlichſten Bedauerns beifügen, daß es uns trotz eindringlichſter Bemühungen nicht gelungen iſt, Herrn Jörg zu weiterem Ausharren zu bewegen. Unſere Leſer werden ſich mit uns eins fühlen in der Beurtheilung deſſen, was der Verfaſſer der Zeitläufe für die gelben Hefte geweſen iſt, und daher auch ermeſſen können, wie viel Dank wir ihm ſchulden.

Für die Adminiſtration:
Dr. Georg Jochner.

Für die Redaktion:
Dr. Franz Binder.

XLVI.

Zur Geſchichte der Proteſtantiſirung Mecklenburgs.

Ein Comité mecklenburgiſcher Gelehrter gibt zur Zeit eine Geſchichte Mecklenburgs in Einzeldarſtellungen heraus. Das jüngſt erſchienene fünfte Heft der Sammlung, welche neun Hefte umfaſſen wird, iſt der Geſchichte des 16. Jahrhunderts gewidmet und führt den Titel „Mecklenburg im Zeitalter der Reformation".[1]) Der Verfaſſer der neuen Schrift, Dr. Heinrich Schnell, Religionslehrer am Gymnaſium zu Güſtrow, hat ohne Zweifel eine fleißige Arbeit geliefert; doch bekundet derſelbe hie und da eine Einſeitigkeit, welche die Kritik geradezu herausfordert. Da andererſeits die Einführung des Proteſtantismus in Mecklenburg nur wenig bekannt iſt, ſo dürfte es vielleicht nicht unnütz ſein, anläßlich des neuen Buches etwas eingehender darzuthun, warum und wie Mecklenburg proteſtantiſch geworden iſt und welche Früchte die lutheriſche Neuerung in dem norddeutſchen Fürſtenthum gezeitigt hat. Zuerſt jedoch einige Bemerkungen über die religiös-ſittlichen Verhältniſſe in Mecklenburg am Vorabend der Kirchenſpaltung.

1) Mecklenburg im Zeitalter der Reformation. 1503–1603. Von Dr. Heinrich Schnell. Berlin, W. Süſſerott. 1900. 8°. VIII, 324 S.

I.

Schnell's längere Einleitung über „die Kirche am V
abend der Reformation“ gehört unſtreitig zu den ſchwäch
Partien der neuen Schrift. Daß ein proteſtantiſcher Au
die am Ausgange des Mittelalters im kirchlichen Leben v
handenen Mißbräuche grell ausmale, um die Nothwendig
der „Reformation“ begreiflich zu machen, wird nieman
überraſchen. Schnell begnügt ſich jedoch nicht, die kirchli
Schäden eingehend und nicht ſelten in ſehr übertriebe
Weiſe zu ſchildern; er ſpricht auch verſchiedene Urtheile a
durch welche er ſeiner Unkenntniß der katholiſchen Leh
und Einrichtungen ein dauerndes Denkmal geſetzt hat.
wird genügen, hier einige Beiſpiele anzuführen.

Bei Beſprechung der ſchlechten Sitten des Klerus w
kühn behauptet: „Von einem Widerſtreit zwiſchen der Le
und dem Leben ihrer Diener kann aus naheliegenden Grün
nicht wohl die Rede ſein“ (S. 48). Welche Unkunde
mittelalterlichen kirchlichen Lehre! Bezeichnend iſt auch
gende Bemerkung: „In der Uebung der Kirche war
rein Aeußerliche das Herrſchende“ (46). Die katholiſche
ſchauung über die Nothwendigkeit des Aeußerlichen in
kirchlichen Uebung und über deſſen Beziehungen zum Inn
lichen hätte Sch. bei einem Roſtocker Dominikaner
16. Jahrhunderts, Cornelius von Sneek, finden könne

1) „Quamvis in externis ceremoniis et cultu exterior s
aeterna non consistat principaliter, multum tamen coopera
ad interiorem cultum ad quem ordinantur .... Consi
quia homo ex corpore componitur et anima. Hinc ius
est ut de utroque Domino Deo Creatori serviat, ut vide
anima colat Deum cultu interiori, fide, spe et caritate
corpus cultu ceremoniali exteriori .... Exterior cultus
dinatur ad interiorem excitandum et ampliandum“. Cornel
Snecanus, Defensio Ecclesiasticorum. Sine loco et a
(1532 in Roſtock geſchrieben). Bl. 36b 37a.

bei demſelben Dominikaner, einem der angeſehenſten Profeſſoren der Roſtocker Hochſchule, hätte Sch. auch finden können, welche Stelle damals Chriſtus in der Kirche und in der katholiſchen Heilslehre einnahm.[1]) Nur wer in katholiſchen Dingen völlig unbewandert iſt, wird Folgendes zu ſchreiben wagen: „An Mariendienſt iſt in Mecklenburg das Beſtmöglichſte geleiſtet worden, entſprechend dem Charakter der Kirche, als einer Marien-, nicht Chriſtuskirche“ (46). Auch die Anbetung der Heiligen durfte nicht fehlen. In Roſtock erſchien 1519 ein Buch, „der Seelen Troſtſpegel“, „in welchem zur Anbetung der hl. drei Könige aufgefordert wurde“ (48). Auf dies Buch, welches heute verſchollen iſt,[2]) beruft ſich allerdings der Roſtocker Prediger Nikolaus Gryſe, um zu beweiſen, daß die „Papiſten“ die Heiligen anbeten.[3]) In dem kurzen Gebete jedoch, das er aus demſelben mittheilt, handelt es ſich bloß um Anrufung, nicht um Anbetung.

Schnell ſcheint beſonders die finanzielle Seite des mittelalterlichen Kirchenweſens genau ſtudirt zu haben; er ſpricht ſich darüber folgenderweiſe aus: „Die römiſche Kirche in unſerem Lande am Vorabend der Reformation ſtellte ungeheuere Anforderungen an die Steuerkraft desſelben. Der

1) „Certum est quia nullum peccatum dimittitur, sive originale sive actuale, nisi in virtute passionis Christi, quae est fons gratiae et remissionis peccatorum. Haec autem passio operatur in nobis per sacramentorum susceptionem, quae ex ipso efficatiam habent, nam per sacramenta applicatur nobis passio Christi“. Defensio 51.

2) Vgl. C. M. Wiechmann, Mecklenburgs altniederſächſ. Literatur. Schwerin 1864 ff. I, 51.

3) Gryſe, Spegel des Antichriſtiſchen Paweſtdoms und Luttheriſchen Chriſtendoms. Roſtock 1593. Bl. J 3b. Dies Werk, das Schnell einigemal als Quelle anführt, iſt eine grobe Schmähſchrift, in welcher die katholiſchen Lehren und Einrichtungen maßlos entſtellt werden.

finanzielle Druck des päpſtlichen Stuhles, die geheiligt Ketten des fortwährend angeprieſenen Ablaſſes und empfohlenen und befohlenen Meſſen und ſonſtigen dienſtlichen Werke, die ungeheure Zahl der vom Volke tragenen und ernährten geiſtlichen Perſonen, alles zuſamm mußte die Religion dieſer Kirche als gewinnbringendes ſchäft hinſtellen, in dem die Geiſtlichen feilhalten und winnen, das Volk aber kauft und zahlt. Dieſe Erſcheinu erklärt ſich nur aus der vollſtändig geſchäftlichen und äußerlichen Auffaſſung der Gnadenmittel" (44). Zum weiſe, daß man damals die „Gnadenmittel" rein äußerli aufgefaßt habe, wird bloß auf den Ablaß hingewieſen „Rein geſchäftlich und äußerlich beſtimmten Papſt und Biſch die Höhe und Länge des Ablaſſes, ſie, die Herren nicht der diesſeitigen, ſondern auch der jenſeitigen Welt".

Wie wenig aber Sch. befähigt iſt, über das katholiſch Ablaßweſen ein ſachkundiges Urtheil zu fällen, ergibt ſchon aus dem Umſtande, daß der Roſtocker Profeſſor Conra Pegel den Gegnern des Ablaſſes beizählt.[1]) Pegel ve öffentlichte im Jahre 1516 ein kleines Schriftchen über d Buße.[2]) Darin wird zwar der Ablaß mit keiner Silbe e wähnt, doch fordert der Verfaſſer einen aufrichtigen Schmer über die Sünde. „Und das gibt ſeiner Schrift einen evan geliſchen Hauch" (62). Aus demſelben Grunde könnte ma alle mittelalterlichen Theologen als Gegner des Ablaſſe hinſtellen; denn alle forderten aufrichtige Reue über d Sünde. Manche von ihnen gingen ſogar noch weiter al Pegel, indem ſie eine vollkommene Reue forderten, während

1) Auf S. 62 läßt Sch. Pegel gegen die „Ausartung des Ablaſſe auftreten; an einer andern Stelle ſagt er ohne jedwede Ein ſchränkung, Pegel „habe gegen den Ablaß Arcimbolds geſchrieben". Jahrbücher des Vereins für mecklenburgiſche Geſchichte. Bd. LXIII. Schwerin 1898. S. 189.

2) Abgedruckt bei D. Schröder, Papiſtiſches Mecklenburg. Wismar 1741. S. 2858—2866.

Roſtocker Profeſſor ſchon die attritio, die unvollkommene ue für genügend erklärt; er ſchreibt nämlich bezüglich der ue: „Si eximia est, dicitur contritio; si humilis, attritio, ac non infructuosa est, licet contritione minus meatur“.

Wie man in Mecklenburg am Vorabend der Kirchenaltung den Ablaß aufgefaßt hat, erſehen wir aus einem 17 erſchienenen Einblattdruck, in welchem der Roſtocker ominikaner und Inquiſitor Joachim Rattſtein zum Eintritt die Roſenkranzbruderſchaft aufforderte. „Kommt und geht dieſe Bruderſchaft“, mahnte der Dominikaner, „alle ihr ußfertigen Menſchen, die ihr begehret Auslöſchung er Pein eurer Sünden, die ihr bereut und geeichtet habet; machet euch theilhaftig der großen Gnade nd des Ablaſſes, der hierzu gegeben iſt von ſo vielen iſchöfen, daß ſie unzählig ſind“.[1] Alſo den bußfertigen Menſchen, die ihre Sünden bereut und gebeichtet haben, ird Ablaß verheißen. Heißt das vielleicht den Ablaß „rein ußerlich und geſchäftlich“ auffaſſen? Man beachte dann uch, wie genau hier der Ablaß als Erlaß der Sündenrafe dargeſtellt wird, nicht als Erlaß der Sündenchuld. Wer einen Ablaß gewinnen wollte, mußte zuvor urch reumüthige Beichte Nachlaſſung der Sündenſchuld erangt haben. Denjenigen, die im Stande der Todſünde ind, nützen die Ablaͤſſe nicht, lehrte ſeinerſeits der Roſtocker Dominikanerprior Cornelius von Sneek.[2] Daß nan am Ausgange des Mittelalters den Ablaß bloß als Straferlaß aufgefaßt habe, bezeugt auch die Mecklenburger utheriſche Kirchenordnung vom Jahre 1552, die ausdrücklich

1) Wiechmann III, 57.

2) Cornelii de Snekis, Sermones XXI super Confraternitate de serto rosaceo. Parisiis 1514. fol. 50b. „Indulgentiae non prosunt his qui sunt in peccato mortali“. Dieſe Roſenkranzpredigten erſchienen 1517 zu Roſtock in zweiter Auflage.

bemerkt, die Abläſſe ſeien „nichts Anderes geweſen, den Nachlaſſung der Satisfaktion“.[1])

Aus dem Umſtande, daß zur Gewinnung des Ablaſſe äußerliche Leiſtungen, z. B. Geldſpenden oder äußerlic Andachtsübungen, erfordert werden, darf man nicht ſchließe daß der Ablaß rein äußerlich und geſchäftlich aufgefa wurde. Uebrigens verdanken die heutigen Proteſtanten i Mecklenburg dem Ablaſſe, zum Theile wenigſtens, manc ſchöne Gotteshäuſer und manche ältere Armenſtiftunge Zwar iſt es eine ſtarke Hyperbel, wenn Sch behaupte „Es iſt wahr, jeder ſinkende Kirchthurm, jeder abbröckeln Mauerſtein wurde durch Ablaß geſtützt und erſetzt“ (42 Doch wurde mit Hülfe der Ablaßgelder manch herrliche Gotteshaus erbaut. Gerade darin ſieht jedoch Sch. ei bedauerliche Verirrung: „So herrliche und wahrhaft gro artige Kirchenbauten das katholiſche Mittelalter in Meckle burg auch hervorgebracht hat, ſo iſt doch mancher Bauſtei für ſie herangetragen worden von einer auf irrige Bahne geleiteten Frömmigkeit, einer ſolchen, die die Seligkeit zu verdienen zu können vermeint“ (45).

Wie wurde aber in Mecklenburg für die Gotteshäuſe geſorgt, nachdem die Frömmigkeit der Bevölkerung durch di lutheriſche Lehre auf andere Bahnen geleitet worden war Von neuen Kirchenbauten war nun keine Rede mehr; viel mehr wurden nicht wenige Kirchen abgebrochen und mit ihre Steinen fürſtliche Schlöſſer gebaut; andere wurden zu wel lichen Zwecken verwendet, während jene, die dem Cultus e halten blieben, der größten Verwahrloſung anheimfiele Ein proteſtantiſcher Autor, der Sohn eines Mecklenburge Predigers, ſchreibt hierüber: „In der zweiten Hälfte de 16. Jahrhunderts ſind die Viſitationsprotokolle voller Klage

1) Kirchenordnung: Wie es mit Chriſtlicher Lere, reichung der Sa crament . . . . im Herzogthumb zu Meckelnburg gehalten wir Wittenberg 1552. Bl. 37 a.

der den entſetzlichen Anblick, welchen Kirchen und Kirchhöfe berall im Lande darboten, ein Uebel, welches hernach durch en 30jährigen Krieg noch um vieles geſteigert wurde. Es urde dieſem freilich in der Folge wieder einigermaßen abeholfen, im Allgemeinen aber blieben dieſe Lokalitäten in enem vernachläſſigten Zuſtande, in welchem ſie ſich bis vor venigen Jahren und leider zum Theil auch noch jetzt beinden. Ich ſelbſt erinnere mich noch in Mecklenburg Kirchen geſehen zu haben, die von Schmutz und Unrath ſtarrten, und in ihrem baufälligen Zuſtande mehr alten Rumpelkammern glichen, als Gotteshäuſern. Zur Ehre der Katholiken (wenigſtens in Deutſchland, auf welches ſich allein meine Beobachtung dieſer Angelegenheit erſtreckt hat) muß ich hinzufügen, daß ich eine ähnliche Vernachläſſigung der Kirchen bei ihnen niemals angetroffen habe, ſondern ſelbſt die kleinſten Landkirchen, die ich geſehen, waren ſtets rein und freundlich eingerichtet".[1])

Kann der Eifer, den die alten Mecklenburger für die Verſchönerung ihrer Kirchen an den Tag gelegt haben, nicht den Beifall Schnell's finden, ſo mißfällt dieſem auch die katholiſche Liebesthätigkeit. Freilich muß er eingeſtehen, daß die Katholiken auch in letzterer Hinſicht Großes geleiſtet haben.

„Das Volk hielt an ſeiner Religion feſt. Das zeigen die Werke der chriſtlichen Nächſtenliebe . . . Keine Stadt war ſo klein, daß ſie nicht wenigſtens zwei wohlthätige Anſtalten gehabt haben wird; Parchim hatte ſogar 10, das kleine Laage 3, Sternberg und Plau ebenfalls 3." „Aber wir müſſen auch zugleich betonen, daß man mit aller Liebesthätigkeit nur ſein eigenes Seelenheil ſuchte. Sie iſt ein Ausfluß der mönchiſchen Frömmigkeit, die Gutes thut, nicht um die Noth des Armen zu lindern, ſondern ad remedium animae, um

---

1) Ernſt Boll, Geſchichte Mecklenburgs mit beſonderer Berückſichtigung der Culturgeſchichte. Neubrandenburg 1855. I, 392 f.

ſelbſt immer größere und ſicherere Anwartſchaft auf die Seligkeit zu erwerben. Und ſo iſt die Nächſtenliebe noch weit von der echten evangeliſchen entfernt" (52 f.).

Die Behauptung, daß die katholiſche Liebesthätigkeit aus purem Egoismus hervorgeht, daß dieſelbe nicht geübt wird, um die Noth der Armen zu lindern, kennzeichnet ſo recht die Unwiſſenheit, die in gewiſſen proteſtantiſchen Kreiſen in Bezug auf katholiſche Dinge vorherrſcht. Wohl hat die katholiſche Liebesthätigkeit auch den ewigen Lohn im Auge. Daß aber den Werken der Nächſtenliebe, welche aus gläubiger Geſinnung hervorgehen,[1]) ein ewiger Lohn verheißen iſt, weiß ein jeder, der mit dem Inhalt der Evangelien ein wenig vertraut iſt. Warum ſollte alſo die katholiſche Liebesthätigkeit, wenn ſie der evangeliſchen Verheißung Glauben ſchenkt, noch weit von der echten evangeliſchen Nächſtenliebe entfernt ſein? Sch. ſcheint übrigens überſehen zu haben, daß auch die Mecklenburger, von Melanchthon approbirte Kirchenordnung zur Unterſtützung der Kirchen und Armen mit Hinweis auf den ewigen Lohn auffordert:

„Es wolle ein jeder bedenken den gemeinen Nutzen und die gnädige Verheißung unſers Herrn Jeſu Chriſti, der ſpricht: Wer dem geringſten unter den meinen einen Trunk Waſſer gibt um der Lehre willen, dem wird ſolches belohnt werden. Dieſe Verheißung ſollen wir groß achten und nicht zweifeln, Gott wolle gegen ſolche Almoſen viele Strafen lindern und ſeine Gaben reichlicher geben; ſollen alſo rechten Glauben üben und zu dieſer gemeinen Hülfe willig ſein.“[2])

Unter dem neuen Regime ſcheint man in Mecklenburg zu den Werken der Nächſtenliebe nicht ſehr „willig“ geweſen

1) Daß die guten Werke im Glauben wurzeln müſſen, lehrt ausdrücklich der Roſtocker Dominikaner Cornelius von Sneek in den oben erwähnten Roſenkranzpredigten: „Nullum opus reputatur bonum nisi fuerit in fide firmata per charitatem radicatum“. 43 b.

2) Mecklenburger Kirchenordnung. Wittenberg 1552. Bl. 135 a.

zu ſein. Schon im Jahre 1532 konnte der Roſtocker Dominikaner Cornelius von Sneek den Gegnern vorhalten, daß die neue Lehre der Liebesthätigkeit Abbruch gethan habe.[1]) Und daß der katholiſche Ordensmann hiermit keinen unbegründeten Vorwurf erhob, bezeugen die ſpäteren Klagen der lutheriſchen Prediger, z. B. des Roſtocker Superintendenten Simon Pauli, der offen bekannte:

„Ungerechtigkeit und Unbarmherzigkeit gehen jetzt im Schwang, da faſt niemand mehr den Nächſten liebt und Barmherzigkeit erzeigt; alle geizen und raffen in ihren Sack. Zur Erhaltung des Wortes, der Kirchen und Schulen wollen ſie nichts geben, ſondern auch, was ihnen zuvor gegeben, wiederum nehmen und rauben. . . . Sie halten: kein verloreneres Geld, denn dieſes, welches Predigern, Schulmeiſtern, Schülern und Armen gegeben wird, und geben eher Gauklern und anderen leichtfertigen Leuten als dieſen.“ [2])

Im Anſchluſſe an die oben erwähnte Schmähſchrift des Roſtocker Predigers N. Gryſe ſpricht Schnell (42) von dem „habſüchtigen Streben“ der katholiſchen Geiſtlichen. In einer früheren Schrift hatte er ſogar behauptet: „Das Geld ſpielte die erſte Rolle im kirchlichen Leben“.[3]) Nachträglich ſcheint er ſelber eingeſehen zu haben, daß dieſe Behauptung übertrieben ſei; denn jetzt ſpricht er nur noch von der „großen“ Rolle, welche das Geld im kirchlichen Leben geſpielt habe; er weiſt hiefür namentlich auf die Thatſache hin, daß „für Geld von den Prieſtern Meſſen geleſen wurden für Lebende und für Verſtorbene“. Hat aber vielleicht

1) „Pauperes, ut ad oculum cernitur, maiori nunc quam prius paupertate premuntur et egent“. Defensio 75a.

2) S. Pauli, Extract oder Außzug aus der Poſtill. Magdeburg 1584. S. 748.

3) Schnell, Die Einführung der Reformation in Mecklenburg. Halle 1899 S. 11. (Schriften für das deutſche Volk, herausgegeben vom Verein für Reformationsgeſchichte. Nr. 35.)

ſpäter bei den lutheriſchen Predigern das Geld im kirchlichen Leben keine Rolle mehr geſpielt? Sch. gibt zwar keine Antwort auf dieſe Frage; hören wir indeſſen darüber die eine oder die andere Stimme aus dem proteſtantiſchen Mecklenburg des 16. Jahrhunderts.

Der Wismarer Superintendent Wolfgang Periſterus war wegen des „Opferpfennigs" mit ſeinen Collegen in Streit gerathen. Letztere wollten den Opferpfennig bei der Communion beibehalten, während Periſterus die „greuliche und ärgerliche Krämerei" abgeſchafft wiſſen wollte.

„Den Wismariſchen Predigern", ſagt er in einer Schrift vom Jahre 1577, „iſt gar wenig daran gelegen, mit was Andacht und Gottſeligkeit das hl. Sacrament empfangen und genoſſen werde, wenn ſie nur die Opferpfennige bekommen und ſammeln mögen. . . . . Die Prediger und Altarsdiener können auch ſelber keine Andacht bei der Austheilung des theuerbarſten Sacraments haben, ſondern ſie glupen immer zu über die Seite und ſehen zu, wer opfere oder nicht, und ſehen einen eben ſauer an, wenn er in ſeiner Andacht vorübergeht und nicht etwas auf den Altar legt, wie ich's denn von denen gehört habe, denen es ſelber widerfahren iſt; ja Wunder möchte es einen nehmen, daß ſie nicht bisweilen der Communicanten Mund mit dem Sacrament verfehlt, wenn ſie ſich nach dem Opferpfennig umgeſehen haben." [1])

Noch deutlicher ſpricht ſich Herzog Ulrich von Mecklenburg, der lutheriſche Adminiſtrator des Bisthums Schwerin, in einem Schreiben vom Jahre 1578 aus. Herzog Ulrich hatte den Superintendenten von Güſtrow, Conrad Becker, abgeſetzt. Da die anderen Prediger für ihren Superintendenten Fürſprache einlegten, antwortete ihnen der Herzog:

„Es iſt öffentlich am Tag, daß Conradus in ſeinem Kreiſe, der ihm befohlen worden, auf die Pfarren, die ihm zu beſtellen gebührte, ungelehrte, ſtrafwürdige Paſtoren geſetzt, die mit

1) D. Schröder, Kirchen-Hiſtorie des Evangeliſchen Mecklenburgs. Roſtock 1788 f. III, 309 f.

öffentlichen Laſtern befleckt, als Ehebruch, Vollſaufen und andere Untugenden, damit er durch die Finger geſehen um einer geringen Verehrung willen, wie ſolches wohl noch weiter an den Tag kommen wird. Desgleichen hat er auf die Pfarren Prediger, welche den Bußfertigen die Sacramente verweigern und den unſchuldigen Kindern die Taufe verſagen, nur allein aus der Urſache, daß die Leute zu rechter Zeit nicht ihr Meßkorn haben ausgegeben. Und miſchen alſo die hochwürdigen Sacramente unter ihr Meßkorn und bringen alſo die Sacramente in eine große Verachtung." [1])

Bezüglich der Zahl der Geiſtlichen bricht Schnell in die Klage aus:

„Unſer armes Vaterland hatte eine unendliche Zahl von frommen Müßiggängern zu ernähren" (43). Im Ganzen waren vorhanden 12 Nonnen- und 16 Männerklöſter. „Die Zahl ihrer Inſaſſen läßt ſich nur annähernd beſtimmen; ſie mag ſich auf wenigſtens 500 Nonnen und 300 Mönche belaufen haben". Bedeutend höher war die Zahl der Weltgeiſtlichen. „Wir können auch dieſe nur annähernd beſtimmen, und zwar aus der großen Zahl von Altären.... Man hat noch im Reformationszeitalter das ganze Heer der Geiſtlichen auf 14,000 Köpfe eingeſchätzt".

Wer dieſe Einſchätzung gemacht hat, wird nicht geſagt. Es war der Roſtocker Prediger N. Gryſe, der in einer Schrift vom Jahre 1593 bemerkt:

„Wenn man könnte alle Altäre rechnen, ſo allein bei uns im Land zu Mecklenburg geweſen ſind ... ſo würde man ſich zum Höchſten verwundern; da in dieſem Lande der Formulae Concordiae treue Prediger und Chriſti Diener 446 haben Anno 1580 unterſchrieben, ſo hätte man damals wohl des Antichriſtes Diener über 14,000 bei Namen gefunden." [2])

1) David Frank, Altes und neues Mecklenburg. Güſtrow 1753 ff. XI, 28.

2) Gryſe, Historia Van der Lere, Levende und Dode Joachimi Slüters des erſten Evangeliſchen Predigers tho Roſtock. Roſtock 1593. E 1 a.

Digitized by Google

Dieſe Angabe, welcher Sch. unbedenklich Glauben ſchenkt, kann auf irgendwelche Zuverläſſigkeit keinen Anſpruch erheben. Der Roſtocker Stadtarchivar Koppmann ſchreibt bezüglich der Autorität Gryſe's: es ſtelle ſich immer mehr heraus, daß man ſeine Biographie Slüter's „nur mit der größten Vorſicht" benützen dürfe; dieſelbe „enthält Glaubwürdiges und Unglaubwürdiges in bunter Vermiſchung und bedarf dringend einer eingehenden Würdigung".[1]) Schon im 18. Jahrhundert hat der Mecklenburger Prediger Frank hervorgehoben, daß Gryſe's Berechnung wohl „zu milde gerathen" ſei; er war daher geneigt, dieſelbe auf die Hälfte herabzuſetzen.[2]) Aber ſelbſt die Zahl 7000 dürfte viel zu hoch ſein. Zu Roſtock ſoll es, nach Gryſe, um 1526 noch über 80 Dominikaner und über 80 Franziskaner gegeben haben.[3]) Nun aber lebten 1517 im Roſtocker Dominikanerkloſter bloß 28 Brüder.[4]) Hieraus erſieht man, was von Gryſe's Angabe, daß es damals in Mecklenburg über 14,000 Geiſtliche gab, zu halten ſei.

Es ſoll indeſſen nicht geleugnet werden, daß in der That beim Ausgange des Mittelalters, wie in ganz Deutſchland, ſo auch in Mecklenburg die Zahl der Geiſtlichen zu groß war, zwar nicht in den Dörfern, wohl aber in den Städten. Auf dieſen Mißſtand hat bereits Dr. Falk in dieſen Blättern (Bd. CXII, 544 ff.) aufmerkſam gemacht. Die große Menge von ſchlecht beſoldeten Klerikern erzeugte

---

1) Beiträge zur Geſchichte der Stadt Roſtock. Roſtock 1890 ff. I, 2; II, 15.

2) Frank, Altes und neues Mecklenburg IX, 118.

3) Hiſtoria Slüters. D 3a. An dieſer Stelle erzählt Gryſe auch, daß die Dominikaner lehrten, die Mutter Gottes ſei ohne Sünde empfangen; die Franziskaner dagegen hätten gelehrt, Maria ſei in Sünde empfangen worden. Bekanntlich fand das Gegentheil ſtatt.

4) K. Koppmann, Geſchichte der Stadt Roſtock. Roſtock 1887 S. 99.

eine Art von klerikalem Proletariat, das durch ſein Verhalten zur Discreditirung der Prieſter nicht wenig beigetragen hat. In Roſtock beliefen ſich 1470 die Einkünfte der geiſtlichen Pfründen auf 4470 Mark; „für damalige Zeiten eine erhebliche Summe", bemerkt hierzu Schnell (43). Wer aber bedenkt, daß ſich dieſe Summe auf 204 Pfründen vertheilte, wird die Sache mit anderen Augen betrachten. Sch. hat übrigens vergeſſen, beizufügen, daß die Einnahmen der ſonſtigen kirchlichen Pfründen im Roſtocker Archidiakonat, das 37 Kirchen umfaßte, bloß 700 Mark betrugen.[1]) Da kann man wahrlich nicht behaupten, daß der Weltklerus „ungeheure Anforderungen an die Steuerkraft des Landes ſtellte".

Was die Sitten des Klerus betrifft, ſo geht Sch. in der Ausmalung der Mißſtände ebenfalls zu weit. Wohl gab es damals manche Geiſtliche, die ſich ihres hohen Berufes nicht würdig zeigten. Aber neben den vielen pflichtvergeſſenen Klerikern gab es auch manche eifrige und tugendhafte Prieſter; ſonſt ließe ſich das Zeugniß nicht erklären, das Schnell dem Mecklenburger Volke ausſtellt:

„Was Leben und Sitte des Volkes am Vorabend der Reformation anbetrifft, ſo findet ſich von bewußtem Unglauben und Verachtung der Religion in jener Zeit keine Spur; es herrſchte vielmehr eine weit verbreitete Frömmigkeit; die Religion ſtand im Mittelpunkte des öffentlichen und häuslichen Lebens. Nur ſo iſt es erklärlich, daß die Reformation auch bei uns ſo große Fortſchritte machen konnte" (58).

Letzterer Punkt wird weiter unten zur Sprache kommen; vorläufig ſei bloß das Geſtändniß feſtgeſtellt, daß in Mecklenburg am Ausgange des Mittelalters eine weit verbreitete Frömmigkeit herrſchte. Sch. fügt allerdings bei: „Aber die

1) Mann, Verzeichniß der geiſtlichen Lehen in Roſtock und im Roſtocker Archidiakonat, in den Beiträgen zur Geſchichte der Stadt Roſtock I, 25 ff.

Frömmigkeit bewegte ſich durch und durch in den Bahnen der Heiligen- und Mariakirche, ebenſo äußerlich wie geſchäftlich das Fegefeuer möglichſt abzukürzen, die Seligkeit zu verdienen". Daß man indeſſen nicht bloß die Heiligen verehrte, ſondern daß Chriſtus den Mittelpunkt des katholiſchen Gottesdienſtes bildete, muß auch Sch. in ſeiner Weiſe zugeben: „An den Altären wurde der Erlöſer immer auf's Neue geopfert, mit abergläubiſcher Scheu und dumpfer Stille verharrte das Volk beim Hochamt, bewunderte es die im ‚Hüſeken' aufbewahrte und ausgeſtellte Hoſtie" (45).

Wohlwollender als den Weltklerus beurtheilt Sch. die Klöſter. Zwar ſchildert er, wie die Bettelmönche „das Geld in ihre Klöſter ſchleppten" (41); er weiß auch zu erzählen von den großen Kapitalien, „welche die frommen Mönche geſammelt hatten", ſowie von den reichen Beſitzungen der Klöſter (44). Doch widerlegt er ſich ſelbſt, indem er nachher von der Armuth der Klöſter ſpricht (50 f.). Schon in ſeinem früheren Schriftchen hatte er bemerkt: „Die Klöſter ſcheinen einen ehrbaren Charakter bis an ihre Einziehung bewahrt zu haben. Zu einem ſchwelgeriſchen Leben fehlten ihnen durchweg die Mittel. Die einſt reichen hatten über bittere Armuth zu klagen".[1]) Aehnlich lautet das Urtheil in der neuen Schrift, wo noch beigefügt wird: „Beſondere Fälle von Ausſchreitungen laſterhafter Art ſind bislang nicht nachzuweiſen. Es herrſchte ein friedliches ſtilles Leben in den Klöſtern" (51). Die drei Dominikanerconvente zu Roſtock, Wismar und Röbel gehörten den reformirten Klöſtern an. „Der ſtrenge Orden der Karthäuſer zu Marienehe bei Roſtock blieb bis zu ſeinem Untergange in aller Tugendhaftigkeit". Die Brüder vom gemeinſamen Leben in Roſtock „behaupteten ihr altes Anſehen". „Ihre Schulthätigkeit war über die Grenzen des Landes hinaus berühmt, ihre Buchdruckerei arbeitete fleißig, ihre Glieder waren Lehrer an der Univerſität" (52).

---

1) Die Einführung der Reformation in Mecklenburg. S. 19.

Man beachte wohl, daß die genannten Klöſter, denen ein ſo ſchönes Lob geſpendet wird, nachher von der lutheriſchen Neuerung nichts wiſſen wollten. Hiermit erledigt ſich auch die oben angeführte Behauptung, die großen Fortſchritte des Lutherthums in Mecklenburg ſeien nur erklärlich aus der damals weit verbreiteten Frömmigkeit. Sehen wir uns jedoch die wahren Gründe der raſchen Ausbreitung der neuen Lehre etwas näher an.

Dr. N. Paulus.

(II. Artikel folgt.)

XLVII.

Julius II., Raphael und Michelangelo.

(Skizzen aus Klaczko's Buch: Rom und die Renaiſſance.)

(Schluß.)

Die Gründe, weshalb Michelangelo von dieſem Sieg des Papſtes an für ſich ſelbſt und für die Seinen in der Vaterſtadt bangte, wurden ſchon berührt. Von ihm, der den Papſt fürchtete, ohne ſich vor ihm zu beugen, und ſeinen hochfliegenden Plänen nicht ſympathiſch gegenüberſtand, konnte man keine Huldigung bei dieſem Anlaß erwarten. Er beendete eben damals die letzten Fresken an der Decke der Sixtina. Der Papſt ſah die vollendete Decke, aber Michel-Angelo erwähnt in ſeinen Briefen keine Befriedigung darüber. Julius hatte ſeine volle Anerkennung auch nur über die erſte Deckenhälfte ausgeſprochen, als dieſe 1511 am Feſt von Mariä Himmelfahrt enthüllt wurde.

Unter dieſer erſten Hälfte ſind ſämmtliche bibliſche Scenen, der Cyklus der Weltſchöpfung, die Grau in Grau

gemalten Dekorationsfiguren zwiſchen den Bildern, ſowie d
Propheten und Sibyllen zu verſtehen, alſo der wichtig
Theil des Ganzen. Nach Wiederaufbau des Gerüſtes nah
Michelangelo in ſichtlicher Eile, weil mit ſteigender Ungedul
die Bilder der Dreiecke und der Lünetten über und unt
den Fenſtern in Angriff. In weniger als einem Jah
hatte er ſie vollendet. Die Briefe, die er in dieſer Ze
ſchrieb, bezeugten ſeinen Schmerz über der Vaterſta
Schickſal, Sorge für die Seinen und Ueberdruß an ſein
Arbeit, die ihn noch in Rom und in der Nähe des Papſt
feſthielt. Man bemerkt an den letzten Geſtalten, den Karyatide
über dem Altar, daß der Unmuth des Künſtlers ſein We
beeinträchtigte. An einigen Bildern vernachläſſigte er d
ausbedungene Vergoldung. Einen Vorwurf des Papſt
über dieſen Mangel beantwortete er mit der Witzrede: E
habe arme Leute dargeſtellt; die beſäßen kein Gold. Julius I
ließ die „Burla“ (wie Condivi dieſe Antwort nennt) u
gerügt. Mit anderen Zeitgenoſſen betrachtete er die zwei
Hälfte der Decke als nebenſächliche Dekoration. „Vorfahre
des Erlöſers“ hat man dieſe letzte der Lünetten-Bilderreih
benannt; aber ungeachtet der altteſtamentlichen Königsname
unter den Fenſtern, ſtellen ſie keineswegs geſchichtliche Per
ſönlichkeiten vor. „Die Armen, die Geringen, die Noth
leidenden, das nach dem Meſſias ſich ſehnende Volk“, konnte
darunter gemeint ſein und in dieſem Sinne als „Vorfahren
Chriſti gedeutet werden. Sie ſcheinen willkürlich dem Skizzen
buch des Meiſters entnommen, zeigen alle möglichen Scenen
die ſtets Schwermuth oder wirkliches Leid ausdrücken. Viel
ſind voll der zarteſten, anmuthvollſten Schönheit, die m
der Antike oder mit Raphael wetteifert; nirgends aber ver
räth ſich des Künſtlers gewaltiger Genius ſo wie in de
Hauptbildern der Decke.

In drei Kapiteln[1]) belehrt uns das vorliegende Buc

1) 1. An der Schwelle der Sixtina. 2. Unter dem Deckengewölb der Sixtina. 3. Epilog zur Sixtina.

er die Entſtehungsgeſchichte der Decke und die in Michel-
ıgelo's Seele wirkenden Kräfte und Stimmungen, die in
ıen zum Ausdruck kommen. — Techniſch zeigen ſie, daß
ichelangelo als Bildhauer ſah und malte. Die ge-
ıltigen Geſtalten, welche die dekorative Abtheilung der Decke
lden, gleichen den gigantiſchen ſeelenvollen Figuren, die er
r das Grabmal erdacht hatte und zu bilden glühend er-
ınte. Seine Sehnſucht nach der Arbeit, die ſein ganzes
ınnen als Bildhauer offenbaren ſollte, zeigte ſich in jedem
eſer Ignudi, Putti und Karyatiden, dieſen göttergleich ge-
ıchten Menſchenleibern, welche den Bildercyklus einrahmen.
ndere Dekoration verſchmäht der Künſtler; die bibliſchen
cenen ſowie die Propheten und Sibyllen hatte er gleich
r ganzen Anordnung frei beſtimmen dürfen. Julius II.
rdachte es dem großen Meiſter nicht, als er ſeinen Rath,
e Apoſtel zu malen, verwarf. Dem Jünger Savonarola's
ar das alte Teſtament der heilige tiefe Urquell, aus dem
ſchöpfte. Die Predigten des einſtigen Lehrers hatten ihn
ırauf hingeleitet. Die erhabenen Vorgänge, die großartigen
ilder, die bedeutenden Geſtalten der Bibel entſprachen
inem tiefen Sinn und geſtatteten ihm, die ernſten Lehren
on Sündenfall und Buße, von Geiſteserneuerung und
renger Scheidung von Gut und Bös mit den Mitteln der
unſt zu wiederholen, die Fra Girolamo in Flammenworten
erkündet hatte. So geſchah es, daß Michelangelo's Genius
ie widerwillig übernommene Aufgabe doch erfaßte und ſie
ı einer Weiſe löſte, wie kein anderer Sterblicher es ver-
ıocht hätte. Mit den Gemälden der Sixtina erreichte er
as höchſte Ziel, was je der Malerei geſetzt wurde. Raphael
egriff es bei ihrem erſten Anblick. Begeiſtert von ihrer
rhabenen Schönheit rief er aus, „er preiſe ſich glücklich in
iner Zeit zu leben, die einen Künſtler wie Michelangelo ihm
orſtellen konnte!“

Wenn je Michelangelo den Ausruf des von ihm arg-
vöhniſch betrachteten Jünglings erfuhr, nahm er deſſen

Anerkennung als etwas Selbſtverſtändliches hin. Er ſelb
äußerte ſpäter: „Was Raphael wiſſe, habe er von ih
gelernt;" doch neigte er ſich nie wohlwollend dieſem fre
willigen Jünger zu. Von Raphael's fröhlicher Sinnesa
trennte ihn ſeine ernſte Denk- und Lebensweiſe, mehr no
als die Eiferſucht gegen Raphael's Freund, Gönner un
Verwandten, den ſorgloſen, freimüthigen Bramante, d
immer eine Schaar von Jüngern, Freunden und Günſtling
um ſich verſammelte und nach des Tages Arbeit in ſein
Wohnung, dem jetzigen Convent der Penitenzieri, gaſtfr
bewirthete. — Michelangelo blieb bei ſeiner Arbeit wie i
Leben ſtets einſam. „Einſam wie der Henker!" hatte ih
einſt Raphael erwiedert, als der verbitterte Schöpfer d
Sibyllen dieſen ob ſeines Gefolges verſpottete. Er hä
darauf ſtolz antworten können, er ſei einſam wie d
Herrſcher! —

. . . e ch'altro è mai
Che solitudine l'impero? — [Silvio Pellico.]
(Iſt Herrſchaft anderes als Einſamkeit?)

Weder Bramante in der glänzenden Schaar ſei
Verehrer, noch Raphael inmitten zahlreicher Schüler konnt
damals ahnen, daß der einſame Mann, der ihrem Glü
grollte, derjenige ſein werde, dem alle ihre Schüler ſ
ſpäter zuwenden würden, der einer nachfolgenden Kunſtperio
kraft ſeines Genies die Bahn vorzeichnete. Dieſe Bahn muß
nothwendig abwärts gehen. Michelangelo hatte die Gren
erreicht, die bis jetzt dem ſchaffenden Menſchengeiſt geſetzt i
Er iſt der Vater des Barokſtils geworden, welcher trotz ſein
Kraft und ſeines Formenreichthums die Decadenz bedeut
Durch die nachfolgenden Baumeiſter, die ſchon dieſer Decade
angehören, wurde Bramante's Hauptwerk, um deſſen Au
führung ihn der zum Malen verurtheilte Bildhauer einſt
glühend beneidet hatte, verändert und um unvergleichlic
Harmonie der Verhältniſſe und die tadelloſe Schönheit d
einzelnen Theile gebracht, dieſe Vorzüge am Plan Bramante

›e Veränderung dieſes Planes hatte Michelangelo einſt als
e Verſündigung an der Wahrheit gebrandmarkt. Dennoch
› er ſelber ſich gezwungen, als er nach zwei Nachfolgern
; großen Baumeiſters die Leitung übernahm, eingreifende
ränderungen durchzuführen und ſogar Theile der von
amante faſt vollendeten ſüdlichen Tribune abreißen zu
ſen. Er ſühnte freilich dieſe Verſündigungen, ob andere
er er ſie verſchuldet hatten, durch den Wunderbau der
ppel. Sie übertrifft an Höhe und edlem Schwung der
nien die vom erſten Baumeiſter geplante und ſichert der
tersfirche den Ruhm, die unübertroffene Kirche der
naiſſance zu ſein; aber ſie verknüpft Michelangelo's
amen feſter mit ihr als den des großen Urbinaten, Donato
amante. Lang nach deſſen Tode fiel der Lorbeer des
achruhms dem Buonaroti zu, der des älteren Meiſters
lück ſo ſehr beneidet hatte, und zwar gerade von dem
unſtwerk erntete er den Ruhm, das beſtimmt ſchien, den
ramantes, ſeines erſten Baumeiſters, auf alle Zeiten zu
hern. Er theilte Michelangelo's einſt von dieſem ſo
tter beklagtes Geſchick. Seine Lieblingsſchöpfung wurde
cht nach dem genialen Gedanken des Urhebers vollendet!

Dem Titan, der den Himmel zu ſtürmen ſucht, ſteht
n Seraph gegenüber; mit der Kraft ſeiner Schwingen
hebt er ſich raſch aber friedlich bis zum Urquell der
ſchönheit, und bringt von dort Glanz und Licht auf die
unkle Erde. Wo Michelangelo kämpfte und um unverwelk-
chen Lorbeer rang, pflückte Raphael mit leichter Hand
immelsblumen und Früchte, beglückte mit ihnen andere
nd ſich ſelbſt.

Sein Name war in Rom, ja ſelbſt in Florenz unberühmt,
ls der junge Raphael Santi von Urbino in die Tiberſtadt
am. Eine Empfehlung ſeines Herzogs mußte ihm den Weg
um Papſte bahnen. Er bat um die Gunſt, ein Wand-
emälde in den „obern Stanzen“ ausführen zu dürfen, wo

ſchon unter Bramante's Leitung berühmte Maler, Perugino, Sodoma, Peruzzi ſeit Jahr und Tag arbeitet Ein Blick auf die Skizzen des Jünglings überzeugte Papſt, daß dieſer und kein anderer leiſten würde, was verlangte: Gemälde, wodurch die „obern Zimmer“, die zu bewohnen gedachte, an Schönheit weit überragten, Alexander Borgia in den „untern“ Zimmern hatte ſchaf laſſen.

Ohne Bedenken und Rückſicht entließ Julius ſofort Künſtler, deren Werk ihm nicht genügte; er ließ zerſtör was ſie bereits emſig geſchaffen hatten. Die Deckenbil blieben nur, die des neuen Meiſters Pietät für den einſti Lehrer erhalten wollte. Der Kennerblick des Papſtes h richtig geſehen. Kein anderer als Raphael würde wür die früheren Gemälde eines Pier della Francesca, And del Caſtagno und anderer Meiſter der Frührenaiſſance erſetzt haben wie Perugino's unbekannter Schüler. Mit ein Male offenbarte er den ganzen Reichthum ſeiner Gaben zeigte ſich als erſten, unübertroffenen Meiſter der Compoſiti Nichts von Allem, was er bisher vollendet hatte, ließ ſolche Entfaltung ahnen; weder ſeine Grablegung noch ſe Vermählung Mariä; die letztere iſt ohnehin einer Compoſit Perugino's entnommen. Außer dieſen beiden Bildern wa nur jene lieblichen Madonnen von Santi der Welt geſche worden, die heute den Schmuck der reichſten Muſeen bild

Hatte die Rosa mystica, die Mater delle grazie div ihm die lichten Pforten aufgethan, wo er Ordnung, Harmo und Maß, Schönheit, Wahrheit und Weisheit ſchaute, ſie von nun an ſeinen Schöpfungen zu Grund zu lege In der erſten Freske der Stanzen, in der „Dispu offenbaren ſich alle dieſe Vorzüge, die den Thron der Gott bilden und umgeben; dieſe Compoſition gleicht allen früheren Arbeiten Raphaels ſo wenig, als jenen ſeiner V gänger. Selbſt Maſaccio läßt die Einheit der Handl vermiſſen, ja Michelangelo vernachläſſigte ſie noch in e

er Fresken der Sixtina.[1]) Die plötzliche Entfaltung dieſes npoſitionstalents Raphael's grenzt an's Uebernatürliche. Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen war grenzenlos. Vor er Liebenswürdigkeit ſchwieg der Neid, und ſo konnte er freudig weiter entfalten, wie er es von Bild zu Bild der erſten Stanze (der Segnatura) that. Dieſer Raum : beſtimmt, einem geiſtlichen Gerichtshof zu dienen, der unter päpſtlichem Vorſitz tagen durfte. Die von Julius ohnten Privatzimmer in der Nähe ſind unter ſpäteren bauten verſchwunden. Die Beſtimmung der Stanze erklärt Wahl der Bilder, die mit der Diſputa, der Schule von en, den drei Cardinaltugenden und dem Parnaß Religion, ſenſchaft, Recht und Dichtkunſt berühren. Die vier alle- iſchen Bilder der Decke betonen dieſen Zuſammenhang. glicherweiſe ſollte mit dieſem Vierklang auch auf den en Traum (oder die Utopie) der Renaiſſance hingedeutet den: Weisheit (Philoſophie) und Kunſt der Antike mit Tugend und Religion des Chriſtenthums zu verbinden.

Schon 1511 konnte Julius am Anblick dieſer Bilder ſein ge weiden. Sie gewährte ihm Ruhe und Erquickung nach Mißerfolgen ſeiner Politik und dem Verrath ſeines ſten Verwandten. Man erkennt jenen Meuchelmörder Cardinals Alidoſi, Francesco Maria Herzog von Urbino, dem frauenhaft ſchönen Jüngling im weißen Mantel auf er Freske der Segnatura.

Die althergebrachte Eintheilung des Wiſſens in Trium und Quadrivium wurde von Raphael in der chule von Athen' noch feſtgehalten, aber zum erſten Mal n hiſtoriſchen ſtatt von allegoriſchen Perſonen ausgedrückt. ine Compoſitionsgabe bekundet ſich hier noch freier wie in Diſputa. Sie bleibt der Vorzug, der neben ſeinem wunder-

1) In Noe's Fluch, wo hinter dem ſchlafenden Noe der Patriarch als Weinpflanzer ſich zeigt.

baren Schönheitsgefühl ihm auch von den Kritikern ſpä Tage, oder ſagen wir es geradezu, der modernen zugeſtanden werden, von ihnen, die es wagten die Be derung wirklich kunſtſinniger Zeiten auf das rechte M zurückzuführen. Uns genügt, daß die beiden unantaſtb Vorzüge jene Schwingen ſind, mit denen er ſich hoch Bewunderer ſowohl wie über Tadler erhebt, um aus erſchöpflichen Quellen den Wundertrank zu holen, der heute noch ſtärkt und beglückt.

Aehnlich erging es Julius II. Sein Wohlgefallen dem Künſtler erhöhte hinwieder den Dank desſelben für Mäcen, der ihm vertraut und ihm die Gelegenheit gab, Kraft zu zeigen. Ihm weihte er die Verherrlichung, d wir ſchon bei den drei Bildniſſen des Papſtes gedach In der Stanze Heliodors, wo Raphael zur glänzen Höhe gelangt iſt, finden wir den Zuſammenhang der einze Bilder in der Perſönlichkeit des Papſtes und der Ver lichung ſeiner Thaten. Sein Bild auf dem „Wunder Bolſena“ erinnert an ſein hohes geiſtliches Amt, viell mit einer Alluſion an Orvieto, von wo er ſeinen „Kreuzz begann. Der Dom von Orvieto wurde in Erinnerung das Wunder gebaut, das dem zweifelnden deutſchen Pri geworden, ihm die Gegenwart des euchariſtiſchen Gottes zeigen. Ein Vergleich dieſes frühen Rompilgers mit deutſchen Mönch aus Wittenberg, der Rom beſuchte als Kunſt ihre Triumphe feierte, aber ſie nicht zu würd wußte, ſei hier nur flüchtig gedacht. Klaczko fügt ihn ſ Beſchreibung dieſer herrlichen Stanze des Heliodor an.

In dem Kirchenräuber, den übernatürliche Rächer dem Tempel jagten, muß man die von Julius aus It geſcheuchten „Barbaren“ erkennen; deßhalb thront er Beſchauer der Scene auf der hohen Sedia. Der aus Fe befreite Petrus weiſt von ſelbſt auf den einſtigen Card von St. Pietro in Vincoli hin, der aus den Fallſtricken Gegner Erlöſung fand, wie er auch in der Vertrei

ttilas die Stelle einnahm, die Raphael ſpäter, nach
ulius II. Tod, deſſen Nachfolger Leo X. einräumte. Dieſer
ollte auf dem Pferde gemalt dargeſtellt werden, das er
in Jahr vor ſeiner Erwählung in der Schlacht von Ravenna
itt, in der er, damals päpſtlicher Legat, gefangen genommen
urde. Durch dieſe Subſtituirung iſt der Zuſammenhang
er Fresken verdunkelt worden.

Als Raphael die Stanze malte, bildete ſie gleichſam
ie Dithyrambe, mit der er in die Jubelchöre ſtimmte, die
en unerwarteten Erfolg von Julius II. kühner Politik feierten
und in Rom den lebhafteſten Wiederhall fanden.

Peruzzi feierte ihn gleicherweiſe durch ſeine Fresken in dem capitoliniſchen Palaſt; Michelangelo allein wollte von den freudigen Klängen keinen vernehmen, ſondern endete in banger Troſtloſigkeit über das Schickſal der geopferten florentiniſchen Freiheit ſeine Fresken in der Sixtina, die einem langen Trauergeſang zu vergleichen ſind. In einem andern Sinne läßt ſich dieſe Klage als das Scheidelied jener Kunſtperiode anſehen, die im Ruhmeskranz von Julius della Rovere mit unvergänglichem Glanze leuchtet und für immer mit ſeinem Namen verwoben bleibt.

XLVIII.

Henryk Sienkiewicz.

Henryk Sienkiewicz, der berühmteſte polniſche Erzähler der Gegenwart, der bereits auf 25 Jahre reicher ſchöpferiſcher Thätigkeit zurückblickt, den man ſeit etwa zehn Jahren in Deutſchland und im übrigen Weſteuropa mit Ehren nennt, deſſen Roman „Quo vadis?“ zu einer Weltberühmtheit wurde, Henryk Sienkiewicz war beſonders in den letzten Wochen des Jahres 1900, da die Polen darangingen, ſein fünfundzwanzigjähriges Dichterjubiläum zu feiern, ein viel genannter Mann. Der Jubilar iſt ein geborner Littauer. 1846 zu Wola Okrejska geboren, verlebte er unter verblichenen Wappenſchildern, zwiſchen romantiſchen Erinnerungen an die einſtige Größe alter Adelsgeſchlechter ſeine Jugend. Hierauf machte er ſeine Studien an der Hauptſchule von Warſchau, ohne ſich dann einem beſtimmten Fache oder einem bürgerlichen Lebensberufe zuzuwenden. Seitdem Sienkiewicz dieſe Schule verließ, iſt er einzig nur Schriftſteller. Die meiſte Zeit ſeines Lebens verbringt er auf Reiſen. So durchwanderte er ſchon in den ſiebziger Jahren verſchiedene Gebiete Amerikas und ſchrieb von Californien aus ſeine „Reiſebriefe“ an die „Gazeta Polska“ unter dem Decknamen „Litwos“. Dieſe Schilderungen lenkten zuerſt die Aufmerkſamkeit auf das eigenartige Talent und ließen deſſen bedeutende Zukunft ahnen. Ein ſcharfes Auge für die Dinge

der Welt, treffendes Urtheil, ein friſcher Humor und flotter Stil feſſelten die Leſer. — Außer den europäiſchen Ländern beſuchte Sienkiewicz auch Afrika. Reiſeluſtig ſind die polniſchen Schriftſteller der letzten Jahrzehnte faſt alleſammt. Wie jener Polenflüchtling Lenaus durchirren ſie Länder und Städte und tragen ihren vaterländiſchen Schmerz auf allen Wegen mit ſich herum. Kurze Zeit war Sienkiewicz Redakteur des „Slovo“ in Warſchau, und leider auch nur kurze Zeit währte das Glück ſeiner Ehe an der Seite einer geiſtvollen Frau, die dem Ruheloſen Ruhe und Sammlung brachte und mit ſchönſtem Antheil und ſorglicher Liebe ſein dichteriſches Schaffen umgab.

Nach den „Reiſebriefen“ erſcheinen zuerſt verſchiedene kleine Dichtungen, Dorfgeſchichten, Novellen und Skizzen, die das moderne Leben Polens nach verſchiedenen Richtungen beleuchten. Berühmt wurden davon die Novelle „Zerſplittert“ (1872), ein Bild aus dem Kiewer Studentenleben, ſowie die darauf folgenden „Dorfgeſchichten“ und „Hanna“. Den Uebergang zu den großen hiſtoriſchen Romanen vermitteln die kleineren um 1880 erſchienenen hiſtoriſchen Erzählungen: „Selim Mirza“, „Durch die Steppen“, „Tatarenjoch“. Durch dieſe kleineren Werke hatte ſich Sienkiewicz ſchon einen geachteten Namen unter den polniſchen Schriftſtellern geſchaffen, wenn auch die Adelspartei auf die ſtark demokratiſch angehauchten Schilderungen des polniſchen Volkselends mit ärgerlichen Blicken ſah.

Als gewaltiger und angeſehener Meiſter der polniſchen Erzählungsliteratur erſcheint aber unſer Romancier gleich nach dem unerwarteten Erſcheinen ſeiner großen hiſtoriſchen Romantrilogie „Mit Feuer und Schwert“, „Die Sturmfluth“ und „Pan Wolodjowski“, die zwiſchen 1884 und 1888 entſtand. Seit dem raſchen glänzenden Erfolge dieſes und der folgenden Romane unſeres Autors machte ſich die vornehme Leſewelt Polens allgemach von der Alleinherrſchaft des franzöſiſchen Romanes los. Das Aufſehen,

welches das neue Werk machte, war ungeheuer. „Seit der Zeit, da Mickiewicz ſeinen ‚Pan Thaddäus' geſchrieben, riß man einander nicht wieder ein polniſches Buch ſo aus den Händen, las man in Polen keines mit ſo allgemeiner Theilnahme, wie die letzten beiden Erzählungen Sienkiewicz's" (Dzieduszycki). Nach Vollendung dieſes umfangreichen Cyklus wendet ſich Sienkiewicz der modernen Welt zu, um ihr gelungenes Conterfei in den Romanen „Ohne Dogma" (1890) und „Familie Polaniecki" (1894) zu entwerfen. Als dies geſchehen, lenkt die Phantaſie des Dichters abermals in die Vergangenheit zurück. Der nächſte Roman heißt: „Quo vadis?" (1895) und dieſem folgten in den letzten Jahren „Die Kreuzritter", das bedeutendſte literariſche Ereigniß von 1900 in der polniſchen Literatur.

Die Popularität, die Sienkiewicz jetzt in ſeiner Heimat genießt, iſt eine fabelhafte. Am beſten bezeugt uns dies die Thatſache, daß die Verehrung des Dichters einen Ausdruck fand, wie er in der polniſchen Literatur bisher unerhört iſt. Von den Verehrern und Leſern des Dichters wurden Sammlungen eingeleitet, die ein ſo günſtiges Ergebniß hatten, daß das Rittergut Oblegorek bei Kielce in Ruſſiſch-Polen angekauft werden konnte. Dieſe Beſitzung mit Schloß und ſchönem Park erhielt Sienkiewicz als Geſchenk zu ſeinem 25jährigen Schriftſtellerjubiläum. Oblegorek iſt nämlich der alte Familienſitz der Sienkiewicze. Es kam jedoch das Gut, als die Familie in mißliche Vermögensverhältniſſe gerieth, unter den Hammer. Unſer Dichter verlebte noch ſeine früheſte Kindheit auf dieſem Edelſitze. Das Jubiläum ſelbſt ward in Warſchau in glänzender Weiſe nach einem großartigen Programme gefeiert. Die hervorragendſten Vertreter der polniſchen Kunſt und Literatur, des polniſchen Hochadels, Feſttheilnehmer aus Rußland und Deutſchland erſchienen. Der Dichter ſelbſt verfaßte aus Anlaß dieſes Jubiläums ein Luſtſpiel: „Sagloba als Brautwerber", ſo daß der höchſt gelungene polniſche Fallſtaff, der uns aus „Mit Feuer und

Schwert“ ſo wohl bekannt iſt, nun mit ſeinen Aufſchneidereien, ſeiner Feigheit und ſeinem Glücke auch luſtig über die Bühne ſpaziren wird. Ebenſo erſcheint in Warſchau eine Sammlung der humoriſtiſchen Jugenderzählungen. So ſehen wir heute Sienkiewicz wie einen ruhmgekrönten Triumphator auf dem polniſchen Parnaß und noch wächst ſein Anſehen und ſeine Popularität von Tag zu Tag.

Unter den erſten Schriften Sienkiewiczs verdient die Novelle „*Zerſplittert*“ noch heute unſer Intereſſe und unſere Beachtung, eine Erzählung, welche ein packendes Bild des Kiewer Studentenlebens in kräftigen Farben zeichnet. Der Dichter hat ſich hier rückhaltlos dem Naturalismus verſchrieben. Tabaksqualm, Trinkſtubenatmoſphäre, ein unklares Weben ſtürmiſcher Gedanken, Hoffnungen und Träume in jugendlichen Köpfen. Und zwiſchen Elend, Arbeit und Studium glühend leidenſchaftliche Liebe, welche das Gemüth desjenigen mit Vernichtung bedroht, der ſich ihr ohne Vorbehalt hingibt. Dieſe modernen jungen Männer der Univerſitätsſtadt, denen die höchſten Lebensfragen nur wie ein unklarer Traum vor der Seele ſchweben und die daher höchſtens eine unbeſtimmte Sehnſucht nach deren Löſung empfinden, verbrauchen ihre beſte Lebenskraft gerne auf der Jagd nach Frauenliebe, die ihnen dann doch wie ein Vogel entfliegt und ihre Kraft „zerſplittert“ zurückläßt. Es erregt berechtigtes Staunen, in wie klaren Linien und mit welcher Sicherheit der junge Dichter ſchon hier zu erzählen weiß.

Noch kecker und kräftiger als in der Studentengeſchichte greift Sienkiewicz in ſeinen „*Dorfgeſchichten*“ zu. („Kohlenſkizzen“ heißen ſie im Original). Da läßt er uns einen Blick in das unſäglich traurige polniſche Bauernleben thun, das er in lapidaren, kräftigen, holzſchnittmäßigen Zügen ſchildert. Das gedrückte, verachtete, arme Landvolk in ſeiner Hilfloſigkeit, wie es nach Aufhebung der Leibeigenſchaft in Polen und Rußland leibte und lebte, wie es von

den Juden ausgeſogen, von den Adeligen verhöhnt und geknechtet, von den Geiſtlichen nicht wirkſam berathen und von gewiſſenloſen verbrecheriſchen Gemeindeſchreibern mißbraucht und in den Staub getreten wird: ein Bild voll Anſchaulichkeit und ſcharfer Ironie, das unwillkürlich aufreizend wie eine revolutionäre Rede auf den Leſer wirkt. Der Dichter ſchaltet mit den Mitteln realiſtiſcher Detailmalerei in kühner und höchſt unbefangener Weiſe und er thut dabei auch ſeiner übermüthigen Subjektivität nicht den geringſten Zwang an. Er redet und witzelt dazwiſchen, er wendet ſich mit Anreden an den Leſer, er wählt die tollſten ſprechenden Namen, wie „Gemeinde Schafskopf", „Gemeinde Eſelsfeld" u. ſ. w. Der ausgeſprochene demokratiſche Geiſt, der in dieſen Blättern grollt, veranlaßte den Dichter auch, in anderen Schriften jener frühen Zeit mit ſeiner Feder den Armen und Bedrängten zu Hilfe zu kommen und dieſe in rührenden Typen abzuſchildern. „Janko der Muſikant", „Um's Brod", „Aus dem Tagebuche eines Poſener Lehrers" u. a. gehören hieher.

Sehr beliebt iſt von den kleineren Erzählungen des Autors wegen ihrer anmuthigen Friſche die flott und leidenſchaftlich erzählte Liebesmär von „Hanna", die vor allem für das jugendkräftig aufſtrebende Talent des Dichters Zeugniß gibt. Eine Kraft und Fülle durchſtrömt das Büchlein, welches durch das ebenſo gemüthliche wie anſchauliche Genrebild des „alten Dieners", eines echten altpolniſchen Typus, eröffnet wird, um dann im raſchen ſtürmiſchen Zuge die verhängnißvolle Geſchichte einer Liebe ihrer Endſchaft zuzuführen. Das Motiv bildet die Liebe zweier junger Studenten, die um die Neigung der herrlichen Hanna werben, und wie ein ſchwüles Gewitter bricht der Sturm der Leidenſchaften los. Mit liebenswürdiger Kunſt und tiefer Wärme malt der Dichter die Tage der erſten Liebe, in denen „das Glück ein unendliches ſcheinet". Er findet die treffendſten Worte für den ſüßen Rauſch der Seele ebenſo wie für die verzehrenden Qualen der Eiferſucht und Rachſucht in ihrer dämoniſchen Furchtbarkeit.

Die von der Leidenſchaft ergriffenen Opfer erſcheinen wie Dante's Verdammte von Feuersgluthen überſtrömt, aus denen es kein Entweichen mehr gibt. Liebe und Leidenſchaft werden ihnen zum Eins und All. Aus Himmel und Erde vernehmen ſie nichts mehr als den Widerhall ihrer glühenden Empfindung. Das Stoffliche, die äußere Handlung verzehren ſich gleichſam in Stimmung und Leidenſchaft. Bei dieſer Liebe und ihrer hinreißenden Schilderung fühlt ſich der deutſche Leſer unwillkürlich an Goethes „Werther" erinnert, wenn auch das Ende dieſer Novelle mit ſeiner wehmüthigen Entſagung von dem des „Werther" unendlich verſchieden iſt. Schon in dieſen frühen Werken kündigt ſich dem genauer Zuſehenden öfters der künftige Meiſter an. Das fein beobachtete Neck- und Verſteckſpiel der Eiferſucht in „Hanna" lenkt unſeren Blick bereits vorwärts zu jenen Scenen der „Familie Polaniecki", wo das nämliche Motiv zu einem ausgedehnteren, künſtlicheren aber auch kühleren Gemälde wird. Die Kunſt der Seelenſchilderung und die glücklich behandelte Ich-Form, die einen angenehmen Wechſel von Empfindung, Reflexion und Schilderung geſtattet, zeigen ſchon den werdenden Künſtler jener Seelenanalyſe und Darſtellungsart, die im großen Roman „Ohne Dogma" zur Vollendung kommt. Wie in den beſprochenen Erzählungen das Bauern- und Studentenleben, ſchildert Sienkiewicz in andern ſeiner kleinen Werke das Künſtlerleben bald ernſt bald humoriſtiſch. Gar manche feine Bemerkung über künſtleriſches Schaffen und über die Beurtheilung künſtleriſcher Werke lieſt man in der heiteren Geſchichte: „Die Dritte". Schon vor acht Jahren ſchrieb R. Löwenfeld über dieſe kleineren Werke Sienkiewiczs das zutreffende Urtheil: „Alle Schichten des Volkes beobachtet er mit großer Schärfe. Der Fauſtkampf des Bauern, wie das geiſtige Ringen der höchſten Civiliſation; oberflächliche wie tiefe, mächtige Naturen, heitere, erregbare, wie innere, der Reflexion zugeneigte Charaktere bieten ſeiner Phantaſie die greifbare Grundlage, und der Mannigfaltigkeit der Menſchen

und ihrer Eigenthümlichkeiten entſpricht der mit höchſter Kunſt behandelte Stil“.

Um 1880 verſucht ſich Sienkiewicz, wie bereits erwähnt, auch in kleineren *hiſtoriſchen Erzählungen*: „Selim Mirza“, „Tatarenjoch“ u. ſ. w. Die polniſche Kritik und ſelbſt hervorragende Vertreter derſelben wußten dieſen Verſuchen nicht viel Gutes nachzuſagen. Ja man ſprach dem Autor die Begabung für hiſtoriſche Dichtungen einfach ab. Welche Ueberraſchung mußte es daher für Kritik und Publikum ſein, als in den erſten Achtziger Jahren der Dichter plötzlich mit der monumentalen Romantrilogie: „*Mit Feuer und Schwert*“, „*Sturmfluth*“, „*Pan Wolodjowski*“ erſchien und die wildbewegten Kriegszeiten Polens im 17. Jahrhundert mit einer unerhörten Kraft und Anſchaulichkeit ſeinen Landsleuten vor die Seele zauberte. Die Phantaſie aller Leſer füllte ſich bald mit den gewaltigen Scenen aus den Koſaken-, Schweden- und Türkenkämpfen jener furchtbar bewegten Zeiten. Eine Welt voll großer und ſeltſamer Romantik thut ſich auf. Wie packt den Leſer gleich im Anfange von „Feuer und Schwert“ die fremdartige Poeſie des ruſſiſchen Steppenlandes. Ein wunderſames Land, halb in Schlaf verſunken, aber doch voll Spuren früheren Lebens. Süßer, warmer Lebenszauber entfaltet ſich, wenn der Frühling ſeine tauſendfältige Blumenpracht über die ungemeſſenen Weiten hinbreitet und alle Stimmen voll Fröhlichkeit dareinklingen läßt. Durch Lenz und Blüthenfülle ſtürmt heute ein einſamer Reiter mit einem liebeheißen Herzen, morgen eine Koſakenbande und aufſtändiſche Bauern. Ja bald wälzt ſich ein Heer von Hunderttauſenden wie ein alles ertödtender Feuerſtrom durch die erſt noch ſo friedlichen Lenzgefilde. Scenen voll düſterer unheimlicher Großartigkeit bauen ſich vor der Phantaſie des Leſers auf, wenn der Dichter die furchtbaren Gewalten des aufſtändiſchen Bauern- und Koſakenheeres mit dem polniſchen Adelsheer zuſammenprallen läßt. „Feuer und Schwert“ wüthen um die Wette. Das ganze

Steppenland iſt in wilder Bewegung. Das Unheil bricht o plötzlich herein, daß die Menſchen die Wirklichkeit kaum aſſen können. Die Einen erſtarren vor Entſetzen, Andere verden wahnſinnig und prophezeien den jüngſten Tag und ie Ankunft des Antichriſt.

„Alle Bande der Gemeinſchaft, alle menſchlichen und Familienverhältniſſe löſten ſich. Alle Gewalt hörte auf, die Unterſchiede zwiſchen den Menſchen waren geſchwunden, die Hölle hatte alle Verbrechen von den Ketten gelöſt und ſie auf die Welt losgelaſſen, damit ſie ſich dort nach Herzensluſt tummelten: Mord, Raub, Treubruch, viehiſche Gewaltthaten, beſtialiſche Wuth waren an die Stelle der Arbeit, Ehrlichkeit, des Glaubens, des Gewiſſens getreten. Es ſchien, als ſollte die Menſchheit von nun an nicht mehr durch das Gute, ſondern durch das Böſe leben; als wären die Herzen und Geiſter umgewandelt und hielten für heilig, was früher für ehrlos galt. Die Sonne beleuchtete nicht mehr die Erde, denn der Rauch brennender Städte verhüllte ſie und in der Nacht leuchtete ſtatt der Sterne und des Mondes der Feuerſchein der Flammen. Städte, Dörfer, Kirchen, Höfe, Wälder gingen in Flammen auf. Die Menſchen hörten auf zu ſprechen, ſie ſeufzten nur oder heulten wie die Hunde. Das Leben hatte den Werth verloren". Dies gibt ungefähr den düſteren Zeithintergrund an, vor welchem ſich die Schickſale der Hauptperſonen in der Romantrilogie abſpielen.

Kampf um Kampf, Abenteuer um Abenteuer wälzen ſich wie ein Strom dahin und die führenden Helden verſchwinden zuweilen länger als billig aus den Augen des Leſers. Im allgemeinen verſteht es Sienkiewicz jedoch mit vortrefflicher Kunſt durch geſchickten Wechſel von Einzel- und Maſſenſcenen durch geſchicktes Hervorrücken der Helden im rechten Augenblicke, wenn eine Maſſenſcene uns ſchon zu ermüden droht, angenehmen Rhythmus in das Ganze zu bringen. Viele und lange Berichte begegnen uns: aber mit großer Gewandtheit legt ſie der Dichter den Mithandelnden in den Mund und indem er dem Leſer alles durch das Medium des erregten,

theilnehmenden, liebenden oder haſſenden Berichterſtatters zeigt, gewinnt der breite Bericht ſelbſt Leben und Leidenſchaft und nimmt den Leſer gefangen, ehe ſich dieſer beſinnt. Auch das Unheil, das die „bête humaine" in ſo wilden Zeiten anrichtet, bleibt uns nicht erſpart. Allein der Dichter beleuchtet nur auf Augenblicke die ſchaurigen Abgründe menſchlicher Schlechtigkeit. Selbſt die ſchrecklichen Kampf- und Mordſcenen werden durch Gemüths- und Stimmungsmomente zugleich gemildert und poetiſirt. Ein Kunſtgriff, den wir an Shakeſpeares und Schillers Schlachtſcenen ja auch beobachten. Man ſagt, Shakeſpeare gehöre thatſächlich zu Sienkiewicz's Lieblingsdichtern. Es fehlt auch nicht an Nachwirkungen der Shakeſpearelektüre in den Romanen. Der Leſer erräth recht bald, daß der Prahlhans und Feigling Sagloba, der ſich durch ſein Glück und ſeine unbeſiegbare Schlauheit aus allen Schwierigkeiten zieht, ein direkter Abkömmling des vortrefflichen Sir John Fallſtaff iſt. Es wäre nicht ſchwer, noch manch anderes zu finden, was an den größten Briten erinnert. Die Art, wie Sienkiewicz die Poeſie des Aberglaubens oder den Contraſt zwiſchen Menſch und Natur zu tiefen Wirkungen verwerthet, zeigt, wie er ſich an der Kunſt des größten Dramatikers ſelbſtändig zu ſchulen wußte. Außer Walter Scott und den ruſſiſchen Erzählern iſt auch Goethe's „Wilhelm Meiſter" in dieſer Erzählungskunſt ein wenig wirkſam.

Geringer als die Geſtaltung des Milieu, der Maſſen und Begebenheiten iſt die Kunſt anzuſchlagen, die ſich bei Sienkiewicz in der Charakterdarſtellung zeigt, wie bereits die polniſche Kritik betonte. Bei ihm gibt es keine complicirten, räthſelhaften, „problematiſchen" Naturen. Skrzetuski und Helena ſind liebe romanmäßige Menſchen. Intereſſanter iſt Bohun, die fleiſchgewordene Romantik der Steppe. Anſprechende Geſtalten ſind aber immerhin die Sagloba, Jeremias, Chmielnitzki, Kmicic, Bilewitſch, Wolodjowski ſowie verſchiedene Frauen. Bohun, Koſaken und Tataren ſind mit

ihrer Steppenheimat dichteriſch in Einklang gebracht, wie etwa Böcklins Fabelthiere und Seeungeheuer mit ihrem Walde oder ihrem feuchten Elemente gleichſam zu organiſcher Einheit verwachſen. Man mag im Einzelnen dies und jenes einwenden, das Eine bezeugt der erſte große Romancyklus mit jedem Kapitel: Sienkiewicz kann erzählen. Dafür war ihm ſein Publicum auch ſo dankbar. Denn wie ein moderner Homer zeigt ſich auch dieſer große Fabulirer gerne jedwedem bequem „ausbreitend buntfarbigen Fabelteppich“.

Neben den naturaliſtiſchen Experimentalroman trat vor anderthalb Jahrzehnten der pſychologiſche Roman. Neben Emil Zola feierte man Paul Bourget. Während die Naturaliſten unermüdlich das großſtädtiſche Elend in allen Abſchattirungen malten, alle Wunden und Schwären des modernen geſellſchaftlichen Lebens in ihrer Dichtung bloßlegten, ſehnten ſich bald wiederum Dichter und Leſer vom Sachlichen hinweg nach dem Perſönlichen, von der äußeren Umwelt, dem „Milieu“ hin nach der feinen, ſchwebenden, in allen Lichtern der Stimmung ſpielenden Innenwelt des heutigen Culturmenſchen. So wurden die Roman- und Novellendichter bald zu pſychologiſchen Analytikern und ſie zergliederten trotz berufseifrigen Pſychiatern das ſeeliſche Elend des modernen Menſchen. Bourget z. B. will in ſeinen Eſſays, Novellen und Romanen eine Darſtellung der „vie morale“ ſeiner Zeit geben, eine „psychologie vivante“ des modernen Decadenten entwerfen. Ein ſolcher echter Moderner iſt bei ihm immer ſchwächlich und angekränkelt, bei Huysmans, einem anderen berühmten Pariſer, gar pervers und halb verfault. So werden alle Bücher dieſer Männer und ihres Gefolges in Deutſchland und Skandinavien zu Diagnoſen, zu ſeeliſchen Krankheitsgeſchichten. Da wird uns mit minutiöſer Deutlichkeit und Raffinirtheit gezeigt, wie das ererbte kranke Nervenſyſtem, ferner eine verfehlte Erziehung und endlich die manigfaltigen Faktoren des naturwidrigen vor-

nehmen Geſellſchaftslebens lähmend und zerſtörend auf geiſtigen Organismus des Betroffenen eindringen, und dann nach dem vollſtändigen moraliſchen Bankbruche grenzenloſe Leere und Oede im Herzen dieſer kläglich „Helden" ſich aufthut. Der Mangel jeder ſicher leiten religiöſen Welt- und Lebensanſchauung, der Zweifel an jed höheren menſchlichen Ziel treiben den Unglücklichen zu ein düſteren Peſſimismus hin. Eine freudige Hingabe an Leben und an ſeine edlen Aufgaben kennen dieſe Menſch nicht mehr. Das einzige Idol ſolcher nervenſchwach Jammerſeelen iſt ihre eigene unendlich werthvolle Perſ lichkeit Als richtige Kinder des kritiſchen und wiſſenſcha lichen Säculums ſind dieſe Verfallsmenſchen auch unerbittl genaue Beobachter ihres eigenen Innenlebens. Die raſtl Selbſtbelauſchung wird ihnen zu krankhafter Nothwendig und vergällt ihnen jeden Augenblick. Das Einzige, w einen ſolchen Schwächling noch auf eine Zeit lang galvaniſ iſt der erotiſche Rauſch, der bei den Huysman'ſchen Menſch noch dazu die krankhafteſten Formen annimmt. Nach ſchwülſinnlichen Liebesraſerei jäher Zuſammenſturz, troſtl Stimmung des vanitas vanitatum, Selbſtmord. Dies ungefähr der Heldentypus, wie ihn Bourget und ſeine Sch geſchaffen.

Die Menſchen, welche Sienkiewicz in ſeinen Juge werken ſchilderte, waren trotz der Nothdurft des Lebens, ſie oft tief zu Boden drückte, geſunde, kräftige Arbeitsmenſch Auch der ungeſtüme Frühlingsſturm der Liebesleidenſch der die Studentenerzählungen durchbraust, zeugt noch einem Fond unverdorbener Lebenskraft. Und gar die Hel des großen hiſtoriſchen Romancyklus, dieſe ganzen halben Barbaren, was ſind das nicht für thatenluſtige, wegene Kerle aller Art, erfüllt von einer derben robu Lebensfülle. Und die chriſtlichen Polenritter jener Zeit eine hinreißende Vaterlandsliebe, auch religiöſer Opferm ohne gleichen zu den kühnſten Thaten auf. Mit „O

)ogma“ führt uns der Dichter in eine vollſtändig ver-
nderte Welt. Nachdem Sienkiewicz ſeine Phantaſie an
nen kräftigen Geſtalten aus alter und neuer Zeit erſättigt
atte, wurde er, wie es ſcheint, der Sachendarſtellung und
er üppigen Farbenfreude auf einige Zeit müde und er machte
ie Schwenkung der weſteuropäiſchen Literatur mit; es reizte
uch ihn die Zeichnung des complicirten modernen Nerven-
nd Seelenlebens. Das gleichzeitige Beiſpiel Frankreichs
ind des Nordens war ohne Zweifel dabei von Einfluß. Die
Russen Tolſtoi und Doſtojewski waren ſchon früher beim
ſychologiſchen Roman angelangt.

Der Bourget-Typus, den wir oben ſkizzirten, fehlt
atürlich auch in Wirklichkeit auf den polniſchen Adelshöfen
icht. Der vornehme reiche Junker, der Erbe einer mehr
oder weniger verfeinerten adeligen Lebenskunſt, der talent-
volle Dilettant mit den vielverſprechenden Fähigkeiten, der
auch in allen Fragen moderner weſteuropäiſcher Cultur Be-
ſcheid weiß, dem es ſein Reichthum geſtattet und ſeine
Willensſchwäche verſagt, daß er ſich einer fruchtbaren ernſten
Thätigkeit widme, der Mann, auf deſſen Seele der Mehlthau
beſtändigen Philoſophirens und Zweifelns liegt: dieſes kränk-
liche Gewächs des 19. Jahrhunderts heißt bei Sienkiewicz
Leon Ploszowski und iſt der Held des Romanes „Ohne
Dogma“.

Die äußere Handlung iſt von einer ungewöhnlichen Einfachheit. Das Motiv iſt jenes des „Werther“: Liebe zur Frau eines Anderen. Nachdem der willensſchwache Leon aus lauter Zweifelſucht und Energieloſigkeit ſich die Hand der lieblichen Aniela verſcherzt und dieſe aus Gram über die Vernachläſſigung von Seiten Leon's einen philiſterhaften, häßlichen Kaufmann geheirathet hat, verfolgt der liebesſieche Held die Frau, die übrigens ihre Liebe zu ihm noch im Herzen trägt, täglich und ſtündlich mit ſeinen verſteckten und offenen Werbungen. Es beginnt für Beide eine Zeit der ausgeſuchteſten Seelenqualen. Die Frau, welche feſt und

kindlich an ihren chriſtlichen Grundſätzen hängt, bl gewiſſenhaft und pflichttreu. Ihr Gatte erſchießt ſich Verzweiflung über mißglückte Speculationen. Aniela ſ bald nach der Schreckenskunde. Leon, der erſt noch jubelte über das winkende Glück, knickt zuſammen wie gebrochenes Rohr und beſchließt, dem geliebten Weib den Tod zu folgen.

Mit großer Geſchicklichkeit weiß Sienkiewicz ſeinen Ploszowski gleich Anfangs ſo zu charakteriſiren, daß es überzeugend erſcheint, wenn er alles, was ihn irgen berührt, ausführlich ſchildernd ſeinem Tagebuche anvert Es bereitet dieſem Helden eine beſondere Wolluſt, je inneren Vorgängen mit immer wachem Blicke zu folgen ſich über dieſe Erlebniſſe in beſtändiger Reflexion Rechenſ zu geben. Und ſelbſt wo dieſe Selbſtanalyſe ſchmerzt, i ihm Bedürfniß. Es iſt im übrigen der bereits beka Typus des talentvollen Dilettanten, des wißbegierigen ju Mannes mit philoſophiſchen und künſtleriſchen Neigun der aber bei allen Fähigkeiten faſt keinen Willen beſitzt kaum je daran denkt, ſein Pfund im Dienſte einer er Sache nutzbar zu machen. „Genie ohne Portefeuille“ n der Dichter dieſen Typus. Dieſer nervöſe Selbſtbeoba verbucht auf's genaueſte auch jede Wahrnehmung über ſe höchſtentwickelten Skepticismus, der ihn ſoweit führt, er am Zweifel ſelbſt zweifelt. „Die Menſchen ſind i ſubjektiv, vornehmlich wenn ſie an allen objektiven W heiten zweifeln“. Leon betrachtet ſich und andere mit hyſteriſchen Scharfſichtigkeit, er ſieht die Haare, Stirne Wimpern der Geliebten und ebenſo genau das Spiel Sonnenlichtes im Zimmer, er ſpürt dem eigenen Pulſ nach und jedem leiſen Hauche, der Freude oder Tr weckend über ſein Gemüth zieht. So iſt dieſer Mann i zugleich Schauſpieler und Zuſchauer. Er ärgert ſich ſich ſelbſt, über ſeine Schuld und Thorheit, findet aber im nächſten Augenblick wieder alles naturnothwendig.

Digitized by Google

alles zu erklären, aber nirgends Rath zu ſchaffen.
Einzige, was dieſe flügellahme Seele in Bewegung
t, iſt die Liebe. Von ihr einmal ergriffen, vermag Leon
enig wie Goethe's Werther daran zu denken, daß es
: der Erotik auch noch andere wichtige Dinge auf der
gebe. Jeder Pulsſchlag und jeder Gedanke iſt ſchließlich
mehr einer weichlichen vita contemplativa amorosa
met.

Es iſt kein Widerſpruch gegen dieſe Gefühlsſchwelgerei,
gleich neben ihr immer eine kühle, kritiſche Reflexion
Dies gehört zum innerſten Weſen dieſes Mannes.
ewige Grübeln über die eigenen Gemüthserlebniſſe
ößt daher in dieſem Falle nicht gegen das Goethe'ſche:
de Künſtler, rede nicht". Für den Charakter und Ein=
des Buches ſcheint mir dieſe Eigenheit des Helden
ntlich beſtimmend. Alle Empfindungen und ſelbſt die
nſchaftlichſten Wallungen nehmen erſt ihren Weg durch
zweifelnden und krittelnden Kopf Leon's, bevor er ſie
Tagebuch ſchreibt. So gewinnt der Stil von innen
us etwas Zurückhaltendes, Gedämpftes, „Marmorkaltes".
die gefährliche Erotik verliert bei dieſer kühlen Vor=
nheit der Darſtellung jenen ſchwülſinnlichen Hauch, wie
die franzöſiſchen Erzähler lieben.

Die Tagebuchblätter, aus denen „Ohne Dogma" beſteht,
einen wie zwangloſe, zufällige Aufzeichnungen und gerade
dieſer ſcheinbar willkürlichen Form birgt ſich eine fein
ägende Kunſt. Künſtleriſch iſt die Auswahl des Weſent=
n, künſtleriſch die Anordnung von Parallelen und Con=
ten, künſtleriſch berechnet erſcheint die Wahl verſchiedener
tel, um den Charakter des Helden zu beleuchten und um
Schickſal immer ſicherer und unabwendbarer heranreifen zu
en (Lektüre, Perſonen, Natur). Es iſt nicht unintereſſant,
der Krankheitsgeſchichte dieſes modernen, äſthetiſirenden
nehmen Nichtsthuers auf den „Werther" zurückzublicken,
in der geniale junge Goethe vor 130 Jahren einen

ähnlichen Krankheitsprozeß mit den glänzendſten Mittel
ſeiner Poeſie geſtaltete. Wir ſehen ähnliche Motive, ähnlich
techniſche Kunſtgriffe, ſogar verwandte Gedankenreihen (z. B
über den Selbſtmord). Wie Werther ſeine Stimmung durc
die Homer- und Oſſianlektüre kennzeichnet, ſo iſt Ploszowski
ein fleißiger Hamletleſer und er ſpart nicht mit Citaten au
dieſem Drama. Alleinherrſchaft des Gefühles und religiöſ
Haltloſigkeit im polniſchen wie im deutſchen Romane. Un
doch ein bezeichnender Unterſchied zwiſchen heute und de
18. Jahrhundert. Werther ſieht noch in Gott einen „lieb
reichen Vater“, er hofft zum himmliſchen Vater zurückzukehren
der moderne Schwächling Leon aber iſt ein vollendeter Zweifle
geworden, er iſt jenſeits von Gott und Gut und Bö
angelangt und eigentlich nur zu ſchwach, um rechtſchaffe
ſchlecht zu ſein. Wie Goethe durch die geſunde Geſtal
Lottens dem Leſer die Krankhaftigkeit ſeines Helden zu
Bewußtſein bringt, ſo hat Leon Ploszowski eine Gegen
ſpielerin in der pflichttreuen, gewiſſenhaften und opfer
muthigen Aniela, die ſchlicht und gläubig ihren chriſtliche
Grundſätzen folgt und dabei ſelbſt in höchſter Gefahr ihr
Sicherheit nicht verliert. Sie zeigt auch dem Leſer de
Abſtand geſunder chriſtlicher Sittlichkeit von dem Thun de
kranker „Culturmenſchen“, die zwar „ohne Dogma“ i
unbegrenzter Freiheit zu leben, „ſich auszuleben“ ſuchen un
dabei die hilfloſeſten Sklaven jeder Leidenſchaft, ja jede
Stimmung werden. Dieſe „Lehre“ ſteht jedoch nicht i
Roman gedruckt, man lieſt ſie nur an den Menſchen de
Romans und an ihren Schickſalen ab. Ein echter Dichte
kann auch ohne moraliſirende Excurſe ſittlich wirken. E
braucht nur zu „bilden“ und nicht zu „reden“, wer Ohre
hat zu hören, verſteht ihn. Eine anheimelnde Unterhaltungs
lektüre iſt der Roman „Ohne Dogma“ übrigens nicht. We
jedoch den „Geiſt unſerer Zeit“ ſtudirt, wird dieſes Buc
zu Rathe ziehen müſſen, wie man die gefühlsſeligen Menſche
des 18. Jahrhunderts im „Werther“, die Romantiker i
„Sternbald“ u. dgl. aufſuchen muß. (Schluß folgt.)

XLIX.

ur Geſchichte der italieniſchen Finanzwirthſchaft ſeit 1881.

Die italieniſchen Miniſterien, die ſich der Reihe nach ›lösten und nur in dem einen Punkte übereinſtimmten, die inkünfte des Landes zu verſchleudern, haben den traurigen Ruhm, alles, was in ihrer Macht ſtand, gethan zu haben, m den Staatsbankerott herbeizuführen und das arme ge- rückte Volk zum Widerſtand zu reizen; aber dank der Arbeit- amkeit und Nüchternheit des Volkes, dank dem Unter- ›ehmungsgeiſt der Induſtriellen hat eine Wendung zum Beſſeren ſtattgefunden, haben italieniſche Induſtrie und Handel ſolche Fortſchritte gemacht, daß Italien mit den Engländern, Deutſchen und Amerikanern in Wettbewerb ge- :reten iſt und weit entfernt, ſeine Maſchinen, Baumwollen-, Wollſtoffe vom Ausland zu beziehen,. all ſeinen Bedarf im eigenen Lande producirt und Seidenſtoffe, Maſchinen und andere Fabrikate ausführt.

Die italieniſche Induſtrie hatte große Hinderniſſe zu überwinden. Manche der Rohprodukte mußten aus dem Auslande bezogen werden, beſonders die für die großen Fabriken unentbehrliche Steinkohle; die Steuern waren er- drückend, die Lebensmittel infolge der Schutzzölle weit theurer als in den Nachbarländern; es hielt ſchwer, das nöthige Kapital für Anlegung großer Fabriken zu gewinnen, denn nicht nur die Kapitaliſten des Auslandes, ſondern auch die

Italiener ſelbſt verſprachen ſich wenig Erfolg von der Errichtung von Fabriken. So kam es, daß die erſten Unternehmer meiſtens Ausländer, Schweizer, Engländer waren, daß die Kapitalien vom Auslande kamen. Wie gefühllos und hartherzig dieſe Fabrikanten geweſen, wie ſie die Noth und die Unwiſſenheit der armen Fabrikarbeiter ausgebeutet, wie ſie aus den hohen Schutzzöllen, durch welche die Concurrenz des Auslandes unmöglich gemacht wurde, ungeheure Gewinne erzielten, wie ſie durch Beſtechung der Beamten faktiſche Steuerfreiheit erlangten, gehört nicht hieher. Es iſt wahrlich kein Ruhmesblatt in der Geſchichte Italiens, daß man die eigenen Unterthanen ſchutz- und rechtlos ließ, und die fremden Kapitaliſten zur Beobachtung der Geſetze der Menſchlichkeit nicht anhielt. Infolge der Eigenmächtigkeit und Willkür fremder, namentlich engliſcher Geſellſchaften konnte eine Reaktion nicht ausbleiben, die in ihrem Nationalgefühl gekränkten Italiener empörten ſich dagegen, die Sklaven und Handlanger von Auswärtigen zu ſein, ihnen alle einträglichen Stellen zu überlaſſen und mit dem letzten Platz und dem geringſten Lohn vorlieb zu nehmen, und zwangen die Arbeitgeber, die Fremden zu entlaſſen und Eingeborne zu befördern. Sie haben ihr Ziel ſo ziemlich erreicht.

Der italieniſche Arbeiter, der infolge ſeiner regen Phantaſie und ſeiner Liebe zur Selbſtändigkeit ſich nur mit Mühe an die regelmäßige Ordnung und die ſtramme Disciplin des Großbetriebes gewöhnen konnte, lernte allmählich ſich der feſtgeſetzten Ordnung zu unterwerfen und ſteht jetzt dem ihm früher ſo weit überlegenen engliſchen und deutſchen Arbeiter wenig nach. Die wichtigſte Induſtrie Italiens iſt offenbar die Seideninduſtrie. Das Land producirt ein Drittel der Seide der ganzen Welt. Während man früher die Seidencocons oder auch Seidenfäden ausführte, hat man jetzt große Seidenwebereien gegründet, die nicht nur die inländiſche Seide verarbeiten, ſondern auch Cocons vom Ausland einführen. Die Seidenfärbereien Frankreichs haben an einer

Färberei in Como einen mächtigen Concurrenten erhalten, in abſehbarer Zeit wird ſich Italien von den Färbereien in Lyon unabhängig machen. Der Werth der jährlich in Italien producirten Seidenſtoffe beläuft ſich auf 80 Mill. Mark, die Ausfuhr hat ſeit 1896 ſtetig zugenommen; ſie beträgt nach Keltie, Statesmans Yearbook, S. 795 faſt 420 Mill. Lire. Die Seidenausfuhr iſt von 13,250,000 Lire im Jahre 1897 auf faſt 21 Millionen im Jahre 1899 und auf über 11 Millionen in den erſten 7 Monaten des Jahres 1900 geſtiegen (King-Okey, Italy To Day S. 144). Die Baumwolleninduſtrie iſt jüngeren Datums, aber ihre Entwicklung iſt vielleicht noch ſchneller; ſie beſchäftigt bereits 80,000 Arbeiter; die Ausfuhr iſt von 1,260,000 Lire im Jahre 1897 auf 2,280,000 Lire geſtiegen und hat in der Levante und Südamerika ein Abſatzgebiet gefunden. Im Jahre 1876 producirte Italien Textilien im Werthe von nur 2,000,000 Lire und war auf die Einfuhr von England angewieſen, jetzt verdrängt es die engliſchen Waaren ſogar aus Paris.

Die italieniſchen Eiſen- und Stahlwerke haben ſich in den letzten Jahren ſo gewaltig entwickelt, daß Italien faſt gar keine Eiſen- und Stahlwaaren mehr einzuführen braucht; in ſeinen Fabriken zu Terni, Savona, Pozzuoli werden Kanonen, Stahlplatten, Eiſenbahnſchienen, Lokomotive hergeſtellt. Die elektriſchen Maſchinen von Toſi in Legnano, von Pirelli in Mailand haben einen Weltruhm erlangt. Beide Firmen haben in der Pariſer Ausſtellung die Goldmedaille erhalten und führen ihre elektriſchen Maſchinen in's Ausland aus. Es lag nahe, daß das kohlenarme, an tiefen Flüſſen mit jähem Fall ſo reiche Italien die ungeheure Waſſerkraft, über die es verfügt, zu verwenden ſuchte und aus den neueſten Erfindungen in der Elektricität Vortheil zog. Auch der Schiffsbau hat Fortſchritte gemacht, und ſeitdem ſich die Regierung hat angelegen ſein laſſen, die früher ſo berühmten Häfen Italiens auszubeſſern und durch Errichtung von neuen Schiffswerften zu vergrößern, iſt Ausſicht vorhanden, daß

dieſelben ihre bevorzugte Stellung wieder erobern werden. Genua macht bereits jetzt Marſeille ſtarke Concurrenz und wird nach der Eröffnung des Simplon-Tunnels der erſte Hafen des Mittelmeers werden.

Italien iſt trotz der zahlreichen Fabriken im Norden ein Ackerbauſtaat und wird es vorausſichtlich bleiben. Der Werth ſeiner Fabrikate kommt kaum in Betracht gegen ſeine Bodenerzeugniſſe: Weizen, Wein, Mais, Reis, Olivenöl. Für Viehzucht eignet ſich Italien weit weniger, denn ſelbſt ſeine fruchtbarſten Thäler haben keine Wieſen, die mit denen anderer Länder verglichen werden können, dagegen gehören die italieniſchen Eier zu den beſten, die auf den engliſchen Markt kommen. Was hat die Regierung, die ſeit 1870 keinen großen Krieg mehr geführt, die ſeit mehr als dreißig Jahren ungeſtört die Künſte des Friedens pflegen konnte, für die Hebung von Ackerbau, für die Weinkultur gethan? Wie weit hat ſie die ſchreienden Uebelſtände, über die ſie ſelbſt ſo oft Klage geführt hat, abgeſtellt? Alle Freunde Italiens ſowohl als Feinde kommen darin überein, daß die ſavoyiſche Dynaſtie und die verſchiedenen Miniſter, die ſich nach der Reihe ablöſten, weit hinter den wohlberechtigten Erwartungen zurückgeblieben ſind und durch ihren Großmachtwahn, durch Aufſtellung einer großen Armee und Flotte innere Reformen verhindert und den Bauernſtand zur Verzweiflung gebracht haben.

Italien, ſagt Profeſſor Nitti, iſt ein armes Land, ſodaß es auch unter der beſten Verwaltung noch arm bliebe. In der That haben frühere Schriftſteller, welche die Fruchtbarkeit des Bodens, den Reichthum an Erzeugniſſen in den glänzendſten Farben dargeſtellt haben, überſehen, daß ein Zehntel des Landes nackter Felſen, ein Drittel gebirgig und in Folge der Beſchaffenheit des Bodens und der Ausrodung der Wälder mehr oder minder unfruchtbar iſt. Man kann die nackten Felſen, die aus den herrlichen Pflanzungen der Niederungen hervorragen, mit einem Todtengerippe vergleichen. Wohl

nirgends hat der Landmann einen zäheren Kampf mit dem unfruchtbaren Boden geführt und demſelben die koſtbarſten Erzeugniſſe abgerungen. Der Reiſende, der ſein Auge an den herrlichen Terraſſen der Riviera, ſeinen Wein- und Olivenpflanzungen weidet, hat wohl keine Ahnung, daß beſtändige Mühe und Arbeit den Felſen in einen herrlichen Garten umgewandelt, daß die Küſte von Sorrento mit ihren Limonenbäumen früher nacktes Geſtein geweſen, daß menſchlicher Fleiß den Boden herbeigeſchafft hat. Was der arme Landmann durch eigene Kraft vollbringen kann, das hat er in Italien geleiſtet; wenn er gleichwohl hinter dem Bauernſtand anderer Länder zurückgeblieben iſt, ſo tragen die Regierung und die Großgrundbeſitzer die Hauptſchuld. Letztere hätten dem Bauer das Beiſpiel einer rationellen Bewirthſchaftung geben, erſterer hätte Sparkaſſen gründen, das Loos des Landmannes erleichtern und ihn gegen die Wucherer beſchützen ſollen. Von allem dem geſchah nichts. Anſtatt den Bauern unter die Arme zu greifen, die Landtaxe herabzuſetzen und zur Zeit des Mißwachſes ganz nachzulaſſen, anſtatt zur Zeit der Hungersnoth und Arbeitsſtockung bedeutende Summen aus der Staatskaſſe zu bewilligen, ahmt die Regierung den Juden Shylock nach und fordert ihr Pfund Fleiſch. Gerade zur Zeit der allgemeinen Noth werden die Bauerngüter verſteigert und die Bewohner aus ihrem angeſtammten Beſitz vertrieben. Die Folge dieſer ebenſo unklugen als grauſamen Vertreibung der Bauern von Haus und Hof iſt die Verödung des Landes, die Schwierigkeit, die für die Feldarbeiten nöthigen Leute ſich zu verſchaffen, das Zuſammenſtrömen des Landvolkes in die größeren Städte, das Drücken des Arbeitslohnes, die Vermehrung des ſtädtiſchen Proletariats. Nach dem Cenſus vom Dezember 1899 zählt Italien 12 Städte mit über 100,000 Einwohnern, wir nennen nur die bedeutendſten: Neapel mit 544,057 Einwohnern, Rom mit 512,423, Mailand mit 429,162, Turin mit 359,295, Palermo mit 292,799 (Keltie, Statesmans Year Book 1901,

S. 768) und außerdem noch 11 Städte mit einer Seelenzahl von 60,000 bis 90,000 Seelen. Die Auswanderungen der letzten Jahre belaufen ſich im Durchſchnitt auf ungefähr 300,000 Seelen. Keltie gibt für die Jahre 1894—99 folgende Ziffern: 225,323; 293,181; 307,482; 299,855; 283,715; 308,339. Wenn es ſo fortgeht, werden die weniger fruchtbaren Theile Italiens in Wüſteneien verwandelt, werden Ackerbau, Weinkultur ſtetig zurückgehen. Der Großgrundbeſitz wird nach und nach in die Hände von Wucherern und Kapitaliſten gelangen, welche keinen höheren Zweck haben, als möglichſt großen Vortheil aus dem Land zu ziehen, denen an der Erhaltung eines unabhängigen Bauernſtandes wenig gelegen iſt.

Es wäre unbillig, die Dynaſtie Savoyen, oder die italieniſchen Miniſterien ſeit 1860 für alle die gegen die Landbevölkerung begangenen Ungerechtigkeiten verantwortlich zu machen. Die Parlamentsmitglieder und ihre Wähler, die höheren und mittleren Klaſſen der Städte ſind ebenſo verantwortlich für die beſtehenden Uebelſtände und haben die von weiſen Staatsmännern vorgeſchlagenen Reformen der Agrargeſetzgebung auf's wirkſamſte bekämpft. In dem auf ſeine demokratiſchen Inſtitutionen ſo ſtolzen Italien ſind die Bauern und Arbeiter bis jetzt ohne Vertreter geblieben, ſelbſt die ſocialiſtiſchen Abgeordneten haben kein Herz für die Arbeiterbevölkerung. Eine katholiſche Partei beſteht noch nicht, weil gute Katholiken weder ſelbſt wählen, noch ſich in's Parlament wählen laſſen. Das Landvolk hat die Begeiſterung für das vereinigte Italien nie getheilt und war glücklicher und zufriedener unter der Herrſchaft der bourboniſchen und habsburgiſchen Dynaſtien (Lombardei, Venedig, Toskana, Modena) als jetzt, ſeitdem Italien eine Großmacht geworden iſt. Die Revolutionäre hatten den Bauern goldene Berge verſprochen, die in die neugewonnenen Provinzen geſchickten piemonteſiſchen Beamten hatten nichts Eiligeres zu thun als die beſtehenden Steuern zu erhöhen und neue ausfindig zu

machen. Es iſt bekannt, mit welcher Willkür und Grauſamkeit alle Erhebungen zu Gunſten der alten Dynaſtien unterdrückt wurden, wie die Bevölkerung nur mit Widerſtreben ihren Nacken unter das ſavoyiſche Joch beugte. Die italieniſche Regierung iſt ſeit den 30 bis 40 Jahren ihres Beſtandes in den eroberten Provinzen von Mittel- und Süditalien nicht populärer geworden, weil ſie dieſelben ſtets recht ſtiefmütterlich behandelt hat. So gering auch der Lohn iſt, welchen die Fabrikanten des Nordens bezahlen, ſo findet ſich doch für die überſchüſſige Bevölkerung eine den nöthigen Unterhalt gewährende Arbeit, während in Süditalien auch dieſe fehlt. Eine Bevölkerung, die auch unter den allerbeſten Umſtänden ſich die anderen Nationen unentbehrlichen Bedürfniſſe verſagen muß, ſchlecht genährt, ſchlecht gekleidet iſt, in Hütten wohnt, die man bei uns für's Vieh zu ſchlecht hielte, ſollte, ſo denkt man, ſteuerfrei ſein, beſonders da die indirekten Steuern auf Brod, Salz, Oel ſo hoch ſind. Die italieniſchen Finanzminiſter denken ganz anders, ſie haben ſich von jeher durch große Findigkeit und das Geſchick ausgezeichnet, die Steuern von den Schultern der Reichen auf die der Armen abzuwälzen. Die Steuern, ſagt Profeſſor Villari, ſind progreſſiv, aber in der verkehrten Richtung, d. h. je geringer das Einkommen, deſto höher die Abgaben. Nach Profeſſor Flora entfallen 54 Procente der Geſammtſteuer auf die Armen und die Arbeiterklaſſen. Die Zahl der reichen Großgrundbeſitzer, denen die Regierung neben anderen Vergünſtigungen das durch Eindämmung des Tiber und anderer Flüſſe gewonnene Land zum Geſchenke gemacht, vieles Kirchengut zu Schleuderpreiſen überlaſſen hat, ſind ſehr zahlreich. Die großen Fabrikanten, die Theilhaber der verſchiedenen Schiffsgeſellſchaften haben große Reichthümer angeſammelt und müßten, wenn ein gerechtes Steuerſyſtem beſtände, wenigſtens drei Fünftel der Geſammtſteuern tragen, aber kein Miniſter wagt es, einen derartigen Geſetzesvorſchlag ein-

zubringen und die Reichen nach Gebühr zu beſteuern. Ei
ſolches Verfahren würde zu einer Miniſterkriſis führen.

Eine Regierung, wie die italieniſche, welche den Bauern
ſtand und die niedrige Mittelklaſſe gegen die Uebergriffe de
Reichen nicht zu beſchützen vermag, welche nicht den Mut
hat, ihre Beamten zur Strafe zu ziehen, welche ſich vo
den Kapitaliſten beugt und dem Recht ſeinen Lauf nicht läßt
hat über ſich das Todesurtheil geſprochen. Während di
großen Fabrikanten Norditaliens dank der Gewiſſenloſigkeit de
Beamten faſt ſteuerfrei ſind (King-Okey, Italy today, 139), be
tragen die vom Bauer zu entrichtende Landtaxe und Gemeinde
ſteuer von 25—30 Prozent ſeines Reineinkommens; ſelbſt fü
das Vieh, das nicht zur Feldarbeit verwendet wird, zahlt de
Bauer eine beſondere Steuer, die mit furchtbarer Härte und
ohne Unterſchied, ob die Summe groß oder klein ſei, eingetrieben
wird. Das Mobiliar oder die Liegenſchaften der Bauern
werden öffentlich verſteigert, ob er mit 100 oder mit 1 Lir
im Rückſtande iſt. Durch dieſe ebenſo nutzloſe als unklug
Grauſamkeit wird der Geiſt der Unzufriedenheit groß gezogen
die Energie und Thatkraft gelähmt, dem dem italieniſche
Bauer ſo eigenthümlichen Landhunger Vorſchub geleiſte
Statt ſein Gütchen zu bearbeiten, Verbeſſerungen einzuführen
ſich von Wucherern unabhängig zu machen, ſucht der Baue
immer neue Grundſtücke zu erwerben und ſtürzt ſich in Schulden
Der von Haus und Hof vertriebene Landmann wird wol
vielfach als Verwalter angenommen, hat aber das Intereſſ
an der Arbeit verloren und iſt ungehalten über ſeine Lage
die ſich von der eines Sklaven nur wenig unterſcheidet. E
iſt ſchwer, ſich eine Vorſtellung von der unter den Bauer
herrſchenden Unſicherheit und Verwirrung zu machen. Jährlic
finden ungefähr 130,000 öffentl. Verſteigerungen von Bauern
gütern ſtatt. Im Diſtrikt Saſſari wurden in einer Woc
147 Güter verkauft (Monthly Review 1901, S. 84). D
die Steuern beſonders in ſchlechten Jahren unerſchwinglic
ſind, wechſelt das Land faſt beſtändig ſeine Beſitzer un

wird, da die kleinen Leute nach einem oder zwei Jahren auf den neu angekauften Gütern ruinirt werden, nach und nach in die Hände der Großgrundbeſitzer gelangen.

Das Unglück ſcheint die Bewohner von Süditalien ganz beſonders zu verfolgen. Im Jahre 1878 wurde der Handelsvertrag mit Frankreich gekündet, die italieniſchen Weine aus Frankreich ausgeſchloſſen, das zur Zeit, als die Reblaus ſeine Weinberge verheerte, ſehr viel Wein aus Süditalien einführte. Als im Jahre 1887 die Einfuhrzölle herabgeſetzt und 1891 ein neuer Handelsvertrag abgeſchloſſen wurde, da konnte Frankreich ſeinen Bedarf durch die aus den franzöſiſchen Colonien und aus Spanien eingeführten Weine großentheils decken. Die Reblaus und die Peronoſpora, die die italieniſchen Weinberge bisher verſchont hatten, traten nun auch in Apulien und Calabrien auf und richteten großen Schaden an. Das Unglück noch zu erhöhen, wurden die Olivenhaine von einer verderblichen Krankheit angeſteckt, gegen die man noch kein Heilmittel gefunden hat. Die Fliege punteruola hat manche der ſchönſten Olivenhaine zerſtört und trotz aller Mühe und Sorgfalt hat die Verheerung immer weiter um ſich gegriffen. Die Arbeiter, Pächter und Großgrundbeſitzer hatten, als die Krankheit zum erſten Mal auftrat, gehofft, daß das Uebel ein vorübergehendes ſein werde, und deßhalb den Muth nicht ſinken laſſen. Um ihre Arbeiter beſchäftigen zu können, hatten letztere große Anleihen gemacht, aber nach zehnjährigem fruchtloſen Bemühen ſich genöthigt geſehen, ihre Arbeiter zu entlaſſen. Die Regierung ſah mit verſchränkten Armen zu, wie die Herren und die Pächter in die größte Noth geriethen, wie ſie, um dem Hungertode zu entgehen, alles was ſie hatten, ſelbſt die theuerſten Familienkleinode verpfändeten oder verkauften. Was in den von der Punteruola verwüſteten Gegenden nach dem Urtheil Kundiger am meiſten noth thut, iſt Bewäſſerung des Landes. Der Fluß Sele könnte die von der Sonne ausgedörrte Hochebene in fruchtbares Ackerland verwandeln. Gerade der Süden Italiens

iſt für den Anbau von Weizen ganz geeignet. Der apuliſc
Weizen iſt weit beſſer und zuckerhaltiger als der ruſſiſc
der Ackerbau würde viel mehr eintragen als der Weinba
beſonders ſeit Frankreich trotz des neuen Handelsvertrag
viel weniger Wein aus Italien bezieht als früher, aber
Regierung ſcheut die Koſten. Man ſpricht wohl von d
Fortſchritten in der Induſtrie und im Handel, von Reform
im Ackerbau, von dem guten Beiſpiel, das einige reiche Gro
grundbeſitzer geben, daß aber die Lage noch immer nic
weniger als roſig iſt, geht aus folgenden Thatſachen herv
Männer und Frauen arbeiten in den Rieſelfeldern der Lo
bardei von früh bis Abend ſpät um einen Taglohn v
60 Centimes; in Apulien wären die Arbeiter, die früher
den Olivenhainen beſchäftigt wurden, mit 30 Centimes z
frieden geweſen und erhoben ſich nur gegen die Regierun
weil ſie es nicht mit anſehen konnten, daß ihre Frauen u
Kinder Hungers ſtarben. Die Unruhen hätten ſich du
Getreideſpenden und öffentliche Arbeiten beſchwichtigen laſſe
die Regierung jedoch zog es vor, ihren militäriſchen Appa
in Bewegung zu ſetzen, die Arbeiter ins Gefängniß
werfen und militäriſche Vorkehrung gegen die Verbreitu
des Aufruhrs zu treffen. Die Bauern und ſelbſt die Arbei
in den Fabriken ſind eine ſchutz- und wehrloſe Heerde u
konnten daher 1898 im Süden Italiens und in der Lo
bardei verhältnißmäßig leicht niedergeworfen werden. D
Ereigniſſe dieſes Jahres zeigen jedoch, daß das Feuer un
der Aſche glimmt, daß die ſociale Gefahr keineswegs a
gewendet iſt.

Die Schäden des italieniſchen Finanzſyſtemes könn
nicht länger verheimlicht werden, das Land wird nachgera
des nur die eigenen Intereſſen ſuchenden Parteiregimes
müde und verlangt nach Reformen in der Verwaltung. D
in Italien befolgte Eiſenbahnpolitik gibt Anlaß zu d
lauteſten Klagen. Statt nach einem regelrechten Plan
verfahren und den Zugang zu Oertlichkeiten zu eröffn

rch welche die reichen Hülfsmittel gewiſſer Diſtrikte nutzbar macht werden könnten, baute man Eiſenbahnen, die ſich ar nicht rentiren konnten, weil man die Wahl eines Regier= ngskandidaten durchſetzen wollte. Nach einer Berechnung ei King und Okey S. 278 hat der Staat die Summe von 200,000,000 Mark für die Eiſenbahnen ausgegeben, vom ahre 1886—92 koſtete der Eiſenbahnbetrieb dem Staat des Jahr nicht weniger als 140,000,000 Mk., in einem ahre beinahe 240,000,000 Mk. Der Werth der Staats= iſenbahnen wurde jüngſt auf 396,000,000 Mk. berechnet, omit hat der Staat durch den Bau und die Verwaltung er Eiſenbahnen nicht weniger als 2240,000,000 Mk. ver= oren Die Regierung hat ſich den Aktionären gegenüber erpflichtet, fünf Procente zu bezahlen und das Deficit der Eiſenbahngeſellſchaften, denen ſie ſeine Bahnen vermiethet hat, durch einen Regierungszuſchuß zu decken; ſie muß infolge deſſen jedes Jahr ungefähr 32,000,000 zulegen. Sie hat ſich zwar das Recht der Oberaufſicht vorbehalten; aber ihre der Beſtechung ſo zugänglichen Beamten gewähren den Privatgeſellſchaften, welche die Staatsbahnen ſeit 1885 gepachtet haben, ſo große Freiheit, daß ihre Controlle nur eine ſcheinbare iſt. Von Erſparniſſen, von Reformen, von Vermehrung des Betriebsmaterials, von der Verminderung der Beamten kann keine Rede ſein. Denn die Regierung und die einzelnen Beamten denken nicht daran, das Eiſenbahnperſonal, das um 16,000 reducirt werden könnte, zu vermindern, ſondern freuen ſich, Pöſtchen für ihre politiſchen Freunde gefunden zu haben. Die Zahl der Staatsbeamten beläuft ſich auf 100,000, die der Municipalbeamten auf 300,000.

Die Staatsſchuld Italiens iſt im Vergleiche zu deſſen Hülfsquellen größer als die irgend eines anderen Landes; ſie belief ſich im Jahre 1871 auf 6460,000,000 Mk., im Jahre 1899 auf 10,320,000,000 Mk. Die für die Zinſen, die Penſionen und Jahresgehälter aufgewendete Summe belief ſich 1899 auf 550,000,000 Mk. (King=Okey 278).

Nach Keltie (S. 784) beträgt der Zins der conſolidi Staatsſchuld 472,075,126 Lire, darunter über 400 Millio zu 5 und beinahe 60 Millionen zu 4½ Procent, der ſchwebenden Schuld ungefähr 119 Mill. Lire; der Zins für die ſchwebende Schuld beläuft ſich auf 3—6 Proc Flößte die Finanzverwaltung Vertrauen ein, ſo würde Herabſetzung des Zinsfußes und eine jährliche Erſpa von vielen Millionen auf keine Schwierigkeiten ſtoßen. K King und Okey recht unterrichtet ſind, wenn der gr Theil der Staatsſchuld in italieniſchen Händen ſich befin dann ſind es gerade die Reichen, welche durch ihre Se ſucht und ihren Mangel an Patriotismus die Wiederge Italiens verhindern. Sie ſind die tonangebende Macht Parlament, ſie könnten durch ein gerechtes Steuerſy dem jährlichen Deficit ein Ende machen, ihr Vaterland der Schmach befreien, ſeit Jahren weniger als jedes an Land für Hebung von Wiſſenſchaft und Kunſt geleiſtet haben. Das für gemeinnützige Zwecke angelegte Geld wü reiche Zinſen tragen, aber infolge der Verachtung, mit die Reichen auf die Armen herabſchauen, läßt ſich ſol keine Beſſerung erwarten. Man hat kein Geld für die legung von Waſſerwerken, für den Bau von Kanälen, die Anſchaffung von Büchern, für die Reparatur von b fälligen Häuſern, in denen ſich Archive und koſtbare Ha ſchriften finden. Nachdem man Millionen aus dem Staatsſc für die Verſchönerung Roms, für den Bau von halbvollende Regierungsgebäuden gezahlt hat, fängt man zur Unzeit ſparen an. Die Erziehung wird vernachläſſigt, man ſ beſtändig die Ausgaben für die Schulen zu beſchneid Beamte, Richter werden ſo ſchlecht beſoldet, daß ſie ſich ſtechen laſſen. Man läßt die Auswanderer nach Ame verkümmern, man läßt nicht einmal die Schiffe inſpici Im Jahre 1891 hatte man nicht einmal die für die nahme des zehnjährigen Cenſus nothwendige Summe, dage verwendet man für die Landarmee rund 320,000,000 M

eneral Pelloux hat Reduktion der Ausgaben für das Land-
er verſprochen. Es frägt ſich, ob die Miniſter dieſes
erſprechen erfüllen werden.

Als der Staat die Güter der todten Hand einzog und
e religiöſen Orden aus ihren Klöſtern verjagte, da verſprach
, den niedrigen Weltklerus aufzubeſſern, den Ueberſchuß
r geiſtlichen Güter für Anlegung von Armenkaſſen, für
chulen und andere gemeinnützige Zwecke zu verwenden.
Das geſchah? Der Gehalt der Prieſter wurde an einigen
rten erhöht und betrug in der Regel nicht über 900 Lire,
tzt erſt denkt man denſelben auf 1000 Lire zu erhöhen;
e wohlthätigen Stiftungen, welche der Staat nicht ein-
ezogen, müſſen 1/5 ihres Einkommens an den Staat ent-
chten; ebenſo muß der Klerus eine Einkommenſteuer be-
ahlen. Alle die großen Summen, die der Staat aus dem
Verkauf der Kirchen realiſirt hat, ſind wie gewonnen ſo
erronnen, in dem Staatsſchatz aber iſt beſtändige Ebbe.

Nachdem man in den letzten Jahren durch geſchickte
Manipulationen ein Deficit vermieden hat, ſchließt man
wieder mit einem Ausfall von 3,890,850 Lire ab. Die
Hoffnungen, welche die Freunde Italiens gehegt haben, ſind
offenbar nicht in Erfüllung gegangen. Schon jetzt entfällt
auf jeden Kopf eine Schuld von 308 Mk. 70 Pfg., ein Zins
von 14 Mk. 75 Pfg. Rechnet man zu den öffentlichen Schulden
die der Stadtgemeinden, welche 1897 1,202,469,375 Lire be-
trugen, wozu noch die der Dorfgemeinden im Betrage von
164,860,870 kommen, ſo wird man geſtehen müſſen, daß
Italien den Mühlſtein, der um ſeinen Hals hängt, nicht
ſobald los werden wird. In Italien werden wie in England
die Reichen immer reicher, die Armen immer ärmer. Das ſind
keine geſunden Zuſtände. Wo die Grundlage nicht auf Recht
und Gerechtigkeit ruht, da kann kein ſolides Gebäude auf-
geführt werden, da iſt ein einträchtiges Zuſammengehen
unmöglich. Gerade in Italien ſtehen ſich Maſſen und Klaſſen
ſchroffer entgegen als in irgend einem andern Land.

Digitized by Google

L.

Der engliſche Krönungseid ſeit dem Monat Februar 1901

Bald nach der Thronbeſteigung König Eduards V
von England iſt die Entſtehung und Bedeutung
Krönungseides, oder der *Deklaration*, wie er gewöhn
genannt wird, in dieſer Zeitſchrift beleuchtet worden (Bd. 1
S. 465). Damals konnte aber nur der Anfang einer
wegung geſchildert werden, die im Laufe der Zeit im
weitere Kreiſe gezogen hat. Sieht man von dem ſchm
lichen Burenkriege ab, der Englands Name bei allen Cult
völkern mit Schimpf und Schande bedeckt und deſſen Wech
fälle den breiteſten Raum in den Verhandlungen des Parlame
und den Spalten der öffentlichen Blätter eingenommen, b
zählt die Bedeutung des Krönungseides zu denjenigen Frag
welche auf dem für die engliſche Volksſeele ſo wichti
Gebiete der *religiöſen* Intereſſen eine der erſten Ste
behaupten. Kann man doch in eine Prüfung des Krönun
eides unmöglich eintreten, ohne zugleich jene Kapitalfra
zu berühren, die wie die Verfaſſung der anglikaniſchen Kir
die Lehre von der Weſensverwandlung im Altarſakrame

---

1) Dieſe Arbeit beruht vornehmlich auf den vorzüglichen Leitart
und übrigen Darlegungen des Londoner *Tablet*, welche
Band und Seitenzahl, und zwar beide mit arabiſchen Zi
hier angeführt wird. Auch der *Month* wurde benützt.

Verehrung der Heiligen, die Continuität der Staats-che und ihre Beſchützung durch den Defensor fidei, endlich s Problem: Was iſt denn eigentlich Proteſtantismus — ht bloß etwa zu ſtreifen, ſondern in ihren innerſten Tiefen erfaſſen.

Wenn im weltumſpannenden engliſchen Reiche die Sonne ht unterſinkt, dann muß zuerſt die Thatſache betont werden, ß die mehr als zehn Millionen Katholiken[1]) desſelben müthig gegen den Krönungseid mit ſeinen Beſchimpfungen r hehrſten Geheimniſſe unſerer Religion Verwahrung ein-legt haben. Vor allem iſt Canada zu erwähnen. Am eitag den 1. März 1901 nahm das Unterhaus in Ottawa t 125 gegen 19 Stimmen den Beſchluß an, welcher, von r. Coſtigan eingebracht, alſo lautete: Die Deklaration er Krönungseid) iſt für alle Römiſchen Katholiken im chſten Grade beleidigend.[2]) Die bewährte Königstreue der tholiſchen Unterthanen in Canada, die 43 Procent der eſammtbevölkerung der Colonie betragen, ſowie derjenigen ganzen britiſchen Reiche, ſollte ſie ſchützen wider jedes leidigende Wort ſeitens des Souveräns. Nach der Auf-ffung des Hauſes müßte die Deklaration von allen für gend welche Mitglieder der im britiſchen Reiche beſtehenden kenntniſſe anſtößigen Bemerkungen gereinigt werden.[3])

1) The catholic Directory. London 1901, p. 68. The total catholic population of the British Empire is probably about 10 millions and a half.

2) Katholiken oder Römiſche Katholiken? Ueber den Sinn und Gebrauch dieſer Bezeichnungen hat Cardinal Vaughan in ſeiner Rede zu New-caſtle-on-Tyne am 9. September 1901 ſich verbreitet. Die proteſtantiſchen Kreiſe reden und ſchreiben „Roman Catholics". Wird dieſe Bezeichnung „römiſch" in erklärendem Sinne gebraucht (deklarativ), ſo mag ſie paſſiren; unterſchiebt man ihr eine einſchränkende Bedeutung, nach welcher der Katholicismus neben den Anglokatholicismus und andere Bekenntniſſe geſetzt wird (reſtriktiv), dann iſt ſie abzulehnen. Tablet 98, 402.

3) Tablet 97, 361, 378.

Digitized by Google

Daß das katholiſche Canada ſeinem Inſtinkte nachgeben u
eine ſolche dem Geiſte allgemeiner Duldung entſprechen
Erklärung erlaſſen werde, war von vornherein zu erwarte
Was aber bei dieſer überwältigenden Kundgebung namentli
angenehm berührt, das iſt die Thatſache, daß Anhäng
aller Bekenntniſſe und Vertreter ſämmtlicher politiſch
Richtungen an dem Zuſtandekommen dieſes Beſchluſſes ſ
betheiligt haben. Als Führer ſind hervorgetreten der Le
der Conſervativen, Mr. Borden, und der erſte Berather d
Krone, Sir Wilfrid Laurier. Die Rede des letzte
war beſonders wirkungsvoll wegen ihrer ſoliden geſchichtlich
Ausführungen, ſodann zufolge des feinen Spottes, r
dem er die ſonderbare Zumuthung zu Paaren trieb,
Behandlung der Deklarationsfrage gehöre nicht vor d
canadiſche Parlament. Wie, rief er: die Reichsregierung
London hat uns ſoeben beglückwünſcht wegen unſeres B
ſchluſſes, betreffend die politiſche Gleichſtellung aller Weiſ
in Transvaal, und wir ſollten des Rechtes zu einer Meinun
äußerung entbehren, welche die religiöſen Intereſſen
43 Procent der ganzen Bevölkerung unſerer Heimat berührt
Wenn Lord Salisbury die mit ebenſoviel Hartnäckigkeit
Willkür von ihm beanſtandete Prüfung des Krönungsei
Anfangs März endlich zugeſtand, dann haben die fur
loſen Verhandlungen im canadiſchen Parlament entſcheid
zu dieſem Umſchwung beigetragen.[2])

Als Hüter der heiligen Hinterlage des Glaubens tra
27 Erzbiſchöfe und Biſchöfe am 16. März 1901
erzbiſchöflichen Hauſe in Quebec zuſammen und erlie
an Cardinal Vaughan in London ein Schreiben, in welch
ſie dem loyalen Vorgehen Sr. Eminenz in dieſer hochwichti
Frage ihre uneingeſchränkte Zuſtimmung ertheilten. Engla
ſo führten ſie aus, ſchulde die Verbeſſerung der Deklarat

1) Tablet 97, 470.

2) Tablet 97, 441: The Inquiry granted.

s einen Akt verſpäteter Gerechtigkeit jener Religion, deren
poſtel auf dem ganzen Rund der Erde unter Leo XIII.
re Thätigkeit entfalten, deſſen erhabener Charakter und
lem wahren Fortſchritt zugeneigter Sinn ſeines Gleichen
der Geſchichte ſuche. Aber auch die ſtetig wachſende Zahl
yaler Katholiken beſitze ein Recht auf Beſchützung ihrer
eligion. Und wie laſſe es ſich mit der Gerechtigkeit ver-
nbaren, daß England auf Grund des Geſetzes der Eman-
pation und anderer unter Königin Viktoria ergangener
Beſtimmungen dem geringſten Unterthan ein Maß von
Gewiſſensfreiheit gewähre, welches dem Träger der Krone
erſagt bleibe? Weit entfernt, den religiöſen Frieden zu
eeinträchtigen, werde eine Verbeſſerung der Deklaration die
Ruhe der Bevölkerung gewährleiſten und die Treue der
Katholiken ſtützen.[1])

Nicht minder klar und würdig war die Sprache, welche
die politiſche Vertretung der Inſel Malta in Sachen des
Krönungseides führte. Schon ſeit Jahren fühlen ſich die
Malteſer gekränkt durch das Verhalten Englands in Sachen
der gemiſchten Ehen,[2]) und nicht minder durch das ſchroffe
Vorgehen des engliſchen Miniſters Chamberlain auf dem
Gebiete der Umgangs- und Unterrichtsſprache.[3]) Das herrliche
italieniſche Idiom ſoll zu Gunſten des Engliſchen im Verkehr
der Beamten, bei öffentlichen Verhandlungen, im Unterricht
zurückgedrängt werden. Haben bereits dieſe Fragen die Volks-
ſeele der Malteſer tief gekränkt, dann war der Krönungseid
erſt recht geeignet, beſonders lebhafte Verhandlungen im
geſetzgebenden Rath zu erregen.[4])

Dr. Mizzi führte aus, man dürfe die jetzige Gelegenheit
nicht ohne Verwahrung gegen die für alle Katholiken be-

1) Tablet 97, 738.
2) Civiltà cattolica 4 (1900) 70.
3) Civiltà catt. 4 (1900) 622.
4) Tablet 97, 472: The Voice of Malta.

leidigende Eidesformel vorübergehen laſſen. Ohne Ander gläubigen nahezutreten, laſſe ſich doch die Thatſache ni hinwegleugnen, daß die Lehren des Proteſtantismus ti gehende Wandlungen im Lauf der Zeit erfahren. Um weniger dürfe dem Träger der Krone die Befugniß ; geſtanden werden, den unwandelbaren Glauben der Katholik zu beſchimpfen. Von tiefem Schmerz über den Krönungs ergriffen, halte die Malteſer Bevölkerung, die ſich zi katholiſchen Glauben bekenne, es für ihre Pflicht, i Stimme zum Thron emporzuſenden mit der Bitte um ? änderung der Eidesformel. Cachia Zammit ſchilderte bedrängte Lage des Monarchen, der beim beſten Willen u ungeachtet ſeiner Hochachtung für die Katholiken ſich d Zwange des Geſetzes habe fügen und die Deklaration h ausſprechen müſſen. Gegen die letztere legte Dr. Bon als Katholik Verwahrung ein und bezeichnete ſie als „nutzl zwecklos, gottesläſteriſch und beleidigend für die Gefühle zehn Millionen katholiſcher Unterthanen König Eduards V wie für diejenigen aller Chriſten, Schismatiker oder Pr ſtanten, da ja auch innerhalb des anglikaniſchen Bekenntni wenigſtens manche in dieſen Lehren mit uns übereinſtimm die im Eide des Königs als gottesläſteriſch und fanat gebrandmarkt werden".[1] Nur ein einziger Katholik hat dem Beſchluß widerſetzt, der erſte Vertreter der Regieru Sir Gerald Strickland, welcher den Muth hatte, die B ſchrift als außerhalb der Zuſtändigkeit der Verſamml liegend zu bezeichnen, aber mit ſeinen Einwürfen nicht du dringen konnte.[2])

Dem geſetzgebenden Rath der Inſel Malta hat Mſgr. Pietro Pace, Biſchof von Malta und Erzbi von Rhodus, in einem ſehr leſenswerthen, durch bedeute geſchichtliche, dogmatiſche, politiſche und ſtaatsrechtliche Ge

1) Tablet 97, 472: The Voice of Malta.

2) Tablet 97, 473.

niſſe und Erwägungen geſtützten Hirtenbriefe angeſchloſſen, der in hohem Grade geeignet war, die Bevölkerung über den unermeßlichen Werth des katholiſchen Glaubens zu belehren und ſie im rechtmäßigen Widerſtande gegen die dermalige Faſſung des Krönungseides zu beſtärken.[1])

Bis weit nach Oſtindien und zu den Antipoden der Südſee hat ſich die von Cardinal Vaughan gegen den Krönungseid angeregte Bewegung fortgepflanzt. Dem Herzog von Cornwall und York, der im Auftrag ſeines königlichen Vaters Eduards VII., als Thronfolger, ſämmtlichen Colonien einen Beſuch abſtatten, insbeſondere aber das Bundesparlament der am 1. Januar ins Leben getretenen Republik Auſtralien eröffnen ſollte, wurden bei ſeinem Aufenthalte in Ceylon durch den dortigen Erzbiſchof und die katholiſche Bevölkerung zwei Adreſſen überreicht zur Bezeugung feſter Unterthanentreue und gleichzeitig mit der Bitte um Verbeſſerung der Deklaration.[2]) Das größte Aufſehen erregte indeß die Kundgebung des Erzbiſchofs von Sydney, Patrick Cardinal Moran und die ihm von der Regierung ertheilte Antwort.[3]) Am 1. Mai 1901 überreichte der Cardinal dem erſten Miniſter des auſtraliſchen Bundes im Namen und Auftrag ſeiner biſchöflichen Mitbrüder eine Vorſtellung, in der Verwahrung eingelegt wird gegen den im Krönungseid enthaltenen Vorwurf der Götzendienerei. Das ſei im 20. Jahrhundert eine Beſchimpfung der geſunden Vernunft, wie der Religion und „der religiöſen Gleichberechtigung, welche die

1) Tablet 97, 629.

2) Tablet 97, 767.

3) Ueber Patrick Francis Cardinal Moran, Erzbiſchof von Sydney, als Oberhirt und Hiſtoriker vgl. meine Artikel im Katholik 1897. II, 50 ff., 127 ff., 215 ff. — Eine Ueberſicht der Geſchichte der katholiſchen Kirche in Auſtralien enthält das äußerſt anregend geſchriebene Prachtwerk: Joſeph Lauterer, Auſtralien und Tasmanien nach eigener Anſchauung und Forſchung wiſſenſchaftlich und praktiſch geſchildert. Freiburg, Herder 1900. (M. 11.)

Bundesverfaſſung gewährleiſtet und die wir als angeborenes Recht hochhalten“. Unerſchütterlich iſt die Loyalität unſeres katholiſchen Volkes in Auſtralien, „aber es duldet keine Worte der Beſchimpfung gegen die Lehren des von uns bekannten göttlichen Glaubens, ſie mögen kommen von einer Seite, wie auch immer“. Beſteht der dritte Theil des auſtraliſchen Heeres aus katholiſchen Soldaten, dann iſt zu bemerken, daß „für dieſe Krieger Religion, Freiheit und Loyalität Hand in Hand gehen, und daß es weder klug, noch ehrlich, noch weiſe iſt, deren Heldenmuth und Vaterlandsliebe mit einer Beſchimpfung und einer Brandmarkung ihrer heiligſten Ueberzeugungen zu vergelten“.

Am 7. Juni 1901 erwiderte der Miniſter Barton, daß die Miniſter dem Vorſchlage einer Abänderung des Krönungseides günſtig geſtimmt ſeien und danach handeln würden.[1] Wie die Vorſtellung des Epiſkopats, ſo iſt auch die Antwort des leitenden auſtraliſchen Staatsmannes der Wiederhall der kurzen, aber inhaltvollen Adreſſe, welche Cardinal Moran am 1. Januar 1901 dem oberſten Gouverneur Lord Hopetown überreichte, und der Antwort des letzteren, worin es heißt: „Wohl kenne ich die Bemühungen, welche die Katholiken aufgewendet, damit der auſtraliſche Bund in das Leben treten möchte“.[2]

In den parlamentariſchen Körperſchaften des engliſchen Mutterlandes hat ſich die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Abänderung der Deklaration nur langſam Bahn gebrochen. Anfangs März brachte der katholiſche Lord Braye einen Geſetzentwurf im Oberhauſe ein, der maßvoll gehalten war und ohne die proteſtantiſche Thronfolge, das unantaſtbare Heiligthum der Mehrheit der Nation, zu berühren, lediglich die für die Katholiken

1) Der Text der Verwahrung in Tablet 97, 950 und in Civiltà cattolica 3 (1901) 636.

2) Civiltà 1 (1901) 762.

eleidigenden Stellen des Eides beſeitigte. Außerdem war i der Bill des Lord Braye Vorſorge getroffen zur Be- eitigung aller Zweifel, die ſeit 1867 noch hinſichtlich der Frage beſtanden, ob Katholiken zu den Aemtern eines Lord- anzlers von England und eines Vicekönigs von Irland elangen könnten. Kein rechtlich geſinnter Mann wird dem ord dieſe Vorſicht übel nehmen, nachdem das Unterhaus ine dahin zielende Bill Gladeſtone's unter dem Drucke des onſervativen Miniſteriums Salisbury 1890 abgelehnt hat.[1])

Miniſterpräſident Salisbury lieh ſeinem Bedauern über en Krönungseid Ausdruck, wie es einem Staatsmann des 20. Jahrhunderts geziemt, erklärte aber zu derſelben Zeit, keine Abhilfe gewähren zu können, durchaus im Geiſte ſeines Ahnherrn, Lord Burghley, jenes verſchmitzten, grauſamen, gewiſſenloſen Rathgebers der Königin Eliſabeth, der unſägliches Elend über die engliſchen Katholiken gebracht hat.[2]) Am Dienſtag den 19. März 1901 zog Lord Braye indeß ſeine Bill vorläufig zurück, angeſichts der Thatſache, daß Lord Herries den Antrag auf Ernennung einer aus Mitgliedern der beiden Häuſer des Parlaments zuſammengeſetzten Commiſſion zur Prüfung des Krönungseides einbrachte. Wenn Lord Herries bei dieſer Gelegenheit bemerkte, er wünſche vom König jede Verantwortung für die beleidigenden Worte des von demſelben geleiſteten Eides abzuwälzen, der Monarch habe ſeine perſönliche Anſchauung durch die leiſe Ausſprache der betreffenden Worte zu erkennen gegeben, dann erregte dieſe Bemerkung um deßwillen das größte Aufſehen, weil Eduard VII. den Lord Herries erſt wenige Tage vorher in Audienz empfangen hatte. Allgemein wurde angenommen, der Lord habe dem Landesherrn als Sprachrohr gedient.[3])

1) Tablet 97, 445.
2) Neueſte Literatur: M. Hume, The great Lord Burghley. A Study in Elizabethan Statecraft. London (Nisbet) 1900.
3) Tablet 97, 474.

In der That griff der Premier Lord Salisbury den Vorſchlag auf und brachte Donnerſtag den 21. März den Antrag auf Beſtellung des genannten Unterſuchungscomitees ein.[1])

Die Wichtigkeit der Sache ſchien zu fordern, daß dieſe Unterſuchungskommiſſion aus Mitgliedern *beider Häuſer* des *Parlaments* beſtehen möchte. Galt es doch, eine Maßregel abzuſtellen, an deren Einführung vor mehr denn 200 Jahren ebenfalls die Vertreter der ganzen Nation ſich betheiligt, und iſt anderſeits zu beachten, daß die dem Gewiſſen der Katholiken geſchuldete Sühne von Mitgliedern beider Häuſer hätte geleiſtet werden ſollen. Zuerſt kamen die Iren in Betracht. Sie fanden die Faſſung der Einladung: Berathung über Maßnahmen zur Veränderung der Deklaration bei gleichzeitiger Sicherſtellung der proteſtantiſchen Thronfolge durchaus ungenügend, und lehnten jede Betheiligung an den Berathungen des Comitees ab.[2]) In der That mußte es jedem Katholiken Ueberwindung koſten, das Recht auf den Beſitz der engliſchen Krone vom Bekenntniß des Proteſtantismus abhängig zu machen, wenn er auch noch ſo ſehr den erſten Theil der dem Unterſuchungscomitee geſtellten Aufgabe, nämlich die Abſchaffung der für ſeine Religion verletzenden Worte des Krönungseides, billigen mußte. Aus dieſem Grunde, ſodann aber auch, um der Großmuth der Nation keine Schranken zu ziehen, haben die katholiſchen Lords, wie ihre Glaubensbrüder im Unterhauſe, die Bitte geſtellt, man möchte ihnen die Betheiligung am Unterſuchungscomitee erlaſſen.[3])

Jedermann begreift die zarten Rückſichten, von welchen dieſes Verfahren eingegeben war. Was man ſchwer erfaßt, iſt die betrübende Erſcheinung, daß die *liberale Partei* der Oppoſition im Unterhauſe vom Comitee der Unterſuchung

1) Tablet 97, 499.
2) Tablet 97, 499.
3) Tablet 97, 526.

eigenwillig ſich fern hielt. An der verhältnißmäßig geringfügigen Frage der Erhöhung der königlichen Civilliſte, welche die Steuerkraft des Landes höher ſpannt, trugen die Liberalen kein Bedenken ſich zu betheiligen Vor der Zumuthung, zehn Millionen von Mitbürgern gegen die Beleidigungen des Krönungseides ſicher zu ſtellen, empfanden ſie ein geheimes Grauen. Auch hier empfing die alte geſicherte Anſchauung, daß der Liberalismus am Uebel der Unduldſamkeit krankt, eine neue Beſtätigung. Dieſes zweideutige Benehmen, das die Schöpfung eines Unterſuchungscomitees im Unterhauſe vereitelte, da nach alter Sitte in einem ſolchen ſämmtliche politiſche Parteien ihre Vertreter beſitzen ſollen, hat in der katholiſchen Preſſe ausdrücklich,[1]) und ſtillſchweigend auch in nichtkatholiſchen Blättern, inſofern eine ſtrenge Verurtheilung erfahren, als die letzteren die Berufung einer Unterhauskommiſſion mit Freuden begrüßt hatten.[2]) Insbeſondere verdient die ungeheuchelte Energie unſere Anerkennung, mit welcher der hervorragende nonconformiſtiſche Führer, Dr. Parker, für die Entfernung der für die Katholiken beleidigenden Worte aus dem Krönungseide öffentlich eingetreten iſt. Den Grund der Nichtbetheiligung am Unterſuchungscomitee glaubte die katholiſche Preſſe in dem Bemühen der liberalen Partei erblicken zu dürfen, in den Kreiſen der liberalen Wählerſchaft im Hinblick auf die bevorſtehende Erneuerung des Parlaments keinen Anlaß zu Unzufriedenheit zu geben.[3]) Die Folge war, daß das Unterſuchungscomitee nunmehr lediglich aus proteſtantiſchen Peers des Oberhauſes beſtehen mußte. Zur Ehre des Oberhauſes ſei hier die Bemerkung eingeflochten, daß Earl Spencer, der Führer der liberalen Lords, durchaus abweichend von ſeinen Collegen im Unterhauſe, den Marquis von Salisbury

1) Tablet 97, 648.
2) Tablet 97, 457.
3) Tablet 97, 648.

wegen Vorlegung der Erleichterungs- und Abänderungsbill öffentlich belobte.[1])

Wenn die Osterferien des Parlaments in die lebhaften Debatten in Westminster Stillstand brachten, dann gingen die Wogen der Erregung mit ungeschwächter Kraft weiter in Irland. Die Iren hätten ihr feuriges keltisches Naturell, aber nicht minder ihre altbewährte Anhänglichkeit an den katholischen Glauben verleugnet, wenn sie in der Frage des Krönungseides nicht lebhafter empfunden hätten, als ihre Glaubensbrüder in England. Von einer Reise nach Rom heimgekehrt, beklagte Cardinal Logue, Erzbischof von Armagh, öffentlich die Thatsache, daß „die nämlichen Männer als Götzendiener gebrandmarkt werden, die im beklagenswerthen Kriege in Südafrika zum Wohle des Reiches ihr Blut wie Wasser vergießen".[2]) In seinem Antwortschreiben an den Stadtrath von Dublin auf die ihm gegen den Krönungseid zugesandte Verwahrung,' hat der Erzbischof Walsh von Dublin sich in den schärfsten Ausdrücken ergangen, zugleich aber betont, man dürfe über diese Frage die andern auf der irischen Heimat lastenden Mißstände nicht übersehen. Als solche bezeichnet er: die Ausplünderung Irlands durch ein falsches Steuersystem, das zu der Armuth des Landes in keinem Verhältniß stehe und Großbritannien übermäßig bevorzuge, sodann die Universitätsfrage, die zum schweren Nachtheile der Katholiken, zum Nutzen der protestantischen Minderheit und trotz aller Versprechungen der leitenden Staatsmänner bis zur Stunde ungelöst sei, ferner die gegen die katholischen Orden und die Errichtung milder Stiftungen, insbesondere Meßstiftungen, bestehenden Gesetze, endlich das Bemühen der Regierung, die den Ortsbehörden durch ein neues Gesetz gewährten Befugnisse willkürlich zu beschränken.[3])

1) Tablet 97, 820.
2) Tablet 97, 458.
3) Tablet 97, 541.

Hüben und drüben des St. Georg-Canals erfolgten die heftigſten Angriffe wider den Titel Defensor fidei, welchen die engliſchen Monarchen bis zur Stunde in ihrem Wappen und auf ihren Münzen führen. In der That: Blickt man auf den Urſprung desſelben, ſo hat Leo X. ihn Heinricht VIII. am 10. Oktober 1521 verliehen, während heute Eduard VII. der Papſt des Anglikanismus iſt. Unterſucht man den Grund der Verleihung, ſo liegt er in der Vertheidigung der Tranſſubſtantiation in des Königs assertio septem sacramentorum, welche Eduard VII. im Februar 1901 feierlich abgeſchworen. Allerdings hat der hl. Stuhl den Titel 1536 widerrufen, das Parlament dagegen ihn 1543 dem Monarchen beſtätigt. Indeß überſehe man nicht, daß damals die bekannten ſechs Artikel beſtanden, welche die Lehre von der Tranſſubſtantiation mit den ſchärfſten Strafen ſchützten.[1]) Doch ganz abgeſehen hiervon muß das Recht des Monarchen zur Führung des Titels auch vom Standpunkt des Staatsrechts als zweifelhaft erſcheinen. Wenn Lord Salisbury in den Debatten des Oberhauſes das Geſetz von 1543 betonte, dann hat er überſehen, daß dasſelbe unter Königin Maria 1554 aufgehoben und ſpäter nicht wieder eingeführt worden iſt. Somit fehlte die kirchliche wie die ſtaatliche Befugniß zur Führung des Titels, den aber deßungeachtet die Monarchen bis zum heutigen Tage gleichſam als Apanage der Krone tragen.[2]) Als vollends jeder inneren Berechtigung entbehrend erſcheint der Titel bei der Frage: Cuius fidei? Der etablirten Staatskirche, oder der ſie mit Hand und Fuß bekämpfenden Nonconformiſten, oder gar der Katholiken, die von 1561 bis 1829 unter dem eiſernen Joche der Strafgeſetze ſeufzen mußten?

1) Eine auf den Handſchriften des Britiſchen Muſeums in London beruhende Studie über alle mit der Verleihung des Defensor fidei verbundenen Vorgänge zu London und Rom in den Jahren 1520 und 1521 lieferte Tablet 97, 563.

2) Tablet 98, 205, 275.

Unter unſern modernen Verhältniſſen mit ihrer grenzenloſen Zerriſſenheit auf dem Gebiete der Religion hat der Monarch lediglich die bürgerliche Freiheit der in ſeinem Lande zugelaſſenen Bekenntniſſe zu ſchirmen. In dieſem wohlthuenden Lichte hat König Eduard VII. im Anfang ſeiner Regierung ſich allen Bekenntniſſen ſeines Landes gegenüber gezeigt. Altem Herkommen gemäß wollte er von Vertretern der einzelnen Religionsgemeinſchaften Adreſſen ihrer Treue entgegennehmen. Warum nicht auch von ſolchen der engliſchen Katholiken, wenngleich ſeit König Jakob's II. Tagen kein katholiſcher Biſchof officiell am Hofe ſich zeigen durfte? In voller Uebereinſtimmung mit ſeinem bisherigen Verhalten hat der König am Freitag den 3. Mai 1901 als Vertreter ſeiner katholiſchen Unterthanen eine Deputation empfangen, welche aus dem Cardinal-Erzbiſchof Vaughan, fünfzehn Biſchöfen, fünfzehn Lords und dreizehn Mitgliedern des katholiſchen Schulkomitees beſtand.[1]) Die vom Cardinal überreichte und vom König angenommene Adreſſe war einfach, aber kraftvoll und furchtlos gehalten. Sie betonte die Unterthanentreue der katholiſchen Bevölkerung, gab der Theilnahme am Heimgange der königlichen Mutter Ausdruck, wies auf die bisher den Armen und Schwachen vom Monarchen bewieſene ſociale Thätigkeit hin und brachte dem König das Gelöbniß inſtändigen und ununterbrochenen Gebetes dar, namentlich nach der Hochmeſſe an jedem Sonntag. „Und wir erlauben uns, Sie zu verſichern, daß keine Ihrer Unterthanen glühender oder öfter beten, damit Ihre Regierung eine lange, wohlthätige und mit allen chriſtlichen Tugenden gezierte ſein möge, damit Sie ſiegreich im Kriege und glücklich im Frieden ſein, und damit Er, der der Weg, die Wahrheit und das Leben iſt, unſern König, die Königin und die königliche Familie in dieſer Welt führen und ſegnen und ihnen dann die Thore

1) Die Namen der einzelnen Mitglieder im Tablet 97, 687.

des ewigen Reiches öffnen möge". In dieſem Sinne lautete auch die Antwort des Königs, der das Verſprechen ertheilte, „Freiheit, Duldung, Frieden und guten Willen in allen Klaſſen der Bevölkerung zu verbreiten".[1])

Während die Pall Mall Gazette bemerkte, die Adreſſe hätte glücklicher nicht abgefaßt werden können, glaubten andere Stimmen der Preſſe eine ſtillſchweigende Verſöhnung mit der königlichen Deklaration aus derſelben herausleſen zu dürfen. Indeß muß auch dem oberflächlichen Beobachter klar ſein, daß die Adreſſe nichts enthält, was mit energiſcher Zurückweiſung der Deklaration und ihrer Beſchimpfungen unvereinbar iſt Um aber jedwedes Mißverſtändniß zu beſeitigen, hat Cardinal Vaughan ungeſäumt in einem Schreiben an den Miniſter des Innern (Home secretary) die Stellung der Katholiken klar und bündig dargelegt.[2])

In Erfüllung des der Volksvertretung ertheilten Verſprechens brachte der Miniſterpräſident Marquis von Salisbury am Donnerstag den 13. Juli 1901 den Antrag auf Beſtellung einer Commiſſion ein, deren Zweck in der Aufgabe liegen ſollte, „zu berichten, ob die Sprache der Deklaration ſich vortheilhaft verändern ließe, ohne Abſchwächung ihrer Wirkſamkeit als einer Gewähr zur Aufrechthaltung der proteſtantiſchen Religion".[3]) Gleichzeitig publicirten die öffentlichen Blätter die an die Mitglieder des Parlaments in Abdruck vertheilten Formeln, nach welchen in den vornehmſten Culturſtaaten die Landesherrn oder Reichslenker beim Antritt ihrer Aemter Treue und Gerechtigkeit geloben. Diejenigen für England und Schottland, welche ſich an erſter Stelle befinden, bekunden einen Fanatismus und eine Engherzigkeit, und neben der Beſchimpfung der katholiſchen Religion eine brutale Rückſichtsloſigkeit gegen

1) Tablet 97, 726.
2) Tablet 97, 687.
3) Tablet 97, 926.

den König ſelbſt, der nach Ableugnung des Katholicism[illegible] ſich obendrein vom Vorwurfe der Zweideutigkeit und [illegible] geheimen Vorbehaltes zu reinigen gezwungen wird, daß [illegible] zu dem Bekenntniß getrieben wird: England, der Hort a[illegible] Sekten- und Conventikelweſens, mit ſeinen zahlloſen pro[illegible] ſtantiſchen Denominationen einerſeits, und mit ſeinem a[illegible] gebildeten Monismus und Atheismus andererſeits, ſteht [illegible] als Muſter aller Unduldſamkeit.[1])

Dieſe Geiſtesrichtung war auch dem Ergebniß der [illegible] rathungen der lediglich aus proteſtantiſchen Lords beſtehen[illegible] Commiſſion aufgeprägt.[2]) Mit Recht erhob man den V[illegible] wurf, daß die Lords keine ſachverſtändigen Katholiſ[illegible] Biſchöfe und angeſehene Laien, als Zeugen vernommen, [illegible] man der Unterſuchung kaum genügende Zeit gewidmet, [illegible] die ſogenannte verbeſſerte Formel ungeachtet einiger Mild[illegible] ungen noch Beleidigungen genug gegen die Katholiken enthal[illegible] „Selbſt ein Buddhiſt", bemerkte die Times, „könnte di[illegible] Erklärung mit gutem Gewiſſen abgeben".[3]) Wenn die[illegible] Urtheil den erſten Theil der neuen Deklaration trifft, da[illegible] war im zweiten Theil die Verwerfung der „Meſſe und [illegible] Anbetung der Jungfrau Maria" beibehalten. Angeſic[illegible] dieſes Verfahrens ſchloß das „Tablet" einen geiſtvollen Arti[illegible] mit den Worten: „Wir leben in einem freien Lande. Wünſ[illegible] die Mehrheit einen proteſtantiſchen König, dann mag [illegible] ſich die proteſtantiſche Thronfolge ſichern; aber Beſchütz[illegible] des Proteſtantismus darf nicht verwechſelt werden mit [illegible] ſchimpfung des Glaubens von Millionen ſeiner Unterthan[illegible] durch den Monarchen beim Antritt der Regierung".[4]) [illegible] einer würdevollen Erklärung hatte Cardinal Vaugh[illegible] für ſich und ſeine Amtsbrüder „als Hüter der Wahrhei[illegible] der Offenbarung" bereits im Monat Juni wider [illegible]

1) Tablet 97, 949.
2) Tablet 97, 940.
3) Tablet 98, 5.
4) Tablet 98, 6: The King's Declaration.

Beeinträchtigung der kirchlichen Lehre durch die Untersuchungs-Commiſſion Verwahrung eingelegt. „Für eine Beibehaltung der Deklaration gibt es angeſichts der Zerſplitterung des Reiches in zahlreiche Bekenntniſſe keine Entſchuldigung und der Krönungseid ſichert die Anhänglichkeit des Monarchen an ‚die proteſtantiſch reformirte vom Geſetz errichtete Religion‘.“ [1]) Aus den hochintereſſanten Debatten des Oberhauſes über das Ergebniß der Commiſſion am Montag den 8. Juli heben wir hervor die Reden der katholiſchen Lords Llandaff und Braye, ſowie die des anglokatholiſchen Lord Halifax.[2]) Mit Recht ſchrieb der hochkirchliche „Guardian“, das allgemeine Urtheil gehe dahin, das Ergebniß der Thätigkeit der Commiſſion befriedige deren Mitglieder, ſonſt Niemand.

Man war alſo auf neue Berathungen des Oberhaus-comitees angewieſen. Aus ihnen ging eine verbeſſerte Formel hervor, die Salisbury am 13 Juli einbrachte. Nach derſelben muß der König erklären: 1) er glaube nicht an die Transſubſtantiation, 2) er halte die Anrufung (invocation) der Jungfrau Maria, oder anderer Heiligen und das Opfer der Meſſe, wie ſie heute in der Kirche von Rom üblich ſind, als der proteſtantiſchen Religion zuwiderlaufend, 3) „an welche ich glaube;“ 4) „dieſe Erklärung mache ich ohne Vorbehalt“. Auch dieſe Deklaration unterliegt den gewichtigſten Bedenken. Zuerſt betonte Lord Halifax im Lauf der Debatten des Oberhauſes, die anglikaniſchen Biſchöfe hätten in ihrem jüngſten Briefe an Leo XIII. angedeutet (implied), es gebe eine Weſensverwandlung, die Eucharistie ſei etwas mehr denn eine bloße Erinnerung an das Kreuzesopfer.[3]) Wer, wie der König von England,

1) Tablet 98, 73.

2) Tablet 98, 74—78.

3) Tablet 98, 139. Selbſtverſtändlich iſt das ein Irrthum des edlen Lord. Vgl. meine Beſprechungen dieſes Briefes im Literar. Handweiſer Nr. 661, Sp. 710, und der Antwort des katholiſchen

öffentlich und feierlich katholiſche Glaubenslehren ableh
muß ſich die Frage gefallen laſſen, ob er dieſelben ken
und geprüft habe. Vielleicht wird er im Lauf der Zeit ſei
gegenwärtige Ueberzeugung ändern, ähnlich wie Lord Sali
bury, der jetzt offen bekannt hat, entgegen ſeiner vormalig
Anſicht von der Anbetung der Jungfrau Marie und d
Heiligen durch die Katholiken habe er nunmehr ſein
Irrthum eingeſehen und erkannt, daß die Katholiken dieſelb
nur verehrten.

Ihre Achillesferſe endlich beſitzt die neue Deklarat
in den Worten: „die proteſtantiſche Religion, an welche
glaube“. Aber was iſt denn Proteſtantismus? — das
die inhaltſchwere Frage, die ſich dem König vor Ableg
des Eides gebieteriſch aufdrängen muß. Er wird ſich an
Biſchöfe ſeiner etablirten Staatskirche wenden und v
Biſchof von Worceſter jene Antwort empfangen, die
der Macht eines Verhängniſſes mit der Entſtehung der ne
Formel zeitlich zuſammentraf. Oeffentlich hat dieſer Prä
erklärt: „In erſter Linie weiß ich wirklich nicht, was m
unter ‚proteſtantiſcher Religion‘ verſteht. Wohl weiß
was die chriſtliche, buddhiſtiſche, mohamedaniſche Relig
bedeutet. Aber was iſt die proteſtantiſche Religion?
iſt ſie zu finden? Welches ſind ihre Glaubensartikel?
iſt unbeſtimmt, ſchattenhaft, nicht greifbar. Unter ei
Form beſitzt der Proteſtantismus die mannigfachſten Va
täten. Höchſtens kann man ihn als ein Syſtem bezeich
welches den Gegenſatz zum Papſtthum bildet. Die
Comitee gewählten Worte: ‚Die proteſtantiſche Religion

Epiſkopats von England, daſelbſt Nr. 680, Sp. 537. D
bleibt beſtehen, daß der in anglo-katholiſchen Kreiſen im Schw
gehende Glaube an die wirkliche Gegenwart Chriſti im A
ſakrament bei der Frage nach der Veränderung der Deklar
in Betracht zu ziehen iſt. Vgl. den Leitartikel im Table
484: The inner Question of the Accession Oath.

welche ich glaube' setzen den Protestantismus als ein einheitliches Ganze voraus, was nicht zutrifft".[1])

Daß auf Grund einer solchen Formel keine Einheit sich erzielen ließe, haben die Verhandlungen im Hause der Lords bei der zweiten und dritten Lesung am 23. Juli und 5. August 1901 dargethan, bei welcher Gelegenheit die katholischen Lords redlich ihre Pflicht erfüllt haben. Die Schwierigkeit der Herstellung einer geeigneten Deklaration liegt weniger in der Beseitigung der gegen den Katholicismus gerichteten Angriffe, als in der Auffindung einer solchen Zustimmung zum Protestantismus, welche das Unterhaus befriedigen könnte. In Sachen der Kirchenlehre bildet das Haus der Gemeinen den obersten Gerichtshof. Zieht man bloß die Macht der Methodisten, die in demselben tagen, in Erwägung, dann haben Formeln wie „ich glaube an die Staatskirche", oder „ich glaube an die protestantische Religion" keine Aussicht auf Annahme. Und wer möchte denn auch vom protestantischen Standpunkt die Kühnheit haben, dem König von England die Annahme des Methodismus zu verargen, oder ihm zumuthen, als Haupt der englischen Kirche Lehren zu glauben, die er als Chef der presbyterianischen schottischen Staatskirche zu verwerfen hat?

Dem Ministerpräsidenten Lord Salisbury hat es in der Sitzung des Oberhauses vom 5. August beliebt, für die

1) Tablet 98, 122. Viel geistreicher als der anglikanische Bischof von Worcester hat diese Frage beleuchtet Franz Hettinger in seiner vorzüglichen Schrift: Die „Krisis des Christenthums", Protestantismus und katholische Kirche. (Freiburg 1881, S. 11): „Findet der Protestantismus ja gerade darin seinen Beruf, das wahre Wesen des Christenthums immer reiner auszugestalten, immer vollkommener die Religion der Erlösung zu fassen ... So ist die Unterscheidung von Idee und Erscheinung im Christenthum das Palladium des Protestantismus."

Schwierigkeiten bei der Löſung der Deklarationsfrage die *Katholiken verantwortlich* zu machen. Er führte aus, früher habe er geglaubt, die Katholiken würden ſich mit der Beſeitigung der ihre Religion beleidigenden Ausdrücke der Deklaration zufriedengeben. Aus den Kundgebungen einzelner Peers ſei aber klar geworden, daß die Katholiken die Beibehaltung der beleidigenden Worte vorzögen, wenn nicht zugleich die Regierung etwas für ſie Unmögliches bewilligen würde — die Beſeitigung der proteſtantiſchen Thronfolge. Würde der neuen Formel die Annahme verſagt, dann müſſe die alte beſtehen“ bleiben.

Mit dieſer Bemerkung hat Salisbury an den engliſchen Katholiken ſchweres *Unrecht* begangen. Ganz abgeſehen davon, daß das Londoner Tablet, als erſtes publiciſtiſches Organ der engliſchen Katholiken, ohne Unterbrechung den Satz vertreten, es ſtehe im Belieben der Nation, ſich einen proteſtantiſchen König zu ſichern und die katholiſchen Unterthanen würden ihm willig gehorſamen, hat *Cardinal Vaughan* in ſeiner großen Rede auf der Verſammlung der Catholic Truth Society zu Newcaſtle-on-Tyne am 9. September 1901, allerdings ohne den Miniſterpräſidenten ausdrücklich zu nennen, aber im nicht zu verkennenden Gegenſatz zu deſſen irrthümlicher Auffaſſung die bedeutungsvollen Worte geäußert: „Ich wünſche eine Bemerkung zu machen über die königliche Deklaration, da ſie uns als britiſche Unterthanen und Katholiken angeht. Laſſen Sie mich ſofort hervorheben, daß ich gänzlich und offen die Entſcheidung des Landes annehme, gemäß welcher der *König* ein *Proteſtant* ſein muß. Ohne ſoweit zu gehen, daß ich davon, wie manche ſagen, das Wohl des Reiches abhängig mache, bin ich davon überzeugt, daß es in der gegenwärtigen Lage des engliſchen Volkes, bei ſeinen Anwandlungen von Furcht und Verdacht, von Nutzen iſt, daß der König ſich zur Religion der überwältigenden Mehrheit des Volkes bekenne. Da der König außerdem Haupt der Staatskirche iſt, ſo iſt es un-

Digitized by Google

lich, daß er etwas anderes als Protestant sei. Katho- empfinden auch nicht die mindeste Schwierigkeit, einem estantischen Fürsten die loyalste Unterthanentreue zu ·ſen ... Und wer kann behaupten, daß die 16 Millionen joliken auch nur um eines Haares Breite dem prote- ·ischen deutschen Kaiser weniger treu sind, als die ionen, die zu protestantischer Religion oder zu keinem nntniß gehören?" Und nicht minder verständnißvoll g der Cardinal die offenkundige Thatsache, daß der ische König kein absoluter, sondern ein verfassungs- iger, an den Gang der Politik des Ministeriums ge-)ener Monarch ist, und fuhr dann fort: „In der gegen- igen Lage würde ein katholischer König eine Quelle von väche, beständiger Schwierigkeit und unsäglicher Ver- theit sein".[1])

Diese mit männlicher Unerschrockenheit gegebene Er- ung des ersten geistlichen Würdenträgers der englischen joliken wird bei Leuten von gesundem Sinne und vor Richterstuhle der Geschichte unendlich mehr gelten die vom Minister Salisbury theils mißverstandenen, s übertriebenen Aeußerungen oder Andeutungen oder ische einzelner Peers, oder Adressen aus den Colonien Beseitigung der protestantischen Thronfolge. Auch die ie hält daran fest, daß nach dem Zusammentritt des laments die Frage der Deklaration ihre Erledigung finden . Cardinal Vaughan hat dem Minister Salisbury mit ig auf diese Frage den Boden unter den Füßen entzogen.

Aachen. Alfons Bellesheim.

---

[1]) Tablet 98, 403.

LI.

Ein theologiſches Lehrbuch vom Jahre 819.

Zu den hervorragendſten und gelehrteſten Männern d
karolingiſchen Zeit zählt unſtreitig der berühmte Hraban
Maurus. Als Sproß eines fränkiſchen Geſchlechtes um 7
zu Mainz geboren, kam er ſchon früh ins berühmte, v
Apoſtel der Deutſchen erbaute Kloſter Fulda, wo dieſer ſo ge
geweilt und nach einem arbeitsreichen Leben die letzte R
gefunden hatte. Hier empfing der junge Hraban die er
ſpäter vom gefeierten Alkuin zu Tours erweiterte und v
tiefſte Unterweiſung in den Wiſſenſchaften: hier war er de
ſelbſt Jahre lang als Lehrer thätig, bis ihn 822 das V
trauen ſeiner Mitbrüder zur Abtswürde erhob. Seine R
gierung fiel in die ſchwierigſten, von furchtbaren Stürmen
ſchütterten Zeiten. Solange Karl des Großen ſtarker A
noch waltete über dem mächtigen Reiche, herrſchte Ruhe u
Ordnung; aber kaum war das kaiſerliche Scepter ſeiner mü
Hand entſunken, da begannen die ſchon bisher nur mit M
niedergehaltenen unzufriedenen Elemente offen hervorzubrech
bis ſchließlich im fluchwürdigen Kampfe der ländergieri
Söhne wider den allzu guten Vater und nach deſſen Tod
wilden Streit der feindlichen Brüder unter ſich die hoffnun
vollen Errungenſchaften langwieriger Culturbeſtrebungen
klug berechnender Politik rettungsloſem Untergange zu verfa
drohten.

Es gereicht Hraban zur beſonderen Ehre, daß er in de
ſchrecklichen Wirren feſt und treu für die Vertreter der Re

einheit, Kaiſer Ludwig den Frommen und dann Lothar, einſtand, womit vielleicht ſeine 842, nach 20jähriger, ſegensvoller Thätigkeit erfolgte Verzichtleiſtung auf die Abtswürde zuſammenhängt; doch nicht lange durfte er ſich der Ruhe erfreuen, da er 847 auf den erzbiſchöflichen Stuhl ſeiner Vaterſtadt erhoben wurde, den er bis zu ſeinem Tode 856 mit Ehren innehatte.

Es iſt ein ſchönes Zeugniß des raſtloſen Fleißes Hrabans, daß er trotz dieſer länderverheerenden Unruhen, die ihre Kreiſe bis in die weltfernſte Siedelei, geſchweige in ein ſo ſtattliches Stift wie Fulda warfen, trotz all der Sorgen und Arbeitslaſt, welche ihm die Verwaltung ſeines Kloſters auferlegte, noch Muße zu ſo umfangreicher ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit fand, daß er den fruchtbarſten Schriftſtellern ſeiner Zeit beigerechnet werden muß. Wohl das bekannteſte und verbreitetſte unter ſeinen Werken iſt ſeine 819 vollendete und dem Erzbiſchofe Haiſtulph von Mainz gewidmete Schrift „De Institutione Clericorum libri tres“. Wie er ſelbſt erzählt, verfolgte er hiebei den Zweck, den häufigen Anfragen ſeiner Brüder über verſchiedene kirchliche Gegenſtände zu genügen und den Klerikern, die ja großentheils ſeine Schüler waren, ſeine bei verſchiedenen Anläſſen begehrten und gewährten Anweiſungen zu einem Ganzen zuſammengefaßt in die Hand zu geben. Die Schrift umfaßt drei Theile; der erſte handelt von den kirchlichen Weihegraden, von der liturgiſchen Kleidung und von den hl. Sakramenten der Taufe, Firmung und Euchariſtie; der zweite vom canoniſchen Stundengebet, von der Beicht, von den Faſt- und Feſttagen, vom Kirchengeſang, von der Glaubensregel und den Häreſien; der dritte führt zunächſt die Anforderungen auf, wie ſie an Weihekandidaten zu ſtellen ſind, und beſchäftigt ſich ſodann mit der Leſung und Auslegung der hl. Schrift, mit den Profanwiſſenſchaften und ihrem Nutzen für die Kirchendiener und mit der Verkündigung des Wortes Gottes. Wie Prof. Knöpfler in ſeinem Vortrage auf dem Congreſſe katholiſcher Gelehrten zu München 1900 hervorhob [1]) und ſchon durch den Titel, den

1) Akten des 5. internationalen Congreſſes katholiſcher Gelehrten zu München. S. 279.

Hraban ſelbſt ſeiner Schrift gab: De Institutione Clericorum, nahegelegt wird, war dieſelbe von ihm als eine Art theologiſchen Lehrbuches gedacht, das bei Heranbildung der jungen Kleriker zu Fulda als Grundlage des Unterrichts dienen ſollte und hier wie bald in wohl nicht wenigen anderen Kloſterſchulen wirklich auch gedient hat; ſie bietet uns daher einen höchſt dankenswerthen Einblick in den theologiſchen Studienbetrieb zu Beginn des 9. Jahrhunderts und verdient darum unter den ſonſtigen literariſchen Arbeiten des Mainzer Metropoliten ohne Zweifel die Palme. Bei der regen Antheilnahme, die heutzutage ſchulgeſchichtlichen Forſchungen entgegengebracht wird, und bei der lebhaften Aufmerkſamkeit, womit man die Vorbildung des jungen Klerus verfolgt und hiebei den Blick von der Gegenwart unwillkürlich auch in die Vergangenheit zurückſchweifen läßt, iſt es daher nur dankbar zu begrüßen, daß ſich Prof. Knöpfler in München zu einer neuen Ausgabe des bisher nur in ſchwer zugänglichen und überdies noch recht fehlerhaften Druckwerken vorliegenden Buches entſchloß.[1])

Die neue, dem hochwürdigſten Herrn Biſchof von Rottenburg zum 25. Prieſterjubiläum gewidmete Ausgabe erſcheint in recht gefälliger, handlicher Form. In der Einleitung bietet uns der Herausgeber zunächſt eine gedrängte Lebensſkizze des Verfaſſers, die in eine für dieſen nicht ſehr günſtige Charakteriſirung ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit und wiſſenſchaftlichen Bedeutung ausmündet; hieran reiht ſich von ſelbſt eine Beſprechung der Schrift De Institutione im Beſonderen, worauf die für die Neuausgabe benützten Handſchriften und Ausgaben aufgeführt werden; beigegeben ſind zwei namentlich für die

1) Rabani Mauri de Institutione Clericorum libri tres. Textum recensuit aduotationibus criticis et exegeticis illustravit introductionem atque indicem addidit Dr. Aloisius Knoepfler SS. Theologiae in universitate Monacensi professor p. o Monach. 1901, Lentner (Stahl). XXIX, 300 pp. Veröffentlichungen aus dem kirchenhiſtoriſchen Seminar München Nr. 5.

Geſchichte der kirchlichen Kleidung lehrreichen, einer Pracht-handſchrift des 11. Jahrhunderts aus Monte Caſino entnommenen Abbildungen. Nun folgt der Hrabaniſche Text mit dem Nachweis der Citate und dem kritiſchen Apparat in den Fußnoten; mehrere, den Gebrauch ſehr erleichternde Verzeichniſſe der vom Verfaſſer verwertheten Bibelſtellen, Schriftſteller und ſonſtigen Quellen, der erwähnten Eigennamen und behandelten Gegenſtände bilden den Schluß. Wir zweifeln nicht, daß ſich das Werk, wie es ſich ſchon vor längſt entſchwundenen Jahrhunderten des Bürgerrechtes in den Klerikerſchulen erfreute, nunmehr in ſeiner neuen hübſchen Gewandung ſeinen Einzug in dieſelben erneuern und fleißige Verwendung zu Seminarübungen finden werde.

Es liegt uns ferne, uns über den Inhalt des Hrabaniſchen Lehrbuches zu verbreiten. Wer ſich durch dieſes etwa zu einem mitleidigen Lächeln über die geringen Anſprüche, die im 9. Jahrhundert an die wiſſenſchaftliche Bildung des Geiſtlichen geſtellt wurden, verſucht fühlen ſollte, der dürfte jedenfalls nicht außer Acht laſſen, daß der geiſtliche Bildungsſtand unſerer Tage verhältnißmäßig ſchwerlich als ein höherer zu bezeichnen iſt, da der Klerus damals trotz ſeiner beſcheidenen wiſſenſchaftlichen Vorbildung angeſichts der niedrigen Bildungsſtufe der übrigen beſſeren und beſten Kreiſe immer noch eine geachtete, ja überlegene Stellung einnahm, während er heutzutage trotz ſeiner höheren Studien mit den anderen gelehrten Berufsklaſſen nur mit Mühe noch gleichen Schritt zu halten vermag, ja vielfach hinter ihnen beträchtlich zurückbleibt, ſo daß alſo auf ſeiner Seite in den mehr als tauſend Jahren, die uns von Hraban trennen, nur ein relativer, nicht aber ein abſoluter Bildungsfortſchritt zu verzeichnen iſt. Dagegen mögen uns einige kritiſche Bemerkungen, die keine Bemängelungen ſein wollen, bezüglich der Knöpfler'ſchen Ausgabe geſtattet ſein.

Zunächſt iſt uns aufgefallen, daß der Herausgeber den Namen des Verfaſſers Raban ſchreibt, da doch dieſer ſelbſt, wie ſchon in den erſten Zeilen ſeines Buches zu leſen iſt, Hraban ſchrieb. Wir vermögen ihm auch ſehr wohl das Bedauern nachzufühlen, daß ihm der Vorſtand der Biblioteca

Laurenziana zu Florenz die Verſendung des Cod. Ashburnham 9 verweigert und ſo die Heranziehung desſelben zur Textvergleichung nicht ermöglicht hat; gleichwohl möchten wir mit dem capo bibliotecario in Anbetracht der mancherlei unliebſamen Erfahrungen, die mit dem Verſchicken von Handſchriften ſchon gemacht wurden, nicht zu ſtrenge ins Gericht gehen und meinen, Herr Prof. Knöpfler hätte ſich die Benutzung der wichtigen, noch dem 9. Jahrhundert angehörenden Handſchrift nicht entgehen laſſen dürfen. Als ein beſonderes Verdienſt des Herausgebers anerkennen wir es, daß er ſich die dornenvolle Mühe nicht verdrießen ließ, überall den Quellen nachzuſpüren, aus welchen der Verfaſſer ſeine Ausführungen ſchöpfte und die entlehnten Stellen als ſolche durch Anwendung eines verſchiedenen Druckes kenntlich zu machen. Das Ergebniß iſt in der That ein überraſchendes; denn es würde, wie Prof. Knöpfler mit Recht bemerkt, nicht leicht jemand vermuthet haben, daß Hraban ſeine Vorlagen in einer ſo weitgehenden Weiſe geplündert habe, daß ſeine Schrift füglich einem aus hundert verſchiedenen Stofftheilen zuſammengeflickten Kleide vergleichbar iſt, an welchem der Meiſter keinen weiteren Antheil hat, als die die einzelnen Lappen mit einander verbindende und zuſammenhaltende Naht. Gleichwohl möchten wir nicht ſo weit gehen, mit dem Herausgeber die Behauptung aufzuſtellen, angeſichts einer ſo außerordentlichen Unſelbſtändigkeit Hrabans ſei es unzuläſſig, aus Stellen der Schriften Hrabans auf deſſen eigene Anſchauung zu ſchließen oder ſich ein Urtheil über deſſen wiſſenſchaftliche Bedeutung zu geſtatten. Denn es iſt nicht bloß, wie Prof. Knöpfler ſelbſt betont, zu berückſichtigen, daß nach der Anſchauung der damaligen Zeit ein ziemlich ſtarkes Ausſchreiben von Vorgängern nichts Unehrenhaftes in ſich ſchloß und thatſächlich viel öfter und umfaſſender vorkam, als bisher angenommen wurde; noch mehr fällt in die Wagſchale, daß bei dem ungemein entwickelten Autoritätsgefühl der damaligen Zeit möglichſte Anlehnungen an die Schriften der Väter den höchſten Vorzug und größten Ruhm eines Schriftſtellers ausmachte. Fühlten ſich doch jene Männer, himmelweit entfernt von der hyperkritiſchen Zweifelſucht und dem eitlen

Vertrauen auf das eigene Beſſerwiſſen unſerer Tage, lediglich als die Schüler der großen Lehrer der Vorzeit, denen gegenüber ſie ein jurare in verba magistri für heilige Pflicht hielten, ſo daß ſie es in ihrer rührenden, liebenswürdigen, uns allerdings faſt unbegreiflichen Beſcheidenheit kaum wagten, einen eigenen Gedanken zu denken, vielmehr hierin eine argliſtige Verſuchung des böſen Feindes erblickten. Jener Zeit der innigſten, zuverſichtlichſten, bergeverſetzenden Glaubensſtärke galt ein Wort der hl. Schrift, der Schluß eines Kirchenrathes, der Ausſpruch eines hl. Vaters als die höchſte, inappellable Inſtanz; was mit einer „Autorität“ gedeckt war, das galt bewieſen und keine höhere Bürgſchaft reinſter unbefleckter Rechtgläubigkeit konnte es geben, als eine Erörterung in die Worte jener verehrten Lehrer zu kleiden. Daher denn auch das vielfach in pia fraus ausartende Bemühen, Meinungen oder Vorſchriften, die man durchſetzen wollte, den Apoſteln, den älteſten Päpſten oder Concilien in den Mund zu legen; daher die Entrüſtung, ja das Entſetzen, das alle Gemüther erfaßte, wenn einzelne kühne Geiſter, wie der unglückliche Gottſchalk und der geſchmeidigere Berengar, es wagten, ihre eigenen Wege zu gehen, obgleich doch auch ſie ihre Sonderlehren in das Gewand des chriſtlichen Alterthums zu hüllen ſich genöthigt ſahen.

Demſelben Zuge der Zeit folgte Hraban, wenn er ſein Lehrbuch aus den zahlloſen Fäden zuſammenwob, die er aus den Werken der Väter gezogen hatte; er mochte ſich dazu um ſo mehr verpflichtet fühlen, als er zur Zeit der Abfaſſung noch einfacher Mönch war, deſſen Wort wenig Anſpruch auf Beachtung hatte und nur geringe Gewähr kirchlicher Rechtgläubigkeit bot. Deshalb ſagt er denn auch in ſeiner Widmung an Haiſtulph: „Ich vertraue auf Gottes allmächtige Gnade, daß ich in Allem den katholiſchen Glauben und Sinn feſtgehalten, denn nur *von mir, nicht aus mir* iſt es vorgebracht (*nec per me quasi ex me ea protuli*); *vielmehr bin ich, mich an die Autorität der Vorfahren anlehnend, in allem ihren Spuren gefolgt*“ (S 3). Und doch darf man ſich nicht verleiten laſſen zu glauben, dieſer enge Anſchluß an die Lehre der Alten habe bei Männern wie Hraban jede eigene

Auffaſſung, jede ſubjektive Empfindung und Meinung völlig erſtickt. Blieb es doch immer Sache des einzelnen Schriftſtellers aus der Maſſe des ihm zur Verfügung ſtehenden patriſtiſchen Materials gerade diejenigen Stellen auszuwählen, in welchen er den entſprechendſten Ausdruck ſeiner eigenen Anſichten und Beſtrebungen fand; es gilt hier der Satz: quod quis per alium dicit ipse dicit. Und wie leicht war es, durch eine bezeichnende, kaum ins Auge fallende Auslaſſung oder Einſchaltung, durch eine ſcheinbar ganz unbedeutende ſtiliſtiſche Aenderung einem in der Vorlage ausgeſprochenen, nicht ganz entſprechenden Gedanken eine beſtimmte Schattirung, eine beabſichtigte Färbung zu geben! Wir glauben demnach allerdings, daß Hraban für ſeine Ausführungen, ſo ſehr dieſelben auch aus allen möglichen Quellen zuſammengeſtoppelt ſein mögen, gar wohl verantwortlich zu machen iſt. Bei alldem hindert uns jedoch nichts, mit Prof. Knöpfler anzuerkennen, daß eine genaue kritiſche Ausgabe der Werke des gefeierten Mainzer Metropoliten wünſchenswerth wäre.

Schnitzer.

LII.

Zur Ordensgeſchichte.

2. O. Braunsberger: Das Ordensweſen im 19. Jahrhundert.

Wie wir dem Vorwort entnehmen, war es eine Art unfreiwilliger Muße, welche der Verfaſſer nach Vollendung des dritten Bandes ſeiner großen Sammlung der Caniſiusbriefe benützte, um vorliegende Schrift zu Stande zu bringen.[1]) Sie ſchildert in zwei Büchern 1) die Zerſtörung des katholiſchen Ordensweſens im 19. Jahrhundert, ſodann 2) innerhalb der nämlichen Periode den Aufbau des Ordensweſens. Im zweiten Buche wird zunächſt die Wiederbelebung älterer Orden, ſodann das Entſtehen neuer Congregationen und kirchlicher Vereine dargelegt. Damit noch nicht zufrieden geſtellt, faßt Braunsberger dieſen nämlichen Gegenſtand in „Errichtung und Ausbau des Ordensweſens in einzelnen Ländern" noch weiter unter einem neuen Geſichtspunkte, dem der Statiſtik, auf und hat damit ein Werk geliefert, dem wir etwas Aehnliches nicht an die Seite zu ſetzen haben. Im edelſten Sinne des Wortes beſitzt die Schrift den Charakter der Allgemeinheit. Neidlos hat Braunsberger in der ganzen katholiſchen Welt Um- und Rundſchau gehalten, kein Land iſt übergangen. Und ſo iſt ein Material zuſammengefloſſen und einheitlich geſtaltet worden, das uns mit Staunen erfüllt, aber nicht minder das Gefühl der Dankbarkeit erregt. Sodann iſt auch der jüngſten Vereinigungen gedacht, die auf kirchlichem Boden erwachſen ſind und in das behandelte Thema einſchlagen. Schon die bedeutende Erweiterung der Ordensliteratur, welche hier dargeboten wird, muß als hoher Gewinn betrachtet werden. Eben nach Ausgabe des Buches iſt in dieſer Zeitſchrift (Bd. 128, 130) das neueſte

---

1) Rückblick auf das katholiſche Ordensweſen im 19. Jahrhundert. Von Otto Braunsberger. S. J. Freiburg, Herder. 1901. 8°. VIII, 228 S. M. 3

klaſſiſche Werk über die katholiſche Kirche auf den Philippinen zur Anzeige gebracht worden, welches bei einer zweiten Auflage vom Verfaſſer ohne Zweifel benützt werden wird. Vermißt haben wir auch einen Hinweis auf die Akten und Dekrete des 1899 in Rom gefeierten Plenarconcils der Biſchöfe des lateiniſchen Amerika, mit denen ſich ein Artikel in Heiner's Archiv für katholiſches Kirchenrecht 81 (1901) 38 — 63 eingehend befaßt.

Als bewährter Geſchichtsforſcher ſteht der Verfaſſer den Thatſachen mit tiefer Ruhe gegenüber, wenngleich ſie an vielen Stellen geeignet ſind, den innern Menſchen zum Knirſchen zu bringen. Nie wird etwas behauptet ohne Angabe der Quellen. Tua res agitur — haben die einzelnen Orden gedacht, an deren Vertreter der emſige Verfaſſer ſich um Mittheilungen gewendet hat. Dieſelben wurden ſchnell befriedigt und beſitzen den Werth authentiſcher Kundgebungen. Sehr verſtändnißvoll wurden bisweilen bei bedeutenden neuern Congregationen von Männern wie von Frauen kleine Miniaturbildchen der Stifter oder Stifterinen eingelegt. Mit welcher Liebe, Hingabe, Genauigkeit im Detail der Verfaſſer gearbeitet, deß zum Beweiſe ſei nur Bayern angeführt. Amerika, Aſien, das neue Commonwealth von Auſtralien, die Inſeln der Südſee — kurzum die ganze katholiſche Welt iſt nach den neueſten Aufſtellungen behandelt. In der Abtheilung „Errichtung und Ausbau des Ordensweſens in einzelnen Ländern“ beginnen die Zahlen zu herrſchen. Sie beſitzen hohe Bedeutung nicht bloß in der pythagoräiſchen Philoſophie und in den mathematiſchen Wiſſenſchaften, ſondern auch in der Kirchen- und Ordensgeſchichte.

Würdig des Ganzen iſt auch die entſprechende Schlußbetrachtung, in welcher aber Lacordaire mit Unrecht 182 im Gewande eines Dominikaners erſcheint, da er erſt am 9. April 1839 in Rom das Ordenskleid empfangen hat. Mit Recht ſtellt ſich der Verfaſſer hier auf die geiſtesmächtigen Schreiben Leo's XIII. an Cardinal Gibbons in Sachen des Amerikanismus, und an den Präſidenten der franzöſiſchen Republik Mr. Loubet in Sachen des Ordensgeſetzes. Den Schluß bildet ein vorzügliches Regiſter von 20 Seiten.

LIII.

Deutſchlands Antheil an der Jubiläumswallfahrt im Jahre 1900.

Indem unſer hl. Vater Leo XIII. am 24. Dezember 1899 die goldene Jubiläumspforte wieder öffnete, knüpfte er an eine Tradition an, die ſchon ſeit 1825 unterbrochen war. Nicht ohne Bangen ſchauten manche ſelbſt unter den einſichtsvollen Katholiken dem Jubiläumsjahre entgegen. Würden ſich die großartigen Kundgebungen des Glaubens und der Anhänglichkeit an den Nachfolger des hl. Petrus, an denen die früheren Jubiläen ſo reich waren, wiederholen? Die Lage des Papſtes war im Vergleiche zu früher eine ſo veränderte; früher ein unabhängiger Fürſt, war er heute ein Gefangener in ſeinem Palaſt. Welche Stellung würde die italieniſche Regierung den Jubiläumswallfahrten gegenüber einnehmen? In der Thronrede war zwar das Verſprechen gegeben worden, man wolle dem Jubiläum nichts in den Weg legen; man mußte ja auch wenigſtens den Schein wahren und der Welt zeigen, daß der Papſt trotz allem was man ſagt, kein Gefangener iſt. Außerdem wäre es thöricht geweſen, den Goldſtrom, den die Hunderttauſende von Pilgern mit ſich bringen mußten, abzulenken oder zu verſtopfen. Aber ſo ganz ohne Furcht war man doch nicht.

Ein kurzer Blick auf das Ergebniß zeigt aber zur Genüge, daß trotz der ſchwierigen Lage des hl. Vaters, trotz

der großen Pariſer Weltausſtellung, welche auf unſere materialiſtiſch geſinnte Zeit eine gewaltige Anziehungskraft ausübte trotz mancher anderer Uebelſtände, der Erfolg des Jubiläum großartig geweſen iſt. Hunderttauſende frommer Pilger ha daſſelbe nach Rom gezogen und eine Bewegung hervor gerufen, welche wieder einmal bewieſen hat, wie lebensfriſd der Katholicismus daſteht, welch eine Weltmacht er iſt.

Als vor Beginn des Jubeljahres das international Comitee mit den beiden großen italieniſchen Eiſenbahn geſellſchaften in Verhandlungen trat, um für die in Gruppe reiſenden Pilger Fahrpreisermäßigungen zu erlangen, mußt es für 250,000 Pilger verbürgen und eine Caution vo 300,000 Lire ſtellen, welche den Geſellſchaften anheimfalle ſollte, falls die angegebene Zahl von Pilgern nicht erreid würde. In den erſten Monaten wußten die liberalen Blätt in der That von dem fiasco solenne des anno santo viel zu berichten, aber als im April und Mai die großen Pilge maſſen ſich in die ewige Stadt ergoſſen, da ſchwand ba jede Furcht, und die in Ausſicht genommene Zahl dürf ſchon im erſten Halbjahre erreicht worden ſein. Ueber d Reſultate des ganzen Jahres hat man die verſchiedenſt Angaben gemacht. In manchen Blättern wurde die G ſammtzahl aller Pilger auf 800,000 angegeben. Das offenbar übertrieben. Man macht ſich im gewöhnlichen Leb keinen Begriff, was eine ſolche Volksmenge zu bedeuten h Wenn man bei derartigen Anläſſen mit runden Zahlen operiren anfängt, ſo ſchießt man gar bald über die Wahrh hinaus, wie jeder beſtätigen kann, der einmal Feſtberich aufmerkſam verfolgt hat. Andere Angaben ſind ſicher wied zu tief gegriffen. So erfährt man aus dem ſonſt zuverläſſig Zeitlexikon: „Am 12. Januar (!?) wurde die porta san feierlich vermauert. Ueber die Zahl der während des Jub jahres nach Rom gekommenen Pilger wird mitgetheilt: I 163 Pilgerzügen ſind ungefähr 200,000 Perſonen eingetroff Aus eigener Initiative (sic!) haben ungefähr 100,000

Fahrt nach Rom gemacht. Für den Peterspfennig ſind 8 Millionen Francs eingegangen".[1]) Wie es ſich in Wirklichkeit damit verhält, wird man wohl erſt erfahren, wenn der offizielle Bericht vollſtändig vorliegen wird.[2]) Man wird aber nicht allzuweit von der Wahrheit ſich entfernen, wenn man die Zahl der Pilger auf 400—500,000 abſchätzt. Intereſſant iſt ein Vergleich mit den Ergebniſſen früherer Jubiläen. Im Jahre 1600 ſollen gegen 3 Millionen Pilger gekommen ſein, 1675 1½ Millionen. Im Vergleich zu dieſen Zahlen, denen gegenüber übrigens ein bischen Skepſis angebracht iſt, ſcheint die Beſuchsziffer im Jahre 1900 gering, beſonders wenn man bedenkt, welche Umwälzung der Verkehrsverhältniſſe ſeither eingetreten iſt. Im Jahre 1725 war die Zahl der Wallfahrer nur 400,000 und 1775 war ſie noch viel geringer. 1825 iſt unſere Zahl ſicher auch nicht erreicht worden und im Vergleich zu dieſen Zeiten hätten wir einen Fortſchritt zu verzeichnen.[3])

Zu dieſer großartigen Völkerwanderung haben alle Nationen beigetragen; aus allen Ländern waren ſie zuſammengeſtrömt: hier am Grabe des Apoſtelfürſten reichten ſie ſich brüderlich die Hand und begrüßten ſich als Kinder einer Mutter, fürwahr ein erhebendes Bild der Einheit und Katholicität unſerer Kirche. Die Theilnahme der einzelnen Nationen war aber aus leicht begreiflichen Gründen eine verſchiedene. Die Mehrzahl aller Pilger, vielleicht über ¾, hat natürlich Italien geſtellt. Die geographiſche Lage Roms mitten in

---

1) Zeitlexikon Januar 1901. S. 59 s. v. Heiliges Jahr.

2) Cronistoria dell'anno santo. Roma, tipografia Vaticana. Das Werk iſt auf drei Bände berechnet; bisher iſt der erſte erſchienen.

3) Vergl. über die früheren Jubiläen die intereſſante Schrift von de Waal: Das heilige Jahr in Rom. Geſchichtliche Nachrichten über die Jubiläen mit beſonderer Rückſicht auf deutſche Erinnerungen. 2 Auflage Münſter i. W. 1900.

Italien und die günſtige Fahrgelegenheit erklären das hinreichend. Zugleich kann man aber auch daraus erſehen, wie tief der Glaube in den breiten Schichten des italieniſchen Volkes trotz mancher bedenklicher Zeichen noch wurzelt. Vom Auslande hat wohl die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie das größte Contingent geſtellt. Ueber den Antheil Deutſchlands ſoll im Folgenden einiges geſagt ſein.

Bei den früheren Jubiläen hat Deutſchland ſtets große Schaaren frommer Pilger nach der ewigen Stadt entſandt. Eine gewiſſe Wanderluſt iſt den Deutſchen von jeher eigen geweſen, aber nach der ewigen Stadt zog ſie doch ſtets ein beſonderer Trieb; ſie wollten die hl. Stätten ſehen, wo einſt die Apoſtelfürſten und ſo viele andere Heilige gewandelt hatten, an ihren Gräbern ihre mächtige Fürbitte anrufen und aus dem Gnadenſchatz der Kirche an der Quelle ſelbſt ſchöpfen. Mit welch heiligem Eifer bei den Jubiläen früherer Jahrhunderte die Deutſchen nach Rom wallfahrteten, das kann man in der ſchon angeführten ſchönen Schrift von Mſgr. de Waal nachleſen. Auch im Jahre 1900 haben ſie ſich ihrer Vorfahren würdig gezeigt und ſind im Vergleich zu anderen Nationen in verhältnißmäßig hoher Anzahl zu den Gräbern der Apoſtelfürſten gezogen. Eine genaue Liſte der von Deutſchland im Jahre 1900 ausgegangenen Pilgerzüge mit ihren Theilnehmern iſt noch nicht veröffentlicht worden. Vikar G. Weber in Freiburg i. Br. hat in ſeiner, im Auftrage des Centralcomitees für die Generalverſammlungen der Katholiken Deutſchlands herausgegebenen Schrift [1]) verſucht, eine Statiſtik der deutſchen Rompilger zu geben. Er bringt folgende Zuſammenſtellung (S. 145):

---

1) Die deutſche Jubiläumswallfahrt nach Rom im heiligen Jahre 1900 von G. Weber, Vikar an der St. Urbanuskirche zu Freiburg i. Br. Freiburg. In Commiſſion des Charitasverbandes. 1901.

3	Freiburger Pilgerzüge . . .	1700	Pilger
1	Berliner Pilgerzug	385	„
7	Kölner Pilgerzüge	4000	„
6	Bayeriſche Pilgerzüge . . .	3432	„
2	Württemberger Pilgerzüge . .	600	„
1	Elſäſſer Pilgerzug	493	„
2	(?) Lothringer Pilgerzüge . .	266	„
		10876	Pilger.

Dieſe Liſte hat Prälat Bellesheim auch in ſeinem Aufſatz: Rom im Jubeljahre 1900, im „Katholik“ abdrucken laſſen.[1]) Dieſe Statiſtik iſt aber nicht völlig zutreffend und bedarf der Vervollſtändigung. Ich möchte verſuchen, etwas genauere Angaben über die Zahl der aus Deutſchland (Reichsdeutſchland) ſtammenden Pilger zu liefern, d. h. derjenigen Pilger, die in geſchloſſenen Zügen nach Rom gekommen ſind, denn die Zahl derjenigen, die einzeln die Wallfahrt gemacht haben, entzieht ſich vorläufig jeder Berechnung, ſie mag aber auch nicht gering geweſen ſein. Ich ſtütze mich bei meinen Angaben auf perſönliche Aufzeichnungen, die ich in Rom gemacht habe, auf Nachrichten von Pilgern und für einige Züge auf Zeitungsnotizen. Für einige Zahlen kann ich nicht ganz ſicher einſtehen, ich habe ſie mit einem Stern verſehen. Ich befolge die chronologiſche Reihenfolge, nach der Zeit der Ankunft der Pilger in Rom.

1) Oberſchleſier. Ankunft in Rom 7. März. Führer: Pfarrer E. Nerlich aus Deutſch-Piekar. Zahl 426.
2) Stuttgarter. Ankunft gegen Oſtern. Zahl: 62.
3) Freiburger. Ankunft in Rom 2., 3. u. 4. Mai. Führer: Geiſtl. Rath Dr. Lorenz Werthmann in Freiburg i. Br. Der erſte Extrazug beſtand vorwiegend aus Norddeutſchen, der zweite aus Süddeutſchen. Ein kleinerer Zug Schleſier ſchloß ſich ihnen an. An dem Pilgerzug nahmen auch Theil der Erzbiſchof von Freiburg, die Biſchöfe von Fulda und Limburg und der Weihbiſchof von Münſter, Max Graf von Galen. Zahl im Ganzen: 1226.

1) Der Katholik, Juniheft 1901. S. 517.

4) Bayeriſcher Pilgerzug. Ankunft in Rom 4. Mai. Führer: Mſgr. Baumgarten in München. Zahl: 732.
5) Ein oberſchleſiſcher Pilgerzug, meiſt aus polniſch ſprechenden Pilgern beſtehend, hatte ſich dem von Krakau ausgehenden öſterreich-polniſchen Zuge angeſchloſſen. Ankunft in Rom 5. Mai. Zahl: 508.
6) Elſäſſer: Ankunft in Rom 9. Mai. Zahl: 493.
7) Pilgerzug aus Poſen-Gneſen. Ankunft in Rom 12. Mai. Zahl: 340.
8) Kölner Tertiarier. Ankunft in fünf Zügen vom 19. bis 23. Mai. Führer Dr. Rody. Zahl im Ganzen: 2523.*
9) Breslauer Tertiarier. Ankunft in Rom 19. Mai. Führer: Franziskanerpater Deſiderius; Zahl: 519.
10) Lothringer. Ankunft in Rom 8. Juni. Führer: Canonikus Collin aus Metz Zahl: 266.
11) Am 3. September trat der internationale Congreß katholiſcher Studenten zuſammen, unter denen gegen 100 Reichsdeutſche waren.
12) Berliner Pilgerzug. Ankunft 17. September. Führer: Dr. Stephan und Dr. Hille. Zahl: 385.
13) Herbſtpilgerzug der Kölner Tertiarier. Ankunft 21. bis 22. September. Zahl 697.
14) Der deutſche Pilgerzug in's hl. Land traf in Rom ein am 26. September. Zahl: 500.
15) Württemberger. Ankunft in Rom 27. Sept. Führer Profeſſor Dr. Miller in Stuttgart. Zahl: 507.*
16) Bayeriſche Tertiarier. Ankunft 4. Oktober. Zahl: 1664
17) Bayeriſcher Nationalpilgerzug. Ankunft 4. Oktober Zahl 1000.* Bei dieſen zwei bayeriſchen Pilgerzüge waren auch der Erzbiſchof von Bamberg und die Biſchöf von Augsburg und Würzburg zugegen.
18) Herbſtpilgerzug der Freiburger. Ankunft 18. Oktober Führer Dr. Lorenz Werthmann. Zahl: 463.

Die Summe aller Pilger aus Deutſchland beträgt als 12,411. Wie man ſieht, kann man mit Befriedigung au die Theilnahme Deutſchlands an der Jubiläumswallfahrt 190 blicken. „Dieſes Ergebniſſes", ſagt Bellesheim ſehr ſchön

„wollen wir uns freuen, zugleich aber uns hüten, dasſelbe gegenüber anderen katholiſchen Völkern in einſeitiger Weiſe auszubeuten".[1]) Ja man kann ſich darüber freuen, denn dieſe Betheiligung iſt doch ein Zeichen, daß der Geiſt des Glaubens, der einſt zu den Kreuzzügen begeiſterte, noch in vielen tauſend Herzen fortglüht. Es iſt auch ein Beweis, welch innige Hingabe an den apoſtoliſchen Stuhl überall herrſcht, denn der Wunſch, den hl. Vater einmal zu ſehen und ihm zujubeln zu dürfen, war gewiß für Alle ein mächtiger Sporn, der ſie antrieb, die Schwierigkeiten und Unkoſten einer ſolchen Reiſe auf ſich zu nehmen. Denn eine Vergnügungsreiſe war es wahrlich nicht. Dem Geiſte der Kirche und den Ermahnungen des hl. Vaters entſprechend war die Romfahrt vor allem eine Wallfahrt. Für Zerſtreuung, für Beſichtigung der profanen Kunſtwerke und der ſonſtigen Denkwürdigkeiten Roms war im Programm äußerſt wenig Zeit vorgeſehen. Auch die Unkoſten der Reiſe waren trotz der großen Fahrpreisermäßigung für beſcheidene Börſen immerhin bedeutend und unter den vielen tauſend Pilgern war gar mancher, der ſich das Reiſegeld im Schweiße ſeines Angeſichtes hatte zuſammenſparen müſſen. In früheren Jahrhunderten hatte die Mildthätigkeit der Päpſte und frommer Privatperſonen in Rom eine Reihe Anſtalten ins Leben gerufen, in welchen die Pilger Unterkunft und Verpflegung fanden. Die Leiſtungen dieſer Anſtalten bei früheren Jubiläen waren wirklich großartig So wurden im Hoſpiz della santissima Trinità dei Pellegrini, welches der heilige Philipp Neri 1548 gründete, im Jubeljahre 1600 gegen eine halbe Million Wallfahrer beherbergt und beköſtigt; im Jahre 1675 betrug ihre Zahl 218,796. Dieſe frommen Stiftungen ſind mit vielen anderen Schöpfungen der chriſtlichen Nächſtenliebe der Gier Neu-Italiens zum Opfer gefallen und der arme Papſt, der ſelbſt auf die Almoſen der Chriſtenheit

---

1) Katholik l. c. S. 517.

angewieſen iſt, war nicht in der Lage, ſeine dürftigen Kinder aufzunehmen. Die Pilger waren meiſtens auf ſich ſelbſt angewieſen, indeſſen fanden doch beſtändig mehrere Tauſend für eine ganz geringe Entſchädigung in dem eigens vom hl. Vater eingerichteten Hoſpiz von S. Martha, das freilich zu beſchränkten Raum bot, Koſt und Obdach. Ein deutſches Comitee, an deſſen Spitze die beiden verdienten Mſgr. Nagl und de Waal ſtanden, hatte ſich gleich bei Beginn des Jubeljahres gebildet, um für Unterkunft und Führung der deutſchen Pilger zu ſorgen; und daß bei den deutſchen Pilgerzügen Alles ſo gut von ſtatten ging, das verdankt man nicht zum geringſten Theil der umſichtigen Sorgfalt dieſes Comitees.

Unter den Pilgern ſelbſt waren alle Stände, alle Alters- und Berufsklaſſen vertreten. Der hohe Adel und der einfache Fabrikarbeiter, Geiſtliche und Laien, Beamte, hervorragende Parlamentarier, Profeſſoren und ſchlichte Bauersleute trafen ſich da als lebendiger Beweis, wie katholiſche Geſinnung und katholiſches Leben in allen Geſellſchaftsklaſſen zu Hauſe iſt. Was neben der verhältnißmäßig hohen Zahl die deutſchen Pilger auszeichnete, war die muſterhafte Ordnung mit der ſie überall auftraten, ſowie ihr herrlicher Geſang; die feierlichen Weiſen der deutſchen Kirchenlieder erregten bei den Italienern, wie überhaupt bei allen Ausländern die größte Bewunderung.

Gewiß, zurückſchauend auf das Ergebniß der römiſchen Jubiläumswallfahrt, dürfen wir noch einmal feſtſtellen, daß das katholiſche Deutſchland mit ſeiner Antheilnahme zufrieden ſein kann. Sein Eifer bei dieſer „heiligen Völkerwanderung“ rechnet nicht nur zu jenen herrlichen Kundgebungen katholiſcher Frömmigkeit, deren es namentlich in den letzten Jahrzehnten ſo manche aufzuweiſen hat; er iſt auch ein würdiger Abſchluß ſeiner Geſchichte im verfloſſenen neunzehnten, und ein glück- und ſegenverheißendes Omen zum Beginn des zwanzigſten Jahrhunderts.

J. P.

LIV.

Zur Geſchichte der Proteſtantiſirung Mecklenburgs.

II.

In Mecklenburg ging die lutheriſche Bewegung zunächſt nicht von den Fürſten aus, ſondern von den Städten und vom Adel. Wie äußerte ſich aber vor allem die Theilnahme der Laien an der religiöſen Neuerung? Ein proteſtantiſcher Forſcher, der Schweriner Archiv.ath Liſch, bemerkt bezüglich der erſten Jahre der religiöſen Wirren: „Um dieſe Zeit äußerte ſich die allgemeine Theilnahme der Laien, von Adel und Bürgern, an der Reformation in Mecklenburg durch die — Zurückhaltung der Zinſen und Pächte von den geiſtlichen Kapitalien und Gütern! Dies ward allerdings bedenklich.“ [1])

„Auf ganz revolutionäre Weiſe ging man dabei zu Werke“, ſchreibt ein anderer proteſtantiſcher Forſcher über den Anfang der Neuerung in Mecklenburg. „Adel und Städte verweigerten der Geiſtlichkeit und den kirchlichen Stiftungen die ſchuldigen Zehnten, Zinſen und Pächte für die Kirchengüter in ihrem Beſitz“. [2]) Die beiden Herzoge Heinrich und Albert von Mecklenburg vermittelten wohl im Jahre 1526 einen Vergleich zwiſchen Geiſtlichen und Welt-

---

1) Jahrbücher f. meckl. Geſchichte XII, 242.

2) C. Hegel, Geſchichte der mecklenburgiſchen Landſtände bis zum Jahre 1555. Roſtock 1856. S. 88.

Digitized by Google

lichen. Allein „es halfen nicht Vergleiche und Klagen mehr. Es ging in dieſer Zeit bei weitem der größere Theil des ſpäter erworbenen geiſtlichen Vermögens, welches in Privathänden war, ſpurlos verloren; den großen Grundbeſitz der Klöſter, welcher meiſt von den Landesherrn gekommen war, nahmen dieſe bald darauf wieder an ſich und ſuchten das feſte Vermögen der Pfarren bei Zeiten möglichſt zu retten."[1]

Was man von der franzöſiſchen Revolution geſagt hat, daß ſie vor allem eine translation de propriété geweſen iſt, gilt demnach einigermaßen auch von der kirchlichen Revolution in Mecklenburg.

Recht lehrreich in dieſer Hinſicht iſt beſonders die Handlungsweiſe des Adels im Klützer Diſtrikt.[2]) Der ganze Adel dieſes Diſtrikts war gegen Ende des Mittelalters der Lübecker Geiſtlichkeit verſchuldet. Schon lange vor Luthers Auftreten hatten die adeligen Herren mehrmals ſich geweigert, die Zinſen zu bezahlen. Als nun die religiöſen Wirren ausbrachen, beeilten ſie ſich, neugläubige Prediger in den Dörfern anzuſtellen. „Der Adel benützte ohne Zweifel die religiöſe Bewegung, um ſich zum Theil von ſeinen drückenden Schulden ohne große Anſtrengung zu befreien". Daß manche Bauern mit der Neuerung keineswegs einverſtanden waren, erſieht man aus einem Briefe des Biſchofs von Ratzeburg, der Ende 1529 den Herzogen von Mecklenburg meldete, es ſeien Bauern aus verſchiedenen Pfarreien des Klützer Diſtrikts bei ihm geweſen; „dieſelben hätten ſich über ihre Pfarrer beklagt, daß ſie mit der lutheriſchen Ketzerei die Gemeinden verdürben, und geſagt, ſo ſie einen Verlaub hätten, ſollten ihre Pfarrer nicht lebendig vom Predigtſtuhl kommen". Doch die gewaltthätigen Junker bekümmerten ſich wenig um die Klagen des Biſchofs und der Bauern. Der Diſtrikt blieb proteſtantiſch. Daß aber hier bei der Einführung des Prote-

1) Liſch, Jahrbücher XII, 243.
2) Vgl. Liſch, Jahrbücher XVI, 57 ff.

ſtantismus religiöſe Gründe nur eine geringe Rolle geſpielt haben, ergibt ſich unzweifelhaft aus dem ſpäteren Betragen der Klützer „Reformatoren". „Der Adel des Klützer Orts ſcheint ſich die Reformation fernerhin nicht ſehr zu Herzen genommen zu haben". Die Viſitationsberichte vom J. 1535 enthalten nur Beſchwerden der proteſtantiſchen Prediger über die vom Adel ausgeübte Bedrückung. „So beginnt und endet die Reformation im Klützer Ort mit Güterentziehung durch den Adel. Außer den Zinſen, Zehnten u. ſ. w. hielt der Adel auch alle die zahlreichen Güter der Vikareien und anderer geiſtlichen Stiftungen, die nicht beſtimmt zu den Einkommen der Pfarren gehörten, zurück, und auch die Pfarren verloren nicht unbedeutend". [1])

In den Städten Deutſchlands herrſchte am Ausgange des Mittelalters eine große Unzufriedenheit mit den ſocialen Verhältniſſen. Dieſe Unzufriedenheit, welche ſich vornehmlich gegen den Klerus und die regierenden Geſchlechter kundgab, und der revolutionäre Geiſt, der die niederen Volksſchichten erfüllte, war einer der Hauptſaktoren, welche bei der Einführung der neuen Lehre in den Städten wirkſam geweſen ſind. Alle Unzufriedenen ſchlugen ſich ſofort auf die Seite der lutheriſchen Prädikanten und zeigten ſich nur zu ſehr bereit, den alten Cultus mit Gewalt abzuſchaffen. Wie es in revolutionären Zeiten immer der Fall iſt, ſo machten auch in jenen Tagen ruhige und beſonnene Mahnungen wenig Eindruck auf das Volk, man hörte viel lieber die polternden Deklamationen der neuen Prediger, welche alles, was bisher als heilig gegolten, in den Schmutz herabzogen. Treffend ſagt hierüber Janſſen: „Unzweifelhaft gab es in den Städten und in den fürſtlichen Gebieten unter Herrſchenden wie Gehorchenden, Gebildeten wie Ungebildeten, manche aufrichtige Anhänger der neuen Glaubensſätze. Aber wie wenig ein wirklich religiöſes Bedürfniß, religiöſe Innigkeit und

1) Liſch, Jahrbücher XVI, 80.

ſittlicher Ernſt bei der großen Menge ſowohl in den oberen als in den niederen Ständen die bewegende Kraft war bei der Einführung des ‚Evangeliums‘, zeigte ſich in dem rohen, wüſten und gewaltſamen Treiben, womit beſonders in den Städten dieſe Einführung verbunden war. Die neu ausgerufene ‚evangeliſche Freiheit‘ wurde zur Unterdrückung aller Gewiſſensfreiheit benutzt: Achtung vor der Ueberzeugungstreue der Andersdenkenden war nirgends vorhanden".[1])

Dies gilt auch von den Städten Mecklenburgs. Als im Jahre 1528 einige Bürger von Friedland, wo ſchon in den Jahren 1525—1526 allerhand aufrühreriſche Auftritte ſtattgefunden hatten, bei Herzog Heinrich von Mecklenburg um einen lutheriſchen Prediger anhielten, ſchrieb der Magiſtrat an den Fürſten: Es ſeien nur etliche Leute von geringem Vermögen, „welche loſe Geſellſchaft von den Amtsknechten bei ſich hätten" und in ihrer Petition mehr Stimmen aufzeichneten, als ſich für die Neuerung erklärt hätten. Der Rath erſuchte daher den Herzog, die Stadt „bei dem alten Herkommen" bleiben zu laſſen und keinen neuen Prediger einzuſetzen, „angeſehen, daß in wenigen oder keinen Städten, wohin ſolche Prediger gekommen wären, Gehorſam und Eintracht geblieben ſei."[2])

Typiſch für die Art und Weiſe, wie die religiöſe Neuerung in manchen Städten den Sieg davontrug, iſt die Einführung des Proteſtantismus in Roſtock, der vornehmſten Stadt Mecklenburgs. Die große Majorität der Rathsherren, wie auch die beſſeren Familien wollten von der Neuerung nichts wiſſen. Um ſo kühner trat die radikale Partei, geführt von dem Syndikus Johann Oldendorp, für das „Evangelium" in die Schranken. Um einen Aufruhr zu verhüten, mahnte

---

1) Janſſen, Geſchichte des deutſchen Volkes. Bd. III. 18. Aufl. 1899. S. 26.

2) Liſch, Jahrbücher XII, 150 f.

im Frühjahr 1531 der Magiſtrat die Geiſtlichen, im Gottesdienſte Aenderungen einzuführen; er könne den gewaltſamen großen Haufen, ſo erklärte er dem Klerus, nicht mehr aufhalten. Herzog Heinrich ließ jedoch den Geiſtlichen ſagen, ſie ſollten die alten Ceremonien keineswegs fallen laſſen; geſchehe ihnen etwas darüber, ſo müßte er der Gewalt mit Gewalt ſteuern. Was geſchah nun aber? Am Palmſonntag 1531 ſtürmten wohl 250 „Martinianer" auf das Rathhaus, in der Abſicht, es niederzubrechen und die Fahne des Aufruhrs zu erheben. Da gab der eingeſchüchterte Rath nach und ließ in den Pfarrkirchen eine neue Kirchenordnung einführen. So iſt der Palmſonntag 1531, bemerkt hierzu der Mecklenburger Forſcher Liſch, „der eigentliche Reformationstag Roſtocks".[1]) Allerdings! Aber dieſer „Reformationstag" war zugleich ein „Revolutionstag".

Bald nachher wurde der katholiſche Gottesdienſt auch in den Klöſtern abgeſchafft; zudem wurde den treu gebliebenen Einwohnern „bei ſchwerer Strafe" verboten, in den umliegenden katholiſchen Ortſchaften der hl. Meſſe beizuwohnen; den Karthäuſern wurde in der Oſterzeit 1532 unterſagt, die Leute Beichte zu hören und ihnen die hl. Communion zu ſpenden.[2]) Solche Verbote wurden wiederholt erlaſſen.

---

1) Jahrbücher XVI, 9 ff.

2) Gryſe, Hiſtoria Slüters. I3b. K2b. Bezüglich des Verhaltens der treugebliebenen Katholiken den Neuerern gegenüber ſpricht Schnell (67) von „Nachſtellungen mit Gift und abergläubiſchen Zaubermitteln"; „die in ihrem Beſtand bedrohte katholiſche Geiſtlichkeit hat darin alles nur Erdenkbare verſucht und erprobt, wacker unterſtützt von denen, die ihrer geiſtlichen Bearbeitung ſich willig unterwarfen". Schnell kann hier nur die angebliche Vergiftung Slüters, des erſten lutheriſchen Predigers in Roſtock († 1532), im Auge haben. Nun aber hat der Roſtocker Archivar Koppmann (Beiträge zur Geſchichte der Stadt Roſtock I, 36 ff) ſchon vor zehn Jahren nachgewieſen, daß von einer Vergiſtung Slüters keine Rede ſein könne. „Jedes unbefangene Urtheil wird . . . Proteſt gegen die Vergiftungs-

„Nachdem (im Jahre 1534) noch ſehr viele Bürge dem Papſtthum beipflichteten“, erzählt Gryſe, „hat E. E. Rath zur Beförderung der evangeliſchen Leh den 10. Sonntag nach Trinitatis (1534) folgendes Mand von den Kanzeln ableſen laſſen: E. E. Rath zu Roſto gebeut ernſtlich, daß niemand ihrer Bürger oder Bürgerinne oder auch derſelben Mägde, Gäſte und Geſinde gehe od fahre nach Biſtow, Marienehe oder Keſſin oder an ein andern Ort um Roſtock gelegen, Meſſe zu hören, bei Stra von 10 Gulden, darin derſelbe verfallen ſein ſoll“. „Hie durch“, meint Gryſe, „ſind ihrer unzählig viele beleh worden, die noch den Papſt im Herzen ſehr lieb geha haben“.[1])

So leicht war jedoch der Katholicismus nicht au zurotten. Derſelbe Gryſe berichtet, daß „noch im Jahre 15 ihrer viele aus den Geſchlechtern allhier des Papſtthu Freund geweſen ſind“.[2]) Daß noch im Jahre 1563 Roſtock viele Männer und Frauen, namentlich aus den vo nehmeren Familien, „papiſtiſch“ geſinnt waren, bezeugt anderer Roſtocker Prediger jener Zeit, Lucas Bacmeiſte der auch von katholiſchen Geiſtlichen erzählt, welche Privathäuſern und Klöſtern heimlich Meſſe laſen.[3])

---

geſchichte erheben“. Was die „abergläubiſchen Zaubermitt betrifft, ſo beruht dieſe Beſchuldigung auf der Ausſage, die m „mittels Anwendung der Folter“, wie Koppmann (S. 45) bem aus einem unglücklichen „Zauberer“ herausgepreßt hat. A dieſe nichts weniger als zuverläſſige Ausſage vom Jahre 15 beruft ſich Schnell auch S. 59, um zu beweiſen, daß der Kle „am Vorabend der Reformation“ der Zauberei huldigte.

1) Gryſe, Hiſtoria Stüters. L 1 L 2a.

2) Gryſe. P 2a.

3) Bacmeiſter, Historia Ecclesiae Rostochiensis: „Eod tempore (1563) cum multi adhuc in urbe essent papist erroribus et superstitionibus dediti viri et matronae, et quid ex primariis familiis, aliqui etiam supererant sacrificuli et Bei E. I. de Westphalen, Monumenta inedita rer germanicarum. Lipsiae 1739. 1, 1615. Vgl. auch S. 15

Zu Roſtock beſtanden in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts noch drei Klöſter, die ſich unter den ſchwierigſten Verhältniſſen erhalten hatten; zunächſt das Dominikanerkloſter.[1]) Ein Theil der Predigermönche hatte wohl mit dem Prior Cornelius von Sneek die Stadt verlaſſen, nachdem ihnen 1533 die ſeelſorgeriſche Thätigkeit verboten worden war; doch blieben mehrere im Kloſter zurück. Der letzte Prior, Hermann Otto, ſtarb im Jahre 1575.[2]) Kurz vorher, im Jahre 1572, war auch der letzte Rektor der Brüder des gemeinſamen Lebens, Heinrich Arſenius, als „Papiſt" geſtorben.[3])

---

1) Auch in Wismar, der andern mecklenburgiſchen Hanſeſtadt, erhielt ſich das Dominikanerkloſter bis 1564, wie ſich aus folgendem Schreiben des Wismarer Superintendenten Johann Wigand an den dortigen Rath ergibt: „E W. Diener hat mich ehegeſtern berichtet, daß der Prior (der Dominikaner) aus Befehl des Raths zu mir kommen ſollte; aber hierauf thue ich E. E. Rath berichten, daß er nicht gekommen. Soviel geben die Leute auf E. E. Rath, weil ſie ſehen, daß ſie nicht geſtraft werden. Wohlan, wird er oder jemand anders, wenn unbekehrte Leute (d. h. Katholiken) ſterben, läuten, Gott im Himmel zum Hohn und Spott, ſo muß man ſehen, was darin zu thun. E. E. Rath wird es als Chriſten abſchaffen. Den gottloſen Prior und den Pulſanten halte ich für verflucht, bis ſie ſich bekehren. Gott wird ſich nicht verſpotten laſſen, ſagt Paulus. Hiemit Gott befohlen, in Wismar, den 12. Februar 1564". Schröder, Kirchenhiſtorie des evangeliſchen Mecklenburg. II, 466. Der Rath wagte nicht, dem Drängen des unduldſamen Zeloten länger zu widerſtehen; noch im Jahre 1564 wurde das Kloſter aufgehoben. Vgl. C. F. Crain, Die Reformation in Wismar. Wismar 1841. S. 47.

2) Koppmann, Geſchichte der Stadt Roſtock. S. 99. Schnell (179) ſchreibt irrig, daß die Dominikaner 1565 „wieder anfingen, in der Hanſeſtadt ſich einzuniſten". Aus den bei Schröder (I, 338, 490; II, 145, 271, 474) abgedruckten Urkunden hätte er ſich von dem Fortbeſtand des Kloſters nach 1533 überzeugen können.

3) Schröder III, 118. Schnell (173) ſchreibt in Bezug auf Arſenius: „Niemand wagte, den würdigen Mann mit der tiefen

Noch im Jahre 1563 hielten die Ciſtercienſerinen in Roſtock an dem alten Glauben feſt, trotz aller Verſuche, ſie zum Abfalle zu bewegen.[1]) Sie wollten nicht „meineidig“ geachtet werden, hatten die frommen Kloſterfrauen 1534 erklärt. Und als man ihnen einen lutheriſchen Prediger aufdrängen wollte, da „ſind die Nonnen“, wie der Prediger Gryſe nach ſeiner Art erzählt, „hierüber raſend toll geworden und haben ſich angeſtellt, als wenn ſie der antichriſtiſche Teufel leibhaft beſeſſen hätte; haben angefangen, auf dem Chor unter der Predigt zu ſingen und zu klingen, daß der Prediger übertäubet worden und ſeine Predigt hat anſtehen laſſen müſſen“.[2])

Für die Roſtocker Klöſter war es ein Glück, daß ſie nicht unter der unmittelbaren Oberhoheit der Herzoge von Mecklenburg ſtanden, da ſie ſich ſonſt nicht ſo lange hätten erhalten können. Unter den beiden Brüdern Albrecht († 1547) und Heinrich († 1552) hätten ſie allerdings nichts zu fürchten gehabt. Anfangs zeigte ſich zwar Herzog Albrecht, ebenſo wie ſein Bruder, der Neuerung günſtig geſinnt; nach 1525 ſtellte er ſich jedoch auf die Seite der Katholiken, weßhalb neugläubige Zeitgenoſſen ihn einen „Apoſtaten des wahren Evangeliums“ nannten.[3]) Sein Ehrgeiz war indeſſen viel ſtärker als ſeine Liebe zur Kirche. In der trügeriſchen Hoffnung, die däniſche Königskrone zu erlangen, verpflichtete er ſich 1534, in Dänemark und Schweden „Gottes Wort und Evangelium rein, lauter und klar wider alle un-

ſtillen Trauer anzutaſten und zu verletzen“. Thatſächlich iſt Arſenius mehr als einmal von den lutheriſchen Prädikanten von der Kanzel herab verunglimpft worden, wie der Roſtocker Prediger Bacmeiſter als Ohrenzeuge berichtet: „Id quod ipse interdum in concionibus audivi“. Bei Weſtphalen I, 1562.

1) Bacmeiſter, bei Weſtphalen I, 1645.

2) Gryſe, Hiſtoria Slüters K 2 a. H 4 a.

3) Vgl. Liſch, Jahrbücher XXII, 15; G. Waitz, Lübeck unter Jürgen Wullenweber. Berlin 1855. II, 66

begründeten Lehren der Papiſten und anderer Schwärmer unvermengt predigen und halten zu laſſen, und was dem entgegen gar und ganz abſchaffen“ zu wollen. Auch in Bezug auf Mecklenburg ſagte er zu, „daß er ſeinem lieben Bruder Heinrich gleichförmig predigen laſſen und alle Mißbräuche ganz und gar abſchaffen wolle“.[1])

Albrecht ſelbſt blieb zwar katholiſch und iſt auch als Katholik geſtorben; aber durch den für einen katholiſchen Fürſten ſchmählichen Vertrag vom Jahre 1534 hatte er ſich des Rechtes begeben, fürderhin dem neuerungsſüchtigen Vorgehen ſeines Bruders Heinrich Einhalt zu thun. Letzterer zeigte längere Jahre hindurch eine ſchwankende Haltung. „Er griff bald in dieſem, bald in jenem Sinne ein, und ließ ſchließlich die Dinge gehen, wie ſie eben gingen“.[2]) Dies ergibt ſich beſonders aus ſeiner Haltung in der Roſtocker Angelegenheit. Den lutheriſchen Prediger Joachim Slüter, der die Abſchaffung des katholiſchen Gottesdienſtes eifrigſt betrieb, beſchützte er, während er die altgläubigen Geiſtlichen ermahnte, die Ceremonien nicht fallen zu laſſen; ſollten ſie deßhalb beunruhigt werden, ſo würde er, verſprach er ihnen, der Gewalt mit Gewalt ſteuern. Als aber gleich nachher der katholiſche Gottesdienſt gewaltſam unterdrückt wurde, ließ der Herzog die Dinge gehen, wie ſie eben gingen. Obſchon er auch anderswo im Fürſtenthume lutheriſche Prediger begünſtigte,[3]) ſo hielt er doch ſelber am katholiſchen

1) Schnell 92. Unerklärlich iſt es, wie angeſichts eines ſolchen Verraths an der katholiſchen Sache Schnell behaupten kann, Herzog Albrecht habe ſich „in der däniſchen Sache als überzeugten Katholiken bewieſen“. Mit Unrecht wird auch (S. 69, 81, 126) behauptet, daß Albrecht bei Beginn der lutheriſchen Wirren keine ſchwankende Haltung gezeigt habe und „Zeit ſeines ganzen Lebens ein aufrichtiger Katholik“ geweſen ſei.

2) Koppmann, Geſchichte der Stadt Roſtock. S. 132.

3) Indem Herzog Heinrich lutheriſche Prediger begünſtigte und anſtellte, hat er ſich lediglich, meint Schnell (71), nach den Reichs-

Gottesdienſte feſt. Noch an Weihnachten 1532 empfing er die hl. Communion nach katholiſcher Weiſe; im folgenden Jahre betheiligte er ſich zum erſten Male an der lutheriſchen Abendmahlsfeier. Seine von jetzt an entſchiedenere Parteinahme für die neue Lehre iſt wohl dem Einfluſſe ſeines Sohnes Magnus, des eifrig lutheriſchen Adminiſtrators des Bisthums Schwerin, zuzuſchreiben.[1]

Im Jahre 1535 ließ Herzog Heinrich durch zwei lutheriſche Prediger in einem Theile des Landes eine Kirchenviſitation anſtellen. Die Viſitatoren ſollten den papiſtiſchen Pfarrern „ernſtlich befehlen", von ihrem Irrthum abzuſtehen und das Wort Gottes lauter und rein zu predigen.[2] Eine zweite Viſitation fand in den Jahren 1541—1542 ſtatt. Dabei ſtellte ſich heraus, daß noch zahlreiche Geiſtliche und Laien katholiſch geſinnt waren.[3] Damals „war das Land zu einem nicht geringen Theile noch gut römiſch".[4]

Da Herzog Heinrich gegen jene, welche ihrem Glauben treu bleiben wollten, keine Gewaltmaßregeln anwendete, ſo

tagsabſchieden von 1523 und 1524 gerichtet, welche befahlen, „das Wort Gottes predigen zu laſſen". Schnell hat jedoch einen wichtigen Zuſatz ganz überſehen: es ſolle das Wort Gottes gepredigt werden „nach der Auslegung der von gemeiner Kirche angenommenen Lehrer" (Janſſen. Bd. II. 18. Aufl. S. 295, 356), alſo in katholiſchem Sinne. Irrig behauptet auch Schnell, der Speyerer Reichstagsabſchied von 1526 „enthalte die geſetzliche Grundlage der Ausbildung der deutſchen Landeskirchen". Daß dieſe ehemals von Ranke vertretene Anſicht unhaltbar ſei, wird heute allgemein, auch von den proteſtantiſchen Hiſtorikern, wie Kluckhohn, Friedensburg, Baumgarten, Möller-Kawerau, Bezold, anerkannt. Vgl. Janſſen Bd. III. 18. Aufl. S. 53 ff.

1) So Schnell, Jahrbücher LXIII, 197.

3) Liſch, Jahrbücher VIII, 37 ff.

2) Schröder I, 359 ff. Vgl. beſonders 382, 408, 427, 429.

4) So Schnell, Das Bekenntniß des Herzogthums Mecklenburg Kaiſer Karl V. 1549 überreicht. Leipzig 1899. S. 17.

wird wohl die neue Lehre in den 40er Jahren keine große Fortſchritte gemacht haben. Der Landtag von 1549 lehnte zwar einſtimmig, mit Ausnahme von drei Geiſtlichen, das kaiſerliche Interim ab und erklärte, bei der evangeliſchen Lehre bleiben zu wollen. Da jedoch die Adeligen, welche ihren Eifer vor allem durch Einziehung der geiſtlichen Güter bethätigt hatten, „den weit überwiegenden Theil der Stände bildeten" und die Bauern keine eigenen Vertreter hatten, ſo wird man aus dem Landtagsbeſchluſſe von 1549 nicht auf die Geſinnung der Geſammtbevölkerung ſchließen dürfen. Auch die Vertreter der Städte erklärten ſich 1549 für die Neuerung; und doch lebten zu Roſtock in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wie wir oben geſehen haben, noch zahlreiche Katholiken. Die treugebliebenen Katholiken durch Zwang dem Luthertum zuzuführen und den Katholicismus in Mecklenburg auszurotten, war dem Herzog Johann Albrecht I., dem Sohn Herzog Albrechts, vorbehalten.

Kaum hatte Herzog Heinrich im Februar 1552 die Augen geſchloſſen, als Johann Albrecht ſich beeilte, ſchon im März desſelben Jahres eine ganze Anzahl Klöſter einzuziehen. Der Hauptzweck der ſo ſchleunig ausgeführten Confiscation war offenbar der, Geld durch dieſe Maßregel zu erlangen. Der verſtorbene Herzog Albrecht hatte, als bittere Folge ſeines abenteuerlichen Feldzugs nach Dänemark, ſeinen Söhnen eine Schuldenlaſt von 300,000 Gulden hinterlaſſen. Nun aber hatte ſich Herzog Johann Albrecht mit Moritz von Sachſen und andern verſchworen, im Vereine mit dem König von Frankreich, zum Schutz der „deutſchen Libertät", den Kaiſer zu überfallen; er hatte ſogar ſeinen Bruder Chriſtoph als Geiſel nach Paris geſchickt. Der König von Frankreich hatte wohl, gegen Abtretung der zum Reiche gehörigen Städte Cambrai, Metz, Toul und Verdun, den deutſchen Bundesgenoſſen eine namhafte Geldunterſtützung zugeſagt. Da jedoch das franzöſiſche Geld zur Kriegführung nicht genügte, ſo ließ Johann Albrecht mehrere Kirchen und

Klöſter ihres Gold- und Silberwerks berauben, „um Gold für die Reiter zu ſchaffen“,[1] eine Gewaltthat, worüber ſich ſowohl ſein Bruder Ulrich, der dabei leer ausging, als die Stände, welche ſich wohl in die Beute gern getheilt hätten, bitter beklagten.[2] Johann Albrecht ließ dem unzufriedenen Bruder antworten: „So viel ſei es nicht, als man behauptete; denn den größten Theil hätten die Mönche zuvor beſeitigt. Was an Silber aus fünf oder ſechs Klöſtern genommen worden, denn in den andern wäre es noch vorhanden, das könnte man von dem Münzmeiſter, der es empfangen und verarbeitet habe, leicht erfahren“.[3]

Herzog Ulrich, der ſich über das kirchenräuberiſche Vorgehen ſeines Bruders beſchwerte, war zu ſolcher Klage kaum berechtigt, da er ſelber keine reinen Hände und kein reines Gewiſſen hatte. Um zum Biſchof von Schwerin gewählt zu werden, hatte er 1550 kein Bedenken getragen, ſich in der Wismarer Dominikanerkirche von einem katholiſchen Biſchof die niederen Weihen ertheilen zu laſſen; bei ſeiner Wahl hatte er ſich auch unter Eid verpflichtet, „den Ritus und die Ceremonien der katholiſchen Kirche zu wahren“. Bald nachher entpuppte er ſich aber als Lutheraner und trat als Begünſtiger der neuen Lehre auf. Schon im März 1552 zur ſelben Zeit, wo ſein Bruder die Klöſter beraubte, ließ er aus der hl. Blutskapelle in Schwerin die beſten Meßgewänder, alle ſilbernen Bilder und Gefäße wegnehmen und zu Geld machen.[4] Sein Bruder konnte ihm ſpäter vorhalten laſſen: „Was er, Johann Albrecht, an Silber aus

1) Dieſen Zweck gibt auch Schnell (155) zu, was ihn jedoch nicht hindert, einige Seiten weiter in Bezug auf Johann Albrecht zu ſchreiben: „Der Landesfürſt bot ſeine Hände nicht zur Beförderung des Kirchenraubs dar“ (169).

2) Vgl. die Klagen bei F. W. Schirrmacher, Johann Albrecht I. Wismar 1885. I, 207, 221, 255.

3) Schirrmacher I, 218.

4) Schnell 174.

Kirchen und Klöſter gebracht, das wäre mit Ulrichs Wiſſen und Willen geſchehen, und habe Herzog Ulrich noch viel mehr aus dem Dome von Schwerin an ſich genommen; letzterer habe zudem die Unterhaltung der Kirchen und Schulen in ſeinem Stifte vernachläßigt und die reichen Einkünfte der Domkirche zu weltlichen Zwecken verwendet".[1]) So beſchuldigten ſich die beiden Brüder gegenſeitig des Kirchenraubs!

Mit der Einziehung der Klöſter begnügte ſich Johann Albrecht nicht. Noch während des reichsverrätheriſchen Feldzugs gegen den Kaiſer erließ er im April 1552 von Augsburg an ſeine Räthe in Mecklenburg eine Verordnung, worin er ihnen befahl, ſie ſollten eine Viſitation anſtellen, „die Abgötterei und papiſtiſchen Diener allenthalben abſchaffen und die reine göttliche Lehre und chriſtliche Ceremonien aufrichten".[2]) Nach der Veröffentlichung des Interims hatte der lutheriſche Herzog den Kaiſer gebeten, ihn bei ſeinem Glauben zu laſſen; „denn es muß ja, wie die Schrift zeuget ein jeder ſeines Glaubens leben".[3]) Für ſeine katholiſchen, Unterthanen wollte aber Herzog Johann Albrecht die Glaubensfreiheit, die er für ſich und ſeine Glaubensgenoſſen in Anſpruch nahm, nicht gelten laſſen. In der Kirchenordnung, die er 1552 in Wittenberg drucken ließ, heißt es bezüglich der Pflichten der weltlichen Obrigkeit: „Dieſelbe ſoll alle äußerliche erkannte Abgötterei (d. h. den katholiſchen Gottesdienſt), Zauberei, Ehebruch, Gottesläſterung, öffentliche Ketzerei abthun und ſtrafen, dagegen rechte Lehre von Gott pflanzen laſſen und helfen erhalten, nach Deuter. 7: Ihr ſollt die Abgötter vertilgen, ihre Altäre einreißen".[4]) „In göttlicher

1) Frank, Altes und neues Mecklenburg X, 119, 121.

2) Liſch, Jahrbücher VIII, 52 ff.

3) Schnell, Das Bekenntniß des Herzogthums Mecklenburg. S. 39.

4) Mecklenburger Kirchenordnung vom Jahre 1552. Bl. 62 b.

Schrift ſteht geſchrieben", erklärte ſeinerſeits Herzog Ulrich im Jahre 1578, „daß die Regenten aus Gottes Befehl haben abgeſchafft die Abgötterei, Baalspfaffen und andere Greuel, welches alles Gott wohlgefallen hat, und kann alſo hieraus geſchloſſen werden, daß eine jegliche ordentliche Obrigkeit Papſt in ihrem Lande iſt und Macht hat, das Böſe in geiſtlichen ſowohl als in weltlichen Sachen abzuſchaffen". [1])

Nach dieſen unduldſamen Grundſätzen, für die man ſich nicht etwa auf die mittelalterliche Praxis, ſondern auf die hl. Schrift berief, wurde im Herzogthum Mecklenburg verfahren. Schon im Jahre 1552 wurden katholiſche Geiſtliche, welche die neue Lehre nicht annehmen wollten, genöthigt, „ihren Stab weiter zu ſetzen". [2]) Anläßlich einer neuen Viſitation im Jahre 1557 ſchärften beide Herzoge Johann Albrecht und Ulrich den Viſitatoren ein, „den Mönchen und papiſtiſchen Lehrern anzuzeigen, daß ſie ſich ſollten alſobald aus unſerm Lande begeben; wenn wir ſie nun darüber befinden, wollen wir ſie am Leibe ſtrafen laſſen". [3]) Im Jahre 1560 wurde die lutheriſche Kirchenordnung durch ein beſonderes Mandat eingeſchärft; den Widerſetzlichen wurde die Strafe der Landesverweiſung angekündigt. [4])

In dem Beſtreben, den Katholicismus auszurotten waren die beiden Herzoge Johann Albrecht und Ulrich voll

1) Franck XI, 27.

2) Franck IX, 267; Schröder II, 34.

3) Schröder II, 172.

4) Schnell, Mecklenburg im Zeitalter der Reformation. S. 17 Ueber die Standhaftigkeit der Kloſterfrauen in Dobbertin vgl. den Aufſatz von J. v. C. in der Wiſſenſchaftlichen Beilage der Germania, Nr. vom 17. Juni 1897, nach der ausführlichen Darſtellung von Liſch, Jahrbücher XXII, 101 ff. Der mecklenburgiſche Prediger Heinrich Schreiber (Johann Albrecht Halle 1899. S. 30. Schriften des Vereins für Reformationsgeſchichte. Nr. 64) hat nur Worte der Anerkennung für die „Entſchiedenheit", mit welcher Johann Albrecht glaubenstreuen Frauen zum Abfall nöthigen wollte.

kommen einig; dagegen lagen ſie fortwährend miteinander in Streit wegen Regierungs- und Geldangelegenheiten. Einen Zankapfel bildeten beſonders die Klöſter, welche Johann Albrecht im Jahre 1552 eingezogen hatte. Auf die Thatſache hinweiſend, „daß die Einkünſte der fürſtlichen Kammer durch Einziehung der Klöſter ſich vermehrt hätten", forderte Ulrich die Hälfte der eingezogenen Kirchengüter.[1]) Andererſeits klagte auch der Adel, daß die Klöſter zu fürſtlichen Aemtern gemacht und deren Güter mit Beeinträchtigung der dem Adel zuſtehenden Gerechtigkeit eingezogen worden ſeien.[2])

Schließlich wurde zwiſchen den hadernden Parteien eine Vereinbarung getroffen. In dem 1556 zu Ruppin abgeſchloſſenen Vertrage ward beſtimmt, daß drei Klöſter für die Jungfrauen beider Stände des Landes reſervirt, alle anderen Klöſter aber zwiſchen den beiden Herzogen vertheilt werden ſollten, welche davon jährlich 3500 Gulden zur Erhaltung des Conſiſtoriums, der Univerſität und der Schulen abzugeben hätten. Für Kirchen- und Schulzwecke wurde demnach „von dem eingezogenen Reichthum nur die armſelige jährliche Rente von 3500 Gulden ausgeſetzt".[3])

Durch den Vertrag von Ruppin, bemerkt ein Mecklenburger proteſtantiſcher Theologe, „ward dem Grundſatz der Mecklenburger Kirchenordnung von 1552 und 1554, der ſich in allen ſpäteren wiederholt, daß die Kirchengüter der Kirche und ihren Zwecken verbleiben ſollten, in ſehr augenfälliger Weiſe widerſprochen".[4]) Heißt es doch in der Kirchenordnung von 1552:

---

1) Franck X, 9.
2) Schirrmacher I, 272.
3) Hegel, Geſchichte der mecklenburgiſchen Landſtände. S. 133.
4) J. Wiggers, Geſchichte der drei Mecklenburgiſchen Landesklöſter Dobbertin, Malchow und Ribnitz. Roſtock 1848. S. 74.

„So viel Kirchengüter unter dieſer Herrſchaft ſind, Stifte
Klöſter, Präbenden, will die Herrſchaft dieſelbigen nicht zer-
reißen laſſen, ſondern dazu erhalten, daß noch Gelegenheit de
Städte und Dörfer, daraus der Univerſität und den Kirche
mit gutem Rath Zulage verordnet werde. Denn dieſes iſ
chriſtlich und den geſchriebenen Rechten gemäß, daß dieſe Gaben
die vor Zeiten zu Erhaltung der chriſtlichen Aemter gedacht
ſind, noch zu Erhaltung chriſtlicher Lehre, Kirchen, Schule
und Hoſpitäler angewandt werden". Deßhalb „will die Herr
ſchaft die Stifte und Klöſter nicht zu ſich ziehen, ſondern allei
zu Hilfe der Kirchen, Studien, Conſiſtorien, Ordination un
Viſitation beiſammen erhalten".[1])

Daß dies Verſprechen bezüglich der Verwendung de
Kirchengüter von den Herzogen nicht eingehalten wurde
liegt offen am Tage. Schon oben iſt bemerkt worden, wi
die beiden herzoglichen Brüder ſich ſelber gegenſeitig de
Kirchenraubs beſchuldigten. Es iſt denn auch von jed
proteſtantiſcherſeits anerkannt worden, daß, wie manche ande
Fürſten, ſo auch die Herzoge von Mecklenburg die Kirchen
güter ſich angeeignet haben. Erſt in neueſter Zeit hat ma
ſich veranlaßt gefühlt, Johann Albrecht, den Ausrotter d
katholiſchen Kirche in Mecklenburg, von aller Schuld re
zu waſchen. „Wo ſollte man den Muth hernehmen", ſchrei
Schirrmacher, „das Lob der Wahrheitsliebe und G
rechtigkeit, das Johann Albrecht von ſeinen Zeitgenoſſen
allgemein (?) geſpendet worden iſt, aufrecht zu erhalten
wenn es wahr wäre, daß er trotz der feierlichſten und wiede
holten Betheuerung, wie ſie die von ihm erlaſſenen meckle
burgiſchen Kirchenordnungen vom Jahre 1552 ab enthalte
es wolle ſeine Herrſchaft die Kirchengüter, ſo viel ihr
wären, für Kirchen und Schulen verwenden, nur einen Th
der eingezogenen Güter für kirchliche Zwecke angewieſen habe

1) Mecklenburger Kirchenordnung. Bl. 133b, 134b.
2) Schirrmacher I, 332.

„Es ruhte auf allen eingezogenen Gütern", ſagt ſeinerſeits Schnell (176), „das fürſtliche Verſprechen und die Verpflichtung, ſie nur zum Nutzen der Kirche zu verwenden. Es erledigt ſich hiermit der oft gehörte und geltend gemachte Vorwurf, als ob die Fürſten und Stände in der Reformation Kirchengüter der Kirche entzogen und reiche Erbſchaft an ſich geriſſen hätten".

Der betreffende Vorwurf würde ſich allerdings von ſelbſt erledigen, wenn — Verſprechen und Halten nicht zweierlei wären.

Wie leicht insbeſondere Johann Albrecht über Verſprechen ſich hinwegſetzte, beweiſt deſſen Verhalten gegen ſeine katholiſch geſinnte Mutter Anna von Brandenburg. Im Jahre 1549 war durch Vermittlung des Kurfürſten Joachim II. von Brandenburg ein Vertrag zu Stande gekommen, nach welchem die verwittwete Herzogin die zwei Aemter Lübz und Kirwitz Zeit ihres Lebens beſitzen und nach ihrem Gefallen regieren ſollte. Der Religion halber ſollte ſie „unbetrübt und ungehindert bleiben" und dieſelbe „nach Ordnung der kaiſerlichen Majeſtät, der Reichsabſchiede und ſonſt nach ihrem beſten Rath und Verſtande, wie ſie es vor Gott und jedermann zu verantworten verhofft, halten", auch allein Macht haben, in ihren Aemtern vacante geiſtliche Lehen zu beſetzen. Zehn Jahre ſpäter ließ Johann Albrecht, während einer Abweſenheit der Herzogin, in den zwei Aemtern die „Abgötterei abthun und Mönche und Pfaffen hinwegſchaffen". „Der Schritt des Herzogs war freilich gewaltthätig", bemerkt hiezu der proteſtantiſche Forſcher Liſch.[1]) So hielt Johann Albrecht vertragsmäßige Verſprechen! Und wie iſt denn Herzog Ulrich ſeinem eidlichen Verſprechen, im Stifte Schwerin den katholiſchen Gottesdienſt aufrecht zu erhalten, treu geblieben? Und was beſonders die Verwendung der Kirchengüter betrifft, wurde ihm nicht von

1) Liſch, Jahrbücher XXII, 24 ff.

ſeinem eigenen Bruder, der ſelber Kirchen und Klöſter beraubte, „um Sold für die Reiter zu ſchaffen“, vorgeworfen, daß er die Einkünfte der Schweriner Domkirche zu weltlichen Zwecken mißbrauche?

Unter ſolchen Umſtänden ſollte man ſich nicht ſo laut auf „fürſtliche Verſprechen“ berufen.

Daß die in der Kirchenordnung übernommene Verpflichtung, die eingezogenen geiſtlichen Güter nur zum Nutzen der Kirche zu verwenden, nicht eingehalten und daß nur ein geringer Theil der kirchlichen Einkünfte zu kirchlichen Zwecken verwendet worden ſei, wurde im 16. Jahrhundert in Mecklenburg allgemein anerkannt, ſowohl von dem Volke und den Predigern, als von den Landſtänden und den Fürſten ſelbſt.

Als im Jahre 1568 die Kirchenviſitatoren den Verſuch machten, die Privatleute, welche ſich des Kirchenguts bemächtigt hatten, zur Wiederauslieferung desſelben zu bewegen, wurden ſie häufig an die Landesfürſten verwieſen, welche noch weit größere Präbenden und Kirchengüter an ſich geriſſen hätten; die Viſitatoren ſollten nur dieſe erſt wieder fordern und zurückbringen, dann wollten ſie auch wohl mit ſich handeln laſſen![1])

Im Jahre 1572 richtete der Superintendent von Güſtrow, Conrad Becker, ein Bittgeſuch an die Fürſten, um ſie zu erſuchen, die Prediger nicht zu den Steuern heranzuziehen: er berief ſich darin nicht bloß auf die „gar alten Privilegien, wie ſolche in göttlichem und geiſtlichem Recht beſtätigt“, ſondern auch auf den Umſtand, „daß die Stifte und Klöſter, davon den armen Predigern hätte ſollen Zulage geſchehen, nun hinweg ſind“.[2])

Wie die Prediger klagten, daß die Kloſtergüter „hinweg“, d. h. der Kirche entriſſen ſeien, ſo klagten auch die Adeligen

1) Boll, Geſchichte Mecklenburgs I, 208.

2) Schirrmacher II, 293.

über die Einziehung der Kirchengüter. Im Jahre 1563 richteten ſie an die Herzoge die Bitte, daß einige Stifte zum Beſten des Adels wieder hergeſtellt werden; „denn nun müßten ſie ihre Kinder in die Fremde auf die Fleiſchbank ſchicken; kämen ſie wieder nach Hauſe, ſo müßten ſie Hungers ſterben, weil alle geiſtlichen Güter und Commenden, wovon ſonſt der Dürftige unter dem Adel gelebt, nun eingezogen wären." [1])

Sie wollten alſo, daß die eingezogenen Stifte wieder als Verſorgungsanſtalten ihrer nachgeborenen Söhne eingerichtet würden. Andererſeits ſprach der Roſtocker Profeſſor David **Chyträus** den Wunſch aus, Stifte und Klöſter ſollten nicht eingezogen, ſondern in entſprechender Weiſe zum Nutzen der Kirche reformirt werden. Bitter klagte er, daß ſo manche Fürſten die Stifte und Klöſter an ſich reißen oder an ihre Höflinge verſchenken, ſtatt dieſelben in den Dienſt der Kirche zu ſtellen.[2]) Zwar nennt er die Mecklenburger Fürſten nicht mit Namen; daß er ſie aber mit andern bei ſeinen Klagen im Auge hatte, kann keinem Zweifel unterliegen. Denn Johann Albrecht und Ulrich hatten ja die Stifte und Klöſter nicht reformirt, ſondern einfach eingezogen und mit den fürſtlichen Kammergütern vereinigt, ſo

1) Franck X, 128.

2) **Chytraeus**, Prooemium Metropolis. 1582. D 3a. Die Stifte waren wohl in Verfall gerathen, „nec vero propterea in universum delenda et extirpanda sunt et ab harpiis aulicis diripienda et devoranda, quod summo cum gemitu et dolore omnium piorum a multis nostra aetate factum videmus; sed emendatis et sublatis abusibus ad primam institutionem et usum ecclesiae Christi utilitati servientem, quantum omnino fieri potest, revocari debebant". Vgl. E 3a: „Id exemplum reformationis utinam principes quidam imitari mallent, quam praetextu Evangelii episcopatus suarum ditionum et collegiorum ac coenobiorum reditus ad se rapere vel aulicis harpiis diripiendos concedere".

daß ſie ſelbſt die Theilnahme derſelben an der Landeshil
verweigerten

Am 24. März 1568 ließen ſie auf dem Landtag z
Güſtrow den Ständen erklären, daß die Klöſter und Stif
zu Kammergütern gemacht und daher von der Leiſtung d
Landeshilfe befreit wären.[1] Die Forderung, daß die ei
gezogenen Stifte und Klöſter ſteuerfrei bleiben ſollten, wollt
jedoch die Stände nicht anerkennen;[2] ſie weigerten ſich au
zur ſelben Zeit, die landesherrlichen Schulden zu übe
nehmen,[3] da „durch die Einnahme der geiſtlichen Güt
das Haus Mecklenburg an Einkommen merklich geſteige
worden". Dieſen Ablehnungsgrund ſuchte der herzoglic
Kanzler Huſan mit folgender Bemerkung zu entkräfte
„Ihrer Fürſtlichen Gnaden Vorfahren hätten die geiſtlich
Güter auch gehabt und J. F. G. müßten davon jährl
32,000 Gulden zu frommen Zwecken liefern".[4] Hiern
ward von dem Vertreter der Herzoge ausdrücklich anerkan
daß ſie nur einen Theil der eingezogenen Güter zu fromm
Zwecken verwendeten.

Demnach ſind den „kirchenräuberiſchen Adeligen u
Städten", deren „Habſucht an die Ferſen der neuen Le
ſich heftete",[5] auch die Mecklenburger Fürſten beizuzähl

Im Jahre 1554 hatte Herzog Ulrich, der damals n

---

1) Spalding, Mecklenburger öffentliche Landesverhandlun
Roſtock 1792. I, 29.

2) Doch bezeugen auch die Stände, daß die Kirchengüter zu Kamm
gütern gemacht worden wären. Im Jahre 1572 hielten ſie
Fürſten vor, daß dieſe die Stifte und Klöſter „für ſich
haben", daß ſie dieſelben „gänzlich für ihre fürſtlichen Kamm
güter eingezogen haben". Schröder III, 112, 129.

3) Damals beliefen ſich die fürſtlichen Schulden auf mehr
500,000 Gulden. Vgl. Schirrmacher I, 356.

4) Liſch, Jahrbücher VIII, 95.

5) So Schnell 126.

ſeinem Bruder Johann Albrecht zerfallen war, gegen eine neue Steuerforderung geltend gemacht: Von den Unterthanen ſeien bereits vielfältige Steuern zur Abtragung der väterlichen Schulden gewährt worden; ſein Bruder habe auch ſo viel Kleinodien aus Klöſtern und Stiften an ſich gebracht und daraus Geld münzen laſſen, daß er ſie damit hätte abtragen können.[1]) Allein trotz der ihm zugefallenen reichen Beute befanden ſich die Finanzen des Herzogs Johann Albrecht ſtets in großer Bedrängniß, beſonders da zu den väterlichen Schulden noch die großen Ausgaben für den koſtſpieligen Krieg vom Jahre 1552 gekommen waren. Um die ſchwere Schuldenlaſt zu tilgen, mußte ſich der Landtag zu verſchiedenen „in Mecklenburg zuvor unbekannten Steuern" entſchließen.[2]) Dies war um ſo bedenklicher, als im Laufe des 16. Jahrhunderts die Verarmung des Landes fortwährend zugenommen hatte. Am Ausgange des „Reformationszeitalters" bot denn auch Mecklenburg ſowohl in religiös-ſittlicher als in volkswirthſchaftlicher Hinſicht ein überaus trübes Bild dar.

Dr. N. Paulus.

(Schlußartikel folgt.)

1) Schirrmacher I, 255.
2) Schröder II, 113.

LV.

Henryk Sienkiewicz.

(Schluß.)

Im Romane „Ohne Dogma“ verſpricht einmal Sny tinski Leon ſeinem Freunde, er wolle ihn mit verſchieden Menſchen aus dem Mittelſtande bekannt machen, die wed an überfeinerter Cultur, noch an Dilettantismus oder U wiſſenheit kranken, er wolle ihn mit Menſchen zuſamme bringen, „die ſtramm arbeiten und genau wiſſen, was wollen“. Ziemlich dasſelbe thut Sienkiewicz im Roman, d ein ergänzendes Gegenſtück zur Schilderung des zerbrechliche unbrauchbaren, kranken Decadenten ſchafft, in „Famil Polaniecki“, worin der geſunde, kräftige Theil d arbeitenden Bürgerſtandes zu ſeinem Rechte kommt. Deutſchland hatte einſt Julian Schmidt die Parole au gegeben: „Der Roman ſoll das Volk da ſuchen, wo es ſeiner Tüchtigkeit zu finden iſt: nämlich bei der Arbeit Guſtav Freytag hielt ſich an dieſes Wort und ſchrieb ſe „Soll und Haben“. Wie Freytag weiß auch Sienkiew den ſchlichten alltäglichen Ereigniſſen des ſtädtiſchen Familie lebens die ihnen innewohnende Poeſie zu entlocken. D alltägliche Wirklichkeit mit ihrer Liebe und ihrem Haß, n ihren mannigfaltigen Beſtrebungen und Zufällen wird b in einem breiten Bilde entfaltet. Die Ariſtokraten werd nicht ausgeſchloſſen, aber die tüchtige, brave Gediegenh

der mittleren Stände iſt es, welche die Sympathie des Dichters genießt.

Stanislaus Polaniecki's Erlebniſſe bilden den Faden, an dem ſich die zahlreichen Bilder polniſchen Geſellſchaftslebens abwickeln. Mit den Geſchicken Polaniecki's ſind nämlich auch die Freuden und Leiden eines zahlreichen Verwandten- und Freundeskreiſes verknüpft und innerhalb dieſes Rahmens läßt der Dichter das moderne Thun und Laſſen in behaglicher epiſcher Breite unſerem Blicke vorüberziehen. Seine Phantaſie zeigt da wieder ihren ganzen Reichthum. Denn nicht bloß das gewöhnliche Romanthema von Liebe und Heirath kommt zur poetiſchen Durchführung, auch Mutterſorgen und kaufmänniſches Geſchäftsgetriebe, guter und ſchlimmer Wetteifer, Kampf und Streit der Männerwelt, das Schalten und Walten der Frauen, ſowie die „ſchönen Feſte des Nichtsthuns“ der glücklichen Reichen finden ihre Stelle. Krankheit, Trauer und Thorheiten, Klatſchſucht und Bosheit, goldechte Treue, daneben leichtſinniger Betrug und Verrath: mit einem Worte, das ganze bunte Getriebe der „beſſeren“ Geſellſchaft der polniſchen Großſtadt thut ſich auf. Der Menge der Motive entſpricht eine große Zahl geſchickt und ſcharf gezeichneter Charaktere, in deren Schickſalen ſich jene zahlreichen Motive anſchaulich verkörpern. Da zieht uns vor allem Polaniecki an, der energiſche, arbeitſame, ideen- und projektenreiche Vertreter des Unternehmerthums, deſſen Charakter ſich in großen Stürmen und Prüfungen und durch die echte Liebe zu einem edlen Weibe zu ruhiger ſicherer Männlichkeit entwickelt. Andere treffliche Charakterköpfe ſind der Advokat Maszko, ein egoiſtiſcher Rechner und nüchterner Geſchäftsmenſch, der immer mehr zum ſpekulirenden Abenteurer wird, der alte polniſche Edelmann Plawicki, ein eitler Schwächling voll Standesdünkel, im übrigen ein harmloſer Geck und poſirender Schauſpieler, dann der moderne Cyniker, Kunſtſchwärmer und clownhafte Sonderling Bukacki, der wunderliche religiöſe Schwärmer Waskowski. An Goethes

Taſſo erinnert in manchen Zügen der ſchönheitſelige, nervö[illegible] Poet Zawilowski, deſſen Gegenbild der ſchöne, wohlfriſi[illegible] Hohlkopf Kopowski darſtellt. Wenn wir noch des Mal[illegible] und Frauenkenners Swirski gedenken, des ſchlauen ironiſch[illegible] Betrachters des modernen Lebens und ſeiner conventionelle[illegible] Lügen, ſo iſt die Reihe der intereſſanten Männergeſtalt[illegible] noch nicht einmal erſchöpft. Ihnen ſtellt ſich eine Gru[illegible] trefflich gezeichneter Frauen an die Seite. Wir freuen u[illegible] an den ideal edlen Bildern einer Marynia und Emilie ſo[illegible] an dem lieblichen Kinde Littka, das ſich wie Goethes Migno[illegible] in hoffnungsloſer Sehnſucht verzehrt und wie ein flüchtig[illegible] Sonnenglanz in wehmüthiger Schönheit entſchwindet. Den dunklen Hintergrund für dieſe engelgleichen Frauen bilden Erſcheinungen wie die Damen Osnowski und Bronicz.

Hie und da begegnen wir einem poeſievollen Landſchafts- bilde, das der Dichter glücklich in die Erzählung einfügt, wenn auch die Natur in dieſem Buche im allgemeinen weniger beachtet wird, als in anderen Werken des Autors. Schau- platz der Handlung ſind zum großen Theil Warſchau und die polniſchen Landgüter. Andere Scenen ſpielen jedoch auch in Reichenhall, in Venedig und Rom. Indem wir nur nebenbei erwähnen, daß die Compoſition auch hier wie in den übrigen Romanen durch Contraſtſcenen und Contraſt- figuren ſich wirkſam belebt, ſei dagegen mit Nachdruck auf den Optimismus der Geſammtauffaſſung hingewieſen, der ſo wohlthuend berührt, wenn wir aus der Atmoſphäre peſſi- miſtiſcher Krankheitsgeſchichten kommen. Es iſt dieß ein ſchöner Glaube an das Edle im Menſchen, der bei Sien- kiewicz im letzten Grunde chriſtlicher Ueberzeugung und dem Vertrauen auf die noch immer lebendig wirkenden Ideal des Chriſtenthums entſpringt. Beſonders am Schluſſe de[illegible] Werkes tritt der Contraſt zwiſchen der hohlen „Lebenslüge" auf welche die meiſten chriſtusfremden Menſchen unſere Geſellſchaft ihr Daſein gründen, und der geſunden, dauernde Glück gewährenden Lebenswahrheit deutlich und ergreifen[illegible]

heraus. Ich kann allerdings die Bemerkung nicht unterdrücken, daß in der Charakterwandlung Polaniecki's die religiöſe Frage nach meinem Gefühl deutlicher gelöſt werden ſollte. Verſchiedene Male wird die Erwartung erweckt, daß das religiöſe Moment für den Helden wichtig werden könnte, und am Schluſſe entſchlüpft uns das ganze Motiv. Ebenſo wäre ein raſcheres Fortſchreiten des Conflikts nach der Mitte des Romans ein Vortheil für das Buch. Die leichte, vornehme und kühle Erzählungsweiſe, die wir in „Ohne Dogma" kennen lernten, beherrſcht auch dieſes Werk.

Nachdem ſich Sienkiewicz ſo in zwei umfangreichen Werken mit dem Leben der Gegenwart auseinandergeſetzt hatte, betrat er wieder jenes Gebiet, auf dem er ſeine erſten Lorbern geerntet, das des hiſtoriſchen Romans, um hier neue und rauſchendere Triumphe zu erleben. 1895 erſchien „Quo vadis", der Roman, welcher jetzt einen Weltruf genießt und faſt in alle Culturſprachen überſetzt iſt. Er gehört, wie man aus einer Statiſtik des „Litterariſchen Echo" erſieht, auch zu den meiſtgeleſenen Büchern. Die gewaltige Dichtung iſt ein Werk, das einen hohen und ſtrengen Maßſtab der Kritik verträgt, und wir gehen gewiß nicht irre, wenn wir es den bedeutendſten Erſcheinungen der letzten Zeit beizählen. Es iſt bekannt, wie viele Dichter es bereits unternahmen, die neroniſche Zeit dichteriſch zu bewältigen. „Quo vadis" führt uns gleichfalls in das Rom Neros, und ohne falſche Phraſeologie wird man zugeben müſſen, daß ſich dieſes Buch neben ſeinen Vorgängern nicht bloß ſehen laſſen darf, ſondern daß es dieſelben in mancher Hinſicht alle zuſammen übertrifft. Der Roman hat ſeine eigenen Vorzüge. Während z. B. W. Walloth in den Erzählungen aus der römiſchen Kaiſerzeit ſeine ganze feine Kunſt darauf verwendet, complicirte morbide Seelen der Verfallsepoche bis in ihre letzten Winkel zu entſchleiern und alle ihre Regungen mit ſorgſamer, feinfühliger Feder zu zeichnen,

treten im Buche des polniſchen Dichters mehr die wel bewegenden Mächte jener Uebergangszeit ins Spiel. Au dieſe concentrirt ſich unſere Aufmerkſamkeit nachhaltiger al auf die Einzelerſcheinungen. Die gewaltigen Maſſenſcene tragen es auch hier über die Individualitäten davon, w in den erſten großen hiſtoriſchen Romanen. Die beide ringenden Mächte der neroniſchen Zeit ſind natürlich de wankende Koloß der römiſchen Heidenwelt mit ihren wüſte Greueln und wahnſinnigen Orgien, mit dem feinen ep curäiſchen Luxus und einer erſchreckenden ſittlichen Ve rottung, deren lebendigen Typus Nero und ſeine ihm ebe bürtige Höflingsſchaar vortrefflich repräſentirt, und das Gege bild dieſer ſinkenden Welt, das Chriſtenthum mit ſein heroiſchen jugendlichen Kraft und Begeiſterung, voll wunde ſamen Ernſtes und zugleich voll friedlicher ſonniger Heiterkei Wir fühlen die große Befreiung der damaligen Menſchhe aus den dumpfen Kerkern geiſtigen Elends mit. Die meiſte haft componirten großen Bilder des römiſchen Straßenleben Neros Palaſtfeſt, beſonders der furchtbare Brand Ro und die Cirkusfeſte auf der einen Seite, auf der ander die nächtlichen Chriſtenverſammlungen in den öden Arenari der Campagna, wo der hl. Petrus predigt, dann die furch baren Kerker- und Todesſcenen erfaſſen den Leſer mit ein Gegenwart und Anſchaulichkeit, daß er wie ein Mitlebend mit den Menſchen jener tieferregten Zeit hofft und bang

Es braucht bei einem Dichter wie Sienkiewicz wohl kau ausdrücklich erwähnt zu werden, daß dieſe farbenprächtig Bilder aus dem Rom der Cäſaren nicht bloß in die E zählung eingeſchoben ſind, um dem Leſer culturhiſtoriſ Belehrung zu bieten, ſondern ſie ſind immer enge mit d fortſchreitenden Handlung verknüpft und haben dieſe zu e läutern und zu begründen. Im Aufbau wie in der Dur führung des Einzelnen dieſer gewaltigen Schilderungen, der Verkettung der Ereigniſſe, die eine Welt voll Leben u Bewegung uns zeigen, leiſtet dieſe Erzählungskunſt Staunen

werthes. Hernach erſt intereſſiren uns die einzelnen Menſchen, die als typiſche Vertreter der Anſchauungen jener Zeit aus den Maſſen heraustreten. Es ſoll damit aber noch nicht geſagt ſein, daß die Kunſt der Charakteriſtik in „Quo vadis“ etwa gering zu achten ſei. Im Gegentheil, gar mancher brave Romanſchreiber könnte noch mit den Nebenfiguren dieſes Buches Staat machen. Die Geſtalt Neros iſt von einer großartigen Wirkung und Petronius von einer Lebendigkeit, die ſelbſt dem literariſchen Feinſchmecker behagen muß. Chilon, Tigellinus, Poppäa und andere aus Neros Geſellſchaft verdienen unſer Intereſſe. Desgleichen übertrifft die Darſtellung der inneren Umwandlung des Vinicius, der unter hartem Kampfe der chriſtlichen Wahrheit theilhaft wird, die Kunſt gar mancher vielgeleſener Autoren. Und wer die Schwierigkeiten bedenkt, die ſich der Ausführung einer Figur wie der des hl. Petrus entgegenſtellen, wird auch hier dem Dichter ſeine Achtung nicht verſagen, ſelbſt wenn ihn nicht alles an dieſer Romangeſtalt befriedigt. Außerdem bewegt ſich noch ein Heer von Nebenfiguren durch den Roman, die alle wieder ihre Erlebniſſe haben und in das Bild des Ganzen eingeordnet ſind. Wenn der Leſer darauf achtet, welch verſchlungenes Gewebe von Ereigniſſen der Dichter zum geſchloſſenen Ganzen ordnet, ſo wird er ebenſo oft über den unerſchöpflichen Reichthum dieſer Phantaſie wie über die künſtleriſche Sicherheit erſtaunen. Es ließen ſich Abhandlungen ſchreiben über die Technik dieſes Romanes, über die Art, wie der Erzähler die Phantaſie des Leſers Schritt für Schritt vorwärts leitet, wie er die Koloſſalſcenen (Brand Roms) in Theile zerlegt und mit einem leichten, wie zufälligen Rückblick wieder zum Ganzen zuſammenfaßt, wie der Dichter durch Winke am rechten Orte Kommendes ahnen läßt und motivirt, oder wie er die großen Licht- und Schattenmaſſen zu wirkſamem Contraſt gegeneinanderſetzt. Sogar kleine, ſymboliſtiſch gemeinte Lichteffekte fehlen nicht ganz, und die epigrammatiſch zugeſpitzten Kapitelſchlüſſe zeigen, wie Sienkiewicz von guten

Dramatikern auch für den Roman zu lernen weiß. Schade, daß der Schluß des Romanes nur ſo loſe angehängt wurde.

Dieſe verſchiedenen Andeutungen über die Kunſt, die in „Quo vadis" liegt, mögen zeigen, daß es ſich hier nicht um eine ausgeſchüttete Fülle römiſcher Alterthümer handelt, um eine culturgeſchichtliche Abhandlung in Romanform, ſondern daß es dem Autor um die Erfüllung künſtleriſcher Forderungen zu thun war. Obwohl der Dichter Seelenregungen, Begierden und Beſtrebungen ohne Zahl und zugleich eine Menge Einzelheiten des äußeren Lebens beim Studium der römiſchen Kaiſerzeit erlauſchte, ſo werden ſich trotzdem wenige Stellen im Buche finden, wo der Archäologe den Dichter ſchädigte.

Eines ſei dieſer Charakteriſtik noch nachdrücklich beigefügt: das Gemälde der neroniſchen Zeit iſt kein Buch für Kinder und unreife Leute, wiewohl Sienkiewicz die Symptome der niedergehenden antiken Cultur viel zurückhaltender behandelt, als andere Schilderer dieſer Zeiten. Auch die anderen Werke unſeres Autors verlangen meiſt ernſte und denkende Leſer, andere würden weder zur Kunſt noch zum reichen Inhalt derſelben die richtige Stellung gewinnen. Wer mit ſeiner Phantaſie nicht am Einzelnen haftet, ſondern die Dichtung als Ganzes erfaßt, wird unſchwer den hohen Ernſt eines Buches wie „Quo vadis" empfinden.

Nachdem ſich einmal Sienkiewicz gerade durch ſeine hiſtoriſchen Romane großes literariſches Anſehen erworben hat, iſt es nur begreiflich, daß man in Polen wie auswärts einem neuen Werke dieſer Art mit Spannung entgegenſieht. So ſtehen augenblicklich die „Kreuzritter" im Mittelpunkte literariſcher Discuſſion. Sie erſchienen ſchon von 1897 an in einer Warſchauer Wochenſchrift und Ende 1900 in Buchform. Heute gibt es bereits 2 deutſche Ueberſetzungen.

Den hiſtoriſchen Hintergrund der Dichtung bilden die erbitterten und blutigen Kämpfe des deutſchen Ordens mit den Polen um 1400. Seit 1225 hatte ſich dieſer Ritter-

orden in Preußen feſtgeſetzt und Schritt für Schritt ſich immer neue Landſtriche gewonnen. Burgen und Städte erhoben ſich auf ſeinem Gebiete und unter harten, wechſelvollen Kämpfen wurden chriſtliche Religion und Cultur unter die wilden Stämme jener Lande gebracht. Nachdem ſich das Kriegsglück endgiltig für die deutſchen Ritter entſchieden, entwickelte ſich im fernen Oſten Deutſchlands ein mächtiger, kühn organiſirter Ordensſtaat, ein Staat „betender Ritter und kämpfender Mönche“, wie wir ihn kaum je in der Weltgeſchichte wieder finden. Freilich gegen Ende des 14. Jahrhunderts begann auch ſchon der Niedergang dieſer geiſtlich-weltlichen Macht. Vor allem ſchwand jene innere Lebenskraft, die der Orden bisher aus ſeiner ſtrengen Disciplin und aus ſeinem idealen Opfermuthe geſchöpft hatte, ſichtlich dahin. Die erſte böſe Frucht dieſes inneren Siechthums war die furchtbare Niederlage des Ordens in der Schlacht bei Tannenberg 1410.

Dieſes Ereigniß bildet den Schluß und Höhepunkt des Romanes „Die Kreuzritter“. Von den erſten Kapiteln an ſchwebt eine umheimliche Spannung über beiden Gegnern und langſam, aber unaufhaltbar ſieht man das Verhängniß dem Ordensſtaate näher ſchreiten. In verſchiedenen Scenen wird uns die innere Morſchheit dieſer äußerlich noch glänzenden Macht enthüllt. Es berichtet uns auch, wie erwähnt, die Geſchichte von einer Abnahme der inneren Lebenskraft, während gleichzeitig Polen unter Wladislaw Jagiello kräftig aufwärts ſtrebte. Bei Sienkiewicz, der ſonſt keineswegs als Deutſchenhaſſer auftritt, ſcheint hier allerdings die nationalpolniſche Auffaſſung die Schatten im Bilde der deutſchen Ritter ſtärker als nöthig ins Dunkle getrieben zu haben. Liſt, Betrug, Heuchelei, Meuchelmord, Frauenraub und Frauenmord, Ueppigkeit und Grauſamkeit, mit einem Worte, ein Uebermaß von Schlechtigkeit herrſcht unter den Ordensrittern. Während ſelbſt einem polniſchen Schurken der Eid noch heilig iſt, iſt der Eidbruch für einen Kreuzritter eine

ſelbſtverſtändliche Sache. Auf deutſcher Seite nur ſelten e kleiner Lichtſchimmer, auf polniſcher Seite dagegen ſo u endlich viel Licht und Herrlichkeit, daß ich manchmal ſch an den Contraſt der römiſchen Teufel und altgermaniſch Engel in den Romanen unſeres Profeſſors Felix Da denken mußte.

Seien wir indeß ob dieſer patriotiſchen Stimmung d Polen, die uns in den „Kreuzrittern" hie und da unbehagl wird, nicht blind und ungerecht gegen die künſtleriſchen Vo züge des Romans. In das Milieu der ſpätmittelalterlich Zeit, die mit ihren Gefahren und Grauſamkeiten, mit ihr Farbenfreude, mit ihrem Aberglauben und ihrer religiöſ Begeiſterung unſere Phantaſie ganz ſeltſam in ihren Ba zieht, verſetzt der Erzähler die abenteuerlichen Erlebni ſeines Helden Sbisko. Ein Mann zwiſchen zwei Frau iſt das Hauptmotiv. Wir begleiten den Helden auf ſei Fahrt zum Krakauer Königshof, auf gefährlichen Jagd in den Krieg, auf Abenteuern im Feindesland. Wir nehm Theil an ſeiner hellen Liebesfreude und an ſeiner düſte Verzweiflung. Neben der Hauptperſon ſehen wir wie eine ſtattliche Zahl von Nebenperſonen mit ihren mann fachen Erlebniſſen. Hier wie in anderen Fällen ſind Charaktere der Nebenfiguren zum guten Theil intereſſan als der etwas muſterknabenhafte Hauptheld. Sbisko's e Braut Danuſcha iſt ein ähnlich liebliches ätheriſches Weſ wie Litka in „Familie Polaniecki". Auch Danuſcha iſt zart und mimoſenhaft für dieſes rauhe Erdenland. Ur prächtiger, friſcher und lebenglühender iſt die zweite Gelie und ſpätere wackere Ehegeſpouſin des Helden, die Amaz Jagienka gerathen. Jurand, die ſchreckliche Geißel der Kre ritter, iſt jener überlebensgroße, gewaltige Held, dem ſchon in früheren Romanen unſeres Autors begegnen. Sbisk biederer Oheim Macko, ſein treuer Knappe Hlawa, ein v dächtiger wandernder Reliquienhändler gehören zu den we gelungenen, markanten Charaktertypen dieſer Dichtung.

wird bei der Darſtellung von meiſt primitiv empfindenden Menſchen natürlich wenig pſychologiſch gegrübelt. Schwertſchlag und Lanzenſtoß, höchſtens wenige ſchlichte Worte verrathen uns das Innere dieſer Naturmenſchen. Umſo reifer entfaltet ſich wiederum die unermüdliche Fabulierluſt unſeres Dichters und ſeine Freude an farbenprächtigen, anſchaulichen Maſſenbildern. Die Scenen in Krakau, die Jagdſchilderungen, die Darſtellung der ordensritterlichen Macht und Pracht in Marienburg und vor allem das gewaltige Schlachtbild am Schluſſe zeigen, daß der Schilderer des neroniſchen Roms noch auf ſeiner früheren Höhe ſteht. Das dramatiſch Bewegte und Pathetiſche iſt noch immer ſeine Stärke, wie die feſſelnden Jurandſcenen beweiſen, während uns die Vermählung und der Tod Danuſcha's durch eine ſchlichte reine poetiſche Stimmung entzücken. Auch die leichtbewegliche Phantaſie, mit welcher ſich Sienkiewicz in den vergangenen Zeiten gleichſam heimiſch macht, iſt ihm treu geblieben, und ſo gelingt es ihm denn auch, den Leſer mit leichter Hand in jene Zeiten und Verhältniſſe einzuführen, ohne einen beſonderen gelehrten hiſtoriſchen Aufwand zu machen. Denn ſo unerſchöpflich die Phantaſie dieſes Erzählers ſich im Erfinden neuer Möglichkeiten bethätigt, ſo unermüdlich iſt ſeine artiſtiſche Gewandtheit in der Darſtellung.[1]) — —

Die großen hiſtoriſchen Romane Sienkiewiczs, die wir beſprachen, ſind wohl im Stande, uns eine beſſere Meinung von dieſem Zweige der Erzählungskunſt beizubringen, als die naturaliſtiſchen Kunſtrichter der letzten Zeit wollten, welche den hiſtoriſchen Roman meiſt kurzweg verwarfen. Die alten

1) Bei Niederſchrift dieſer Zeilen geht die Nachricht durch die Zeitungen, daß Sienkiewicz bereits wieder an einem hiſtoriſchen Roman arbeite, deſſen Mittelpunkt König Johann Sobieski bilden ſoll. Die Nachrichten von den hohen Summen, welche engliſche und amerikaniſche Verleger ſchon für das Ueberſetzungsrecht bezahlen, ſind wohl geeignet, für das kommende Werk Stimmung zu machen.

Zuſtände, Anſchauungen und Empfindungsweiſen lägen ſo ferne von uns ab — ſagen ſie — daß ſie der moderne Dichter unmöglich richtig ſehen und ergreifen könne. Die culturhiſtoriſchen Excurſe, welche zum Verſtändniß nothwendig werden und welche der Dichter als unliebſame Unterbrechung zwiſchen die lebendige Handlung einſchalten muß, ſeien nur dazu angethan, das Kunſtwerk zu ſchädigen. Dieſe Einwände treffen jedoch nur jene hiſtoriſchen Romane, in denen eine „ſpannende" Geſchichte dazu dient, culturhiſtoriſche Belehrungen zu verzuckern und bequeme Menſchen anzulocken, denen auch ſchon ein populär wiſſenſchaftliches, culturhiſtoriſches Buch zu große Anſtrengung verurſacht. Solche Lehrbücher in Romanform ſind ſehr nützlich, vielleicht unentbehrlich, allein ſie ſind darum noch keine Kunſtwerke. Wenn dagegen ein wirklich berufener Dichter einen Stoff aus vergangener Zeit poetiſch belebt oder — was dasſelbe iſt — eine dichteriſch empfundene und geſtaltete Handlung in altes Coſtüm kleidet, wenn es ſeiner lebendigen Intuition gelingt, mit den Geſtalten ferner Jahrhunderte förmlich eins zu werden, dann iſt ſein Kunſtwerk um gar nichts geringwerthiger, als wenn er den Stoff der nächſten Gegenwart entnommen hätte. Es hat daher gar keinen Sinn, einem Dichter bei ſeiner Stoffwahl zeitliche Grenzen ſetzen zu wollen. C. F. Meyers hiſtoriſche Novellen ſind doch ſo gut dichteriſche Kunſtwerke, als etwa die Novellen Paul Heyſes, die in einem modernen Kurorte ſpielen. Und gerade an der Kunſt Sienkiewiczs kann man auch vortrefflich erfahren, wie eine kräftige Dichternatur mit hiſtoriſchen Neigungen in fernen fremdartigen Zeiten wie zu Hauſe ſein und von den längſt entſchwundenen Menſchen und Geſinnungen unbefangen-anſchaulich erzählen kann, ſo daß nichts von gelehrtem Rohſtoff innerhalb des Romanes übrig bleibt.

Der hiſtoriſche Roman ſcheint nach der bisherigen Entwicklung des Dichters zu ſchließen, Sienkiewiczs beſondere Stärke zu ſein, obſchon ihm andere Gebiete, wie unſere Aus-

Digitized by Google

führungen zeigten, auch gar nicht fremd ſind. Man nannte doch „Ohne Dogma“ den beſten pſychologiſchen Roman der polniſchen Literatur und dieſem Werke tritt das breite zeitgenöſſiſche Geſellſchaftsbild „Familie Polaniecki“ nicht unebenbürtig zur Seite. Und wenn wir uns noch der Erſtlings- und kleineren Werke erinnern, in denen verſchiedene Probleme kühn angefaßt werden, ſo müſſen wir billig ſtaunen über die geiſtige Beweglichkeit dieſes Erzählers, über ſeine Vielſeitigkeit in Stoffwahl und Darſtellungsweiſe. Stets hat er die richtigen ſtiliſtiſchen Mittel zur Hand, ob er farbenprächtige Bilder der Außenwelt entwirft, ob er geheime ſeeliſche Regungen verfolgt. Er zeigt ſich bald ernſt und pathetiſch, bald leicht humoriſtiſch, bald ſcharf ironiſch. Vieles Lob erntete Sienkiewicz für ſeine fein gezeichneten Frauencharaktere und man tadelt dabei höchſtens, daß er nie „über das Mittelmaß hinausgehe“ und nicht ähnliche wirre, kranke Geſchöpfe auf den polniſchen Schlöſſern aufſuche, wie ſie Ibſen auf die Bühne ſtellt. Vielleicht ſchickt ſich eben eines nicht für alle. Und wenn es einem Dichter gelingt, das edle reine Gemüth von „alltäglichen“ Frauen mit echter Poeſie zu verklären, ſo ſcheint mir dies um ſo verdienſtlicher, je öfter dies ſchwächeren Talenten mißlingt, die in ihren Romanen wohl ſteife, pſeudo-idealiſtiſche Tugendpuppen, aber nicht lebendige Menſchen zu bilden im Stande ſind. Unſer Romandichter zeichnet ſich in ſeinen reifen Werken durch einen ruhigen objektiven Blick für Menſchen und Dinge aus. Das ſtark demokratiſche Feuer ſeiner Jugenderzählungen verglühte zwar bald, aber der ſpätere Dichter wird darum kein einſeitiger, exclusiver Ariſtokrat. Seine Sympathien gehören ſtets dem Geſunden, Tüchtigen, Lebensfähigen, mag er es auf dem Adelshofe, im Bürgerhauſe oder in der armen Bauernhütte finden. Sienkiewicz liebt eine objektive leidenſchaftsloſe Darſtellung der Geſinnungen und Menſchen. Es begegnen bei ihm keine auffallenden religiöſen und moraliſchen Erbauungsreden, wohl aber ernſte, echt religiöſe Menſchen. Daher erſcheint

er den einen zu wenig religiös und andere ärgern ſich über den „muffigen Duft“ ſeiner Frömmelei. Die erſten verlangen zu viel von einer Dichtung, die letzteren können es überhaupt nicht vertragen, daß ein Dichter unſerer Tage einen religiöſen Charakter ernſt behandelt und nicht ironiſch karikirt. Die vollendete Form, die Gewandtheit in der Erzählungstechnik, die Sienkiewicz von ſeinen einheimiſchen und fremden Vorgängern überkam, verleiten ihn manchmal, ſich allzu ſorglos der Schablone zu überlaſſen. Es ereignet ſich aber ſelten. Für gewöhnlich entſpricht der vollendeten Darſtellung auch ein bedeutender Inhalt.

Polen darf ſtolz ſein auf ſeinen berühmten und immer noch ſchaffensfrohen Jubilar. Das 19. Jahrhundert hat dem Lande auf politiſchem Gebiete nichts als Unglück gebracht, es brachte ihm aber daneben als Troſt eine blühende Poeſie, in welcher die Erinnerungen an die ruhmreiche Vergangenheit, die Schmerzen über die Leiden des Vaterlandes, die Liebe zur Heimat und die Zukunftshoffnungen einen ſchönheitverklärten Ausdruck fanden. Dieſer kräftige vaterländiſche Geiſt beherrſcht am Anfange des Jahrhunderts die Poeſien des größten polniſchen Dichters Adam Mickiewicz, der nämliche Geiſt lebt am Schluſſe des Jahrhunderts noch in den Werken des größten polniſchen Erzählers Henryk Sienkiewicz.

Graz. Dr. Johann Ranftl.

LVI.

Bibelſtudien in Mainz.

Die Geſchichte der mittelalterlichen Exegeſe iſt in der neueren katholiſchen Literatur recht ſtiefmütterlich behandelt worden. Für die patriſtiſche Zeit beſitzen wir eine ſtattliche Reihe von hiſtoriſch-exegetiſchen Arbeiten und von Monographien, in welchen auch die exegetiſche Methode der Väter und Exegeten zur Erörterung gelangt. An ſolchen Vorarbeiten fehlt es für das Mittelalter noch allzuſehr. Man begnügt ſich im Allgemeinen mit der traditionell gewordenen Anſchauung, daß das frühere Mittelalter in der Exegeſe lediglich die dicta patrum wiederholte, und das ſpätere daneben noch ſcholaſtiſche Diſtinctionen zur Anwendung brachte. Schanz weist aber (Kirchenlexikon IV², 1114) ſchon mit Recht darauf hin, daß die Exegeſe im 14. und 15. Jahrhundert doch nicht unerhebliche Fortſchritte gemacht habe. Es wird indeſſen noch Vieles in Einzelforſchungen geleiſtet werden müſſen, ehe eine gründliche und umfaſſende Geſchichte der Exegeſe im Mittelalter geſchrieben werden kann. Das eine darf aber jetzt ſchon als feſtgeſtellt betrachtet werden: das Bibelſtudium wurde im Mittelalter mit größtem Eifer betrieben, ja mit relativ größerem wie heute. Das bezeugen ſchon die zahlreichen Commentare, welche in Drucken vorliegen; hunderte von Bänden bibliſcher Commentare aber ſchlummern noch ungedruckt in den handſchriftlichen Schätzen der Bibliotheken. Das bekundet der Studiengang auf den

Univerſitäten, nach welchem der Erklärung der hl. Schrift viel Zeit gewidmet wurde. Endlich bezeugen das die mittelalterlichen Predigten. Ob ſie Homilien oder thematiſche Predigten waren, in allen bekundet ſich eine Beleſenheit in der heiligen Schrift und eine Gewandtheit in deren Gebrauche, die man jedem heutigen Prediger nur wünſchen kann. Es wäre darum eine dankenswerthe Aufgabe für einen jungen Theologen, die Grundſätze und die Methode der mittelalterlichen Exegeſe in der Literatur, auf dem Lehrſtuhl und auf der Kanzel darzuſtellen. Hoffentlich findet ſich auch ein ſolcher für dieſe freilich ſchwierige und mühſame Arbeit. Die theologiſchen Fakultäten ſollten bei der Ausſchreibung von Preisaufgaben die Geſchichte der mittelalterlichen Exegeſe mehr berückſichtigen und auch die Görres-Geſellſchaft und die Leo-Geſellſchaft könnten etwas nach dieſer Richtung hin thun. Denn die Erforſchung und Darſtellung der Geſchichte der mittelalterlichen Exegeſe hat eine unſchätzbare apologetiſche Bedeutung und wird überzeugend darlegen, wie unbegründet und lächerlich der Vorwurf iſt, daß die Bibel vor Luther ‚unter der Bank gelegen‘ habe.

Für Mainz entkräftigt dieſen Vorwurf der hochverdiente Erforſcher Mainz'ſcher Geſchichte und Literatur Franz Falk in ſeinem neueſten Buche über Mainzer Bibelſtudien[1]) vollſtändig. Er zeigt, wie ſeit den Tagen des hl. Bonifatius in Mainz die hl. Schrift nicht nur in Ehren gehalten, ſondern auch ſtudirt, und wie nach Erfindung des Buchdrucks von Mainz aus die hl. Schrift in lateiniſcher und deutſcher Sprache verbreitet wurde. Vom Codex Fuldensis bis zur 42zeiligen lateiniſchen Bibel Gutenbergs — wie viele tauſend Hände haben ſich in dem Abſchreiben der

1) Bibelſtudien, Bibelhandſchriften und Bibeldrucke in Mainz vom achten Jahrhundert bis zur Gegenwart von Profeſſor Dr. Franz Falk, Archivar des Bisthums Mainz. Mit Abbildungen. Mainz 1901. F. Kirchheim. 8°. VIII u. 336 S. (Preis 4,50.)

Bibel ermüdet! Falk hat mit der ihm eigenen Forſcherliebe und ſeinem Finderglück eine lange Reihe von Bibelhandſchriften und Bibelcommentaren gefunden, die ihren Urſprung in Mainz haben. Und das war nicht leicht. Denn die reichen Schätze der Mainzer Bibliotheken, der Dombibliothek, der Bibliotheken der Stifte St. Alban, St. Stephan, St. Victor und der anderen zahlreicher Klöſter ſind in den Wirren des dreißigjährigen Krieges und der franzöſiſchen Revolution in alle Welt zerſtreut worden. Was ſich in der Mainzer Stadtbibliothek erhalten hat, iſt ein winziger Theil der Bücherſchätze, welche Mainz vor der ſogen. Reformation barg. Wie Falk in ſeinem Buche über die Mainzer Dombibliothek die verſprengten Schätze derſelben nachweist, ſo führt er hier auf, was die Biſchöfe, das Domkapitel, die Klöſter und die ſeit 1477 beſtehende Univerſität für die Bibel und deren Erklärung geleiſtet haben.

In dem zweitem Buche liefert Falk einen ſehr dankenswerthen, vieles Neue bietenden literarhiſtoriſchen Ueberblick über die Leiſtungen der Mainzer auf dem Gebiete der Exegeſe ſeit 1450. Zunächſt behandelt er die lateiniſchen Bibeldrucke, deren 3, wenn nicht 4, bis 1472 aus Mainz hervorgingen. Im 16. Jahrhundert beſchenkte Mainz das katholiſch gebliebene Deutſchland mit der Dietenberger'ſchen Bibelüberſetzung (1534), dem Erasmus'ſchen neuen Teſtamente und verſchiedenen exegetiſchen Arbeiten und Hilfsmitteln. Auf der Mainzer Domkanzel legten Nauſea und Johann Wild (Ferus) die hl. Schrift im katholiſchen Sinne aus. Auch im 17. Jahrhunderte behauptete Mainz ſeine hervorragende Bedeutung für die Bibelſtudien. Die katholiſche Mainziſche Bibel, welche auf Veranlaſſung des Erbiſchofs Johann Philipp Grafen Schönborn 1662 gedruckt und unzählige Male neu aufgelegt wurde, eroberte den katholiſchen Leſerkreis Deutſchlands und iſt erſt durch die Allioli'ſche Ueberſetzung verdrängt worden. An der Mainzer Hochſchule docirten hervorragende Exegeten aus dem Jeſuitenorden,

Digitized by Google

darunter der literariſch ſehr fruchtbare Nikolaus Serarius. Auch im 18. Jahrhundert ſtellte die Geſellſchaft Jeſu der Mainzer Hochſchule angeſehene Exegeten, von welchen Goldmann ſich bleibende Verdienſte um die exegetiſche Einleitungswiſſenſchaft erwarb. Dieſen exegetiſchen Ruhm konnte aber die nach der Aufhebung des Ordens im Sinne der damaligen Aufklärerei reconſtruirte theologiſche Fakultät nicht behaupten. Johann Caspar Müller docirte an der Hochſchule und auf der Kanzel des Domes, die zu dieſem Zwecke mit einem Stuhle verſehen werden mußte, Exegeſe nach der neuen Richtung, und der Kapuziner und Illuminat Norbert Nimis verbreitete Schriftkenntniß im aufkläreriſchen Sinne. Am bekannteſten iſt von den letzten Theologen der Mainzer Univerſität Iſenbiehl durch ſeine Auslegung von Js. 7, 14 (‚Ecce virgo concipiet') geworden. Ehe noch dieſe Neologen in Mainz docirten, waren zwei treffliche Bibelwerke gedruckt worden, in Mainz die Bibel von 1705, welche ſich durch gute Sprache auszeichnet, und in Frankfurt a/M. die Prachtbibel des Erzbiſchofs Philipp Carl Grafen Eltz mit den trefflichen Kupferſtichen Merians (1740).

Der neueren Zeit widmet Falk auch einige Blätter. Im Verhältniſſe zu den ſonſtigen Leiſtungen des Mainzer Seminars ſind deſſen exegetiſche Arbeiten minder bedeutend. In jüngſter Zeit wird aber auch auf dieſem Gebiete in Mainz tüchtig gearbeitet. Man darf auch nicht außer Betracht laſſen, daß Mainzer Lehrer in hervorragender Weiſe an den im ‚Katholik' publicirten Arbeiten betheiligt waren und noch ſind.

Dieſe wenigen Notizen und der kurze Ueberblick mögen genügen, um auf den reichen Inhalt des Falk'ſchen Buches aufmerkſam zu machen, welches der Exeget, der Hiſtoriker und der Bibliophile mit großem Nutzen leſen wird.

Gmunden. Adolph Franz.

LVII.

Schweizerbrief.

(Volksſchule und Bundesſubvention. Civilgeſetzbuch. Organiſation der ſchweizeriſchen Katholiken.)

Den 5. Oktober 1901.

Es ſind vor allem drei wichtige Fragen, welche gegenwärtig die Schweizer Katholiken beſchäftigen. Die erſte betrifft die Unterſtützung der Volksſchule durch den Bund. In katholiſchen und gläubig proteſtantiſchen Kreiſen herrſcht großes Mißtrauen gegen dieſe Unterſtützung. Schon im Jahre 1882 wurde der erſte Verſuch einer ſolchen Einmiſchung des Bundes nach dem Plan des nun verſtorbenen Bundesraths Schenk von der großen Mehrheit des Schweizervolkes zurückgewieſen. Seither tauchte das Begehren der eidgenöſſiſchen Schulſubvention immer wieder auf.

Im Juni l. Js. legte Bundesrath Rüchet einen Entwurf vor. Art. 1 beſtimmt, daß der Bund den Kantonen Subventionen bewilligt, um ſie in ihrer Aufgabe, für einen genügenden Primarſchulunterricht beſorgt zu ſein, zu unterſtützen. Art. 2 beſagt, die Bundesunterſtützungen dürfen nur für die ſtaatliche Volksſchule verwendet werden. Art. 3. Die Bundesunterſtützungen dürfen keine Verminderung der ordentlichen Ausgaben der Kantone, wie ſie in den letzten fünf Jahren im Durchſchnitt beſtanden, zur Folge haben. Art. 4. Als Grundlage für die Beſtimmung des jedem Kanton zukommenden Antheils dient die Kopfzahl der Wohnbevölkerung gemäß der letzten Volkszählung; dieſe Unterſtützung wird berechnet zu 60 cts. auf den Kopf der Bevölkerung. Art. 5. Organiſation

und Leitung der Primarſchulen verbleiben den Kantonen. Es ſteht jedem Kanton frei, die Bundesunterſtützung zu verlangen oder auf ſie zu verzichten. Art. 6. Der Kanton, welcher auf die Unterſtützung Anſpruch erhebt, hat dem Bundesrath zur Prüfung und Genehmigung einen Verwendungsplan zu unterbreiten. Art. 7. Der Bundesrath wird die nöthigen Vollziehungsbeſtimmungen erlaſſen. Art. 8. Nach Ablauf der erſtmaligen fünfjährigen Periode hat die Bundesverſammlung das Recht, die Höhe des Betrages der ordentlichen Unterſtützung neu zu beſtimmen. Art. 9. Referendumsvorbehalt.

Es läßt ſich nicht läugnen, daß der gegenwärtige Entwurf zu einer Vorlage betreffend Subventionirung der Volksſchule mehr Vertrauen einflößt als der frühere. Gleichwohl ſtehen auch ihm noch ſchwere Bedenken entgegen. Eine erſte Frage iſt: Hat der Bund die Mittel zur Finanzirung der Vorlage (2¼ Millionen Franken), und wenn er ſie nicht hat, woher nimmt er ſie? Daß er dieſe Mittel zur Zeit nicht beſitzt, zeigen die eidgenöſſiſchen Rechnungen. Sodann kann die vorliegende Motion gar nicht erheblich erklärt werden *ohne Partialreviſion der Bundesverfaſſung*. Der Bund beſitzt zwar eine ſehr ausgedehnte, aber keine primäre Souveränität, d. h. die Ausſchlag gebende Hoheit des *Bundes* tritt *nicht* von vornherein überall da ein, wo die Verfaſſung über einen Punkt *ſchweigt*, ſondern die *Kantone* regieren überall da, wo die Verfaſſung nicht dem Bunde das ausdrückliche Recht hiezu verleiht. (Art. 3 der Bundesverfaſſung lautet: „Die Kantone . . . üben als ſolche alle Rechte aus, welche nicht der Bundesgewalt übertragen ſind".) Der Bund hat gemäß Art. 42 der Bundesverfaſſung beſtimmt umſchriebene Einnahmequellen, und er darf dieſe nur verwenden zur Erfüllung ſeiner verfaſſungsgemäßen Staatsaufgaben. Jeder Budgetpoſten muß auf einem Geſetz und jedes Geſetz auf verfaſſungsgemäßen Unterlagen ruhen. Sonſt haben wir mittels des Budgets und der Nachtragscredite die Allgewalt der Bundesverſammlung. Im Art. 27 der Bundesverfaſſung iſt ausdrücklich geſagt, daß die *Kantone*, alſo nicht der Bund, für *genügenden* Primarunterricht zu ſorgen haben. Der Bund beſitzt auf dem Gebiete des Schulweſens nur vier erſchöpfend aufgezählte Einzelbefugniſſe

Die Bundesverſammlung war als eidgenöſſiſcher Verfaſſungsrath gemäß den gedruckten Protokollen ſich bewußt, daß die finanzielle Unterſtützung der Volksſchule durch den Bund verfaſſungsgemäß ſpeziell geſchaffen werden müßte. Bundesrath Schenk ſtellte im Dezember 1877 einen bezüglichen Antrag. Dieſer Antrag wurde vom Nationalrath mit großem Mehr abgelehnt und im Ständerath wurde er nicht mehr aufgenommen. Wenn die Bundesbehörden das Bundesgeld beliebig verwenden und für alle beliebigen Zwecke Ausgaben dekretiren können, ſo haben wir die abſolute Souveränität des Parlamentes. Die Subventionirung der Volksſchule iſt alſo nur möglich durch eine Partialreviſion der Bundesverfaſſung. Und ſie darf drittens nur geſchehen unter voller verfaſſungsmäßiger Wahrung der Kantonalſouveränität. Nur dann werden die Katholiken und die conſervativen Proteſtanten dafür zu haben ſein. Warum ſollte man die Sache nicht ſo normiren können, daß von den Einnahmen des Bundes jährlich eine gewiſſe Quote den Kantonen als Eigenthum zugeſichert wird, etwa ein Franken per Kopf der Bevölkerung, unter dem Vorbehalt, daß dieſe Einnahmen ohne Minderung der bisherigen Leiſtungen für die Volksſchule verwendet werden müſſen? Wenn man wirklich nichts anderes bezweckt, als der Schule und dem Lehrperſonal zu helfen, dann kann man auf dieſem Boden helfen. Das nicht näher ausgeführte eidgenöſſiſche Aufſichtsrecht betreffend Verwendung der Bundesgelder führt zu jährlichen Berichten und Begehren und früher oder ſpäter zur Einmiſchung bezüglich der Lehrmittel und der Lehrkräfte. Dann verlieren die Kantone auf dem Gebiete der Schule allmählig ihre Hoheitsrechte, und damit das letzte geſetzgeberiſche Bollwerk. Wir erhalten dann einen kleinen Einheitsſtaat an der Stelle eines durch individuellen Reichthum ſtarken Bundesſtaates.

Der zweite Gegenſtand iſt die Schaffung eines neuen Civilgeſetzbuches. Die ſchweizeriſche reformirte Prediger-geſellſchaft und der ſchweizeriſche Katholikenverein haben in Sachen der Ehe eine Eingabe an das eidgenöſſiſche Juſtiz- und Polizeidepartement gemacht. Es wurden darin verſchiedene Begehren betreffend das perſönliche Eherecht und die außereheliche Vaterſchaft geſtellt und zwar theils von beiden Initiativkommiſſionen,

theils vom Katholikenverein allein. Was die Eheſchließun angeht, ſtellen beide Inſtanzen den gemeinſamen Antrag, da Alter für die Ehemündigkeit ſolle für männliche Perſonen au 20 Jahre und für weibliche auf 18 Jahre erhöht werde wobei aber der Katholikenverein, geſtützt auf das Kirchenre ſowohl wie im Intereſſe der Sittlichkeit, dieſe Forderung nic als ausnahmsloſe Regel anerkennen will. Betreffend Ehebru als Ehehinderniß ſtellen Predigergeſellſchaft ſowohl als Katho likenverein den Antrag, der Art. 119 möge einen Zuſatz e halten, dahingehend: „Die Eheſchließung iſt verboten zwiſch einem wegen Ehebruch geſchiedenen Ehegatten und ſeinem Mi ſchuldigen, wenn im Scheidungsurtheile dieſer Ehebruch a Scheidungsgrund bezeichnet und der, mit welchem der Ehebru ſtattgefunden hat, mit Namen als Mitſchuldiger genannt iſt Damit ſoll dem haarſträubenden Zuſtande ein Ende gema werden, wobei der Ehebruch als Mittel zur Scheidung dien um die gewünſchte Andere heirathen zu können. In Bezug a die Eheſcheidung gehen beide Theile einig darin, daß die b ſtehende eidgenöſſiſche Ehegeſetzgebung die Eheſcheidung viel leicht genommen habe, und daß die letztere zu erſchweren Auch darin ſind ſie einig, daß in den Fällen, in denen Ehegatten nicht mehr mit einander auskommen, der Richter vor nur auf Trennung von Tiſch und Bett erkennen ſoll. Betreffe den unheilvollen Art. 164 d. h. Eheſcheidung wegen ſog Zerrüttung der ehelichen Verhältniſſe, beantragen die Katholi richtigerweiſe zunächſt Streichung des ganzen Artikels; ſol das nicht belieben, vereinigen ſie ſich mit den Anträgen Predigergeſellſchaft, wonach „eine ſolche Scheidung von Aufſtellung weiterer ſpezieller Thatbeſtände abhängig zu mac ſei". Beim Abſchnitt „Trennung von Tiſch und Bett" lau der gemeinſame Vorſchlag: „Auf Scheidung darf nur erka werden, wenn der Zweck der Ehe völlig vereitelt und keine Ausſicht auf Wiedervereinigung der Eheleute vorhanden gleichviel ob ein Ehegatte oder beide die Scheidung verlange In Bezug auf Warteſriſten wird folgender Antrag geſte „Wird die Ehe geſchieden, ſo hat der Richter dem oder ſchuldigen Ehegatten die Eingehung einer neuen Ehe für

Warteſriſt von wenigſtens einem bis höchſtens zwei Jahren zu unterſagen.“

Was das Kapitel „außereheliche Vaterſchaft“ anbetrifft, wird vorgeſchlagen: „Der Vater hat wenigſtens bis zum 16. Lebensjahre die vollen Koſten für des Kindes leiblichen Lebensbedarf, Erziehungskoſten und Berufsbildung zu tragen. Der Betrag dieſes Unterhaltungsgeldes iſt nach den Verhältniſſen der Mutter zu beſtimmen; in Berückſichtigung der Vermögensverhältniſſe und der Anwartſchaften des Beklagten kann das Gericht auch höhere Beträge auferlegen. Der Beklagte iſt vor der Mutter und den mütterlichen Verwandten zum Unterhalte des Kindes verpflichtet“. In Abſ. 2 iſt beizufügen: „Wenn das Kind nach erreichter Mündigkeit wegen körperlicher oder geiſtiger Gebrechen fortdauernd außer Stande iſt, ſich ſelbſt zu erhalten, läuft die Unterhaltungspflicht bis zur Beendigung dieſes Zuſtandes weiter.“ Was die Anſprüche der Mutter betrifft, wird verlangt: „Schadloshaltung für die Mutter und zwar Erſatz der Geburtskoſten und der Koſten des vollen Unterhaltes der Mutter während mindeſtens je vier Wochen vor und nach der Geburt des Kindes.“ Als weiterer Abſatz wird verlangt: „Ein Verzicht auf den Unterhaltsanſpruch für die Zukunft iſt nichtig. Eine Vereinbarung zwiſchen dem Vater einerſeits und der Mutter, dem Kind oder dem geſetzlichen Vertreter der beiden anderſeits, über den Unterhalt für die Zukunft oder über eine an Stelle des Unterhaltes zu gewährende Abfindung kann vom Klagberechtigten als unverbindlich behandelt werden, wenn ſie nicht in jeder Beziehung die obervormundſchaftliche Genehmigung erhalten hat.“

Mit dieſen Forderungen ſtellt ſich die Eingabe an die Seite jener Frauenbewegung, die von den Berner Frauen ausgegangen iſt und an deren Spitze die erſten Frauen aller Confeſſionen der Schweiz ſtehen. Die Anträge verfechten Angelpunkte in der modernen Frauenbewegung überhaupt, welche mit Ueberreſten einer gewiſſen ſclaviſchen Stellung des Weibes aufräumen will.

Sehr zu wünſchen wäre — und das wird auch in der Eingabe der Katholiken betont —, daß die bürgerliche und die kirchliche Eheſchließung wohl auseinander gehalten und zum

Schluſſe des Eherechtes eine Beſtimmung aufgenommen werde, ähnlich wie § 1588 B. G. B.: „Die kirchlichen Verpflichtungen in Anſehung der Ehe werden durch die Vorſchriften dieſes Abſchnittes nicht berührt."

Endlich ſteht gegenwärtig die Organiſation der ſchweizeriſchen Katholiken im Vordergrunde. Der „Piusverein", gegründet am 21. Juli 1857 in Beckenried, gab ſich neue Statuten und den Namen „Schweizeriſcher Katholikenverein". Früher mehr mit den Werken der Charitas ſich befaſſend, will der neue Verein alle katholiſchen Intereſſen und Beſtrebungen in unſerem Vaterlande in den Kreis ſeiner Thätigkeit einbeziehen; am 1. Sept. 1899 wurde ein eigener Geſchäftsführer gewählt, der für die äußere Ausbreitung und innere Bethätigung des Vereins zu wirken hat. Gegenwärtig zählt der „Schweizeriſche Katholikenverein" 31,000 Mitglieder, und es ſteht zu hoffen, daß die Zahl ſich noch bedeutend vermehre. Vor allem wäre zu wünſchen, daß der neben dem „Katholikenverein" beſtehende „Katholiſche Männer- und Arbeiterverein" mit dem erſteren zu einem großen, ſtarken Verbande könnte vereinigt werden. „L'unité fait la force". Das wiſſen die gegneriſchen Vereine. Darum haben ſoeben die Socialdemokraten und Grütlianer, die bis jetzt getrennt marſchirten, ſich zu einem Verein zuſammengethan. Sollte das wirklich bei den Katholiken nicht auch möglich ſein?

Auch die verſchiedenen Veranſtaltungen zum Schutze der Mädchen haben nun einen großen Verein gegründet unter dem Namen: „Internationaler katholiſcher Mädchenſchutzverein". Am 2. und 3. Oktober l. Js. fand unter dem Ehrenpräſidium von Biſchof Haas in Luzern die Generalverſammlung ſtatt mit ſehr zeitgemäßen Verhandlungen über Bahnhofmiſſion, Gründung von Heimen, Arbeiterinenpatronat, Affichen in den Eiſenbahnwagen ꝛc. Für die Zwecke des Mädchenſchutzvereins erſchien eben ein Büchlein „Reiſeführer für Mädchen" von dem rühmlich bekannten Volksſchriftſteller Wetzel (Dorn, Ravensburg). Die Jünglinge und Geſellen ſind ebenfalls in Diöceſan- und Centralverbänden organiſirt. Immer enger ſchließen ſich die Katholiken aneinander, je mehr die

Kirche bekämpft wird. Die Graßmannbroſchüre hat gewiß unter den jungen Leuten, die ſie maſſenhaft kauften, viel Unheil geſtiftet. Die Broſchüren eines altkatholiſchen Pfarrers Dr. Weiß und des altkatholiſchen Biſchofs Dr. Herzog gegen die göttliche Einſetzung der Beicht haben vielleicht manchen ohnehin ſchwachen und wenig unterrichteten Katholiken noch mehr im Glauben geſchwächt. Aber die herrlichen Vertheidigungsſchriften, insbeſondere von Biſchof Dr. Auguſtinus Egger von St. Gallen, erfüllten die Katholiken mit neuer Begeiſterung für die hl. Kirche. Proteſtverſammlungen wurden abgehalten, Sympathieadreſſen an den Biſchof geſandt. Der St. Galliſche Katholikentag in Goſſau, am Pfingſtmontag, war bis jetzt der beſuchteſte. Und die Verſammlung des Katholikenvereins in Beckenried, am 23. und 24. September, zeigte eine außerordentliche Theilnahme und Begeiſterung der Katholiken. Altkatholiken und Proteſtanten arbeiten in brüderlicher Eintracht gegen die Katholiken. Je mehr der Proteſtantismus an innerem Gehalt verliert, deſto mehr iſt er beſorgt, ſeine Leute durch den Kampf gegen die katholiſche Kirche zuſammenzuhalten.

Mit anerkennenswerther Offenheit ſtellte der proteſtantiſche Prediger Altwegg in Sitterdorf bei Anlaß der Verſammlung des „Religiös-liberalen Vereines des Kantons St. Gallen" in Sennwald, vom 29. September l. Js., die drei grundlegenden Sätze auf: „Euer Chriſtus iſt nicht der Gottesſohn, ruft man von vielen Seiten der Reform entgegen. Allerdings, es iſt wahr, er iſt in unſerer Auffaſſung nicht der Gottesſohn im übernatürlichen Sinn; Chriſtus iſt uns Menſch, nicht allgegenwärtiger, allwiſſender, allmächtiger Gott! Und er iſt auch nicht der Erlöſer, heißt es wiederum. Warum ſoll er es nicht ſein? Wie niemand vor und niemand nach ihm hat er der Menſchheit gezeigt, daß Gott der Allgütige und Allerbarmer iſt: das iſt unſere Ueberzeugung, unſer Glaube. Von dieſem Standpunkte aus müſſen wir proteſtiren dagegen, daß die Erlöſung immer noch identiſch ſein ſoll mit all den dogmatiſchen Blut- und Sühnetheorien. Aber ihr glaubt auch nicht an den auferſtandenen Chriſtus, ſo heißt es endlich noch. Es iſt wahr, ſagen wir wiederum, wir haben die perſönliche Auferſtehung nicht nöthig als Erweis ſeines göttlichen Weſens und Wirkens".

Das iſt klar genug Da bleibt vom Chriſtenthum nicht mehr viel übrig. Dafür donnerte Pfarrer Schelling bei der „Evangeliſchen Synode des Kantons St Gallen“, am 17. Juni l. Js., in ſeiner Predigt gegen die katholiſche Kirche. „Ein ganz ähnliches Bild“, ſagte er, „wie das Judenthum zur Zeit des Paulus, bietet uns der Katholicismus in ſeiner heutigen Geſtalt, in welcher er — noch mehr als in den Tagen der Reformation — eine arge Trübung des evangeliſchen Chriſtenthums darſtellt . . . *Der alt' böſe Feind* (das Papſtthum), von dem ſchon unſer Luther geſungen, iſt noch immer auf dem Plan; er ſteht uns noch immer unbezwungen gegenüber und nicht minder als in den Tagen der Reformation gilt heute von ihm das Wort: Groß Macht und viel Liſt ſein grauſam Rüſtzeug iſt, auf Erd' iſt nicht ſeinesgleichen . . . Weil es ſo ſteht, ſo ſei es ferne von uns, dem gegenwärtigen Ringen nach Freiheit (in der katholiſchen Kirche) thatlos zuzuſchauen und mit verſchränkten Armen abzuwarten, wie weit die Tapferen, die dem Wahlſpruch ‚Los von Rom‘ zu folgen gewillt ſind, an ihrem Orte es bringen mögen. Nein! da ſind auch *wir zum Mitkämpfen berufen. Da iſt auch uns ein heiliger Kampf verordnet* ꝛc.“

Sammlungen für die Los von Rom=Bewegung ſind deßhalb überall im Gange. Aber all' dieſe Dinge können nur dazu dienen, auch die läſſigſten Katholiken aus dem Schlafe aufzuwecken, ſie zu ſtärken und zu einen, ſo daß auch die Katholiken der letzten Berggemeinde zu einem Vereine ſich organiſiren und dem großen Verbande „Katholikenverein“ ſich aggregiren. L'unité fait la force!

LVIII.

Der Scheidungsproceß in Oeſterreich mit ſpecieller Berückſichtigung Böhmens.

Aus Oeſterreich, anfangs Oktober.

Seit dem Jahre 1867 iſt das Reich der Habsburger in zwei ſelbſtändige Staatsweſen geſchieden, in das Königreich Ungarn und in ein Staatsgebilde, das officiell unter dem Titel: „Die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder“ figurirt, gewöhnlich aber mit dem Namen Cisleithanien bezeichnet wird. Zum Königreich Ungarn gehört aber nicht bloß das eigentliche Ungarnland, ſondern auch das Großfürſtenthum Siebenbürgen und die „Königreiche“ Croatien und Slavonien, Länder, welche einmal zum Machtbereich der St. Stephanskrone zählten und deßhalb von den Ungarn als ihr „Eigenthum“ reklamirt wurden. Das heutige Königreich Ungarn umfaßt mehr als die Hälfte des Flächenraumes des Kaiſerſtaates, 325,324 Q. Klm., aber nur eine Bevölkerung von etwas über 19 Millionen Individuen. Cisleithanien dagegen hat auf ſeinen 300,013 Q. Klm. über 26 Millionen Einwohner, ungerechnet die Bevölkerungsziffer von Bosnien und Herzegowina, die, weil immer noch Occupationsgebiete, ſtaatsrechtlich noch nicht der Krone der Habsburger zugeſchrieben werden können. Zu Cisleithanien gehören 2 Königreiche (Böhmen und Galizien), 1 Erzherzogthum (Nieder- und Oberöſterreich), 5 Herzogthümer

Digitized by Google

(Schleſien, Steiermark, Kärnthen, Krain, Salzburg), 2 Grafſchaften (Mähren und Tirol) und noch einige andere „Länder“. Dieſes Staats- oder Staatengebilde iſt einzig in ſeiner Art. Acht verſchiedene Nationalitäten wohnen in demſelben; es hat ſein eigenes „Reichs“-Miniſterium und ſeinen eigenen „Reichs“-Rath, in welchem die 8 Nationalitäten mit ihren 8 verſchiedenen Sprachen gemeinſamen Rath pflegen ſollen.

Dieſe merkwürdige Staatsconſtruktion haben wir zwei Deutſchen zu verdanken, Bismarck und Beuſt. Der Preuße Bismarck mit ſeiner Blut- und Eiſenpolitik hat uns aus Deutſchland hinausgeworfen und Bande zerriſſen, an denen eine tauſendjährige Geſchichte gewoben hatte; und der Sachſe Beuſt hat das Zerreißen fortgeſetzt, indem er das „frei-gewordene“ Oeſterreich in zwei Theile zerſchlug.

Kurz bevor wir mit Beuſt beglückt wurden, hatten wir unſeren Belcredi. Das war ein öſterreichiſcher Staatsmann, wie Oeſterreich ihn braucht. Er kannte die Geſchichte ſeines Vaterlandes, kannte deſſen eigenthümliche Verhältniſſe und Bedürfniſſe. Er wollte auch die Monarchie reconſtruiren, aber in anderer Weiſe, als Beuſt nach ihm that. Sein Plan war: Erhaltung des Einheitsſtaates, aber auf einer ſolchen Grundlage, daß die einzelnen Länder und Nationen Spielraum genug hätten, ſich in ihrer Eigenart zu entwickeln und zu entfalten; an eine Sonderſtellung Ungarns dachte er nicht. Doch hatte er keine Zeit, ſeinen Plan zu verwirklichen. Es kam das unglückliche Kriegsjahr 66. Belcredi mußte gehen, Beuſt trat an ſeine Stelle. Dieſer rieth dem Kaiſer, die Ungarn durch Gewährung der vollen ſtaatlichen Autonomie zufrieden zu ſtellen und ſich zum Könige von Ungarn krönen zu laſſen. Das letztere geſchah am 6. Mai 1867. Jetzt waren freilich die Ungarn zufrieden, aber auch der Sieg der Revolution entſchieden. Was die immer zur Rebellion geneigten calviniſchen Magyaren in 1848 nicht erreichen konnten, das warf ihnen Beuſt in den Schooß. Seitdem iſt unſer theures

Oeſterreich auf einem falſchen Geleiſe, auf dem, menſchlichem Ermeſſen nach, ſchwere Kataſtrophen kaum ausbleiben werden.

Ob Beuſt ſich deſſen bewußt war, mag dahin geſtellt bleiben. Sicher ſchwebte ihm der Gedanke vor, Neuöſterreich auf die Magyaren und die Deutſchen zu ſtützen. Für die Magyaren ſchuf er darum das Königreich Ungarn und für die Deutſchen Cisleithanien. Die Magyaren kamen auch wirklich ans Ziel. Ihre Herrſchaft in Ungarn iſt jetzt eine vollſtändige. Regierung und Reichstag dienen ausſchließlich ihren Zwecken. Schon die Verſchiebungen der Bevölkerungsziffer der in Ungarn wohnenden Nationalitäten ſind nicht ohne Intereſſe. Während bei Beginn des 19. Jahrhunderts im Umfange des heutigen Königreiches Ungarn das magyariſche Element nur 36% der Bevölkerung ausmachte, gegenüber 34% Slaven, 16,2% Rumänen und 13% Deutſchen, haben heute die Slaven nur noch 27,7%, die Rumänen 14,5%, die Deutſchen 11,6%, die Magyaren dagegen ſind auf 44,8% geſtiegen (ca. 8,600,000). Das 1883 erlaſſene Schulgeſetz, das für alle Staats-, Gemeinde- und Privat-Mittelſchulen (Gymnaſien) das Magyariſche als Unterrichtsſprache vorſchreibt, mußte natürlich der Magyariſirung aller Länder der St. Stephanskrone einen neuen Impuls geben.

Eine ähnliche Herrſchaft, wie den Magyaren in Ungarn zugefallen iſt, ſollten nach den Abſichten Beuſt's die Deutſchen in Cisleithanien haben. Das neue „Reichs"-Miniſterium wurde ihnen ausgeliefert, die Wahlordnung für den neuen „Reichs"-Rath für ſie ſo zugeſchnitten, daß ſie die Majorität in dem neuen Parlamente erhalten mußten. Alles ſchien auf's beſte eingeleitet zur Aufrichtung der deutſchen Vorherrſchaft in Cisleithanien. Aber es kam anders. Und daran waren die Deutſchen ſelbſt ſchuld. Folgend ihren joſephiniſch-kirchenfeindlichen Inſtinkten glaubten ſie ihre Herrſchaft nicht beſſer ſichern zu können, als dadurch, daß ſie über das Concordat herfielen, den Juden und Logenbrüdern zu lieb interconfeſſionelle Geſetze votirten, Schule

und Kirche auseinander riſſen und andere Heldenthaten moderner Cultur verübten.

Damit aber haben ſie dem tief eingewurzelten conſervativen Sinne des öſterreichiſchen Volkes ſchwere Wunden geſchlagen. Die ihrer Kirche noch treu ergebenen deutſchen Bevölkerungsſchichten in den Alpenländern fühlten ſich tief verletzt. Mit Widerwillen und Abſcheu ſahen ſie auf das culturkämpferiſche Treiben ihrer deutſchen „Mitbrüder", und kündigten ihnen die Gefolgſchaft. Dagegen den ſlaviſchen Parteien, denen nichts ferner lag, als Culturkampftreiberei nach preußiſchem Muſter, traten ſie freundlich gegenüber. Wenn deßhalb die aus den Alpenländern ſtammenden Deutſch-conſervativen auf dem Gebiete der Politik mit den Slaven Fühlung ſuchten und im Parlamente vielfach mit ihnen cooperirten, ſo haben die Deutſchliberalen am wenigſten das Recht, ſie darob zu verketzern und ſie des Verrathes am Deutſchthum zu bezichtigen. Hätten die Liberalen ihre nichtsnutzige brutale Kirchenſtürmerei gelaſſen, hätte die innerösterreichiſche Politik ſehr wahrſcheinlich einen anderen Gang genommen. Jedenfalls ſtänden wir heute nicht vor einem arbeitsunfähigen Parlamente und vor dem Kriege Aller gegen Alle.

Aber auch abgeſehen von den Fehlern der Deutſchliberalen war die Aufrichtung der deutſchen Vorherrſchaft in Cisleithanien und die Ausgeſtaltung dieſes Staatsgebildes zu einem Einheitsſtaate nach ungariſchem Vorbilde ſo wie ſo ein unmögliches Ding. Daß die nichtdeutſchen Elemente Cisleithaniens das ihnen zugedachte deutſche Joch ruhig hinnehmen werden, war um ſo weniger zu erwarten, als ſie mit ihrer Bevölkerungsziffer den Deutſchen weit voraus ſind. Im Jahre 1800 hatten innerhalb der Grenzen des heutigen Cisleithaniens die Deutſchen noch 39 % der Geſammtbevölkerung, gegenüber 57 % Slaven, 3 % Italiener und 1 % Rumänen; heute haben ſie nurmehr noch 36,2 %, während die Slaven insgeſammt auf

1 % *geſtiegen ſind*[1]) — den 9,500,000 Deutſchen
ehen jetzt 15,750,000 Slaven gegenüber. Dieſe Slaven-
acht in einen deutſch-öſterreichiſchen Einheitsſtaat zwängen
ollen, iſt Widerſinn. Wenn Beuſt das nicht einſah, ſo iſt
as ein Zeichen, daß er Land und Leute von Oeſterreich
icht kannte; und wenn die Deutſchliberalen glaubten, ihren
Einheitsſtaat mit Gewaltmitteln und gar mit freimaureriſchen
Kulturkampfgeſetzen aufrichten und aufrecht erhalten zu können,
o werden ſie jetzt wohl von dieſem Wahne geheilt ſein.
*Die deutſchliberale Politik hat in Oeſterreich
gründlich Fiasko gemacht.*

Wie ſtolz waren ſie nicht, die Deutſchliberalen, auf ihr nterconfeſſionelles Schulgeſetz! Heute noch iſt es ihnen ein „Juwel“ in der öſterreichiſchen Geſetzgebung. Und auch jetzt, n ihren Wahlreden und Wahlaufrufen zu den bevorſtehenden Landtagswahlen ſchwören ſie Stein und Bein, an der „freien Schule“ nicht rütteln laſſen zu wollen. Und doch — welche Ironie des Schickſals — hat gerade dieſes Schulgeſetz oder vielmehr die durch dieſes Geſetz begründete Neuſchule weſentlich dazu beigetragen, den Weg zur deutſchen Vorherrſchaft zu verſperren. Die Neuſchule verfolgt ja weſentlich *irdiſche* Erziehungszwecke; höhere oder gar übernatürliche Ideale, wie ſie die Religion lehrt, ſind ihr fremd; der vermittelnde und verſöhnende Geiſt der Kirche kann in ihr nicht zur Geltung kommen. Das Wiſſen wurde geſteigert, den Gewinn aber hatte nur der extreme Nationalismus. Durch die Erziehungsarbeit der Schule iſt das nationale Bewußtſein bei den Slaven in ungeahnter Weiſe in die Höhe gegangen. In dem Maße aber wie dieſes ſtieg,

1) An dieſen 61 % participiren die Czechen mit 23,9 % (faſt 6,000,000), die Polen mit 16,1 % (4,230,000), die Ruthenen mit 13,4 % (3,530,000), die Slovenen mit 4,8 % (1,270,000) und die Serbo-Croaten mit 2,8 % (750,000). Vgl. *Hickmann*, Geogr.-ſtat. Atlas von Oeſterreich-Ungarn, 1900.

ſanken naturgemäß die Chancen der Deutſchen, mit ihre
Plänen durchzudringen.

Aus dem erſtrebten Einheitsſtaate Cisleithanien, na
dem Vorbilde Ungarns, iſt nichts geworden, und wird au
nichts werden.

Ebenſo wenig wird aber auch aus dem Einheitsſtaat
Böhmen etwas werden, wie die Czechen ihn wollen. Die
erſtreben mit aller Gewalt die Wiederaufrichtung des alte
Königreiches Böhmen. Und zwar aus einem doppelte
Grunde; einmal, um gegen die Hegemoniegelüſte der Deutſche
beſſer geſchützt zu ſein, und zweitens, um gegen die Ungar
nicht zurückzuſtehen. Wenn die Herſtellung der St. Stephans
krone möglich war und von der Dynaſtie gewährt wurde
warum ſollte die St. Wenzelskrone nur eine hiſtoriſch
Antiquität ſein und bleiben. Und ſie weiſen hin auf ihr
glorreiche Geſchichte, auf die großen Opfer an Gut un
Blut, welche ſie im Laufe der Zeiten der Dynaſtie und de
Reiche gebracht haben, weiſen hin auf ihre hohe Cultur a
materiellem wie geiſtigem Gebiete und auf die unbeſtreitbare
Verdienſte, welche ſie ſich um die Hebung der Wohlfah
Geſammtöſterreichs erworben haben. Und nicht nur ei
Forderung der Billigkeit, behaupten ſie, ſei die Wieder
herſtellung Böhmens, ſondern auch eine Forderung der Ge
rechtigkeit, denn die Uebergabe der böhmiſchen Länd
an die Krone Habsburg ſei ſeinerzeit nur unter dem Vor
behalte geſchehen, daß die Sonderſtellung Böhmens inta
bleibe. Dem gegenüber wird freilich geltend gemacht, da
Böhmen durch das hochverrätheriſche Treiben ſeiner Groß
bei der Thronbeſteigung Ferdinands II. ſein Recht a
Sonderſtellung verwirkt habe und daß darnach die Habs
burger Dynaſtie ganz nach ihrem freien Ermeſſen und Gut
dünken die Verfaſſung des Landes Böhmen beſtimmen könnt
und kann. Es unterliegt darum gar keinem Zweifel, daß di
neue öſterreichiſche Verfaſſung auch für Böhmen Rechtskra
hat, und unverſtändlich iſt es, wie man die Forderung eine

elbſtändigen böhmiſchen Staatsweſens immer wieder als eine echtsforderung hinſtellen kann, der ſich Reich und Dynaſtie ügen müßten, wenn ſie keine Ungerechtigkeit auf ſich ſitzen aſſen wollten.

Uebrigens waren die Czechen einmal nahe daran, ihre olitiſchen Sonderbeſtrebungen mit Erfolg gekrönt zu ſehen. 871, unter dem Miniſterium Hohenwart, erlangten ſie uf dem Landtage die Ermächtigung zur Bildung eines Ausſchuſſes, dem die Aufgabe zufiel, über eine neue Verfaſſung ür das „Königreich Böhmen“ im Verein mit Regierungsvertretern Berathungen zu pflegen. In 18 Fundamentalartikeln wurde die neue Verfaſſung formulirt. Böhmen rhielt darin volle Selbſtändigkeit ſeiner Verwaltung unter inem dem Landtage verantwortlichen Hofkanzler; zugleich wurde ausgemacht, daß auf einem „Krönungslandtage“ die 18 Fundamentalartikel als eine Art magna charta feierlich beſtätigt werden ſollten. Wie zu erwarten, proteſtirten die Deutſchen in Böhmen ſowohl wie in den anderen Kronländern Oeſterreichs gegen dieſe Sonderſtellung Böhmens mit aller Macht. Doch würde dieſer Proteſt ſeinen Zweck verfehlt haben, wären nicht die Magyaren zu Hilfe gekommen. Dieſe fürchteten, die in Ungarn lebenden 5 Millionen Slaven könnten, gereizt durch die Erfolge ihrer czechiſchen Connationalen, gegen die St. Stephanskrone rebelliren. Ihr Anwalt, der hochvermögende Miniſterpräſident Graf Andraſſy, machte den Kaiſer auf die drohenden Gefahren aufmerkſam. Die Folge war, daß Hohenwart die parlamentariſche Behandlung der „Fundamentalartikel“ fallen laſſen und ſelbſt — gehen mußte.

Seitdem wagte keine öſterreichiſche Regierung mehr, der Frage der Wiederaufrichtung des Königreichs Böhmen ernſtlich näher zu treten. Wohl ließ ſich der Pole Badeni verleiten, dem ſtaatsrechtlichen Poſtulate der Czechen auf Umwegen entgegenzukommen. Er gab für die „Länder der St. Wenzelskrone“ eine Sprachenverordnung hinaus, kraft

der alle, alſo auch in ganz deutſchen Bezirken fungiren deutſchen Beamten zur Kenntniß des czechiſchen Idioms pflichtet wurden. Die darüber ausgebrochenen Obſtruktio ſtürme im Wiener Parlamente ſind aber noch in viel friſcher Erinnerung, als daß wir darauf hier näher einge ſollten. Die durch einen Machtſpruch der Krone veranla Zurücknahme der unglücklichen Sprachenverordnung hat Deutſchen nur halb beruhigt; das tiefe Mißtrauen gegen Czechen mit ihren ſtaatsrechtlichen Tendenzen iſt geblie

Wie die Deutſchen auf ihr „deutſches“ Cisleitha verzichten müſſen, ſo müſſen auch die Czechen die Hoffn auf Wiederherſtellung des Königreichs Böhmen fahren laſ Sie ſind ſelbſt zu ſchwach, dieſe Wiederherſtellung zu zwingen; und Niemand iſt, der für ſie die Kaſtanien aus Feuer zu holen Luſt und Kraft hätte. Trotzdem verſchw ihr „Böhmiſches Staatsrecht“ nicht aus ihrem politi Programm. In ihrer Agitation für die gegenwärt Landtagswahlen ſpielt es wieder eine hervorragende R Und wer es am rückſichtsloſeſten betont, iſt des laute Beifalls ſicher. Dieſes ſtarre Feſthalten an einem für Deutſchen unerträglichen Poſtulate wird von dieſer S mit der Gegenforderung erwiedert: Geſonderte ſta liche Adminiſtration der Czechen und Deutſc in Böhmen, ſoweit es der Einheit dieſes Kronla und den Geſammtintereſſen Oeſterreichs nicht widerſtreit Ohnehin hat das unaufhaltſame Vordringen des czechiſ Elementes in deutſchen Bezirken ſchon längſt bei der deutſ

1) Die Bevölkerung Böhmens beläuft ſich nach der neueſten Zäh auf rund 6,300,000 Individuen, ſo daß alſo den 2,300,000 Deut 4 Millionen Czechen gegenüberſtehen. Beide Nationali leben übrigens nicht durcheinander, ſondern nebeneina bis auf geringe Ausnahmen. Während das czechiſche Ele die Mitte und den Oſten beſetzt hält, wohnen die Deutſche compakten Maſſen längs der Gränze, beſonders im Norden Sachſen hin.

Bevölkerung das Verlangen nach geſetzlicher Sicherung des deutſchen Beſitzſtandes wachgerufen.[1])

Der Verſuch, den der gewandte Miniſterpräſident Taaffe 1890 unternahm, den deutſch-czechiſchen Streit im Sinne der Deutſchen in etwa zu ſchlichten, wäre beinahe geglückt. Sein Anſehen, das er bei den Czechen genoß, vermochte dieſe, unter Beiſeitelaſſung ihres principiellen ſtaatsrechtlichen Standpunktes und unter Anerkennung der thatſächlichen Verhältniſſe, mit den Deutſchen behufs Herbeiführung der geforderten adminiſtrativen Zweitheilung Böhmens in Unterhandlungen ſich einzulaſſen. Man verſtändigte ſich über folgende Punkte:

1. Der Landesſchulrath und Landesculturrath iſt in eine czechiſche und deutſche Sektion zu trennen; 2. die Volksſchulen der Minoritäten ſind auf den Landesfonds zu übernehmen; 3. die Bezirke der Gerichts- und Kreisämter ſind derart umzugeſtalten, daß ſie, ſoweit möglich, nur Gemeinden derſelben Nationalität umfaſſen; nebſtdem iſt das Oberlandes-

1) Ein Beiſpiel dieſes für die Deutſchen bedenklichen Vordringens bietet die Landeshauptſtadt Prag. Seit der Aera des Jungczechenthums ſind die früheren doppelſprachigen Straßentafeln ſpurlos verſchwunden, und alles Bemühen deutſcherſeits ſie wiederzurückgeſtellt zu ſehen, war vergeblich; Prag ſei eine czechiſche Stadt, hieß es, und der czechiſche Charakter müßte ihr auch im Aeußeren ausgedrückt werden. Wiewohl nun die Deutſchen in Prag auf ca. 16 Procent zurückgegangen ſind, ſind ſie immer noch durch ihre Steuerkraft, ihre ſociale Stellung, ihre Schulen u. ſ. w. von großer Bedeutung für die Stadt. Die czechiſche Stadtverwaltung hat ihnen wohl noch das Recht zum Steuerzahlen gelaſſen, ſie aber des Rechtes beraubt, ſich in hergebrachter Weiſe nach deutſchen Straßentafeln in der Stadt zu orientiren. Dieſe Behandlung in Prag läßt die Deutſchen ſo ungefähr ahnen, was ihnen blühen wird, wenn die Czechen einmal Herren im ganzen Lande ſind. Sie werden dann die Conſequenzen des Geſetzes der Majorität ziehen und die Deutſchen behandeln, als ob ſie Fremdlinge im Lande wären, oder nur Bürger zweiter Klaſſe.

gericht in Prag in einen czechiſchen und deutſchen Senat zu theilen und ſind für die czechiſchen und deutſchen Gerichte beſondere Perſonal- und Disciplinarcommiſſionen zu bilden; 4. iſt die Sprachenverordnung von 1886, wonach in ganz Böhmen alle czechiſchen Eingaben ohne deutſche Ueberſetzung direkt czechiſch erledigt werden ſollen, aufzuheben; 5. ſoll die Kurie der Großgrundbeſitzer beibehalten werden, dagegen aber ſollen an die Stelle der Kurien der Land- und ſtädtiſchen Wahlbezirke die zwei neuen Kurien der Abgeordneten der böhmiſchen und deutſchen Wahlbezirke treten; außerdem ſoll jede dieſer drei Kurien das Vetorecht beſitzen und zwar in Fragen der Verfaſſung, des Gebrauches der Sprache im öffentlichen Leben bei autonomen Behörden und denjenigen Bildungsanſtalten, welche nicht ausſchließlich einer Nationalität gewidmet ſind. Das waren die Vereinbarungen, die berühmten „Wiener Punktationen“, und alle dabei betheiligten Parteien verpflichteten ſich, für die geſetzliche Fixirung dieſer Vereinbarungen in loyaler Weiſe einzutreten.

Doch das ſo hoffnungsvoll begonnene Friedenswerk ward durch die Jungczechen muthwillig zerſtört. Dieſe waren, weil damals nur ſchwach im Landtage und Reichsrathe vertreten, zu den Ausgleichsverhandlungen nicht zugezogen worden. Sie rächten ſich nun damit, daß ſie gegen die „Wiener Punktationen“ eine beiſpielloſe Hetze ins Werk ſetzten. In ihrer Preſſe, beſonders in den einflußreichen „Národni Listy“, in Volksverſammlungen wiegelten ſie das czechiſche Volk bis in die tiefſten Tiefen ſeines nationalen Empfindens auf, indem ſie es glauben machten, daß ſeine nationalen Intereſſen von der Regierung, wie von der altczechiſchen Partei verrathen worden ſeien. Wohl gelang es im Landtage, die Abmachungen bezüglich der nationalen Scheidung des Landesculturrathes und Landesſchulrathes zum Geſetze zu erheben; alles andere jedoch mußte unter den Tiſch fallen. Die conſervativen Altczechen und conſervativen Großgrundbeſitzer waren durch die jungczechiſche Hetze zu

ſehr eingeſchüchtert, als daß ſie es wagten, für die Wiener Vereinbarungen weiter einzutreten. Genützt hat den Altczechen dieſe Schwäche nichts. Bei den nächſten Landtags- und Reichsrathswahlen verſchwanden ſie doch vollſtändig von der politiſchen Tribüne.

Der Sieg der Jungczechen und die ihnen zugefallene Führung der czechiſchen Nation war für Böhmen ein Verhängniß. Die jungczechiſche Deviſe: „Erſt Anerkennung des böhmiſchen Staatsrechtes durch die Deutſchen, dann erſt Ausgleich", iſt zur Deviſe des ganzen czechiſchen Volkes geworden. All ſein politiſches Denken und Fühlen iſt davon beeinflußt. Jede andere Deviſe dünkt ihm als nationale Schmach. Den Deutſchen aber gilt die Sicherung ihrer Heimatsrechte in Böhmen durch Aufrichtung einer national getrennten ſtaatlichen Adminiſtration als die erſte und wichtigſte nationale Pflicht und als die conditio sine qua non eines friedlichen Zuſammenlebens mit den Czechen. Wie der Widerſtreit dieſer diametral ſich gegenüberſtehenden Gegenſätze gelöst werden könne, iſt das Geheimniß der Zukunft.

Das Streben nach nationaler Scheidung der ſtaatlichen Verwaltung hat bei den Deutſchböhmen die Frage geweckt, ob es nicht gut wäre, wenn auch die Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten in einer die nationalen Verhältniſſe berückſichtigenden Weiſe geordnet würde. Die mehr als 2 Millionen zählenden deutſchen Katholiken Böhmens werden großentheils von Prieſtern czechiſcher Nationalität paſtorirt. In normalen ruhigen Zeiten hätte dieſes natürlich nichts zu bedeuten, vorausgeſetzt, daß dieſe Geiſtlichen der deutſchen Sprache vollkommen mächtig ſind. Ob es Czechen oder Deutſche ſind, welche der deutſchen Bevölkerung das Evangelium verkünden und die Gnadenmittel ſpenden, iſt für die Kirche irrelevant. Ihr genügt, daß alle ihre Prieſter ihre prieſterlichen Pflichten erfüllen. Anders aber liegt die Sache in Zeiten nationaler Wirren und Kämpfe, zumal in einem Lande wie

Böhmen, wo die jungczechiſche Idee von den „deutſchen Fremdlingen" beim czechiſchen Volke allgemein geworden und in Folge davon das deutſche Mißtrauen gegen alles Czechiſche ſchier unüberwindlich geworden iſt. Daß dieſes Mißtrauen wenigſtens vor dem Pfarrhauſe Halt mache, wäre ja ſehr zu wünſchen, iſt aber leider nicht der Fall. Unſere Deutſch-Böhmen ſind nicht ſolche Idealiſten, daß ſie in einem czechiſchen Prieſter nur die prieſterliche Würde beachteten. Und daß gerade in Böhmen die Abfallsbewegung ſo traurige Triumphe feiern konnte, hat nicht zum wenigſten ſeinen Grund darin, daß die deutſchen Prieſter fehlen und die alldeutſchen „Los von Rom"-Hetzer davon Anlaß nehmen konnten, die katholiſche Kirche der Förderung der ſlaviſchen Intereſſen und der Vernachläſſigung des Deutſchthums zu beſchuldigen.

Gewiß ſind es nicht Feinde der Kirche, welche für die deutſchen Pfarreien deutſche Prieſter verlangen. Im Gegentheil erſcheinen ſie gerade als die wahren Freunde der Kirche; und ſie ſind es, welche den Geiſt der Kirche haben, der ja ein Geiſt der Schonung und der Klugheit iſt, und der nichts anderes ſucht, als die Erhaltung und Auferbauung des Reiches Chriſti.

Man ſage nicht, die Deutſchliberalen verlangten deutſche Prieſter nur aus politiſchen Parteizwecken, um den „Czechismus" von Deutſchböhmen fern zu halten. Das mag richtig ſein. Aber hier kommt es zunächſt nicht darauf an, welche Zwecke die Liberalen verfolgen, ſondern was der Kirche frommt. Und daß unter den heutigen Verhältniſſen in den deutſch-böhmiſchen Pfarreien die Intereſſen der Kirche beſſer durch deutſche als durch böhmiſche Prieſter gewahrt werden können, iſt für jeden ſelbſtverſtändlich, deſſen Blick nicht durch nationalen Chauvinismus getrübt iſt.

Deutſcherſeits glaubt man, daß dem ſchon ſeit Jahren beſtehenden großen Mangel an deutſchen Prieſtern dadurch am ſicherſten geſteuert würde, daß die deutſchen Bezirke eine

eigene Diöceſanverwaltung erhielten; dadurch wären dieſe gezwungen, ſelbſt mit mehr Intereſſe und Energie für die Deckung des Bedarfes an deutſchen Prieſtern ſich einzuſetzen. Man denkt an die Neuerrichtung einer Diöceſe Eger, welcher die 11 deutſchen Vikariate (Dekanate) der Erzdiöceſe Prag, mit 180 Pfarreien und ca. ½ Million Seelen, und einige deutſche Vikariate der angrenzenden Diöceſe Leitmeritz zuzuweiſen wären. Die übrigen deutſchen Vikariate des Leitmeritzer Sprengels könnten eine eigene Diöceſe bilden, die neue Diöceſe Leitmeritz; die jetzt zu Leitmeritz gehörenden czechiſchen Vikariate könnten mit einigen czechiſchen Vikariaten der benachbarten Königgrätzer Diöceſe zur Neubildung einer rein czechiſchen Diöceſe, etwa mit dem Sitze in Kuttenberg, zuſammengelegt werden.

Daß vorſtehender Calcül keine müßige Phantaſie iſt, ſondern eine Sache mit ſehr realem Hintergrunde, bezeugen die immer wieder auftauchenden Zeitungsmeldungen, nach denen die Errichtung zweier neuer Diöceſen in Böhmen an den competenten Stellen in Wien ſowohl wie in Rom ernſtlich in Erwägung gezogen werde; und zwar ſolle dabei vor allem mehr die Erwägung mitſpielen, daß die Verwaltung der böhmiſchen Rieſendiöceſen vereinfacht und die Arbeitslaſt der Biſchöfe verringert werden müßten. Gerade die Diöceſen Prag, Leitmeritz und Königgrätz ſind wahre Rieſen-Diöceſen: Prag hat faſt 2 Millionen, Leitmeritz und Königgrätz jede gut 1½ Million Seelen. Ob die am 8. September im Prager Dome gethätigte Conſekration zweier Weihbiſchöfe für die Erzdiöceſe Prag, des deutſchen Domherrn Dr. Frind und des czechiſchen Domherrn Dr. Krásl, mit der beabſichtigten Neueintheilung der kirchlichen Verwaltung Böhmens in Verbindung zu bringen ſei, entzieht ſich bis jetzt der Oeffentlichkeit.

Nicht zu verwundern iſt, daß die Nachricht von einer möglichen Scheidung der kirchlichen Verwaltung in Böhmen

nach der Nationalität den liberalen Jungczechen ſtarkes Nervenzucken bereitet hat. Ihr Hauptorgan, die Národni Listy, brachte dagegen ſofort einen geharniſchten Proteſtartikel, an deſſen Schluß es hieß:

„Wir warnen den römiſch-katholiſchen Epiſkopat Böhmens, ſo lange es Zeit iſt, auf das nachdrücklichſte, in Sachen der kirchlichen Verwaltung mit der Geduld des czechiſchen Volkes zu ſpielen. Die bisherige Politik des römiſch-katholiſchen Epiſkopates, überall den Feinden unſerer Sprache zur Herrſchaft zu verhelfen, könnte ſchlimme Folgen haben, denn zu ‚Los von Rom‘ führt nicht bloß ein Weg, es führen ihrer mehrere Wege. Mögen der Epiſkopat und Herr von Körber dies nicht vergeſſen.“

Nun, eine ſolche anmaßliche Sprache nach Huſitenmanier ſind wir bei den „freiſinnigen“ Jungczechen gewöhnt. Sie wollen nur herrſchen. Kirche und Religion müſſen ſich ihren herrſchſüchtigen Plänen unterordnen, anſonſten ſchauen ſie nach dem — griechiſch-ruſſiſchen Schisma aus. Zu verwundern iſt dieſes, wie geſagt, bei den jungczechiſchen Husſchwärmern nicht. Aber daß auch in Kreiſen des czechiſchen Klerus gegen die geplante Neuordnung der kirchlichen Verwaltung in ziemlich ſchroffer Weiſe Front gemacht werde, darauf war man nicht gefaßt. Die Prager „Politik“, ein Altczechenblatt, wußte vor einigen Tagen von einer Verſammlung czechiſcher Geiſtlichen zu berichten, auf der gegen die Theilung der Diöceſe nach nationalen Rückſichten eine Reſolution gefaßt worden ſei, mit der Drohung: „Die czechiſche Geiſtlichkeit rüſtet zu einem Maſſenproteſte gegen dieſe Zweitheilung, welche in direktem Widerſpruche zu den Grundſätzen der katholiſchen Kirche ſteht, die befiehlt, die Nationen einander zu nähern, aber nicht ſie von einander zu reißen.“

Sollte eine ſolche Kundgebung wirklich im Intereſſe der Kirche ſein? Und ſollte die geplante Zweitheilung wirklich den Grundſätzen der Kirche widerſprechen? Wäre

das der Fall, dann hätte der hl. Wolfgang ſeiner Zeit gewiß nicht das Böhmerland aus dem Regensburger Diöceſanverbande ausſcheiden und den neuen Biſchofsſitz in Prag gründen laſſen. Ueber dem „Nähern der Nationen“ ſteht der Kirche die Rettung der Seelen. Darum: Schiedlich-friedlich, wenn's nicht anders geht.

LIX.

Aphorismen zur Lebensweisheit.

Der moderne Menſch, hineingeſtellt in das ruheloſe geſchäftige Treiben der Gegenwart, durch Arbeit und Geſellſchaft allſeitig in Anſpruch genommen, findet kaum Zeit, einen Augenblick ſich auf ſich ſelbſt zu beſinnen. Und doch kann er die mahnende Stimme ſeines beſſeren Ich auf die Dauer nicht übertäuben und wird gezwungen, über Zeit und Zweck ſeines Daſeins nachzudenken. Dazu dürfte ihn beſonders anregen ein neues Buch von Prof. Dr. C. Hilty: „Für ſchlafloſe Nächte“.[1] Hilty iſt beſonders durch ſeine drei Bücher: „Glück“ in weiteſten Kreiſen bekannt geworden. Seine Welterfahrung und Menſchenkenntniß, ſeine umfaſſende Beleſenheit, ſeine ideale Weltanſchauung, ſeine warme Hochſchätzung des Chriſtenthums, ſeine eigenartige und überraſchende Verwerthung der ewigen Wahrheiten der hl. Schriften des alten und neuen Teſtamentes machen die Lektüre ſeiner Schriften zu einer Quelle der Erhebung und des Troſtes. Man tritt daher mit freudiger Erwartung dem neuen Buche Hiltys entgegen und findet ſich wahrlich nicht getäuſcht. Der Glaube an Gott und Chriſtus,

1) Leipzig und Frauenfeld 1901. kl. 8° u. 349 S. (Preis 4 M.)

Materialismus, Monismus, Pantheismus, Darwinismus Agnosticismus, Peſſimismus, Spiritismus, Socialismus Philoſophie und Theologie, Theologie und Chriſtenthum Naturwiſſenſchaft und Religion, die Gnade Gottes und der Verkehr mit Gott, die Nachfolge Chriſti und wahre Frömmigkeit, Erſchütterungen des Glaubens und Heiligkeit, die Leiden der Guten und Gottes Führung, Himmel und Hölle, Gebet und Abendmahl, der Gedanke an den Tod, zahlreiche Schriftſtellen des alten und neuen Teſtamentes — ſind die Themata welche Hilty Anlaß geben zu tiefſinnigen, ernſten und geiſtvollen Betrachtungen. Aber nicht bloß Fragen der Religion und Metaphyſik beſchäftigen ihn, ebenſo werthvolle Gedanken finden wir bei ihm über die Fragen des täglichen Lebens über Geſundheit und Krankheit, über Neuraſthenie, über Glück und Unglück, über Armuth und Elend, über Ungerechtigkeit, Verfolgung und Demüthigung, über Schmerz und Freude, über Furcht und Sorge, über Gefühle und Stimmungen, über innere Kämpfe und inneren Frieden über Pflicht und Entſagung, über Arbeit und Erholung über Lebensgenuß und Lebensüberdruß, über Egoismus und Selbſtloſigkeit, über Haß und Liebe, über Freundſchaft und Feindſchaft, über Schweigen und Reden, über Wahrheit und Lüge, über Beleidigung und Verleumdung, über Neid und Zorn, über Verzeihung und Rache, über Kleinmuth und Hochmuth, über Eitelkeit und Popularität, über Geſelligkeit und Einſamkeit, über Liebe und Ehe, über Liebenswürdigkeit und Vertrauen auf Menſchen, über Verbrechernaturen und Himmelsnaturen, über gute und ſchlechte Lektüre Eine reiche Fülle anregender Gedanken! Hilty iſt Proteſtant und zwar iſt ſein Standpunkt nicht der des orthodoxen Proteſtantismus. Gleichwohl wird auch der Katholik das neue Buch des Autors wegen der herrlichen Gedanken mit Erbauung leſen und immer wieder von neuem zu dieſem Laienbrevier zurückkehren. Wir laſſen einige Stellen folgen Der Leſer mag dann ſelbſt urtheilen.

„Suche beſtändig in großen Gedanken zu leben und das Kleinliche zu verachten; das führt, im allgemeinen geſprochen, am leichteſten über die vielen Beſchwerden und Kümmerniſſe des Lebens hinweg. Der größte und zugleich allgemein faßlichſte Gedanke iſt jetzt der Glaube an Gott in der Form des Chriſtenthums.“

„In ſchweren Angelegenheiten ſuche zuerſt das auf, was dabei des Dankens werth iſt, und danke dafür aufrichtig. Das gibt dem Gemüthe die ruhigere Stimmung, in welcher auch das Uebrige erträglicher erſcheint. Allmählig kann das durch beſtändige Uebung zu einer guten Gewohnheit werden, die das Leben ſehr erleichtert. Wenn man ſich ganz in Gottes Führung begeben kann, ſo bekommt man eine edle Gleichgiltigkeit gegen ſehr Vieles, was das Leben hauptſächlich erſchwert und was wir mit unſerem beſtändigen Sorgen doch nicht ändern können. Dieſer „leichte Sinn“ ſetzt aber voraus, daß man feſt an Gott glaubt und alle ſeine Gebote wichtig nimmt.“

„Ein ſchönes Wort eines ganz materialiſtiſchen Philoſophen geht dahin, daß man ſich jedes Elends, das man ſieht, ſchämen ſollte. Es iſt dies auch das natürliche Gefühl unverdorbener und nicht in Reichthum oder Armuth hartgewordener Herzen. Dieſer unangenehmen Empfindung wegen vermeiden aber viele den Anblick des Elends, und es iſt eines der allergrößten Verdienſte des heutigen Socialismus, daß er dieß beinahe unmöglich gemacht hat.“

„Die Mehrzahl der Menſchen flieht beſtändig die Arbeit und ſucht einen Erſatz für ihre Reſultate in Kapitalauſammlung, Connexionen, bequemen Lebensſtellungen, d. h. in Anſtrengung Anderer für ſich, zu gewinnen. Sie befinden ſich aber nicht beſſer dabei, als bei der Arbeit, und ſind viel abhängiger. Wenige begreifen das frühzeitig genug, wählen aus freien Stücken die Arbeit und ſind dadurch die einzigen freien Menſchen der Welt.“

„Das Glück des Lebens beſteht nicht ſowohl darin, wenig oder keine Schwierigkeiten zu haben, ſondern ſie alle ſiegreich und glorreich zu überwinden.“

„Der Grund, warum manche ganz ausgezeichnete Menſchen

doch, wenn ſie geſtorben ſind, ſehr wenig vermißt werden und manche ganz einfache wohl, iſt der, daß die Einen Kinder des Troſtes geweſen ſind, bei denen man „Frieden“ fand, die Andern nicht.“

„Ueber erlittenes Unrecht nachzuſinnen, iſt immer ſchädlich und meiſtens unnütz dazu. Das Beſte iſt, den Gedanken raſch abzuſchütteln und ſich durch ihn nicht entmuthigen zu laſſen. Ganz aufrichtige Menſchen werden auch meiſtens im Stillen bekennen müſſen, daß ſie noch immer über Gebühr geſchätzt werden und weniger zu leiden haben, als ſie es verdienen.“

„Wenn man einmal feſt an Gottes Führung und Hilfe in allen Lebenslagen glauben kann, und das, was im Ev. Joh XV, 7 ſteht, öfter thatſächlich erfahren hat, dann verſchwindet das Schwerſte, was es auf Erden zu ertragen gibt, Sorge und Furcht, ganz von ſelber, und alle Schwierigkeiten des Lebens werden zu bloßen Uebungen dieſes Glaubens, welche mit Sieg enden, der das lebhafteſte Glück der Erde iſt.“

„Sei nur immer etwas Rechtes und Gutes; ſie finden es ſchon heraus; es fehlt der Welt gar nicht an Klugheit. Die meiſten der „Verkannten“ ſind es gar nicht, die übrigen nicht auf lange Zeit. Auf immer, das kommt nicht vor. Ich kenne wenigſtens kein Beiſpiel dafür in der Geſchichte, und habe im Leben nie eines geſehen.“

„Populär und allgemein beliebt iſt nur, wer ein ganz kleines Wenig über dem Niveau der Geſellſchaft ſteht, in welcher er lebt. Dieſe Menſchen haben während des Lebens die größte Wirkung und die größte Summe von perſönlichem Glück. Aber nach dem Tode iſt es anders; da iſt ihr Lohn dahin.“

„Etwas, was manchen ſehr wackeren Leuten ſpät, oder auch gar nie aufgeht, iſt, daß man nicht bloß brav, ſondern auch liebenswürdig ſein muß. Daher gibt oft die Welt den liebenswürdigen Leuten, die gar nicht brav ſind, den Vorzug vor den größten Tugendmuſtern.“

„Gegen heimliche Neider, deren es viele gibt, iſt die beſte Abwehr die, immer wieder neues Gute zu produciren. Dann ſtürzen ſie ſich ſchließlich in ihr eigenes Schwert, oder

gehen wenigſtens ſtill auf die Seite, wie der Teufel im Buche Hiob, von dem man gar nichts mehr hört, nachdem ſeine Bemühungen fruchtlos geweſen ſind. Nur dem einen weicht man nicht aus, wenn man auf die Kritik wenig achtet: für hochmüthig gehalten zu werden, und manchmal iſt ſogar ein Körnchen Wahrheit darin."

„Wenn etwas eine Pflicht iſt, ſo muß man gar nicht mehr fragen, ob man es thun ſolle oder nicht; damit fängt ſchon der Verrath an, und Gründe, ſeine Pflichten, ſelbſt die offenbarſten, nicht zu thun, ſind ſtets ‚wohlſeil wie Brombeeren'."

„Das Geheimniß der Religion iſt ſehr einfach in der Theorie: An Gott wirklich glauben und darnach leben. Aber die Ausführung iſt ſchwerer. Daran ſtudiert die Chriſtenheit ſchon ſeit 1900 Jahren und kommt damit nicht recht zu Stande. Tauſende von Gelehrten ſchon verſuchten es zu lehren und kamen damit ſelbſt nicht zurecht."

„Die wahre Heiligkeit beſteht darin, Gottes Willen ſtets, gern, mit Leichtigkeit, ſo quasi ſelbſtverſtändlich zu thun und zu leiden. Jede andere Heiligkeit iſt eine unechte."

„Das iſt die höhere Lebensklugheit, die auf das Ende einer Sache ſieht, ſtatt auf den ſcheinbaren Augenblickserfolg, und von der ein engliſcher Vorläufer der Reformation ſagt: ‚I trowe, that in the end truth will conquere'."

„Neutral muß man in Geiſteskämpfen niemals bleiben; wohlwollend und verſtändnißvoll gegen den Gegner kann man faſt immer ſein."

„Geben lernt man, wie viele große Dinge, nur durch Uebung. Dann aber wird es eine der größten Lebensfreuden."

„Unter dem Titel Wiſſenſchaft geht oft das einfältigſte und unwahrſte Zeug von der Welt ſpazieren, und alle, die es nicht verſtehen, ziehen eine Zeit lang ehrerbietig den Hut vor ihm ab."

„Man muß ſich ernſtlich vorſetzen, alle Geſchöpfe möglichſt wenig zu plagen, wo immer man es vermeiden kann, das iſt mehr werth, als alle unſere poſitive Wohlthätigkeit."

„Ueberall für die Wahrheit mit Liebe einzuſtehen, das

iſt eigentlich das Problem unſeres thätigen und täglichen Lebens.“

„Das Chriſtenthum iſt überhaupt kein unpraktiſcher Idealismus, ſondern im Gegentheil der allein ausführbare und der wirkſomſte Idealismus, den es gibt. Das iſt ſeine dauernde Bedeutung in der Welt.“

„Man würde ſich vielleicht nie mehr über einen Menſchen heftig erzürnen, wenn man den Tag zum voraus genau kennte, an dem er eine Handvoll Staub ſein wird.“

„Ich habe oft in meinem Leben Zeiten gehabt, in denen ich zu einem Menſchenverächter hätte werden können; daß ich es nicht geworden bin, iſt jedenfalls nicht meiner Bekanntſchaft mit den oberen Schichten der menſchlichen Geſellſchaft zu verdanken geweſen, ſondern umgekehrt der Einſicht in das Leben und die Denkungsart der kleinen Leute.“

Man ſieht, das Büchlein ſpricht für ſich ſelbſt. Es verbreiten, heißt einer idealen Weltanſchauung Vorſchub leiſten.

Würzburg. Dr. Remigius Stölzle.

LX.

Herder's Converſationslexikon in neuer Auflage.

Die lexikaliſche Bearbeitung aller Gebiete des menſchlichen Wiſſens hat im letzten Jahrhundert einen unerhörten Aufſchwung genommen. Wir erinnern nur an die bis jetzt auf ca. 90 Bände angeſchwollene „Allgemeine Encyklopädie“ von Erſch und Gruber, an die 15 Auflagen des Brockhaus'ſchen, die 7 Auflagen des Meyer'ſchen, die 5 Auflagen des Pierer'ſchen, die 3 Auflagen des Manz'ſchen Converſationslexikons mit ihren 12 bis 18 umfangreichen Bänden, nicht zu ſprechen von den vielen Lexika für die Specialwiſſenſchaften, wie Theologie, Pädagogik, Staatswiſſenſchaft u. ſ. w.

Die neuen Auflagen von Brockhaus, Meyer und Pierer weiſen in Bezug auf Darſtellung und Ausſtattung gegen die früheren Auflagen einen ganz gewaltigen Fortſchritt auf. Am glänzendſten ſteht wohl Meyer da, der in ſeinen 18 Bänden, jeden mit ca. 1000 Seiten, eine Unmaſſe des Wiſſens aus allen möglichen Gebieten in ſchöner entſprechender Form darbietet, nebſt 11,600 Abbildungen im Texte und 1188 Bildertafeln, Karten und Plänen. Das obengenannte Manz'ſche Lexikon mit ſeinen 12 Bänden, das einzige auf katholiſchem Standpunkt ſtehende größere lexikaliſche Werk, hat es leider über die dritte Auflage (1865—1873) nicht hinausgebracht; und da eine Neuauflage mit einer ähnlichen Ausſtattung, wie Pierer und Meyer ſie haben, ausblieb und überhaupt nicht zu erwarten ſtand, haben Brockhaus, Pierer und Meyer auch im katholiſchen Deutſchland den Bedarf vielfach decken müſſen. Aber keines von ihnen kann einem katholiſch denkenden und katholiſch fühlenden Leſer genügen. Die in ihnen zum Ausdruck kommende Welt- und Lebensauffaſſung iſt eine ihm fremde, Religion, Philoſophie, Geſchichte finden in ihnen eine Darſtellung, die der objektiven Wahrheit nicht entſpricht und darum irreführt, vieles, was dem deutſchen Katholiken lieb und werth iſt, wird übergangen. Am annehmbarſten iſt noch Pierer, der die ſpecifiſch religiös-katholiſchen Dinge in einer Weiſe beſpricht, welche vortheilhaft abſticht gegen das ſeichte Räſonnement, in dem ſich Meyer gefällt.

Angeſichts deſſen kann es nur mit Freuden begrüßt werden, daß Herder in Freiburg ſich endlich dazu entſchloſſen hat, dem katholiſchen Deutſchland ein Converſationslexikon zu liefern, das, wurzelnd „in dem feſten Boden der chriſtlichen Weltanſchauung" und entſprechend den „rieſenhaften Fortſchritten und den täglich ſich ſteigernden Anforderungen der Zeit, die mannigfaltigen Gebiete des Lebens und Wiſſens" in gedrängter, aber doch eine ſichere Orientirung nicht ſchädigender Kürze zur Darſtellung bringen ſoll.

Dieſes neue Herder'ſche Lexikon führt ſich als dritte Auflage ein. Aber nur deßhalb, weil Herder ſchon zweimal ein Converſationslexikon herausgegeben hat; das erſte Mal 1853 bis 1857 in fünf Bänden und das zweite Mal 1875 bis 1879

in vier Bänden. Das neue Lexikon iſt ein ganz ſelbſtändiges vollkommen neues Werk, nach Inhalt und Form, wie das im Auguſt zur Verſendung gekommene Probeheft überzeugen konnte. Es wird 8 Bände umfaſſen; und da jeder Band 55 Bogen bekommen ſoll, wird der Band dem Bandumfange des Meyer'ſchen Lexikons nicht viel nachſtehen. Zudem wird das Werk reich illuſtrirt werden. Ein dem Probeheft beigefügtes Verzeichniß zählt nicht weniger als 60 Karten und Stadtpläne auf, welche dem Werke beigegeben werden und „in ihrer Geſammtheit einen abgerundeten Atlas“ darſtellen ſollen; desgleichen werden 93 Textbeilagen (Statiſtiken ꝛc.) und 55 Bildertafeln — 17 davon in Farbendruck — „allgemein Wiſſenswertheres in überſichtlichen Gruppirungen oder ausführlicheren Schilderungen“ zur Darſtellung bringen. Die Karten, Bildertafeln und Textbeilagen, welche das Probeheft bringt, ſind außerordentlich gefällig, genau und deutlich ausgeführt, ſo daß wir uns der angenehmen Hoffnung hingeben dürfen, aus dem um das katholiſche Deutſchland ohnehin ſo hochverdienten Herder'ſchen Verlage bald ein Werk zu bekommen, auf das wir ſtolz ſein können und welches uns der Nothwendigkeit überhebt, nach Werken zu greifen, die unſerem Denken und Empfinden ferne, wenn nicht gar feindlich gegenüberſtehen.

Das Probeheft verſpricht, daß vom Oktober ab jeden Monat 2—3 Hefte erſcheinen werden, jedes zum Preiſe von 50 Pf. Wird dieſer Erſcheinungsmodus eingehalten, werden wir in etwa 6 Jahren im Beſitze des ganzen Werkes ſein. Die bekannte Energie der Herder'ſchen Officin bürgt dafür, daß wir nicht getäuſcht werden.

P. Dom. Petry O. S. B.

LXI.

Zur Geſchichte der Proteſtantiſirung Mecklenburgs.

III. (Schluß.)

„Sogleich die Zeit, welche auf den Tod Johann Albrecht's († 1576) folgte", ſchreibt ein proteſtantiſcher Autor, „war für Mecklenburg eine ſehr trübe, indem Schwäche und Finanznoth der Regenten, Betrügerei und Ränkemacht der Beamten das Land, bevor noch die Schrecken des 30jährigen Krieges hereinbrachen, in große Noth und Verwirrung ſtürzten".[1]) Daß gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Klagen über „zunehmende Verarmung" ſich mehrten, hebt auch Schnell (285) hervor. Obgleich die „ungeheuren Anforderungen der römiſchen Kirche an die Steuerkraft des Landes" (Schnell 44) ſchon längſt aufgehört hatten, war doch die Noth ſowohl in den Städten als auf den Dörfern fortwährend größer geworden. Im Jahre 1589 klagten die Stände auf einem Landtage zu Sternberg: „Das Land hätte ſchon öfter unerhörte Steuern aufgebracht; die Armuth wäre dadurch an den Bettelſtab gekommen; die Stände wären erſchöpft; die Edelleute wollten gern ihre Güter und die Bürger ihre Häuſer, Aecker und Wieſen verkaufen, könnten aber keine Käufer finden. Sie hätten des Herzogs Johann Albrecht Aemter insgeſammt von Schulden befreit, er habe ſie aber

1) Boll, Geſchichte Mecklenburgs. II, 2.

wieder aufs Neue verſetzt. Je mehr die Stände gegel je weniger hätte es den Fürſten geholfen; der Mangel immer größer geworden." [1])

„Was die Städte betrifft", ſchreibt ein Mecklenbu Forſcher über die Zuſtände am Anfange des 17. Jahrhunde „ſo waren die an der See, wie Roſtock und Wismar, d auswärtige Zufälle von einer Zeit zur andern ſehr um Nahrung gekommen, hatten ſich auch durch inwendige ruhen ſelbſt geſchwächt und war inſonderheit Roſtock d die vielfältig wiederholten Strafen (als Folgen eines Stre mit den Herzogen) ſehr erſchöpft worden." [2]) Schon Jahre 1573 hatten die Vertreter Roſtocks auf einem La tage erklärt, ihre Stadt ſei dermaßen in Schulden ver und verſoffen, daß ſie leider nicht wüßte, wie ſie derſel je erledigt werden ſollte. Zum Beweiſe, wie ausgemer die Bewohner Roſtocks ſeien, wollten ſie nur anführen, kürzlich um ihrer Armuth willen ſich zwei Eheleute zugl erhängt hätten. [3]) „Der Hausſtand iſt voll Sorge und Elend", klagte 1588 der Roſtocker Prediger N. Gry „daß mancher lieber todt als lebendig zu ſein begehrt. „Zu dieſer Zeit", klagte ſeinerſeits der Roſtocker Su intendent S. Pauli, „iſt es eine harte Frage, ob es r ſei, daß ſo große unleidliche Acciſe, welches Wort mir meiner Jugend ganz unbekannt geweſen, hin und her, Waſſer und zu Lande aufgeſetzt und faſt immer geſteig wird; daß den Städten und oft auch denen von Adel i Privilegien nicht gehalten, ſondern genommen werden, die Bauern müſſen täglich zu Hof dienen, wo ihnen nicht eſſen und zu trinken gegeben wird und ſie dergeſtalt a

1) Franck, Altes und neues Mecklenburg. XI, 64.

2) Franck XII, 6.

3) Schirrmacher, Joh. Albrecht I. I, 742.

4) Gryſe, XX Hochnödige Bothpredigten auer den Prop Jonam. Roſtock 1588. B 4 b.

gemergelt werden, daß ſie oft kein Brod im Hauſe und kein gutes Kleid an ihrem Leibe haben."[1])

Wie in Roſtock, ſo klagte man auch in andern Städten über große Schulden und drückende Armuth. Im Jahre 1572 hielt die Stadt Güſtrow den Herzogen vor: „Die guten Vermögens geachtet würden, ließen des Abends im Finſtern das Brod vor den Thüren durch ihre Kinder betteln" Die Fürſten gaben die wenig tröſtliche Antwort: „Die Armuth ſei den bisherigen theuren Zeiten zuzumeſſen und fände ſich nicht allein in Güſtrow, ſondern auch in andern Städten."[2])

Die Lage der Bauern war „noch weniger glänzend", als jene der Stadtbewohner.[3]) Durch die neueren Forſchungen hat ſich herausgeſtellt, „daß der Stand der Bauern im Mittelalter bis in das 16. Jahrhundert viel zahlreicher, freier und ſelbſtändiger war, als in den folgenden Zeiten".[4]) Im Laufe des 16. Jahrhunderts verſchlimmerte ſich in der That das Loos der Bauern in augenfälliger Weiſe. Schließlich wurde ihnen auf einem Landtag zu Güſtrow i. J. 1607 das letzte Recht genommen. Durch landesherrliche Entſcheidung wurden die Bauern für bloße Coloniſten erklärt, welche auf Verlangen ihre Aecker an den Grundherrn abtreten müßten, ſelbſt wenn ſie ſeit unvordenklichen Zeiten im Beſitze der Güter geweſen ſeien. Die wohlhabenden Bauern verwandelten ſich allmählich in arme Leibeigene, mit welchen die adeligen Grundherren wie mit Pferden und Kühen Handel trieben.[5])

1) Pauli, Auszug aus der Poſtill. Magdeburg 1584. S. 495.

2) Franck X, 219.

3) Schnell 285.

4) Liſch, Jahrbücher XV, 76.

5) Janſſen-Paſtor, Geſchichte des deutſchen Volkes VIII, 199 f., wo auch die einſchlägige Literatur angegeben iſt.

Wie die volkswirthſchaftlichen Verhältniſſe, ſo waren auch die religiös-ſittlichen Zuſtände gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Mecklenburg nichts weniger als erfreulich. Unzweifelhaft hat es damals manche lutheriſche Prediger gegeben, welche ihrem Berufe treu nachkamen; „aber mit der Mehrzahl ſcheint es traurig beſtellt geweſen zu ſein.“[1]) „Viele Mitglieder der Geiſtlichkeit“, heißt es in einem Viſitationsprotokoll v. J. 1568, „ſeien höchſt nachläſſig in ihrem Amt und grenzenlos unwiſſend. . . Sie gingen mit ihrem eigenen Leben leichtfertig um und gäben ihren Gemeinden groß Aergerniß mit Säuferei und anderer gleicher Unordnung“.[2]) Der Schweriner Archivrath Liſch kommt durch ſeine Forſchungen zu dem Reſultat, „daß es erſchrecklich zu ſehen ſei, welche Menge wilder und untüchtiger Prediger im letzten Viertheil des 16. Jahrhunderts in Mecklenburg auftauchten und wie eine nicht geringe Anzahl derſelben ein wahres Landſtreicherleben geführt habe.“[3])

„Und iſt nun hieraus wohl zu errathen“, klagt ein Viſitationsbericht v. J. 1568, „was bei ſolchen Lehrern für Schüler und Zuhörer aufwachſen; daher man denn großen Jammer erfährt bei alten und jungen Leuten an vielen Orten. Etliche wiſſen gar nichts vom ganzen Katechismus, etliche können ihre 10 Gebote nicht, können nicht beten, viel weniger wiſſen ſie vom chriſtlichen Glauben oder andern Artikeln einigen Bericht zu thun . . . Da nun ſolcher grober und ſchrecklicher Unverſtand in der Lehre vorhanden iſt, iſt ferner leichtlich abzunehmen, was für ein chriſtlicher Wandel und gottſeliges Leben daraus erfolgen müſſe. . . Die Sünde öffentlichen Ehebruchs, der Hurerei und Unzucht geht dermaßen im Schwange, daß man zu Sodoma und Gomorra nicht wohl mag greulichere Exempel erfahren haben“.[4]) Daß „das Laſter

1) Boll I, 248.
2) Boll I, 252.
3) Liſch, Jahrbücher XVIII, 159.
4) Boll I, 254. 344.

der Mägdeſchänderei und ſonſt alle Laſter der Hurerei überhand nehmen", bezeugt auch der Wismarer Magiſtrat in einer Verordnung v. J. 1568.[1]) Ebenſo klagt die herzogliche Polizeiordnung v. J. 1572, „daß leider in unſern Landen vielfältige Unzucht einreißen."

„In der That", bemerkt hierzu Schnell (292), „die *ſittlichen Zuſtände waren durch die Reformation nicht gebeſſert*. . . Dieſelbe Erfahrung des Verfalls der Sittlichkeit iſt auch in andern deutſchen Ländern gemacht. Die Reformation iſt eben nicht Sittenreform in erſter Linie, ſondern religiöſe Reform geweſen. Die Reformatoren fragten nicht: Welche Werke muß ich thun? ſondern: Wie erlange ich einen gnädigen Gott? Zudem barg das alte Kirchenweſen, ſo verfallen es war, doch immer noch eine Menge von relativ ſittlichen Mächten in ſich, die das Volk wenigſtens äußerlich in Zucht hielten. Als dieſes mit einem Schlage wegfiel und ſeine Macht über die Gemüther verlor, mußte erſt etwas Neues an ſeine Stelle treten. Der Polizeiſtaat konnte wohl ſchrecken aber nicht beſſern. Letzteres konnten nur die neuen ſittlichen Mächte, die durch die Reformation erſt erſchloſſen werden und in Wirklichkeit treten mußten. Denn aus dem rechten Glauben mußte das rechte ſittliche Leben erſt fließen. Das iſt auch geſchehen." Und im Anſchluſſe an Uhlhorn ruft dann Sch. triumphirend aus: „Aus der Reformation iſt eine neue Sittlichkeit erblüht, und die Völker, die es annahmen, hat das von Luther gepredigte Evangelium auch auf eine höhere Stufe des ſittlichen Lebens

1) Crull, Jahrbücher LVIII, 56. Kurz vorher hatte der Magiſtrat einen verheiratheten Prediger, der mit der Wittwe eines anderen Predigers ſträflichen Verkehr hatte, ausgewieſen. Crull (S. 50 ff.) ſchildert dieſen ärgerlichen Vorfall als „concretes Beiſpiel des wüſten Lebens und Treibens, welches derzeit neben peinlicher Strenge und leidenſchaftlicher Parteinahme in Sachen des Glaubens, wie allermeiſt in Deutſchland, ſo auch . . . in Mecklenburg herrſchte."

erhoben.“ Worin dieſe höhere Sittlichkeit beſteht, ſagt Sch. nicht; ebenſowenig erklärt er, warum „die neuen ſittlichen Mächte, die durch die Reformation erſt erſchloſſen werden mußten“, in dem erſten Jahrhundert nach Luthers Schilderhebung nicht in Wirklichkeit getreten ſind. Denn daß die ſittlichen Zuſtände von 1517 bis in das 17. Jahrhundert hinein nicht gebeſſert worden ſind, gibt ja Sch. ſelber zu.

Mit der wachſenden Unſittlichkeit war auch eine Zunahme verſchiedener Criminalfälle verbunden. Im Jahre 1566 beklagte Herzog Johann Albrecht „die erſchreckliche Zunahme von Mord und Todtſchlägen, ſelbſt unter Verwandten“.[1]) Zwei Jahre ſpäter äußerte der herzogliche Fiscal Dr. Behm auf einem Landtage zu Wismar: „Das Morden will faſt eine unſtrafbare Gewohnheit werden; Todtſchläge und Ehebrüche bleiben der Geſchenke und der Privatperſonen Einmiſchung wegen ungeſtraft“.[2]) Aehnlich klagte i. J. 1609 Herzog Karl, daß „viele Todtſchläge und andere hochſträfliche Gewalt bei Tag und Nacht committirt und geübt werden, alſo daß faſt unter den barbariſchen Völkern dergleichen zu dieſer Zeit nicht gehöret worden“.[3])

Es wird oft auf den Aberglauben und den allzu großen Wunderglauben hingewieſen, der gegen Ende des Mittelalters im katholiſchen Deutſchland ſich kund gab. Dieſer Mißſtand wurde aber von den Neuerern nicht beſeitigt, im Gegentheil er wurde noch erheblich geſteigert. Wie in andern Gegenden Deutſchlands, ſo herrſchte auch in Mecklenburg in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein „ungemein großer Wunderglaube“.[4]) Die neuen Wunder waren manchmal

1) Schirrmacher I, 560.
2) Jahrbücher VIII, 99.
3) Boll I, 280.
4) Schnelt 289.

höchſt merkwürdig, wie das folgende, welches 1594 in der Kirche zu Moiſall ſich ereignete. Aus dem Pfeiler des Predigtſtuhls ſah man in der Zeit vom 1. bis zum 16. Juni eine Hand mit einem Angeſicht hervorwachſen. Das Angeſicht, welches ganz „aufgeblaſen“ war, ſah wie ein „Türkenkopf“ aus. Der Prediger des Ortes, Leonhard Freundt, unterließ nicht, in einem Gedichte, das 1594 zu Lübeck erſchien auf die „Mahnung Gottes“ aufmerkſam zu machen:

Es ſtellet uns für der getreue Gott
Viel wunderlich Ding an manchen Ort,
Am Himmel und auf Erden.
Doch achten's die Menſchen gar für ein Spott;
Was kann doch Guts draus werden.
Man ſieht jetzt, wie man Gottes Wort
Verachten thut an allen Ort.

Gott, der dieſe Verachtung nicht länger dulden will, eilt nun zum jüngſten Gerichte.

Dieweil aber ſolches ſoll bald geſchehen,
Läßt Gott ſolche Zeichen und Wunder ſehen.[1])

Fort und fort wieſen die Prediger auf die vielen Wunder hin, die Gott täglich vollbringe, um die Leute zur Buße zu mahnen.

„Mit was Wunder hat ſich doch dies Wunderjahr angefangen“, ſchrieb der Roſtocker Prediger Gryſe i. J. 1588; „wer weiß, was noch für Wunder geſchehen werden, ehe es zum Ende kommt? Oder ſo die Welt noch länger ſteht, wer weiß, was für große Wunder in den nächſtfolgenden Jahren ſich begeben werden? Was für Wunder im Anfange des Jahres im Königreich Polen und an vielen Orten ſich begeben haben, iſt öffentlich bekannt. Aber was will man viel ſchreiben und ſagen von den Wundern Gottes! Man achtet ihrer leider nicht groß, dieweil ſie ſo häufig geſchehen“.[2])

---

1) Jahrbücher XXII, 63 ff.
2) Gryſe, Bothpredigten. A 4 b. A 5 a.

Mit dem maßloſen Wunderglauben verband ſich ein nicht minderer Teufelsglaube. Johann Herrmann, Prediger zu Oſter in Mecklenburg, ließ 1569 eine Zeitung ausgehen über eine „wahrhaftige und erſchröckliche Geſchichte“, die ſich am 24. Juni 1569 in Oſter zugetragen hatte. Es heißt darin: Im genannten Dorf iſt ein gar böſes verfluchtes Weib geweſen, welches allezeit mit gar großem Fluchen und Schwören von Morgens an bis in die Nacht hinein Gott beleidigte. Da die gottloſe Frau dies eine Zeitlang getrieben, hat ſie ſich in ihren böſen Flüchen mit Leib und Seel dem Teufel ergeben, und daß ſie ſein Eigen ſein wolle; er ſolle nur kommen und ſie geſchwind holen. Darauf hat wirklich der Teufel mit großem Geſchrei und Brüllen ſie in die Höhe und um das Dorf herum mit gar großem Geſchrei und Wehklagen geführt und endlich von einander in vier Stücke zerriſſen und dieſe Stücke auf die vier Straßen zu einem Gedächtniß geworfen. Ein jeder, der vorübergezogen iſt, hat ſolches geſehen und iſt darob erſchrocken. — Der Holzſchnitt ſtellt den Teufel dar, wie er das Weib in die Höhe führt; rechts wirft er die Eingeweide des Weibes auf die wohlbeſetzte Tafel des Schultheißen, mit dem der Prediger wohl nicht auf gutem Fuße lebte.[1])

Daß bei ſolchem überſpannten Teufelsglauben der Hexenwahn die ausſchweifendſten Orgien feiern konnte, iſt leicht erklärlich, namentlich wenn man das damalige barbariſche Gerichtsverfahren mit in Betracht zieht. Wohl kamen in Mecklenburg ſchon vor der Kirchenſpaltung Hexenverbrennungen vor. Doch waren es trotz des Hexenhammers und der Hexenbulle Innocenz VIII., auf die man in neueſter Zeit ſo großes Gewicht legt, nur ganz vereinzelte Erſcheinungen. „Entſchieden überhand aber nahmen die Hexenprozeſſe in Mecklenburg zuerſt in der zweiten Hälfte

1) Jahrbücher XXII, 267.

des 16. Jahrhunderts.[1]) „Syſtematiſch betrieben wurden ſie erſt ſeit dem Jahre 1562, als die in jenem Jahre erlaſſene mecklenburgiſche Polizeiordnung dieſelben nicht blos feierlichſt ſanktionirte, ſondern auch anbefahl“.[2]) Es heißt nämlich in derſelben:

„Uns kommen Klagen vor, daß in unſern Fürſtenthümern ſich große Aergerniſſe und Mißbräuche göttlichen Worts durch Zaubern, Beſchwören und teufliſches Wahrſagen zutragen, dadurch unſere Unterthanen zu Abgötterei, Aberglauben und Schaden geführt werden. Demnach ordnen und wollen wir, da jemand, wes Standes der wäre, ſich des Wahrſagens oder anderer Zauberei befleißigen und dadurch den Leuten Schaden und Unglück zufügen würde, daß derſelbige mit dem Feuer geſtraft werden ſoll.“[3])

Auch in der Polizeiordnung von 1572 ward dieſer Befehl mit denſelben Worten wiederholt. „Damit begannen nun die Hexenprozeſſe planmäßig“.[4]) Beſonders einige kleine Landſtädte bethätigten die furchtbarſte Hexenverfolgung. Auch in Roſtock kamen zahlreiche Fälle vor; im Auguſt und September 1584 wurden hier nicht weniger als 17 Hexen und ein Zauberer verbrannt.[5])

Das Unweſen nahm um ſo mehr zu, als gelehrte Leute es vertheidigten. Obſchon der Roſtocker Profeſſor der Rechte J. G. Gödelmann gegen die Hexen milder geſinnt war, als manche ſeiner Zeitgenoſſen, ſo war er doch der Anſicht, „daß die Obrigkeit auch nicht den geringſten Grad des Aberglaubens oder der Hexerei ungeſtraft laſſen müſſe, und daß man den Abfall von Gott und die durch Zauberei verurſachte Verletzung des Nächſten mit Feuer und Schwert

1) Gloeckler, Jahrbücher XV, 137.
2) Boll I, 295.
3) Schröder II, 318.
4) Schnell 290.
5) Boll I, 286 ff.

ſtrafen könne und müſſe".[1]) Viel rückſichtsloſer als Gödelmann trat der Roſtocker Prediger Gryſe gegen die Hexen auf. In ſeiner Laienbibel[2]) v. J. 1604 ſchildert er ausführlich im 23. Kapitel „das zauberiſche Weſen der teufliſchen Blaſebälge", der Hexen und Zauberer. „Alle dieſe zauberiſchen Dinge", fügt Gryſe bei, „habe ich, der ich wegen meines Amtes oft mit vielen Zauberinnen, wenn ſie zum Feuer verdammt waren und gerichtet werden ſollten, habe umgehen müſſen, zum Theil von dieſen gehört, zum Theil auch von Richtern und Gerichtsſchreibern, welche die Folter anwendeten, glaubwürdig erfahren." Die Folter, bemerkt Gryſe im 89. Kapitel, iſt das letzte und beſte äußerliche Mittel, die Wahrheit zu erforſchen. Wohl müſſe man die Folter umſichtig gebrauchen; namentlich ſolle man es bei Leuten, die von Natur kleinmüthig und furchtſam wären, damit nicht zu weit treiben. Gegen ſolche Leute aber, die von Natur giftig, halsſtarrig und frevelhaftig bös und hart wären, „ſonderlich gegen die Zauberer und Hexen", brauche man keine ſolche Rückſicht zu nehmen.[3])

Auf ſolche Autoritäten geſtützt, folterte und brannte man denn auch ununterbrochen weiter, und vielleicht hängt es mit dem Erſcheinen der Schrift Gryſe's zuſammen, daß 1604 im ganzen Lande eine grauſame Hexenverfolgung ſtattfand.

Mit der Ueberhandnahme der Hexenprozeſſe war eine andere ſehr bedenkliche Erſcheinung verbunden: die Zunahme der Melancholie und der Selbſtmorde. Daß in ganz Deutſchland die religiöſe Neuerung im 16. Jahrhundert eine Zunahme der Selbſtmorde und der Melancholie

1) Boll I, 287.

2) Laien Bibel. Roſtock 1604. Vgl. über dies Werk Wiechmann. Mecklenburgs altniederſächſiſche Literatur. III, 7 ff.

3) Boll I, 288 ff.

m Gefolge gehabt hat, wird durch zahlreiche Zeugniſſe dargethan.[1]) Dieſelbe Erſcheinung tritt uns auch in Mecklenburg entgegen. Im Jahre 1563 veröffentlichte der Roſtocker Prediger Joachim Schröder eine Schrift, deren Titel ſchon bezeichnend genug iſt: „Troſt und Freude für die erſchrockenen und traurigen Gewiſſen und Herzen der frommen Chriſten von wegen der vorgehenden Zeichen des jüngſten Tages. . . Item von Traurigkeit, Angſt und Bangigkeit, damit viele Leute in dieſen letzten betrübten und greulichen Zeiten hart beſchwert und angefochten werden, daß ſie ſchier verzweifeln und verzagen, wie man ſich gegen die halten ſoll.“[2]) In dieſer Schrift, deren Inhalt während der Adventszeit 1562 auf der Kanzel vorgetragen worden war, erklärte Schröder unter anderm (Bl. 49):

„Viele habe ich nun binnen 40 Jahren, dieweil ich, unwürdig, bei dem Kirchenamt geweſen bin, gekannt, die in ſo große Anfechtung des leidigen Teufels und in ſo große Traurigkeit und Verzagung gefallen und gerathen ſind, daß ſie ſich haben ſelbſt erwürgt, im Waſſer ertränkt, mit Meſſern durch die Kehle zu Tod geſtochen oder ſonſt greulich umgebracht.“ „Es ſind viele betrübte Herzen“, klagte einige Jahre ſpäter ein anderer Roſtocker Prediger, „zu dieſen betrübten Zeiten voll Angſt und Traurigkeit“.[3])

Wie anderswo, ſo hielt man auch in Mecklenburg die Ueberhandnahme des Trübſinns für ein Anzeichen des hereinbrechenden letzten Gerichtes. Zum Beweiſe, daß der jüngſte Tag „hart vor der Thüre ſei“, erwähnt der Roſtocker Superintendent Simon Pauli, nebſt andern

1) Vgl. meine zwei Abhandlungen über den Selbſtmord und die Melancholie im 16. Jahrhundert, in der Wiſſenſchaftlichen Beilage zur Germania Nr. 1 vom 1. Oktober 1896 und Nr. 18 vom 4. Februar 1897.

2) Vgl. Wiechmann II. 46 ff.

3) Gryſe, Vothpredigten. Q 8 b.

Vorboten, die weit verbreitete Angſt und Bangigkeit, die beſonders daraus entſtehe, „daß viele durch der Lehrer Gezänk und Diſputiren irre gemacht werden, daß ſie nicht wiſſen, was ſie glauben und welchem ſie beipflichten ſollen.“[1] Es ſind viele fromme Herzen in unſern Kirchen, welchen ſehr bange hierum iſt, daß ſie nicht, wie ſie anzeigen, glauben können, als wolle ihnen Gott gnädig ſein und ſie gerecht und ſelig machen.“ Zudem „verſchmachten die Menſchen vor Furcht der Dinge, die noch kommen ſollen. Denn dieweil ſie ſehen den großen Uebelſtand in der Welt, ſo immer zunimmt bei allen und noch zu großem Unglück weiter ausſieht, fürchten ſie ſich und verſchmachten vor Furcht, wo es hinaus will und was noch zuletzt daraus werden könne“.[2])

Die fort und fort wiederholte Ankündigung des nahen Weltendes mußte bei ängſtlichen Leuten die Bangigkeit noch vermehren. Im engſten Anſchluſſe an Luther, „den letzten Elias, ſo vor dem jüngſten Tag vorhanden“, wie Gryſe den Wittenberger Neuerer nennt,[3]) waren die proteſtantiſchen Prediger Deutſchlands darin einig, daß der jüngſte Tag vor der Thüre ſtehe.[4]) „Daß der jüngſte Tag nun bald vor der Thüre vorhanden iſt, daran zweifelt kein gottesfürchtiger Menſch“, erklärte Gryſe i. J. 1588. Alle Zeichen ſeien erfüllt, insbeſondere ſei auch „der Menſch der Sünde und das Kind des Verderbens, das antichriſtiſche Papſtthum genugſam geoffenbaret.“ Zudem ſei die Bosheit der jetzigen

1) In Mecklenburg waren in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Streitigkeiten zwiſchen den Predigern fortwährend an der Tagesordnung. Vgl. Boll I, 227 ff.; B. Lesker, Aus Mecklenburgs Vergangenheit. Regensburg 1880. S. 63 ff.

2) Pauli, Auszug aus der Poſtill. S. 16 f.

3) Gryſe, Hiſtoria Slüters. F 4a.

4) Ich habe hierüber aus allen Gegenden Deutſchlands eine Unmaſſe von Zeugniſſen beiſammen.

Welt ſo groß, daß ſie Gottes Gericht, „ſonderlich den jüngſten Tag“ herabfordert. Wohl gibt es manche, die ſolche ernſte Gedanken aus dem Sinne ſchlagen; allein „gar übel und ſehr unrecht thun diejenigen, die den jüngſten Tag den ſichern Weltkindern wohlfeil geben, indem ſie ſprechen, er werde noch lange nicht kommen und er ſei noch nicht ſo ſehr nahe, als man davon ſchreibt und predigt. Hätten wir, denken und ſagen ſie, ſo lange ſo viele rothe Gulden und weiße Thaler zu zählen, wir wollten uns nicht reicher wünſchen.“ „Aber gerade das iſt mit ein gewiſſes Kennzeichen, daß der jüngſte Tag bald erfolgen werde“.[1]) „Wenn ein Gläubiger“, bemerkte Gryſe 1593 in einer Widmung an die Herzoge von Mecklenburg, „nur ein wenig in der jetzigen Welt umſieht und deren Zuſtand erwägt, ſo ſchließt er daraus, daß jetzt die allerletzte Zeit der Welt gar kurz vor dem jüngſten Tag ſein möchte“.[2])

Draſtiſcher als Gryſe ſchildert der Roſtocker Superintendent Pauli das Herannahen des Weltendes:

„Es ſcheinet die Sonne nicht mehr ſo hell und klar, wie noch vor wenigen Jahren geſchehen iſt, ſondern nimmt ab, wie ein alter Menſch, welchem Geſicht und Kräfte vergehen; daher wir auch ſelten einen rechten warmen Sommer mehr haben. Es läßt ſich die Sonne auch ſelten ſehen, ſondern wickelt ſich in die Wolken, auf daß ſie, als der Welt fürnehmſtes Auge, nicht dürfe anſehen die Bosheit, ſo auf Erden geſchieht.“ „Es ſind auch faſt ſtetige Regen, als weinte der Himmel wegen der gegenwärtigen Bosheit und des zukünftigen Unglücks.“ Es kommen außerdem allerhand „wunderliche Dinge“ vor. „Wer hat jemals gedacht, daß die Luft ſo oft voll Feuer geweſen und der Himmel wie ein Feuerofen gebrannt, wie nun die nächſten Jahre her geſchehen iſt, zu einer Anzeigung, daß der Herr Chriſtus zum jüngſten Gericht kommen und den Himmel

1) Gryſe, Bothpredigten. A 3. A 4.

2) Gryſe, Hiſtoria Slüters. Widmung.

anzünden will.“ Was aber noch bedenklicher iſt, „der Himmel hat ſich, wie die Mathematici ſchreiben und wiſſen, etliche tauſend Meilen, wie ein altes Gebäu, das fallen muß, herunter gelaſſen und ſtellet ſich, als werde er bald in einen Haufen fallen.“ Dies alles beweiſe, „daß der jüngſte Tag hart vor der Thüre ſtehe.“ Vor dem Weltende werden aber noch ſchreckliche Strafgerichte hereinbrechen. „Weil unſere Leute durch die vielen herrlichen Predigten, die ihnen geſchehen, nicht allein ſich nicht beſſern, ſondern noch dazu täglich ſchlimmer werden, ſo müſſen leider, ehe noch der jüngſte Tag kommen wird, ſchwere und ſchreckliche Strafen Deutſchland und andere Länder treffen“.[1])

Doch genug der verzweifelnden Klagen und der düſteren Prophezeiungen! Das Urtheil, welches jüngſt ein proteſtantiſcher Hiſtoriker über ganz Deutſchland gefällt hat, trifft auch für Mecklenburg zu: „Das ausgehende 16. Jahrhundert führte ein politiſch und geiſtig gebrochenes, ſittlich verwildertes, dogmatiſch verknöchertes Geſchlecht einer faſt beiſpielloſen Zerſtörung entgegen“.[2])

Dr. N. Paulus.

1) Pauli, Auszug aus der Poſtill. S. 15 ff. 833.

2) Fr. v. Bezold, Geſchichte der deutſchen Reformation. Berlin 1890. S. 872.

LXII.

Der erſte öſterreichiſche Klerustag.

Aus Oeſterreich.

Das „öſterreichiſche Problem“ beſchäftigt fort und fort berufene und unberufene Sprecher und Schreiber faſt noch mehr außerhalb Oeſterreichs als innerhalb der ſchwarz-gelben Pfähle. Jedes Ereigniß wird daher ſcharf beobachtet, das irgendwie geeignet erſcheint, Licht über die verworrenen nationalen und religiöſen Verhältniſſe zu verbreiten. Verdientermaßen wird zu ſolchen Vorkommniſſen die Verſammlung von etwa 400 Prieſtern aus allen Kronländern gerechnet, die am 29. Auguſt in Wien zur Berathung über die gegenwärtige Lage des Klerus abgehalten wurde. Würde nicht die eigenartige Verſammlung an ſich die Blicke des Beobachters der Zeit auf ſich ziehen, ſo müßte die fortdauernde Aufregung in der öffentlichen Meinung dieſelben darauf lenken. Im Wiener „Vaterland“ beſprach noch am 20. September ein Theilnehmer die mannigfachen Urtheile über dieſe Tagung. Wie wenig mit dieſem beſonnenen und gediegenen Artikel die Discuſſion darüber geſchloſſen iſt, zeigte die Rede des Canonicus Schöpfleuthner von St. Stephan in der „Reunion“ vom 4. Oktober, worüber die „Reichspoſt“ unterm 6. Okt. (Nr. 230) ausführlich Bericht erſtattete. Auch die Worte dieſes Herrn, der als einer der tüchtigſten und thätigſten Geiſtlichen von Wien wohlverdienten Ruf beſitzt, laſſen noch

manche Frage offen, die klare Antwort erheiſcht. Es war eben volle und reine Wahrheit, was ſo oft in dieſer Verſammlung geſagt wurde, daß hauptſächlich die Noth der Zeit den Klerustag zuſammengerufen hat. So lange nun die Nothſtände nicht beſeitigt werden, die auf dieſer Prieſterverſammlung eine ſcharfe, zum Theile ganz neue Beleuchtung erhalten haben, werden die dort geäußerten Gedanken privatim und öffentlich, zuſtimmend und ablehnend weiter erörtert werden.

Hierbei kommen aber nothwendig die geſellſchaftlichen, ſtaatlichen und kirchlichen Verhältniſſe Oeſterreichs überhaupt in ihrer Grundlage zur Sprache. Nicht „eine Revolution in der Kirche" iſt die Prieſter-Verſammlung von Wien geweſen, wie ein öſterreichiſcher Miniſter ſich geäußert haben ſoll; wohl aber trug dieſelbe einen eigenthümlichen und außerordentlichen Charakter, der ihr durch den Kampf gegen die revolutionären Elemente in Oeſterreich aufgedrückt worden iſt. Die Stellung des Klerustages zum Epiſcopate war eine eigenthümliche, zum zum Theil ſonderbare; das Verhältniß des Klerus zum Staate und den Regierungsorganen trat in greller Beleuchtung zu Tage; wie viel der ſociale Einfluß der katholiſchen Geiſtlichkeit auf die verſchiedenen Klaſſen der öſterreichiſchen Bevölkerung zu wünſchen übrig läßt, aber auch wie unerſetzlich dieſer Einfluß für das öſterreichiſche Staatsgebilde iſt, das ergab ſich aus den Verhandlungen mit aller nur wünſchenswerthen Klarheit. Demnach läßt ſich die Bedeutung des erſten öſterreichiſchen Klerustages nicht leicht überſchätzen. In der nachfolgenden kritiſchen Berichterſtattung wollen wir die angedeuteten einzelnen Punkte etwas ausführen und ſo einen Beitrag zur Beleuchtung „des öſterreichiſchen Problems" überhaupt liefern.

„Es zeigte ſich klar und deutlich, daß ſich die Prieſterſchaft Oeſterreichs bei den dermaligen ernſten Verhältniſſen

an das Wort des göttlichen Heilandes erinnerte ‚Ut sint unum', und daß ſie feſthaltend am Wahlſpruche des gegenwärtigen Trägers der Habsburger Krone ‚Viribus unitis, kämpfen will mit Gott für Glaube, Kaiſer und Vaterland. Es drängte und drängt die katholiſchen Prieſter Oeſterreichs zur Einigkeit und zum feſten Zuſammenhalt und zwar nicht blos zur Einigkeit untereinander, was immer für einer Nation ſie angehören, ſondern auch zur Eintracht mit den Biſchöfen und dem Volke". — Dieſe Sätze des Berichterſtatters für das Wiener „Vaterland" vom 20 Sept. (Nr. 258) charakteriſiren richtig die Verhandlungen des Klerustages. Der Verſammlung im Ganzen ſowie den einzelnen Theilnehmern würde nicht geringes Unrecht zugefügt werden, wenn ihre kirchliche Treue oder ihr ernſtes prieſterliches Pflichtbewußtſein in Zweifel gezogen würde. Was indeß begründeten Anſtoß bereitet hat, ſind einzelne Stellen aus dem erſten Theile des Referates, womit der verdienſtvolle Anwalt der katholiſchen Sache, Prälat Dr. Scheicher, die Verhandlungen des Tages eingeleitet hat. In dieſem wenig disponirten erſten Referate, das „die ideale Seite" des Gegenſtandes beleuchten ſollte, finden ſich unklare und ſonderbare Aeußerungen, die allerdings geeignet waren, einen ungünſtigen Eindruck hervorzurufen, und welche die väterliche Warnung wohl begründen, die der Papſt in ſeiner Antwort auf das Huldigungstelegramm deutlich genug hat einfließen laſſen.[1]) Ein gewiſſer Takt fehlt ſchon in den Einleitungsworten, worin der Klerustag mit „den Zuſammengängen der Apoſtel in den Actus apostolorum" und den Biſchofsconferenzen ſo ziemlich auf eine Stufe geſtellt wird. Viel beſſer und richtiger hätte der Unterſchied zwiſchen den auto-

1) Spe autem nisus fore, ut clerus semper devotus existat atque fortiter, suaviter aeque ac prudenter agat his difficillimis temporibus Beatissimus Pater toto ex corde imploratam apostolicam benedictionem impertiri dignatus est.

ritativen Berathungen der lehrenden Kirche und der Zuſa menkunft von prieſterlichen Mitgliedern der hörenden Kir die ſich aus eigenem Antriebe unter außergewöhnlichen V hältniſſen zum Klerustage verſammelt hatten, betont werd ſollen. Man braucht ferner nicht an der Gewohnheit d shocking-Rufes zu leiden, um an dem Satze der Einleitu Anſtoß zu nehmen: „Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß dabei den Zuſammenkünften der Apoſtel) nicht allein gebetet word ſein wird, daß Gedankenaustauſch und Berathungen m Uebungen der Frömmigkeit verbunden geweſen ſind". — W dies allzu ſelbſtverſtändlich iſt, brauchte es nicht geſagt od wenigſtens nicht ſo geſagt zu werden. Für den Klerust aber hätte ſich aus dieſer Selbſtverſtändlichkeit eine ſtärke Betonung des übernatürlichen Momentes in den Kämpf und Leiden der Kirche ergeben ſollen, die dem ganzen Ei leitungsreferate allzuſehr fehlt. In der herrlichen Re worin der alte deutſche Kämpe Nicola Racke unlängſt Dortmund die neueſten Angriffe auf die Kirche mit beſonder Rückſicht auf Oeſterreich zurückgewieſen hat, kommt auch d ſchöne Stelle vor:

„Vielleicht iſt der neue Kampf, den die Wetterzeichen u verkünden, eine Mahnung, daß es Zeit iſt, wieder einm Gewiſſenserforſchung zu halten, ob wir alle noch d Fahne treu geblieben ſind, welche in ſchwerer aber ruhmreich Zeit unſere großen Führer, ein Mallinckrodt und Ketteler, u vorangetragen haben, ob die Ideale noch nicht verblaßt ſi und ob an Stelle des Opfermuthes, der Selbſtverleugnu und der Principientreue nicht etwa allzuviel Diplomatie u menſchliche Schwachheit und Berechnung getreten iſt. — Gew wir müſſen auch die mehr materiellen Mittel, die uns zu Geb ſtehen, anwenden, um das Ziel zu erreichen, das uns geſte iſt; wir haben das Recht und die Pflicht, darauf zu dring und dahin zu arbeiten, daß den Katholiken auf politiſchem u ſocialem Gebiete diejenige Stellung eingeräumt werde, auf d wir ſo gut wie jeder andere Anſpruch haben. Es iſt e Ehrenſache für uns, daß wir in Wiſſenſchaft und Ku

unſern Mann ſtellen und hinter niemandem zurückſtehen — aber dabei müſſen wir uns wohl hüten, anzunehmen, als ob dieſe Dinge der alleinige oder auch nur bevorzugte Prüfſtein für die Göttlichkeit, Wahrheit und Exiſtenzfähigkeit des Katholicismus ſeien. Wenn das der Fall wäre, dann wäre unſer Glaube kein göttlicher, kein übernatürlicher. Vielleicht täuſche ich mich — aber mir will es ſcheinen, daß auch in unſeren Reihen die übernatürlichen Faktoren zu wenig in Betracht gezogen werden, als ob bei uns die Zahl derer ſich mehre, welche die Rückſtändigkeit oder Nichtrückſtändigkeit der katholiſchen Kirche nach dem Procentſatz der Millionäre, Profeſſoren, Landräthe und Miniſter, die wir aufzuweiſen haben, zu beurtheilen allzuleicht verſucht ſind. Für uns muß das Wort gelten: ‚Das Eine thun und das Andere nicht laſſen‘. ‚Bet' und arbeit', dann hilft Gott allzeit‘. Beten wir, als ob das Gebet nur allein helfen könne, und arbeiten wir, als ob das Gebet gar nicht in die Wagſchale fiele“.

Wir weiſen den Gedanken ab, als ob Herr Prälat Scheicher die übernatürlichen Faktoren, das Gebet, das geduldige Leiden, die Aſceſe überhaupt für ſeine Perſon nicht genügend ſchätzte. Allein in ſeinem Referate, das allein uns hier beſchäftigt, ſind dieſelben denn doch zu kurz gekommen. Der Redner hat den Prieſtern zwar auch eine Selbſterforſchung empfohlen und eine reformatio in capite et membris gewünſcht. „Wir müſſen ideell, wenn wir die Noth der Zeit heilen wollen, mit uns Prieſtern ſelbſt zuerſt anfangen“. Seine diesbezüglichen Wünſche hat Dr. Scheicher als „den richtigen Reformkatholicismus“ bezeichnet und dieſes Wort „ein mit Unrecht übel angeſehenes“ genannt. Weder in der Wahl dieſes Wortes noch in der Andeutung des Gegenſtandes der Reform iſt indeß der Redner glücklich geweſen. Seine aufrichtigſten Freunde, die zu ſeiner Vertheidigung aufgetreten ſind, haben angegeben, was Dr. Scheicher mit dieſem Aufruf zur Selbſtreform hätte ſagen ſollen, was er aber unter Beiſeitelaſſung der übernatür-

lichen Faktoren eben nicht geſagt hat. Die bereits erwä Rede des Canonicus Schöpfleuthner, die den Begriff „Ref katholicismus“ zum Gegenſtande hatte, liefert uns die weiſe für vorſtehende Behauptung. Zuerſt hatte die ſemitiſche Correſpondenz „Auſtria“ einen entſtellten Be der Schöpfleuthneriſchen Rede gebracht, die den Redner ſchroffen Gegner des Klerustages ſtempelte. Die „Reichsp (Nr. 229) hat unter der richtigen Vorausſetzung, daß ſich um eine Entſtellung handle, den Bericht der „Auſt bezw. die angeblichen Worte des Canonicus Schöpfleut gloſſirt. Zu den Worten, wonach der Redner unter Hinweis auf die joſephiniſche und lutheriſche „Reform“ Scheicher'ſchen „Reformkatholicismus“ abgewieſen haben macht die „Reichspoſt“ die Bemerkung: „Wie aber m mit der Reformation des Klerus durch den hl. Ignat den hl. Karl Borromäus und den ſel. Caniſius?“ In ſe eigenen Berichtigung der Auſtria-Correſpondenz beſtä Canonicus Schöpfleuthner zur Rechtfertigung des Scheic ſchen Referates die Auffaſſung der „Reichspoſt“. arbeitete“, lauten die Worte Schöpfleuthners, „auch Klerus an ſeiner Reform und machte darum Exercitien. Es iſt alſo das Wort Reform kein verwerfliches Wort; das Wort Reform an Haupt und Gliedern darf nicht kurz zurückgewieſen werden.“ — Zu unſerm größten Beda müſſen wir jedoch ſagen, daß dieſe Rechtfertigung „ Reformkatholicismus“ des Scheicher'ſchen Referates le nicht rechtfertigt. Auch wir hätten ſehnlichſt gewünſcht, der Referent auf die reformatoriſchen Exercitien des heili Ignatius hingewieſen hätte, um „in aller Prieſter He wirkliche Liebe zum Berufe, Heiterkeit des Geiſtes und friedenheit, rechten Ernſt und ein Durchdrungenſein von objektiven Nothwendigkeit und inneren Wahrheit der matiſchen und moraliſchen Einrichtungen“ hervorzurufen. der Betrachtung de duobus vexillis, die wohl den H punkt des Ignatianiſchen Exercitiencurſes bilden, wird

ercitanten ſchließlich die Bitte in den Mund gelegt: ut o recipiar sub vexillo Christi domini nostri et primum summa paupertate spirituali et si divinae maiestati icuerit, et me eligere ac recipere voluerit, non minus am in paupertate actuali; secundo in tolerandis opprobiis et iniuriis ad magis in illis Christum imitandum mmodo possim eas tolerare absque ullius peccato et gustu suae divinae maiestatis. Daß dieſe Bitte mit den rathungen des Tages über den Rechtsſchutz und die terielle Nothlage des Klerus in naher Beziehung ſteht, d daß ein unzufriedenes Prieſterherz unter dieſem vexillum n Frieden, Geiſt und Begeiſterung wiederfinden kann, wird n zugeben müſſen. Hier haben wir reformirenden Katho- ismus, wie die zweideutige Mißbildung „Reformkatho- ismus“ ſchließlich auch gedeutet werden kann.[1]) Allein zu em ſolchen Ignatianiſchen bezw. chriſtlichen und katholiſchen rieſtergebet gibt das Referat des Klerustages kaum eine nregung. Die Zuhörer desſelben werden vielmehr an- leitet die Nothſtände des Seelſorgeklerus außerhalb des jenen Herzens zu ſuchen: 1) in dem „decidirt nicht evan- liſchen Verhältniß von Vorgeſetzten und Untergebenen“, s zu „einem Verhältniß von Herr und Knecht, von Ge- eter und Miniſtranten“ geworden ſein ſoll; 2) in den ührern, „denen man zwar gehorcht, die man aber nur legentlich von Gratulationsreden liebt, bei Toaſten hoch- äßt und in Blättern als nicht erſetzlich bezeichnet, welche ſchöfliche Subvention haben oder deren Leiter ſich für den dor violaseus intereſſiren“; 3) in „dem künſtlichen Auf- ppeln zukünftiger Muſterkandidaten in der Abgeſchloſſenheit

1) Die Wiener „Deutſche Zeitung“ vom 8. Oktober Nr. 10692 in dem Artikel: „Mgr. Schöpfleuthner gegen Prälat Scheicher“ macht ſich freilich über „die entſagungsvolle Aſcetik“ luſtig und bekundet dem Referenten des Klerustages eine Sympathie, die demſelben bedenklich vorkommen muß.

der Knabenſeminarien"; 4) in „der Zunahme von Kloſte brüdern und Kloſterſchweſtern, welch letztere wenigſtens un verkennbar von Tag zu Tag wachſen"; die Freude über die Zunahme iſt dem Referenten eine hypothetiſche; 5) in „viele Vorgängern des heutigen Klerus, die ihre Aufgabe zu g müthlich genommen, ſich vor der Macht zu widerſtandsl zurückgezogen haben und die, wenn ſie ſtreng ſein wollte grob und herrſchſüchtig dem gemeinen Volke gegenüb waren".

Dieſe Anklagen, die wir mit den eigenen Worten d Redners angeführt haben, waren nicht geeignet, die The nehmer am Klerustag zu wahrem reformatoriſchem Mu und Eifer anzuſpornen. Zweifelsohne konnten auch d Verhältniſſe in den angeführten kirchlichen Anſtalten un Einrichtungen zur Sprache gebracht werden. Keinesfal aber durfte dies in der Form einer einſeitigen, ja ungerecht Bekrittelung wie im genannten Referate geſchehen. Ni wirkliche oder angebliche Mängel der Erziehungsmethode den Knabenſeminarien ſind angeführt worden, ſondern d Seminarien überhaupt ſind mit wegwerfenden Ausdrück behandelt worden. Das ganz unmotivirte Bedauern über d Zunahme der Kloſterfrauen ſtimmt auffallend mit der unkir lichen und leichtſinnigen Aeußerung des bekannten Verfaſſe des „Reformkatholicismus" überein, die derſelbe in ſein Buche „Keuſchheitsideen" (S. 178) über die hl. There ſich erlaubt hat. Ein Theil der Theilnehmer des Klerustag hat ſeinen Unwillen über dieſe Stellen des Referates u dem Berichterſtatter des „Vaterland" alſo geäußert: „ wurde widerſprochen, wiederholt widerſprochen — die Berid haben eben nicht jedes Wort wiedergegeben. Zudem m nicht jedes Schweigen als Zuſtimmung angeſehen werde Ein anderer Theil der Verſammlung, für den ſich Prä Scheicher in dieſem Referate „in ſeiner ganzen Größe geze hat", iſt in ſeiner Methode der bitteren Bekrittelung v Verhältniſſen, die zum Theil außerhalb ſeiner Compete

liegen, nur beſtärkt worden. Am deutlichſten zeigt ſich aber der Irrweg, auf den ſich die Worte des reformeifrigen Referenten begeben haben, durch einen Vergleich desſelben mit den Thaten eines wirklichen Reformators des öſterreichiſchen Klerus. Ein ſolcher iſt ſoeben dargeſtellt worden in der gediegenen hiſtoriſchen Leiſtung: „Roman Sebaſtian Zängerle, Fürſtbiſchof von Seckau“ 1771—1848.[1]) Fürſtbiſchof Zängerle fand eine durch den Joſephinismus zerrüttete Diöceſe mit einem ſittlich herabgekommenen Säkular- und Regularklerus vor. Als er nach unſäglichen Mühen und beſtändigen Kämpfen mit der Staatsomnipotenz ſeinen Hirtenſtab niederlegte, war die Diöceſe und zuerſt der Klerus umgewandelt. Als eines der erſten Mittel ſeiner Reform wird berichtet die Berufung von ſtreng obſervanten Karmelitinen und Karmeliten. Ueber die Einführung der letzteren, die Zängerle ſelbſt vorgenommen hatte, äußert er ſich vertraulich in einem Schreiben: „Weil dieſer Orden ſehr genau an der religiöſen Obſervanz feſthält und contemplativ lebt, ſo ſprach ich über den Werth des beſchaulichen Lebens ohne mindeſten Rückhalt; denn die Welt muß wiſſen, daß ohne Meditation auch der Chriſt nicht vorwärts kommt, weil unſer Gottesdienſt innerlich iſt“. In eben dieſem Geiſte hat in unſeren Tagen P. Albert M. Weiß O. Pr. im 5. Bande ſeiner Apologie zum Theil recht ſcharfe Worte über die Nothwendigkeit der Reform der Ordensleute geſchrieben und dabei auch an den Epiſcopat einſchneidende Worte gerichtet. Die uralte katholiſche Tradition, welche dieſe beiden Reformatoren vertreten, ſticht ſehr ab von dem Referate des Klerustages. Einen Höhepunkt in dem Wirken des Fürſtbiſchofs Zängerle bildete die Errichtung des Knabenſeminars im Jahre 1842. In dem begeiſterten Schreiben, das er aus dieſem Anlaſſe an ſeinen Klerus richtete, ſagt der im Kampfe erprobte, welterfahrene

1) Zumeiſt nach Archivalien dargeſtellt von Dr. P. Bonifatius Senzer O. S. B. Graz. Styria 1901.

Geiſtesmann u. a.: „Wenn Ihr, Ehrwürdige Brüder, dieſe ernſten Wahrheiten, welche die Erfahrung der neueren Zeit nur zu oft beſtätigt hat, unbefangen bei Euch erwäget, ſo werdet Ihr nicht blos die hohe Wichtigkeit der Knabenſeminarien zugeſtehen, ſondern auch bedauern, daß dergleichen Anſtalten nach dem Wunſche und Befehle der Kirche nicht ſchon längſt und überall gegründet ſind“.

Daß die Vertheidigung des unglücklichen Wortes „Reformkatholicismus“ durch Dr. Scheicher nicht gelungen iſt, haben ſoeben Dr. Bumüllers „Freie deutſche Blätter“ dargethan, die ſonſt einer Reform im Scheicher'ſchen Sinne das Wort reden.

Würden ſomit die Verhandlungen des Klerustages genau im Sinne der bisher beſprochenen Aeußerungen des einleitenden Referates verlaufen ſein, ſo wäre die ſcharfe Bezeichnung der Verſammlung als „unklerikal“ nicht ganz unbegründet. Allein abgeſehen davon, daß die erwähnten Aeußerungen auf mannigfachen Widerſpruch ſtießen, trugen die Beſprechungen der Verſammelten zum Zwecke, einen genügenden Rechtsſchutz für den Klerus zu begründen, der Los von Rom-Bewegung wirkſam zu begegnen und die materielle Lage des Klerus zu verbeſſern, im Ganzen einen würdigen Charakter. Die hierauf bezüglichen ausgezeichneten Aeußerungen des Referenten, die wir unten noch zu erwähnen haben, konnten auch nur allgemeine Zuſtimmung finden. Ein Hauptpunkt indeß, den wir des Weiteren ins Auge zu faſſen haben, iſt die Stellung des Klerustages zum Epiſcopate.

Vorbereitet im weiteren Sinne war die Verſammlung durch die lobenswerthen freien Dekanats- und Paſtoral-Conferenzen, die in der letzten Zeit in verſchiedenen Diöceſen in Uebung gekommen ſind. Daß ſolche freundſchaftliche Zuſammenkünfte zum confraternellen Gedankenaustauſch über gemeinſame Leiden und Pflichten an und für ſich keiner ſpeciellen Erlaubniß bedürfen, inſoferne nicht ſichere Pflichten

wie die der Reſidenz damit in Widerſpruch gerathen, dürfte unbedenklich zuzugeben ſein. Faßt man den Klerustag als eine ſolche freie Conferenz in erweiterter Form auf, ſo kann die größere Zahl der Verſammelten allein keineswegs die Nothwendigkeit einer biſchöflichen Verſammlung mit ſich bringen. Leider hat es Prälat Scheicher verſäumt, wie bereits hervorgehoben wurde, dieſen eigenthümlichen Charakter der Verſammlung und ihren Unterſchied gegenüber den autoritativen kirchlichen Zuſammenkünften zu betonen. Allein auch unter dieſer Vorausſetzung ließen es die Art der Berufung durch ein eigens dazu beſtimmtes Comitee, die Wichtigkeit der vorausbeſtimmten Berathungsgegenſtände, das öffentliche Auftreten in der Reichshauptſtadt mindeſtens dringend gerathen erſcheinen, den Ordinarius von Wien vor jedem weiteren Schritte von dem Vorhaben in Kenntniß zu ſetzen, ſei es auch nur in der Form einer Bitte um den Segen dazu.

Die von der „Reichspoſt“ (vom 8. Oktober Nr. 231) gebrachten Gründe nehmen der Unterlaſſung dieſer Bitte um Gutheißung der Tagung nicht das Befremdliche. Der Gang der Verhandlungen hat auch deutlich eine beſtimmte Differenz zwiſchen den betreffenden Rednern und dem Epiſcopate dargethan. Die Scheicher'ſchen Worte über das Verhältniß zwiſchen „oben und unten, Herren und Miniſtranten“, die allzuſehr die klerikale Ehrfurcht zurücktreten laſſen, mögen hierbei ganz außer Betracht bleiben.

Sowohl bezüglich des nöthigen Rechtsſchutzes wie der Bekämpfung der Los von Rom-Bewegung zeigten die Reden eine gewiſſe Unzufriedenheit mit dem Zögern des Epiſcopates und demgemäß ein Drängen zu größerer Energie.

„In jeder Diöceſe muß ein Rechtsſchutzverein gegründet werden, und über dieſe Diöceſangründungen muß ſich das Dach des Centralverbandes ſpannen. Mit einer bloßen biſchöflichen ſtädtiſchen Hinterſtübelconferenz iſt uns nicht geholfen. Wenn es nicht weiter fehlen würde, ſo hätte uns niemand ſo zahlreich hier zuſammengebracht“.

Dieſe Worte des energiſchen Pfarrers Hartmann aus Vorarlberg beſtätigen obige Wahrnehmung doch wohl ohne jeden Commentar. Ein Theilnehmer aus Trieſt berichtete über die Gründung eines Prieſtervereins, der den Namen des hl. Paulus trägt und den Rechtsſchutz der Prieſter des Küſtenlandes anſtrebt.

„Wir haben“, ſagte der Redner, „um die Bewilligung zur Gründung des Vereins zu haben, die Statuten an alle Biſchöfe des Küſtenlandes geſchickt. Nachdem uns aber keine Antwort zugekommen iſt, ſo haben wir geglaubt, daß die Herren damit zufrieden ſind.“

Durchweg zeigen ſich die Redner bei der Verſammlung bemüht, die Ehrfurcht gegen die Autorität zu wahren; gleichwohl ſind es harte Worte, die der Pfarrer von Aspern zur Begründung der Nothwendigkeit der Selbſthilfe vorbrachte:

„Ich habe in einer Zeitung geleſen, daß auf einer Vorſtadtbühne ein Theaterſtück aufgeführt wurde, worin ein Offizier eine etwas zweifelhafte Rolle ſpielt. Das Kriegsminiſterium hat ſofort die Abſtellung der Sache veranlaßt. Sind denn wir Seelſorger nicht auch ſoviel werth wie die Offiziere? Ich bin zu dem Gedanken gekommen, daß wir eine Deputation zum Juſtizminiſter ſchicken ſollen. . . . Wir ſollten an die Ordinarien herantreten, daß ſie das Berichtigungsverfahren von ſelber einleiten, weil ſie unſere Prieſterehre ſchützen müſſen. Die Ordinarien thun das aber nicht. Es iſt überhaupt nicht einmal conſtatirt, daß eine ſolche Berichtigung als die einer öffentlichen Behörde angeſehen werden würde. Ich bin zum Mitbruder Dr. S. gegangen; wir haben Statuten ausgearbeitet und dieſelben an die Biſchofsconferenz geſchickt; da liegen ſie noch. Ich erlaube mir unabhängig vom Rechtsſchutzverein eine Reſolution zu beantragen, dahin gehend, daß im Namen des Klerustages an die hohe Regierung, beſonders an das Juſtizminiſterium herangetreten wird, daß wir unterſtützt werden.“

Dieſelbe Klage ließ ein Grazer Pfarrer in ſeine Schilderung der unglaublichen Beförderung der Los von Rom Bewegung durch den Stadtrath von Graz einfließen.

„Da ſollen wir doch“, ruft er aus, „Remedur ſchaffen können; vielleicht könnte der Klerustag das richtige Wort finden, an der rechten Stelle dieſe Klage vorzubringen. Wir in Graz haben vergebens drei Petitionen ad episcopum gerichtet. Man hat uns mündlich hie und da geſagt, es geſchieht das Nöthige; der Epiſcopat in Wien hat ſich an das Miniſterium gewendet, und nachdem der Wiener Epiſcopat beim Miniſterium nichts vermochte, hat unſer episcopus geſagt: So kann ich auch nichts thun. Wir müſſen nach oben hin Remedur ſchaffen; wir ſind ſchon mobil, aber oben iſt nur ein liebliches Säuſeln“.

Es iſt wohl klar, daß die öſterreichiſchen Biſchöfe zu ſolchen Aeußerungen nicht werden ſchweigen können. Die bloße Sendung von Eingaben und Vorſtellungen an das Miniſterium kann unmöglich als genügend angeſehen werden. Nachdem der Miniſter v. Körber die hochverrätheriſche und kirchenfeindliche Bewegung öffentlich mit verletzender Gleichgiltigkeit als ungefährlich hingeſtellt hatte, obgleich die Gefahr noch mehr für den Beſtand des Reiches als für die Kirche mit Händen zu greifen iſt, können die Biſchöfe ſich ſchwerlich von einem öffentlichen Auftreten nach oben hin und gegenüber dem Volke dispenſiren.

Nach den obigen Mittheilungen aber erklärt ſich das im Wiener „Vaterland“ (Nr. 258) veröffentlichte Urtheil bezüglich des Klerustages: „Es ſich läßt nicht leugnen, daß das Schweigen des Epiſkopats gegenüber dem v. Körberſchen Worte vom 3. Juni mit dazu beigetragen hat, einer ſolchen unberufenen Verſammlung die Wege zu bereiten.“ Andererſeits bleibt zu bedenken, was auf dem Klerustage wenig oder gar nicht erwähnt worden iſt, daß die ſchwierige Lage der Biſchöfe und ihre Schritte zur Beſeitigung der Uebelſtände der Oeffentlichkeit ſich großentheils entziehen und ihr entzogen bleiben müſſen. Daß kirchlicherſeits gegenüber der Los von Rom=Bewegung alle möglichen und geeigneten Maßregeln getroffen worden ſeien, wird ſchwerlich behauptet

werden können. Ein Aktions=Comitee in jeder Diöceſe war und iſt eine Nothwendigkeit, das für Belehrung des Volkes durch öffentliche Vorträge überall dort ſorgt, wo die Apoſtaten ihre Thätigkeit entfalten. Der Seelſorge=Klerus kann auf der Kanzel allein unmöglich die aufgezwungene Polemik leiſten. Von einer Ausnützung der Gelegenheit zur poſitiven Arbeit iſt bisher allzuwenig zu merken geweſen. Hoffentlich gelingt es dem vereinten Epiſkopate, mit Ausſcheidung alles Bedenklichen die geſunden Gedanken des Klerustages in Thaten umzuſetzen. —

Der dunkelſte Schatten fällt jedoch durch die Erörterungen des Klerustages auf die öſterreichiſchen Staatsorgane und die Beamtenwelt. Die Vertreter des Klerus aus allen Kronländern klagen über die unglaublichen rohen Beleidigungen, welchen die Prieſter ſich ausgeſetzt ſehen, und über den Mangel an Schutz, den ſie als Staatsbürger hiergegen ſeitens der ſtaatlichen Organe genießen. Im Zuſammenhange hiermit ſteht die direkte oder indirekte Beförderung der Los von Rom=Bewegung und des „Brückenſchlagens nach Deutſchland“ durch die k. k. Beamten. Neu allerdings iſt dieſes Klagelied nicht. Am lauteſten würden wohl die ſchwer geprüften öſterreichiſchen Biſchöfe dasſelbe ſingen können, wenn nicht die Hoffnung, durch geduldiges Ertragen und ſchonende Nachſicht mehr zu erreichen, ſie davon abhalten würde.

Die öffentliche Verbrennung des Hirtenbriefes des Fürſtbiſchofs von Brixen ſeitens der „Scherer“=Leute, die ſog. Proteſtverſammlungen gegen die Katholikentage von Leitmeritz und Olmütz haben in jüngſter Zeit der ſtaunenden Welt gezeigt, was im „katholiſchen“ Oeſterreich möglich iſt. Der berechtigten Nothwehr in dieſer Beziehung hat dann auch Prälat Dr. Scheicher in ſeinem Referate herrliche und kräftige Worte geliehen, die wohlthuend von den früher erwähnten Aeußerungen abſtechen. Ganz ernergiſch iſt der

Redner hier für die Rechte der Kirche eingetreten, was die „Freien deutſchen Blätter" leider zu wenig beherzigt haben. Für Oeſterreich wenigſtens hat Dr. Bumüller von den Leuten wenig oder nichts zu fürchten, die „mehr von den Rechten der Kirche als den Pflichten der Religion zu wiſſen ſcheinen." Die ſonſt ſo wackere „Reichspoſt" (Nr. 231) hätte gerade dieſen Artikel nicht zum Anlaß einer Empfehlung der „Freien deutſchen Blätter" nehmen ſollen, da ſie doch ſehr wohl weiß, daß in Oeſterreich die Pflichten der Religion der ſog. Intelligenz und insbeſondere den höheren Staatsbeamten deshalb ſo unbekannt ſind, weil dieſelben großentheils von den Rechten der Kirche wenig wiſſen oder nichts wiſſen wollen.

„Zwei anſcheinende Widerſprüche", ſo hat Dr. Scheicher richtig die Beſchränkung der Rechte der Kirche geſchildert, „betrachte ich als den Höhepunkt der feindlichen Beſtrebungen. Die erſte iſt die Thatſache, daß der Staat, die weltliche Behörde, in der unbeſtrittenen Lage iſt, in unſerer Kirche viele hervorragende, beziehungsweiſe materiell beſſere Stellen mit den Männern ihres Vertrauens zu beſetzen, daß ſie weiter die Diener der Kirche insgeſammt im ſtaatlichen Intereſſe zu oft ſehr zeitraubenden und mühevollen Dienſten heranzieht, daß ſie aber von Selbſtſchutz und Selbſtändigkeit der Kirche dann redet, wenn Atheiſten und Antichriſten den praktiſchen Verſuch machen, kirchliche Perſonen im Kothe zu begraben. Das zweite contradictum, das die Logik der Zeit verträgt, beſteht darin, daß man Gewiſſensfreiheit, Freiheit der Ueberzeugung für Juden und Heiden proklamirt, beides aber verleugnet, wenn das katholiſche Bekenntniß in Frage kommt. Zu den unbegreiflichen Thatſachen gehört auch die, daß jedes Prakticiren in religiöſer Beziehung Klerikalismus genannt und als ſolcher verhöhnt und verfolgt wird."

In dem zweiten, durchweg gelungenen Theile ſeines Referates über die materielle Lage des öſterreichiſchen Klerus hat Dr. Scheicher die Ungerechtigkeiten des Staates und die Verletzungen des ius canonicum ziffernmäßig beleuchtet.

Digitized by Google

Kurz und bündig iſt hiermit die Lage der katholiſchen Kirche in Oeſterreich geſchildert. Die famoſe Erklärung des Miniſter-präſidenten Dr. v. Körber, die den 3. Juni 1901 verewigt hat, iſt die deutlichſte Beſtätigung dieſer Worte. Sie ſteht freilich im auffallendſten Gegenſatze zu den mannhaften, echten Habsburger-Worten, die der Thronfolger Franz Ferdinand bei der Uebernahme des Protektorates des „Katholiſchen Schulvereins“ ſprach. Bis heute iſt die Nachricht noch nicht widerrufen, daß Dr. v. Körber den Radikal-Deutſchen freie Hand für ihren „organiſirten Landes- und Hochverrath“, wie Dr. Lueger die „Los von Rom-Bewegung“ in einer öffentlichen Verſammlung vom 3. Oktober genannt hat, gelaſſen hat. Demgemäß behandeln auch die k. k. Staats-beamten die Abfallsbeſtrebungen. Auf dem Klerustage iſt das doppelte Maß, womit die öſterreichiſche Beamtenſchaft durchſchnittlich die Strömung gegen Rom einerſeits, die Ver-theidigung der Kirche andererſeits behandelt, durch Beiſpiele beleuchtet worden. Ein Berichterſtatter meldete:

„Der Stadtrath von Graz iſt, ſobald jemand mit einer Austrittserklärung kommt, voll Coulancen; ein Name und einige Daten ohne Dokumente ſind völlig genügend, wenn Ferk dahinter ſteckt. Sobald ſein Name unterſchrieben iſt, iſt die Coulance von Seiten des Stadtrathes fertig. Mir iſt es in 32 Fällen vorgekommen, daß ich Daten richtig ſtellen mußte. Ich habe mich energiſch an den Stadtrath gewendet, daß rechtens geſchehen ſolle. Es wurde mir auch einigemal Recht gegeben, aber dabei hieß es, bei der Menge von Uebertritten könne man nicht alles ſo genau nehmen. Ferk hat ſchon gedruckte Formulare und legt die Sachen vor. Wenn ein umgekehrter Fall (Converſion) vorkommt, dann wird bei der Behörde gleich geſagt: Was fällt Ihnen denn ein? Sie ſind ja bis jetzt gewiſſermaßen auf der Höhe der Zeit geſtanden, Sie ſehen ja die Strömung gegen Rom.“

Der in dieſem Berichte genannte Ferk iſt ein ehemaliger Franziskaner, der um heirathen zu können, in Graz zum

Altkatholicismus apoſtaſirte. Die von ihm geſchloſſene Ehe mußte freilich nach öſterreichiſchem Geſetze für ungiltig erklärt werden. Vor ſeinem Abfalle hat dieſer Mann nichts gethan, was irgendwie die Aufmerkſamkeit verdient oder auf ſich gezogen hätte. Nach ſeinem Abfalle wurde er ſeitens der tonangebenden Intelligenz in Steiermark wie eine Autorität behandelt. Der Stadtrath von Leoben ſtellte ihm ſofort den Rathhausſaal zur Abhaltung eines altkatholiſchen Gottesdienſtes zur Verfügung.[1] Das doppelte Maß der öſterreichiſchen Staatsanwälte und Cenſurbeamten fällt noch mehr in die Augen. Auf der Olmützer Proteſtverſammlung durfte der fanatiſche Dr. Eiſenkolb Einrichtungen und Gebräuche der katholiſchen Kirche öffentlich gemeinem Spotte preisgeben, ohne daß ein Staatsanwalt ein Wort ſagte.

Zarte und peinliche Wachſamkeit dagegen wandte der Cenſurbeamte auf, als der Redemptoriſt P. Hamerle die Bemühungen des reichsdeutſchen proteſtantiſchen Paſtors Bräunlich um die Abfallsbewegung in Steiermark in einer Broſchüre beleuchtete.[2] Letztere durfte nur nach Confiskation einiger Stellen weiter verbreitet werden, worin der Zuſtand des Proteſtantismus nach öffentlich bekannten Thatſachen geſchildert wird. Es lohnt ſich, die confiscirten Stellen ſelbſt kennen zu lernen. Die erſte davon unter dem Stichwort: „Evangeliſcher Volksbetrug" lautete: „Es kommt aber noch beſſer. Wurde doch gelehrt, der Paſtor dürfe den Eid auf das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß ablegen und eine Prediger- oder Paſtorenſtelle übernehmen, wenn

1) Vgl. aus der Sammlung zeitgemäßer Broſchüren, welche die „Styria" in Graz herausgibt, Nr. 7: „Der abgetrumpfte Herr Ferk oder Was iſt der Altkatholicismus?" und Nr. 8: „Ferk und die Arbeiter." 1901.

2) Der neue Don Quixote und deſſen Knappe Sancho Panſa Nr. 9 der „Sammlung zeitgemäßer Broſchüren". Graz, Styria. 1901.

er auch nicht mehr an den Inhalt desſelben glaube. Ja man könne ſelbſt noch dem chriſtgläubigen Volke die chriſtlichen Wahrheiten predigen, wenn man auch den Glauben an dieſelben ganz aufgegeben habe. Kann die Heuchelei weiter getrieben werden?" — An einer zweiten Stelle hatte der Verfaſſer den Brief aufgenommen, den mehrere ſächſiſche Paſtoren unterm 28. Auguſt 1869 an den Biſchof Martin von Paderborn gerichtet hatten. Aus dieſem wortgetreuen Briefe hat die öſterreichiſche Cenſur die Schilderung Berlins in religiöſer Beziehung geſtrichen. Der Staatsanwalt hat dieſe Confiskation beſtätigt. Es ſteht alſo urkundlich feſt, daß öſterreichiſche Beamte Thatſachen, die für den Proteſtantismus und für die Stadt Berlin belaſtend ſind, in Oeſterreich nicht bekannt werden laſſen, während Wiener Zeitungen die ſchmutzigſten Erdichtungen, worin Kaiſer Joſeph II. als gemeiner Schürzenjäger geſchildert wird, unbeanſtandet in Feuilletons verbreiten dürfen, die allein vom ſittenpolizeilichen Standpunkte aus confiscirt werden müßten [1])

Wenn hiernach Jemand von einer weitverbreiteten Decadenz des öſterreichiſchen Beamtenſtandes in religiöſer und patriotiſcher Beziehung redet, ſo wird er nicht der Verleumdung beſchuldigt werden können. Kein Kenner der öſterreichiſchen Verhältniſſe wird in Abrede ſtellen, daß von den akademiſch gebildeten Beamten Oeſterreichs höchſtens 5 Prozent ihre religiöſen Pflichten, welche die Kirche fordert, erfüllen, und daß treue Katholiken, die ihr Chriſtenthum bethätigen, unter den öſterreichiſchen Beamten ehrenvolle Ausnahmen ſind. Die „Oſtdeutſche Rundſchau" hat ſoeben mit großer Zuverſicht behauptet, daß viele Beamte auf die Stunde des Abfalles harren, und hiermit hat das Abfallsorgan ausnahmsweiſe einmal die Wahrheit geſprochen. Es

---

1) Vergl. „Reichspoſt" Nr. 225 über den Roman des illuſtrirten „Extrablatt": „Kaiſer Joſephs letzte Liebe."

t daher ein trauriges aber bedenkenswerthes Wort der Salzburger „Katholiſchen Kirchenzeitung“ vom 4. Oktober 901 (Nr. 78): „Oeſterreich geht an der Kurzſichtigkeit, Gut-üthigkeit und Unfähigkeit ſeiner Staatsmänner zu Grunde. Herr v. Körber iſt der Typus des Staatmannes, wie er nicht ein ſoll.“

Dieſe Verhältniſſe müſſen berückſichtigt werden, um eine gewiſſe Berechtigung des Klerustages und die Bedeutung desſelben zu verſtehen. Es war ein Tag der Nothwehr, der ſich für ſeine Berechtigung auf den Kaiſer Franz Joſeph I. ſelbſt berufen kann. An der Verſammlung betheiligte ſich auch der Cooperator Dr. Künzer von Auſſig, zu dem der Kaiſer in Prag die Worte geſprochen hat: „*Es iſt ſchrecklich, wie man unſere katholiſche Kirche verfolgt, aber man muß dagegen kämpfen*“. Als der Redner dieſe Worte zugleich mit der namhaften Spende des Kaiſers für den Kirchenbau in Auſſig mittheilte, erſchallten die begeiſtertſten Hochrufe, die in der Verſammlung gehört worden ſind. Bisher hat für viele geiſtliche Herren in Oeſterreich auch an maßgebenden Stellen nicht der Wahlſpruch „Man muß kämpfen“ gegolten, ſondern „Friede um jeden Preis“. Die Klagen, die auf dem Klerustage über zu große Läſſigkeit des Klerus gegenüber den Feinden der Kirche und des Reiches, ſowie über den Optimismus bei Beurtheilung der Los von Rom-Bewegung gehört wurden, waren nur zu begründet. Immer noch glaubten manche Führer im Kampfe, es könne ein Bruch mit dem Liberalismus vermieden werden, von dem die öſterreichiſche Regierung durchſäuert iſt. Hoffentlich hat der Klerustag dieſem Glauben ein Ende gemacht.

Die geſchilderte Stellung der ſtaatlichen Bureaukratie in Oeſterreich gegen den Klerus, die unter der Maske offizieller Höflichkeit mehr noch als offen die kirchlichen und religiöſen Intereſſen ſchädigt, iſt ein altes Erbtheil. In der bereits erwähnten neuen Biographie des Fürſtbiſchofs Roman Zängerle

von Seckau liefert das Kapitel: „Vertheidigung der kirchlichen Gerechtſame“ den Schlüſſel zum Verſtändniß für viele Vorkommniſſe der Gegenwart. Indeß genügen dieſe Ueberlieferungen des Joſephinismus nicht, um die heutige antikirchliche Strömung in Oeſterreich zu begreifen, wovon die Intelligenz überhaupt ergriffen iſt. Vielmehr muß die Hauptſchuld hiervon den Schulverhältniſſen Oeſterreichs zugeſchrieben werden, was zwar ſchon oft und laut genug auch von Seiten der öſterreichiſchen Biſchöfe geſchehen, am Wiener Hofe aber immer noch nicht gehört oder in Erwägung gezogen worden iſt. Danach iſt auch die Stellung des öſterreichiſchen Klerus zu den gebildeten Kreiſen und ſein Einfluß auf das Volk, insbeſondere auch auf die nationalen Differenzen zu beurtheilen. Auf dem Klerustage hat der Referent Dr. Scheicher bezüglich dieſes Punktes die wahren Worte geſprochen: „Das katholiſche Prieſterthum muß natürlichen Nachwuchs haben, und es rekrutirt ſich auch immer leicht aus einer gläubigen Volksmaſſe, ſoweit der Prieſterſtand ein hochgeachteter iſt. Hat die Volksmaſſe nicht mehr die Eignung der Gläubigkeit, bringt ſie keine jungen Idealiſten mehr hervor, achtet ſie das Chriſtenthum gering, dann ſteht es ſo, wie wir es gegenwärtig beklagen“. Nicht geringes Unrecht war es indeß, daß der Referent im Zuſammenhange mit dieſen Worten die Knabenſeminarien als entbehrliche „Surrogate“ für den natürlichen Nachwuchs des Klerus bezeichnete, anſtatt die Gründe anzugeben, warum die Staatsgymnaſien, und zwar die deutſchſprachigen an erſter Stelle, wenige oder keine Candidaten für das Prieſterthum liefern. Die Knabenſeminarien würden zwar nicht im Gegenſatz zu den Staatsanſtalten, ſondern vielleicht im Anſchluß an dieſelben weſentlich ebenſo wünſchenswerth ſein wie heute, auch wenn die ſtaatlichen Gymnaſien der Mehrzahl nach nicht von antichriſtlichem Geiſte beſeelt wären. Während in Deutſchland noch immer ein guter Procentſatz der Abiturienten die katholiſchen Gymnaſien mit dem Entſchluſſe Theologie zu ſtudiren verläßt,

aben die interconfeſſionellen Schulgeſetze Oeſterreichs die Mittelſchulen zu Anſtalten geſtaltet, auf denen ſyſtematiſch er katholiſche Glaube, ja die religiöſe Ueberzeugung überaupt untergraben wird. In den lehrreichen Artikeln, worin Franz Stauracz „die Entwicklung der chriſtlich-ſocialen Partei nd deren Hausfeinde“ in der „Reichspoſt“ (Nr. 221 ff.) childert, ſind die Minirarbeiten des Unglaubens und der Feinde Oeſterreichs neuerdings in Kürze geſchildert. Nach dieſen offenkundigen Thatſachen würde die Scheidewand zwiſchen der ſogen. öſterreichiſchen Intelligenz und dem Klerus auch dann beſtehen, wenn letzterer aus lauter apoſtoliſchen Muſterprieſtern beſtände. Ja die Anfeindung derſelben würde vielleicht noch wachſen. Die volle Wahrheit hat Prälat Scheicher in den Worten ſeines Referates geſprochen: „Der Abfallsgeiſt feiert ſeine Triumphe. Der Prieſter oder Ordensmann, der ſeiner beſchworenen Pflicht treu bleibt, heißt klerikaler Dummkopf und ſchlechter Kerl; wer zum Apoſtaten geſunken, wird zum Engel des Lichtes umgemodelt Die Klöſter guter Disciplin ſind Brutſtätten der ‚Liguori-Moral‘; diejenigen jedoch, welche der Judenpartei Wahlzutreiberdienſte zu leiſten ſich entſchließen würden, können potatores und fornicatores in Liebe umfangen, ſie blieben luciferi, Lichtbringer höchſten Werthes“. Weil es aber ſo iſt, kann die kurzſichtige Methode jener vom reinſten Eifer beſeelten Geiſtlichen in Oeſterreich noch weniger wie in Deutſchland die richtige ſein, die ſolche Gebildeten durch möglichſte Zurückſtellung aller ernſten religiöſen Forderungen gewinnen und ihnen durch Roſegger- und ähnliche Culte nahekommen wollen. Der großen Mehrzahl der Gebildeten hierzulande fehlt leider der nöthige Ernſt, der für die Religion am wenigſten entbehrlich iſt. Die aus den Zeiten des Glaubens ererbte, echt katholiſche Heiterkeit und Gemüthlichkeit des Lebens iſt nach dem Verluſte des religiöſen Ernſtes in mehr oder minder rohe oder feine Genußſucht degenerirt. Höchſt lehrreich in dieſer Beziehung iſt der Vergleich, den der Direktor und

Digitized by Google

Schulinſpektor Hans Trunk aus Graz, auf Grund einer Studienreiſe durch Deutſchland, zwiſchen den öſterreichiſchen und deutſchen Volksſchullehrern gezogen hat.[1]) Der keineswegs „klerikale“ Verfaſſer, der das aufrichtige Streben bekundet, die öſterreichiſche Schule aus Vaterlandsliebe voranzubringen, ſchreibt: „Bei der öſterreichiſchen Lehrerſchaft iſt das Intereſſe für Pädagogik im allgemeinen nicht in ſo hohem Grade vorhanden, als es zu wünſchen wäre. Das beweiſen zunächſt die Verhandlungen der Lehrervereine, in denen materielle Fragen meiſt einen ſehr breiten Raum einnehmen, während von Pädagogik ziemlich ſelten die Rede iſt“ (S. 240). „Schließlich ſei noch erwähnt, daß mir die Lehrerſchaft im allgemeinen genügſamer vorkam, als die öſterreichiſche, namentlich ſpielt der Sport dort eine viel untergeordnetere Rolle als in Oeſterreich. An den deutſchen Lehrern iſt mir aber auch eine gewiſſe Schwerfälligkeit, ein zähes Feſthalten am Alten aufgefallen“ (S. 244). Dieſe Worte ſind von den Gebildeten überhaupt richtig. Schwerlich kann es in einem Lande mehr behördlich genehmigte Vereine blos zum Zwecke der Unterhaltung und des Vergnügens geben als in Oeſterreich. Auch die Los von Rom-Bewegung iſt für die meiſten nur eine Art Sport. Auch der beredteſte Prediger iſt dieſen Menſchen langweilig, ſobald er mit apoſtoliſchem Ernſte Selbſtüberwindung fordert. Daher kommt es, daß ſich unter den Tauſenden, welche der Sturm der Los von Rom-Bewegung längſtverdorrten Aeſten gleich vom Baume der Kirche losgeſchüttelt hat, auch keine einzige Perſönlichkeit findet, die durch würdevollen Charakter imponirte. Roſegger's „Himmelreich“ mit ſeiner verſchwommenen Naturſchwärmerei und Liebesduſelei iſt ihr Glaubensbekenntniß.

---

1) Eine Schulreiſe und was ſie ergeben hat. Erlebniſſe und Betrachtungen. Graz, Leuſchner & Lubensky. 1899.

Solchen Leuten gegenüber kann der öſterreichiſche Klerus nur durch verdoppelten Ernſt und aſcetiſche Einkehr in ſich ſelbſt ſeine Stellung behaupten. Dieſe Einkehr wird zunächſt den nationalen Zwiſt überwinden helfen. Der Klerustag hat den freilich längſt bekannten Weg gezeigt, wie die nationale Aufregung zu beſänftigen iſt. Selbſt über kleinliche nationale Intereſſen erhoben, hat der Klerus troß der verſchiedenen Sprachen eine erhebende Einmüthigkeit gezeigt und ſo die Bürgſchaft gegeben, daß er auch das Volk zur Eintracht führen würde, wenn ihm der Einfluß darauf nicht entzogen wäre. Die liberale öſterreichiſche Regierung hat aber durch die interconfeſſionellen Geſetze das Anſehen des Klerus degradirt, und das Volk den nationalen und ungläubigen Hetzern ausgeliefert. Sie erntet jetzt den Sturm, den ſie kurzſichtig geſäet hat.

Es erübrigt aber auch, daß der Klerus die Parteizerwürfniſſe, welche in politiſcher und ſocialer Beziehung die Conſervativen und Chriſtlich-Socialen immer noch ſcheiden, überwinden helfe. Hoffentlich übt gerade bei denen, die das heilige Wort „Autorität" immer im Munde führen, die Autorität des Heiligen Vaters die erwünſchte Macht aus, der kürzlich ein ernſtes Schreiben an den Fürſterzbiſchof von Salzburg und die Fürſtbiſchöfe von Tirol mit der Mahnung, den Parteihader zu beſeitigen, gerichtet hat. Es läßt ſich wohl nicht leugnen, daß an dem Hader in Südtirol die größere Schuld auf ſeiten der ehemaligen katholiſchen Volkspartei liegt. Soeben hat der chriſtlich-ſociale Bürgermeiſter von Wien Dr. Lueger aus religiöſen Motiven eine frevelhafte Herausforderung zum Duell zurückgewieſen. Ob dieſer religiöſe Muth ſeine katholiſche Ueberzeugung denjenigen Geiſtlichen endlich verbürgen wird, deren Vertrauen auf den katholiſchen Miniſterpräſidenten Badeni nicht erſchüttert wurde, als derſelbe zum Aergerniſſe für die ganze chriſtliche Welt den Raufhandel mit dem Abgeordneten Wolf annahm? —

Es iſt leider auch wahr, daß unter jenem Theile des Kle
das Verſtändniß für den Ernſt der Lage und die e
ſprechende Rührigkeit am meiſten zu wünſchen übrig lä
dem das bloße Wort „Chriſtlich-ſocial“ troß ſeiner Sankti
durch den Papſt ein Gräuel oder wenigſtens verdächtig
Hier muß zuerſt Wandel geſchaffen werden. Dann w
die auch auf dem Klerustage wiederholte, dringende B
um allſeitige Förderung der guten Preſſe endlich ein
gehört werden. Der Klerus, der auf die Regierung u
zum Theil auch den Adel bisher noch immer zu viel v
gebliche Hoffnung geſetzt hat, wird ſelbſt arm den Arm
das Evangelium predigen und durch eifrige Pflichterfüll
aus dem Kerne des chriſtlichen Volkes ſich die Stütze e
bauen, auf die er nächſt Gott allein vertrauen kann.

Gewiß liegt für die gegenwärtige kirchenfeindliche A
das Heilmittel nicht in Redensarten über die Schlechtigk
der Welt. Allein das bleibt eine traurige Wahrheit, d
der Geiſt der Welt im ſchlimmſten Sinne die öffentlic
Meinung in Oeſterreich beherrſcht, und hiergegen vermög
nur diejenigen ſiegreich anzukämpfen, die vollen Ernſt m
dem Worte des Apoſtels der Liebe machen: „Das iſt d
Sieg, der die Welt überwindet, unſer Glaube.“ A
dieſem Glauben iſt die Mahnung des weltüberwinden
Weltapoſtels an alle Chriſten, zunächſt aber an die Prieſt
gefloſſen: „würdig zu wandeln der Berufung, mit der i
berufen ſeid, mit aller Demuth und Sanftmuth, mit La
muth einander tragend in Liebe, beſtrebt die Einheit d
Geiſtes zu bewahren im Bande des Friedens“ (Epheſ. 4, 2. 3
In ſeinem herrlichen Commentare zum Epheſerbriefe h
der kürzlich auf den Stuhl von Paſſau erhobene Biſch
Henle dieſe Stelle zutreffend alſo umſchrieben: „D
Hauptwerth der Demuth (wofür der chriſtliche Geiſt ſich d
eigene Wort ταπεινοφροσύνη geſchaffen hat) iſt in der G
ſinnung, in dem Geringdenken von ſich ſelbſt und z

ohne jeglichen Anflug erheuchelter Selbſtunterſchätzung. Was aber dieſem Geringdenken einen feſten Halt gibt, das iſt die Ueberzeugung von ſeiner vollen Wahrheit und eben aus dieſer fließt jenes ſanfte Weſen, welches mit den Fehlern des Nächſten gerade ſo wie mit den eigenen rechnet und das Wort der Entſchuldigung, das man ſo gerne für ſich bereithält, ebenſo gerne für andere gelten läßt. Das iſt jenes milde Weſen, das dem Uebelwollen nur mit der Waffe ruhiger Zurückhaltung entgegentritt, nicht aus ſtolzer Verachtung, ſondern weil es der beſſeren Einſicht der Zukunft vertraut. Dieſe weiſe Reſerve fließt zuſammen mit dem Dulden und Gedulden. Da dieſe Geſinnung nicht ſelten mit ſchweren Opfern erkauft wird, ſo erfordert ſie Muth, dauernden Muth, und eben hierin, in dieſer muthvollen Ausdauer liegt ihre Auszeichnung und nach dieſer wird ſie auch benannt — *μακροθυμία*." —

Hierin liegt Alles, was der öſterreichiſche Klerus, der niedere wie der hohe, der Säkular- wie der Regularklerus braucht: Keine Selbſtunterſchätzung, ſondern Muth, Opfermuth, muthvolle Ausdauer — *μακροθυμία*.

LXIII.

Das Weſen des Chriſtenthums nach Harnack.

Das Buch Harnacks „Das Weſen des Chriſtenthums“ hat ein großes Aufſehen erregt, ein größeres als es eigentlich nach ſeinem wiſſenſchaftlichen Werthe verdient hätte. Gerade weil es auf wiſſenſchaftlichen Aufbau und Umrahmung verzichtete, ſchreckte es das Publikum nicht ab, beſtach aber zugleich durch den Namen des Verfaſſers, der in der wiſſenſchaftlichen Welt einen guten Klang hat. Von einem Manne, der als Dogmenhiſtoriker, wie man wußte, allen Problemen der chriſtlichen Urzeit mit Gründlichkeit nachgegangen war, erwartete man eine gründliche Belehrung und hatte ein Recht dazu.

Befriedigt, innerlich befriedigt wird das Buch aber kaum viele haben. Alle Gewandtheit der Sprache, aller Reiz geiſtvoller Auffaſſung, all der Ernſt der Geſinnung, alle Würde der Auffaſſung, deren ſich Harnack befliß, kann über die innere Hohlheit nicht hinwegtäuſchen. Denn vom ganzen Chriſtenthum bleibt nichts anderes übrig, als ein Körnlein, ein kleiner Broſamen: das Bewußtſein, daß wir Kinder Gottes ſind. Neben dieſem einen Satze tritt alles in Hintergrund, was wir über Gott, über unſere Seele und unſer Weſen durch Chriſtus erfuhren, und kann nach Harnack vor einer geläuterten Erkenntniß nicht Stand halten. Von Sünde und Gnade, von Schuld und Errettung, von

geheimnißvollen myſtiſchen Beziehungen zwiſchen Gott und der Seele, von Gnadenmitteln weiß das geläuterte gereinigte Evangelium neueſter Auflage nichts. Daß Werke, Bußwerke, Aſkeſe hier keinen Raum finden, iſt beinahe ſelbſtverſtändlich. Das reine Evangelium älterer und neuerer Auflage ſtimmt darin überein.

Alles was über jenen einen Kerngedanken hinausgeht, muß als Verirrung erſcheinen. Streng genommen darf nicht einmal jener eine Gedanke als bindender Lehrſatz feſtgehalten werden; denn jede feſte Lehre widerſpricht der Freiheit des Chriſtenmenſchen; für ihn gilt nur, was er unmittelbar erlebt und empfunden hat. Alles Lehrhafte und alles Anſtaltliche muß folgerichtig vom Uebel ſein. Demgemäß betrachtet Harnack ſchon die Feſtſetzung beſtimmter Lehren im 2. Jahrhundert, die Einrichtung einer Kirche als Anſtalt durch Ausſcheidung eines Klerus und Feſtſtellung von Sakramenten als einen Abfall. Im Verlaufe der Zeit wurde der Abfall immer ſtärker, in der griechiſchen Kirche erſtarrte der Geiſt zu Formen und Zeichen, in der römiſchen Kirche gar zu einem juriſtiſchen politiſchen Zwangsſyſtem: das Reich Gottes wurde hier zu einem Weltreich und einem Kirchenſtaat, worin ſich das alte römiſche Reich fortſetzte. Von dieſer Verzerrung des chriſtlichen Gedankens rettete die Welt die Reformation.

Wir ſehen, die Entwicklung der Kirche wird ſchlimm genug beurtheilt; dieſe Beurtheilung iſt aber nichts beſonders neues. Neu iſt nur das auffallende Zugeſtändniß, daß trotz aller Verzerrung und Veräußerlichung doch noch viel chriſtlicher Geiſt ſich erhalten hat. Es liegt ein unverſöhnlicher Widerſpruch in dieſer Miſchung von Lob und Tadel, aber es mag immerhin anerkannt werden, daß Harnack ohne Furcht vor dem Vorwurf des Widerſpruchs mit dem Lobe nicht gegeizt hat. Er ſpricht mit einer Wärme nicht nur von der alten und griechiſchen Kirche, ſondern auch von der römiſchen, die wahrhaft erquickt, und weiß ſo viel zu rühmen

und dieſes Lob ſo geiſtreich zu wenden, daß die Apologeten dieſe Sprüche ſich nicht entgehen laſſen werden. Zum Schluſſe weiß er auch an der Lichterſcheinung der Reformation vieles zu tadeln, ſo daß das Gleichgewicht nicht allzu ſtark verletzt wird.

So geiſtreich nun alles im Einzelnen ausgeführt iſt, ſieht man wohl, daß es nicht befriedigen kann, daß es nicht eigentlich befreit und luftreinigend wirkt. Dem Unglauben muthet das Buch doch zu viel zu, bleibt zurück hinter dem, was Strauß und Renan zum Genuſſe boten. Dem Gläubigen aber bietet es zu wenig. Trotz aller Ausſchmückung und Verklärung vermag das Chriſtusbild Harnacks nicht emporzuheben Es ſoll nicht geſagt werden, daß auf dieſem Grunde, auf ſo engem Raum eine Erbauung nicht möglich ſei. Was noch möglich iſt, das zeigt Naumann in den Hilfeandachten. Es iſt wahrhaft rührend, mit welcher Zähigkeit auch das verblaßte Chriſtusbild feſtgehalten wird, und es iſt bewundernswerth, mit welcher Energie aus den wenig übrig gebliebenen Gedanken Lebenswahrheiten entwickelt werden, wie aus Kieſeln Funken geſchlagen werden. Aus den Sprüchen Jeſu leuchten ganz überraſchende Lichtblitze. Man ſieht, wie noch im verdünnten Chriſtenthum Lebensquellen ſprudeln.

Aber wirklich kernhaftes Chriſtenthum iſt es eben nicht, es fehlt das rechte Mark, der eigentliche Lebensſaft. All' das geiſtreiche Spiel mit Gedanken vermag den Verſuchungen und Nöthen des Lebens nicht Trotz zu bieten. Um Sünder zu bekehren, um Laſterhafte in der Verſuchung zu ſtärken, um Schuldbeladene aufzurichten, um das Elend zu lindern und in verdüſterte Seelen Troſt zu bringen, müſſen ſtärkere Triebfedern wirken. Hier auf dem praktiſchen Gebiete iſt die richtige Probe für eine Theorie, hier liegt der Beweis des Geiſtes und der Kraft.

Der praktiſche Beweis muß freilich auch theoretiſch unterſtützt und ergänzt werden, und in dieſem Sinne iſt jede

Widerlegung falſcher Lehre und jede Vertheidigung der wahren Lehre willkommen zu heißen. Die chriſtliche Wiſſenſchaft war immer bemüht, dieſer Aufgabe zu genügen. Die Angriffe der Gegner haben zum Theil herrliche Widerlegungen hervorgerufen, ich erinnere nur an die Schrift Hanebergs gegen Renan und Hettingers gegen Strauß. So zeigt ſich auch jetzt die chriſtliche Wiſſenſchaft gegen Harnack auf der Wache, nur ſcheint mir, daß die bisherigen Arbeiten nicht auf jener Höhe ſtehen, wie ſie etwa die Schrift Hanebergs einnimmt. Mit großem Scharfſinn und großer Klarheit erledigt Georg Rheinhold in ſeiner Schrift „Das Weſen des Chriſtenthums, eine Entgegnung auf Harnacks gleichnamiges Buch“ (Stuttgart, Roth) ſeine Aufgabe. Sehr gut werden hier die Widerſprüche Harnacks aufgedeckt, namentlich die Kette von Widerſprüchen, die in ſeiner Auffaſſung der verſchiedenen Stadien kirchlicher Entwicklung zu Tage treten, worauf ſchon das Motto: et non erat conveniens testimonium eorum Mark. 14, 50 hindeutet. Aufgefallen iſt mir aber, daß der Satz Harnacks: „das Urchriſtenthum mußte zu Grunde gehen, damit das Chriſtenthum bliebe“ (S. 9) vom Verfaſſer nicht verwerthet wurde; eben in dieſem Satze widerlegt Harnack ſich ſelbſt, das von ihm conſtruirte Weſen des Chriſtenthums, die Urform des Chriſtenthums am allerbeſten. Damit geſteht Harnack ſelbſt ein, daß ſein Chriſtenthum nicht lebensfähig geweſen wäre; ob es aber heute lebensfähiger wäre als damals, kann billig bezweifelt werden. Die Schrift iſt überhaupt nicht erſchöpfend, was ſich freilich damit entſchuldigen läßt, daß ſie ſonſt zu ſehr angewachſen wäre. Man empfindet hier eben den Mangel, daß die Dogmengeſchichte Harnacks noch keinen ernſtlichen Verſuch der Widerlegung hervorgetrieben hat. Dann ginge eine Widerlegung der neueſten Schrift viel leichter und es wäre nicht nöthig, wie Reinhold thut, immer wieder hervorzuheben, daß die Aufſtellungen Harnacks räthſelhaft, unverſtändlich, unbegreiflich klingen. Um einen

Gegner zu widerlegen, muß man ſich auf ſeinen Standpunkt zu verſetzen wiſſen, ſonſt bleibt die Auseinanderſetzung auf die Gegner wirkungslos. Doch ſcheint das der Verfaſſer nicht beabſichtigt zu haben, vielmehr will er blos Zweifelnden einen Weg weiſen und denen, die mit den Kniffen der Gegner nicht bekannt ſind, die Abwege aufdecken. Zu dieſem Zweck iſt die Arbeit mehr als ausreichend.

Viel unbedeutender iſt das offene Sendſchreiben von Hermann Schick: „Iſt das Weſen des Chriſtenthums von Harnack in 16 Vorleſungen wircklich das Weſen des Chriſtenthums?“ (Regensburg, Wunderling.) Schick befaßt ſich ausſchließlich mit der Behandlung der Bibel durch Harnack und zwar vom orthodox proteſtantiſchen Standpunkt aus. Die Grundlage, von der er ausgeht, iſt eine ſehr ſchwankende, die perſönliche Erfahrung. Sie lehrt ihn, daß die Bibel Gottes Wort, daß Chriſtus Gottes Sohn iſt, daß es Wunder gibt; aber eben ſeine Erfahrung hat Harnack zu anderen Schlüſſen geführt. Bezeichnend iſt der Satz: „Der alt- und neuteſtamentliche Kanon iſt da, er iſt abgeſchloſſen, Gott hat ſein Siegel darauf gedrückt, und nun können auch die Pforten der Hölle nichts ausrichten gegen dieſes Grundbuch der chriſtlichen Religionen“. Aber wer ſagt ihm, daß gerade dieſen Büchern Gott ſein Siegel aufgedrückt hat? Wer kann dem Zweifelnden Gewähr leiſten? Hier müſſen objektive Mächte die ſubjektiven Erfahrungen ergänzen. Ich möchte die ſubjektive Erfahrung nicht gering ſchätzen, ſie iſt doch zuletzt das Entſcheidende. Was nicht innerlich erlebt, durchdacht, durcharbeitet iſt, bleibt dem Menſchen immer äußerlich und iſt eine Form ohne Inhalt. Aber ſo nothwendig als ein Inhalt iſt auch eine Form, das Subjektive muß in dem Objektiven einen Halt finden. Der Verfaſſer fühlt das ſelbſt, wenn er Harnack anredet: „Stehen Sie durch Ihre Gottesgemeinſchaft mit Ihrer Kirche in einem innigen Zuſammenhang, ſo ſpiegelt ſich das alles auch in allen Ihren Studien und deren Reſultaten ab, während der

zweifelhafter oder geradezu feindlicher Stellung alles ganz anders entgegenkommt, ausſieht und beurtheilt wird“ (S. 12).

Eine Autorität muß es alſo geben, aber auch Harnack wird eben ſagen, eine Autorität, wie ſie die proteſtantiſche Kirche ſich anmaßt, ſei eine kümmerliche Dublette der katholiſchen Autorität, und er hat ohne Zweifel Recht, mag ſich Schick auch drehen und wenden!

Grupp.

LXIV

Zum Kapitel der Rückſtändigkeit.

(Zuſchrift von einem alten Freunde der „Blätter.“)

Die Rückſtändigkeit der Katholiken in geiſtiger, politiſcher und wirthſchaftlicher Hinſicht iſt ein ſehr beliebter Vorwurf, den die Widerſacher der Kirche unermüdlich ausbeuten, täglich im Munde führen. Die „Köln. Zeitung“ bearbeitete denſelben kürzlich (4. Auguſt) in längern Spalten, faßte ſo ziemlich Alles darin zuſammen, was den Katholiken vorgeworfen wird, weßhalb davon hier gleich ein Haupttheil Platz finden mag:

„Es iſt gewiß kein Zufall, daß faſt alle großen Denker und Dichter Deutſchlands ſeit der Reformation Proteſtanten waren, und daß auch die Zahl der großen Gelehrten, Erfinder und Entdecker in Europa und Amerika während der letzten Jahrhunderte auf proteſtantiſcher Seite bedeutend größer war als auf der katholiſchen. Und ebenſowenig ſcheint es mir ein Spiel des Zufalles zu ſein, daß im Rathe der Völker ſeit geraumer Zeit die proteſtantiſchen und nicht die katholiſchen Mächte die tonangebende Rolle ſpielen. Wohin die ſtrenge Durchführung des katholiſchen Autoritätsprinzips im Volks- und Staatsleben führt, das zeigen uns Italien und Oeſterreich, noch auffallender aber Spanien und Portugal ſowie die mittel-

und ſüdamerikaniſchen Republiken; was ſich dagegen auf Grund der proteſtantiſchen Lebensauffaſſung erreichen läßt, das kann man an Preußen, England und Nordamerika erkennen. Der ſtrengkatholiſche Gelehrte darf bei ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten nur zu ſolchen Ergebniſſen gelangen, bezw. nur ſolche veröffentlichen, welche von ſeiner Kirche gebilligt werden. Iſt das Reſultat ſeiner Forſchungen ein anderes, ſo muß er entweder mit der Kirche oder mit ſeiner Ueberzeugung brechen, bezw. auf den Ausdruck derſelben verzichten. Vor dem erſteren ſcheut er gewöhnlich zurück, folglich bleibt ihm nur das letztere übrig. Wenn ein katholiſcher Hiſtoriker z. B. auf Grund ſeiner Studien zu der Ueberzeugung gelangen ſollte, daß Petrus nicht in Rom war und der Primat des Papſtes alſo auf dieſe angebliche Thatſache nicht begründet werden kann; daß der Papſt und die Konzilien in vielen Dingen geirrt haben; daß die katholiſchen Orden dem Wohle der Menſchheit mehr geſchadet als genützt haben; daß die Reformation eine berechtigte und für die katholiſche Kirche ſelber höchſt wohlthätige Bewegung war uſw.; er darf dieſer Ueberzeugung keinen Ausdruck verleihen, ſondern muß die von der Kirche gebilligten landläufigen Anſichten vertreten, wenn er nicht mit eben dieſer Kirche zerfallen will. Welchen Werth können aber Forſchungen für die Wiſſenſchaft haben, wenn ſie immerfort nur Althergebrachtes beſtätigen dürfen, wenn ſie nie eine neue Idee, nie einen neuen Ausblick oder Geſichtspunkt zu Tage fördern? Wie mit der Geſchichte, ſo verhält es ſich auch mit der Philoſophie, der Naturwiſſenſchaft und anderen Zweigen der wiſſenſchaftlichen Forſchung."

Der Vergleich iſt jedenfalls unvollſtändig, da der Schreiber gerade dasjenige katholiſche Land nicht erwähnt, welches, nach dem Urtheil Aller, Deutſchland am nächſten ſteht, an erſter Stelle hätte herangezogen werden müſſen: Frankreich iſt unzweifelhaft dasjenige Land, welches hinſichtlich aller Zweige menſchlicher Ausbildung und Thätigkeit es mit Deutſchland aufnimmt. In einzelnen Fächern mag ja zeitweilig eines der beiden Länder überwiegen, etwas voraus ſein — was ſich auch durch beſondere Umſtände, Charakter und Anlagen der beiden Völker erklären läßt — aber im Ganzen und Großen

dürfen wir dieſelben als gleichwerthig anſehen. Alſo kann der Katholicismus hier nicht eine Urſache der Rückſtändigkeit ſein.

Von dem katholiſchen Autoritätsprinzip und ſeiner Durchführung hat das Blatt, welches in dem Kampf gegen die katholiſche Kirche bei uns eine führende Stellung einnimmt, jedenfalls nur ſehr mangelhafte Begriffe. In allen katholiſchen Ländern iſt leider, als Folgewirkung der proteſtantiſchen Strömung des 16. Jahrhunderts, welche in mehreren Hauptſtädten zur Herrſchaft gekommen, eine verhängnißvolle Durchbrechung des katholiſchen Autoritätsprinzips bewirkt worden. Der Gallikanismus (Joſephinismus, Febronianismus uſw.) iſt eine gewaltthätige Anwendung des proteſtantiſchen Staatskirchenthums auf die Kirche. Die Wirkſamkeit der Kirche wurde durch zahlloſe Eingriffe in ihre Lehre und Ordnungen beeinträchtigt, lahmgelegt, namentlich auch durch Vernichtung mancher kirchlichen Anſtalten und Orden. Um die Autorität der Kirche zu brechen, aber die Staatsgewalt zu verſtärken, wurden die ſchlimmſten Lehren gefördert, die Geheimbünde als Bundesgenoſſen eingeſtellt. Die Folge war die Erſchütterung aller Einrichtungen, der Umſturz, die Revolution, welche zum Theil heute noch in den katholiſchen Ländern Europas und Amerikas fortwirken. Denn überall haben ſich, im Gefolge der Staatsumwälzungen, Parteien gebildet, welche ſich dieſer revolutionären Kräfte bedienen, um ſich der Staatsgewalt zu bemächtigen. Inmitten dieſer Zerrüttung, dieſer Parteikämpfe und Erſchütterungen hat die Kirche einen harten Stand. Sie wird abwechſelnd von allen Parteien bedrückt und mißhandelt, weil ſie ihnen nicht zu Willen iſt, zu ſammeln, die geſellſchaftlichen Bande, Recht, Gemeinweſen zu erhalten ſucht. Und doch erhält ſie ſich, macht Fortſchritte inmitten all dieſer Nöthen, bekämpft den Socialismus wirkſamer als irgend eine andere Macht, verhütet das Aeußerſte, dank ihrem Anſehen, ihrer übernatürlichen Kraft, ihrem Autoritätsprinzip.

Dies iſt doch alles Andere, als die Zerrüttung der Völker durch das katholiſche Autoritätsprinzip. Daß die Geheimbünde, die Revolution in katholiſchen Ländern vom Auslande, den proteſtantiſchen Staaten her, geſtützt und geſchürt werden, iſt auch eine bekannte Thatſache.

In Frankreich, Italien, Oeſterreich, Spanien und Portugal iſt die Revolution durch die Regierungen mittelſt Gallikanismus ꝛc. eingeführt, das katholiſche Autoritätsprinzip mit Füßen getreten worden. Und da ſoll dasſelbe ſchuld ſein an der Zerrüttung dieſer Länder? Was das katholiſche Autoritätsprinzip vermag, hätte das Blatt — welches ſchon mit Abwerfung der Monarchie drohte, als die Regierung ihm nicht genehme Wege einzuſchlagen ſchien — doch während des Culturkampfes erfahren können. Trotz aller Verfolgungen, trotz alles ihnen angethanen Unrechtes begingen die Katholiken keine Ungeſetzlichkeiten, ertrugen alle Widerwärtigkeiten und bitteren Unterdrückungen, blieben unverbrüchlich in ihrer Treue, in ihrem Gehorſam gegen die von Gott geſetzte Obrigkeit. Vortheile bringt dies den Katholiken nicht; empfahl doch Leopold I. ſeinem Sohn, ſtets den Liberalen recht zu geben, denn „die Katholiken machen keine Revolution."

Das Autoritätsprinzip iſt durch die Angriffe der Widerſacher mehr geſtärkt als geſchwächt worden. Was Jahrtauſende nicht vermocht, werden auch die heutigen Widerſacher nicht vermögen. Die Geſchichte iſt ihre beſte Rechtfertigung. Die Philoſophen haben etliche dreißig Syſteme gebaut, von denen keines die Vernunft, geſchweige die Wiſſenſchaft voll befriedigt. Und erſt die Naturwiſſenſchaften, die jedes Jahr ſich erneuern, ſich widerſprechen, die Ergebniſſe der Forſchung abthun, welche geſtern noch als höchſte Leiſtung, als unumſtößliche Wahrheit geprieſen wurden. Gewiß, alle dieſe Leiſtungen der verſchiedenſten Wiſſenſchaften ſind Fortſchritte, ſie erweitern und vertiefen den geiſtigen Schatz der Menſchheit, führen aufrichtige Forſcher oft dahin, die Lehre der Kirche zu rechtfertigen. Die Kirche kann ruhig zuſehen, alle Wiſſenſchaft wird ſchließlich zu ihr führen, wenn deren Vertreter, gleich Dubois-Reymond, aufrichtig, unbefangen, nicht voreingenommen ſind. Dies iſt das Einzige, was die Kirche verlangt. Nämlich, daß ein Ergebniß der Forſchung nicht ſofort als endgiltige, unumſtößliche Wahrheit erklärt, über die Kirche geſtellt werde. Geſtehen doch in dieſem Augenblick die Gelehrten, daß durch die Entdeckung (durch Becquerel in Paris) des Radiums, eines Urſtoffes, welcher ganz Licht iſt, immer leuchtet, ohne ſich zu verändern,

— unſere geſammten Naturwiſſenſchaften wie vor einem Räthſel, vielleicht an der Schwelle einer ganz neuen Entwicklung ſtehen!

Daß faſt alle großen Dichter und Denker in Deutſchland ſeit der Reformation Proteſtanten waren, mag ja ſein, beſonders je nach dem Maßſtab, den man anlegt. Thatſache iſt aber auch, daß durch die Reformation eine ſolche geiſtige Verwüſtung und Oede eintrat, daß Deutſchland über ein Jahrhundert lang keinen namhaften Denker oder Dichter hervorbrachte. Deutſchland wurde damals in Wiſſenſchaften, Kunſt und Literatur weit, ſehr weit von Frankreich, Spanien und Italien überholt. Daß die geiſtigen Kräfte des proteſtantiſchen Volkstheiles nach ſo langem Schlafe einmal erwachen und ſich entfalten würden, iſt doch natürlich. Geweckt aber wurden ſie hauptſächlich durch die Erinnerung, Vertiefung in die große katholiſche Vergangenheit Deutſchlands. Friedrich der Große umgab ſich mit franzöſiſchen Gelehrten, Denkern und Dichtern, weil ſie ihm mehr Reſpekt einflößten. Wenn heute noch die katholiſchen Gelehrten nicht zahlreicher in Deutſchland ſind, ſo iſt es doch, weil ſie nicht gefördert ſondern zurückgeſetzt werden. Hat man nicht dieſer Tage den hundertjährigen Geburtstag Johannes Müllers gefeiert, eines der größten Gelehrten des letzten Jahrhunderts, welcher abernicht einmal zum ordentlichen Profeſſor befördert wurde, einzig weil er katholiſch war.

Seit der Kirchenſpaltung hat es zwei Fürſten in Deutſchland gegeben, welche ſich die Förderung des katholiſchen Geiſteslebens angelegen ſein ließen: den Biſchof von Fürſtenberg von Münſter und Ludwig I. von Bayern. Ihre Zeit hat nicht lange gedauert, aber doch lange genug, um zu zeigen, was Katholiken vermögen, wenn ſie gefördert, wenn ihnen Gelegenheit verſchafft wird, ihre geiſtigen Kräfte zu bethätigen. Während der letzten fünfzehn Jahre des 18. Jahrhunderts war das kleine Münſter durch Fürſtenberg ein ſehr bedeutender geiſtiger Mittelpunkt, und unter Ludwig I. ſtand das katholiſche München gewiß groß und herrlich da. Wie nun, wenn auf dieſem Boden fortgebaut worden wäre? Geiſtige Arbeit bedarf überall beſonderer Förderung, weil ſie viel Zeit braucht.

Den Jeſuiten war im letzten Jahrhundert kaum zwanzig Jahre lang vergönnt, in Deutſchland thätig zu ſein. Und

trotzdem hatten ſich eine große Zahl bedeutender Kräfte, Denker, Dichter, Gelehrte aller Fächer in ihren Reihen gefunden. Durch den Culturkampf wurden ſie vertrieben, obgleich man ihnen nicht den geringſten Vorwurf machen, ſondern nur Lob ertheilen konnte. Von allen proteſtantiſchen Gelehrten, welche ſonſt immer zum Himmel ſchreien, wenn einem der ihrigen ein Haar gekrümmt wird, hat ſich keiner bewogen gefunden, ein Wort gegen dieſe harte Verfolgung unſchuldiger deutſcher Gelehrten einzulegen.

In den Berufen, welche weniger von der Staatskaſſe abhängen, z. B. Heil- und Rechtskunde, haben die Katholiken den Proteſtanten beſſer die Stange halten können, beſaßen ſtets viele erſte Kräfte. Und in geiſtiger, wiſſenſchaftlicher Hinſicht iſt das Centrum im Reichs- und Landtag den anderen Parteien voll gewachſen, vielfach überlegen. In den freieſten Berufen, die wir in Deutſchland beſitzen, haben die Katholiken ſogar einen Vorſprung. Alle erſten bahnbrechenden Tonmeiſter, Richard Wagner ausgenommen, ſind Katholiken. Wiederum waren es Katholiken, welche die deutſche Kunſt um die vorige Jahrhundertwende bahnbrechend erneuerten; mit wenigen Ausnahmen ſind alle großen Maler, Bildhauer und Baumeiſter Katholiken. Als Berlin vor etlichen vierzig Jahren eine Bewerbung für ſein neues Rathhaus ausſchrieb, ſchickte ein Katholik den anerkannt beſten Plan ein, welcher freilich nicht ausgeführt wurde. Der Erbauer des Reichstaghauſes hat dagegen, obwohl Proteſtant, jedenfalls bewieſen, daß er ſich ſchlecht auf Ebenmaß wie auf gute Raumvertheilung verſteht. Das Meiſterwerk unter den großen Bauten Berlins im letzten Jahrhundert iſt jedenfalls der neue Dom, den ein katholiſcher Künſtler (Raſchdorf) nach katholiſchen Vorbildern, namentlich dem Petersdom in Rom, geſchaffen hat. Daß das Innere dem großes Ebenmaß zeigenden Aeußeren nicht ſehr entſpricht, iſt nicht ſchuld des Baumeiſters, ſondern des proteſtantiſchen Cultus, welcher eine Dreitheilung des Raumes bedingte. Nach dem Urtheile aller Berliner und ſonſtigen Blätter ſtehen die neuen katholiſchen Kirchen Berlins (St. Michael, St. Pius, Herz Jeſu, St. Paul, St. Sebaſtian, St. Mathias) künſtleriſch weit über den proteſtantiſchen kirchlichen Neubauten. Selbſt die rieſige Kaiſer-

Wilhelm-Gedächtnißkirche, für welche 5 Mill. aufgewandt, große künſtleriſche Anſtrengungen gemacht wurden, ſteht an Ebenmaß, Kunſtwerth und Einheitlichkeit gegen die beſcheidenen katholiſchen Kirchen zurück.

Bei der Säkulariſation an der vorigen Jahrhundertwende nahmen die Regierungen den Katholiken für viele hundert Millionen Güter weg, heute wären es Milliarden. Dieſe Güter gingen faſt alle um geringes Geld in die Hände von Nichtkatholiken über. Mehrfach wurde von oben befohlen, dieſe Güter nur Proteſtanten, ſelbſt ausländiſchen, zu verkaufen.

Im Neuſtaat, wie er aus der Säkulariſation hervorgegangen, geht reichlich ein Fünftel — wenn nicht mehr — des Einkommens der Bevölkerung in Steuern und Abgaben aller Art auf. Wenn nun ein Jahrhundert hindurch dieſes Fünftel vorwiegend zu Gunſten eines Theils der Bevölkerung verwandt wird, muß derſelbe nothwendig dies verſpüren, wohlhabender werden als der andere. Thatſächlich iſt das der Fall. Faſt alle Regierungen ſind proteſtantiſch. Die Katholiken ſind nicht buchſtäblich von den öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen, aber vielenorts gerade nur ſoweit zugelaſſen, daß es eine Lüge wäre, ſolche Ausſchließung zu behaupten.

Sollen wir noch eines ſagen: Iſt nicht Preußen ſtets ein armes Land geweſen, erſt durch den Erwerb Schleſiens, Weſtfalens und der Rheinlande zu Wohlſtand und Blüthe gekommen? Durch dieſelben beſitzt es auch, nach England, die größten Kohlen- und Eiſenlager Europas. Dazu die großen Häfen und Ströme, die Möglichkeit großer Betheiligung am Welthandel. Alſo alle Bedingungen wirthſchaftlichen Aufſchwunges. Frankreich zählt 160,000 Bergleute, Oeſterreich 110,000, Deutſchland 450,000; gewiß ein gewaltiger Unterſchied.

Das Blühen des Gewerbefleißes hängt großentheils von Kohlen und Eiſen ab. Die meiſten Erfindungen betreffen Maſchinenbau, Metall- und verwandte Gewerbe, werden daher naturgemäß am eheſten in Deutſchland, England und Nordamerika hervorgerufen. Deutſchland ſtand indeſſen bis in die letzten Jahrzehnte in dieſer Beziehung ſehr zurück, während Oeſterreich u. A. die Schraubenſchiffe erfand, durch welche die Dampfſchifferei erſt emporgekommen iſt. Frankreich hat die

Dampfmaſchine erfunden, ſich während des ganzen abgelaufener Jahrhunderts als das Land bewährt, welches die meiſten Erfindungen, Neuſchaffungen aufweiſt. Oeſterreich hat nur wenige Häfen, zu denen kein einziger erſter Strom, ſondern nur Landſtraßen durch theilweiſe hohe Gebirge führen. Sein einziger großer Strom, die Donau, mündet weitentfernt in fremdem Land ins Meer. Wo ſoll da, während anderſeits die wirthſchaftlich ſehr herabgekommenen türkiſchen Länder wenig bieten, ein großartiger Handel ſich entwickeln?

Es gehört ein gar geringes Maß von Einſicht, Kenntniß der Verhältniſſe dazu, England und Nordamerika mit den romaniſchen Ländern Europas und Amerikas zu vergleichen um die Ueberlegenheit der proteſtantiſchen Völker zu behaupten. Bezüglich der Kunſt und Wiſſenſchaft ſtehen ſie jedenfalls gegen Frankreich zurück, erreichen kaum Italien und Belgien. Tonkunſt geht ihnen ſozuſagen ganz ab. Bezüglich der bildenden Kunſt ſind ſie hauptſächlich auf die Einfuhr angewieſen.

Wirthſchaftlich ſind beide Länder von der Natur bevorzugt. England iſt eine Inſel, gegen jeden Angriff gefeit, wogegen es mit ſeiner Flotte überall mächtig eingreifen kann, der Stärkere iſt, ohne daß man es ihm entgelten kann. Weil es eine in der Nähe der reichſten Länder gelegene Inſel, iſt es dazu geſchaffen, der größte Stapelplatz für die Waaren der ganzen Welt zu werden. Es iſt fruchtbar, beſitzt ungemein günſtig gelegene, dabei außerordentlich reiche Kohlen- und Eiſenlager. Alſo alle Vorbedingungen zur großartigſten Entwicklung jeglicher Handels- und Gewerbsthätigkeit. Sein Gewerbebetrieb iſt vor jedem feindlichen Eingriff geſichert. Seit Jahrhunderten hat kein Feind ſeinen Boden zu betreten vermocht, während es nach Herzensluſt Kriege führen konnte, durch welche das Feſtland verwüſtet, in ſeiner Entwicklung zurückgehalten wurde. Wegen ſeines Reichthums an Kohlen und Eiſen hat ſich die wirthſchaftliche wie kriegeriſche Macht Englands im abgelaufenen Jahrhundert verzehnfacht. Wie England ſeine Macht ausnutzt, das ſehen wir jetzt in Südafrika. Es ſetzt Alles ein, um gegen alles Recht ſich in den Beſitz des an Gold, Diamanten und anderen Schätzen reichen Transvaals und Oranje zu ſetzen. Die Buren haben dieſe Länder beſiedelt, aus dem Groben

ausgearbeitet, ſo daß deren Entwickelung jetzt leichter und
neller vor ſich gehen kann. Nun wollen die Engländer
nten, was jene geſäet. Die Unterwerfung der Buren mag
nen ſchließlich gelingen, und dann bleibt kein Hinderniß mehr,
englische Macht vom Kap bis zum Nil auszudehnen, vielleicht
h das ſehr wichtige Abyſſinien einzubeziehen.

Dank mehrhundertjähriger Uebung verſteht es England
rzüglich, unterjochte Völker, Beſitzungen in allen Welttheilen,
rthſchaftlich emporzubringen und auszubeuten. Wie es aber
t den Völkern umgeht, vor keiner Gewaltthat, Grauſamkeit,
ngerechtigkeit zurückſchreckt, wenn es ſein Ziel zu erreichen
t, iſt auch bekannt. Die Hindus und andere wiſſen davon zu
zählen. Und es darf auch nicht befremden, wenn dieſelben
ehrfach ſich empörten, noch immer auf den Augenblick, die
nſtige Gelegenheit warten, um von neuem loszuſchlagen. Der
eſitz Indiens iſt keineswegs ſo geſichert, als Manche glauben
ögen. Kundige behaupten, England ſei ſchuld an dem Elend
nd der Hungersnoth, von denen das überaus reiche Land ſo
t heimgeſucht wird. Hat nicht England auch mehrfach Kriege
it China geführt, um deſſen Einwohner mit Opium vergiften
können — deſſen Einfuhr freilich den Engländern viele
Millionen einbrachte? Durch dieſe Politik hat es die Chineſen
gen Europa und auch gegen das Chriſtenthum aufgebracht,
elches früher erfolgreich in China verbreitet wurde. So
ewaltthätig, ungerecht und grauſam wie England haben weder
panier noch Portugieſen in fremden Welttheilen gehaust.

Doch bleiben wir in der Nähe. Entſetzlicher iſt noch kein
olk von einem anderen mißhandelt worden, als die Irländer
urch England. Die Irländer ſind vollſtändig entrechtet, ihres
geſammten Grundbeſitzes beraubt, gemordet, zu Recht- und Beſitz-
ſen, zu Bettlern gemacht worden. Durch die engliſche
errſchſucht iſt das fruchtbare Land verödet, die Einwohner
nd zu Hunderttauſenden verhungert, zu Millionen zur Aus-
wanderung gezwungen worden. Der Zweck iſt erreicht, Irland
hnmächtig, arm, entvölkert — während England um ſo reicher
nd mächtiger wurde. Und trotzdem haben die katholiſchen
Irländer nicht Gleiches mit Gleichem vergolten.

Die Vereinigten Staaten können gar nicht mit dem ſpan-

iſchen Amerika verglichen werden, weil die beiderſeitigen Verhältniſſe ganz verſchieden ſind. Nordamerika liegt Europa weitaus am nächſten; dabei iſt es gerade derjenige Theil, welcher auch bezüglich des Klimas, der Erzeugniſſe und aller Lebensbedingungen Europa am nächſten kommt. Dies bewirkte eine äußerſt ſchnelle europäiſche Beſiedlung, Ausbeutung des natürlichen Reichthums. Ueberdies beſitzt Nordamerika drei- viermal mehr Kohlen- und Eiſenlager als Europa, dazu unerſchöpfliche Erdölquellen, während zahlreiche Rieſenſtröme und Seen den Verkehr ungemein erleichtern. Die Einwanderer brachten alle Künſte und Gewerbe, alle Hülfsmittel der Geſittung aus Europa mit. Alſo die günſtigſten Vorbedingungen, welche jemals bei Beſiedelung eines neuen Landes und Ausnützung ſeiner vielfachen Reichthümer vereinigt waren. Die Eingeborenen wurden mit Feuer und Schwert, Branntwein und Laſtern ausgerottet, wie wilde Thiere weggeknallt.

Auch an den Katholiken haben ſich die Nordamerikaner gleich ihren engliſchen Vettern ſchwer verſündigt. Ihr bedeutendſter Dichter (Longfellow) ſchildert ergreifend die grauſame Verfolgung, durch welche die katholiſchen Akadier von Herd und Hof vertrieben, dem Hunger und allem Elend preisgegeben, ausgerottet wurden. Den katholiſchen Maryländern erging es nicht viel beſſer. Sie ließen gaſtfrei auch Proteſtanten in das von ihnen urbar gemachte Land zu, wurden dann ſelbſt von dieſen bedrückt, verfolgt, zu Heloten gemacht. Wie die Vereinigten Staaten das katholiſche Mexiko mißhandelt, ausgeraubt, um mehrere ſeiner beſten Gebiete gebracht, haben wir noch ſelbſt erlebt. Das vielfach ungeſunde Cuba war durch die Spanier zu einem reichen, blühenden Lande gemacht worden, trotzdem dasſelbe fortwährend durch Freiſchärler beunruhigt und geplündert wurde, die aus den Vereinigten Staaten kamen. Da alle dieſe Verſuche mißglückten, warf Nordamerika ſchließlich die Maske ab, begann ſelbſt den Krieg, in welchem das kleine Spanien natürlich unterliegen mußte. Auch auf den Philippinen hat Nordamerika gewühlt und geſchürt, Empörer und Verräther gedungen, um ſie erobern zu können.

Die katholiſchen Länder Amerikas ſind von Natur aus ſehr verſchieden von den Vereinigten Staaten. Sie liegen

weiter von Europa, konnten erſt durch die Entwicklung der Dampfſchiffahrt näher gebracht werden, beſitzen dabei aber wenig Eiſen und Kohlen. Von den größten derſelben erſtreckt ich nur Mexiko, gleich den Vereinigten Staaten, von einem Meer zum andern. In Südamerika ziehen ſich, in ziemlicher Entfernung von der Küſte, aber dieſer entlang, von Norden nach Süden die faſt unüberſteigbaren Cordilleren, eine der ſtärkſten natürlichen Grenzen, die es auf der Welt gibt. Dank derſelben kann Braſilien nicht bis an den großen Ozean vordringen, weil die Cordilleren Peru und Bolivia als unüberwindliches Bollwerk beſchützen. Dasſelbe Bollwerk iſt die Bürgſchaft der Selbſtändigkeit Chilis, Argentinien gegenüber. Ein Staat von einem Meer zum andern, wie die Vereinigten Staaten, iſt daher in Südamerika nicht möglich. Derſelbe würde auch nicht ſonſtwie ſo günſtige Vorbedingungen finden. Er würde nicht Eiſen und Kohlen genug beſitzen, um eine Küſte mit der andern mittelſt Bahnen zu verbinden, und überhaupt das Innere des Welttheils aufzuſchließen. Der Amazonenſtrom, ebenſo mehrere andere Ströme, bieten ihrerſeits der Schiffahrt ganz andere Hinderniſſe als die Ströme der Vereinigten Staaten. Südamerika iſt deshalb ungleich ſchwieriger zu erſchließen, mit Verkehrswegen zu verſehen, als Nordamerika. Dieſes hat, an ſeiner Weſtküſte, nicht allzuweit nach den Philippinen, China, Japan Indien, Niederländiſch-Indien und andern reichen, ſtarkbevölkerten Ländern. Südamerika iſt viel weiter davon entfernt.

Die Weſtküſte Südamerikas, alſo Chili, Peru, Bolivia, Ecuador, Granada, ſind für den Handel nur über die Meerenge von Panama, oder durch die Magellanſtraße zu erreichen. Der Verkehr dieſer Länder mit Europa iſt daher ſehr ſchwierig, langſam. Die Spanier brauchten einſt bis acht, neun Monate um mit ihren Segelſchiffen nach Chili, Peru, Ecuador u. ſ. w. zu gelangen. Darf man da ſich wundern, wenn die Beſiedelung und Geſittung dieſer Länder nur langſam vorwärts kam? Der Panamakanal wäre für dieſe Länder die größte Wohlthat geworden, hätte ſie Europa näher gebracht, ſie gegen die Einflüſſe und Pläne Nordamerikas geſtärkt.

Ein anderer gewaltiger Unterſchied. In Nordamerika

wurden die Eingebornen durch alle erreichbaren, oft grau-ſamſten Mittel ausgerottet, vom Erdboden vertilgt, um der europäiſchen Einwanderung Raum zu ſchaffen. Im lateiniſchen Amerika hatten die Eingebornen, beſonders in der erſten Zeit, auch vieles zu erdulden. Aber ſie wurden doch erhalten, bekehrt, geſittet, zu einer geſunden, lebenskräftigen, den Europäern nahe-ſtehenden, tüchtigen Bevölkerung gemacht. In vielen Gegenden, Chili, Cuba, Portorico u. ſ. w. iſt durch die Vermiſchung der Eingebornen mit den Spaniern ein ausgezeichneter, tüchtiger Menſchenſchlag entſtanden. Ueberall haben ſich die Eingebornen den Spaniern angeſchloſſen, empören ſich nicht gegen ſie. Bei der Loslöſung vom Mutterland (1812) zählten die ſpaniſchen Länder Amerikas 19 Millionen Einwohner, worunter 3 Mill. Spanier. Das ungleich günſtiger gelegene britiſche Nord-amerika zählt nicht viel mehr Europäer. Doch gewiß eine großartige, von keinem andern Volke erreichte Leiſtung, daß das kleine Spanien, welches damals nur 5—8 Mill. Ein-wohner zählte, binnen drei Jahrhunderten, trotz ſo äußerſt ſchwierigen Verkehrs, eine ſo ſtarke weiße Bevölkerung in dieſen Ländern anſiedeln konnte. Seitdem hat ſich dieſelbe verfünf- und verſechsfacht, was doch auch als eine ſtarke Mehrung zählen darf. Argentinien allein zählt jetzt ſieben Millionen größten-theils weißer Einwohner.

Nordamerika beſitzt auch zwei nicht ſpaniſche, lateiniſche Gebiete, Louiſiana und Untercanada, in welchen die Abkömm-linge franzöſiſcher Siedler ſich außerordentlich lebenskräftig er-weiſen, wohlhabend ſind, ſich ſogar ſtärker mehren als ihre Nachbarn engliſcher Abſtammung.

Das lateiniſche Amerika iſt auch nicht ſo durchweg günſtig für europäiſche Siedler als die Vereinigten Staaten und Canada. Nur die ſüdlichere Hälfte Südamerikas, die gebirgigen Gegenden Perus und Ecuadors ſind den Europäern zuträgliche Gebiete. Seitdem dieſelben durch die Dampferlinien Europa näher gerückt ſind, machen ſie auch ſehr bedeutende Fortſchritte, entwickeln ſich ſchnell. Man wirft den lateiniſchen Republiken ihre mangelhaften politiſchen Verhältniſſe, die öftern Umwälzungen vor. Bei ihrer Bildung aber beſtand die Bevölkerung dieſer Staaten zu fünf Sechsteln und mehr aus Eingebornen, Negern und Miſch-

lingen. Für den herrſchenden führenden Theil der Bevölkerung, die Spanier, war es ſolcher Ueberzahl einer zwieſchlächtigen Bevölkerung gegenüber nicht leicht, eine gedeihliche Selbſtregierung zu führen. Die engliſchen Abkömmlinge in Nordamerika waren von Haus aus, durch Ueberlieferung, an Selbſtregierung gewöhnt. England iſt anderen Stammes, hat eine ganz andere Entwicklung durchgemacht, als Spanien, welches ſieben Jahrhunderte lang all ſeine Kräfte auf Bekämpfung der Mauren ſetzen mußte. Dies führte zu ungemeiner Stärkung der Königsmacht.

So zerrüttet und verkommen, ſo rückſtändig, wie gewiſſe Leute dieſelben ſchildern wollen, ſind die lateiniſchen Staaten Amerikas ſchließlich aber doch nicht. Chili wurde, ſeit ſeiner Trennung von Spanien, bis gegen Ende des letzten Jahrhunderts faſt ununterbrochen, ohne namhafte Störungen, von einigen hundert alten, angeſehenen Familien gut regiert, machte Fortſchritte. In letzter Zeit hat es ſich wieder ermannt, viele Verbeſſerungen eingeführt. Ecuador befand ſich in beſter Entwicklung, als plötzlich ſein Präſident, der edle Moreno, dem Mordſtahl erlag. Wer den Mörder bewaffnete, ſteht in Frage. Mexiko beſitzt ſeit Jahrzehnten eine dauerhafte Regierung, hat deshalb große Fortſchritte gemacht, befindet ſich in beſter Entwicklung. Obwohl die kaiſerliche Regierung nicht immer nach dem Rechten ſah, wurde Braſilien wohlhabend, reich, eignete ſich manche Fortſchritte an. Der größere Theil Braſiliens iſt für Europäer, beſonders Germanen, wenig zuträglich, zieht deßhalb wenig Einwanderer an.

Es iſt in Südamerika wie in Nordamerika: wo Klima und Verhältniſſe die europäiſche Einwanderung begünſtigen, werden die Länder ſchnell blühend, führen alle Verbeſſerungen und Erfindungen ein, Ackerbau, Gewerbe und Handel gehen vorwärts. So in Südbraſilien, wo Deutſche, Italiener, Oeſterreicher zahlreich einwandern, die Hülfsquellen des Landes fließen machen. So in Uruguay und Argentinien.

Nein, es iſt kein Zufall, daß Preußen, England und Nordamerika eine ſo große Ueberlegenheit erlangt haben. Wir beſitzen nicht blos natürliche Reichthümer, ſondern auch eine ungemein günſtige erdkundliche Lage, ſind weitaus die reichſten

an unentbehrlichen Machtmitteln der Neuzeit: Kohlen und Eiſen. Die katholiſchen Länder, ſowohl in Europa als Amerika, haben eine viel ungünſtigere Lage. Die katholiſchen Länder Amerikas liegen weit ab vom Verkehr, ſind viel weniger zugänglich. In Europa iſt ihnen das Handelsgebiet ungemein eingeengt, ſeitdem die Türken in Europa eingedrungen, die aſiatiſchen und afrikaniſchen Küſtenländer des Mittelmeeres durch die Muhamedaner verwüſtet, entvölkert, öde und arm geworden ſind. Die proteſtantiſche Lebensauffaſſung, welcher die Blüthe dieſer Länder zugeſchrieben wird, hat die Engländer und Nordamerikaner bei all ihren Gewaltthaten, Grauſamkeiten und Rechtsverletzungen nicht gehindert, vielmehr die unbarmherzigſte Selbſtſucht bei ihnen zur Herrſchaft gebracht. Der eigene Vortheil iſt alleiniges, oberſtes Geſetz.

Wenn das Emporkommen, Reichwerden der Beweis der Ueberlegenheit iſt, dann ſtehen die Proteſtanten weit gegen die Juden zurück. Letztere ſpielen dazu auch in geiſtiger Hinſicht eine überlegene Rolle. Sie zählen verhältnißmäßig viel mehr Gelehrte und Denker als die Proteſtanten. Sie beſitzen viele bedeutende Schriftſteller und Dichter, beherrſchen vielfach die Bühne. In Berlin ſind drei Viertel aller Rechtsanwälte Juden. Und erſt in der Tagespreſſe! Da könnte doch noch etwas anderes im Spiele ſein als die katholiſche Rückſtändigkeit, welche den lichtumfloſſenen Proteſtanten als dunkler Hintergrund dient. Warum legen ihre Widerſacher nicht auch den Maßſtab der Gewiſſenhaftigkeit, Sittſamkeit, Opferwilligkeit, Nächſtenliebe, der chriſtlichen Tugenden an die verſchiedenen Völker und Völkertheile? Denn die bloßen weltlichen Erfolge ſind doch nur ein Theil des Lebens der Einzelnen wie der Völker. Sind nicht die Katholiken oft genug die Opfer ihrer Tugenden geworden, ſtatt Gleiches mit Gleichem zu vergelten?

LXV.

Das neunzehnte Jahrhundert in Bildniſſen.[1]

(Schlußband.)

Der edle Conſiſtorialprälat Gerock, deſſen ſympathiſcher Geſtalt wir auch in dem nun zum Abſchluſſe gelangten groß- artigen Berliner Werk von Karl Werkmeiſter: „Das neunzehnte Jahrhundert in Bildniſſen“ begegnen, hat in einem ſeiner tiefempfundenen religiöſen Gedichte bei Ausſchau auf die hervorragenden Perſönlichkeiten der Cultur- geſchichte die ernſte Frage des Propheten Samuel (I. 16. 11) geſtellt: „Sind das die Knaben alle?“ Sicherlich würde Gerock auch beim Ueberblicke über die Bildniſſe des Jahrhunderts dieſe Frage wiederholen, um einerſeits die Unzulänglichkeit aller menſchlichen Geiſtes- und Schaffensentfaltung, anderſeits aber doch die herrliche Mannigfaltigkeit zu betonen, die das Geiſtes- leben der Menſchheit als Reflexe jenes Geiſtes erſcheinen läßt, der am Anfange der Dinge über den Waſſern ſchwebte. In der That wird der auf chriſtlicher Weltanſchauung fußende Beobachter des menſchlichen Strebens und Wirkens für ſeine Ausblicke nicht nur eine feſtere, ſondern auch eine genußreichere Baſis haben, als Jener, der alle Schaffensſtärke, allen Wiſſens- drang als genügenden Selbſtzweck erachtend, es ablehnt, die führende göttliche Hand in der Geſchichte der Geſammtheit wie

1) Siehe: Hiſtor.-polit. Blätter 123. Bd. S. 822 und 126. Bd. S. 534.

in jener des einzelnen Menſchen zu erſehen. Allerdings iſt es oft ſchwer, in den ſtrauchelnden, irrenden, vor allem in den verneinenden Geiſtern, welche uns in jeder Culturepoche begegnen, den Zuſammenhang mit den großen Plänen der Vorſehung zu erkennen. Wenn aber, wie es thatſächlich der Fall, ſelbſt der finſtere Geiſt, der das Böſe will, hin und wieder Gutes ſchafft, dann dürfen wir nicht zweifeln, daß auch mancher Mißgriff, manche Diſſonanz des geiſtigen Ringens in der Geſellſchaft ihre ſpätere Correktur und Auslöſung zu finden vermag. Ueberdies iſt im Gemüths- und Geiſtesleben ehrlich ſtrebender Menſchen der Tag von Damaskus, von dem die Apoſtelgeſchichte erzählt, keine vereinzelte Erſcheinung.

Wenn wir unter ſolchen Geſichtspunkten auf die impoſante Reihe der in den „Bildniſſen“ vorgeführten Geſtalten von Männern und Frauen ſchauen, dann muß tiefgehende, freudige Ergriffenheit ob der Lichtſeiten der menſchlichen Kräfte uns erfüllen, und leichter nehmen wir jene negativen Erſcheinungen in den Kauf, die den fruchtbar wirkenden Elementen gegenüber nicht ausgedehnter ſich erweiſen, als die trüben Flecken am leuchtenden Sonnenball.

Die vielen Vorzüge der großangelegten Bildniſſe-Publikation haben wir bereits in früheren Beſprechungen hervorgehoben. Auch die letzten 25 Hefte des Werkes halten in den Porträtsreproduktionen, wie in den textlichen Erörterungen getreulich die gleiche künſtleriſche und ſtiliſtiſche Höhe ein. Hin und wieder mag im Lobe einzelner Perſönlichkeiten freilich des Guten zu viel geſchehen ſein, was im Hinblicke auf bildende Künſtler zunächſt bei R. Begas, ganz beſonders aber bei Liebermann und Max Klinger zu vermerken ſein dürfte. Wenn wir auch das unverkennbare Beſtreben, jeder redlich vertretenen Anſchauung, jeder ernſtgemeinten Thätigkeit möglichſt gerecht zu werden, vollauf würdigen, ſo wäre uns dennoch auch im Preiſe mancher Forſcher, die auf Moleſchott'ſchen oder Darwiniſtiſchen Bahnen weiterbauen, eine größere Reſerve nicht unlieb geweſen. Einzelne andere hervorragende Zeitgenoſſen ſind dafür wieder etwas rauher angefaßt worden, ſo daß ihre Charakteriſtik nicht immer unter völlig einwandfreiem Geſichtspunkte gegeben erſcheint; eine Wahrnehmung, der wir uns

angeſichts der Behandlung Windthorſts und des Mainzer Biſchofs v. Ketteler beim beſten Willen nicht verſchließen können. Die Vielheit der am Werke thätigen Federn läßt ja dieſe Ungleichheiten in den biographiſchen Skizzen einigermaßen erklärlich erſcheinen. Erfreulicherweiſe ſind jedoch die ſchwierigſten Textpartien meiſt mit anerkennenswerther Objektivität geboten. Solches iſt z. B. der Fall bei dem gewiß ſchwer zu würdigenden Dichter Gerhart Hauptmann, bei den Philoſophen Hartmann und Nietzſche, wobei wir in letzterem freilich mehr den Träger einer mit Gedanken ſpielenden Phantaſie, als den eines tiefgründlichen Denkens erkennen müſſen Wir haben noch nicht „Herrenmoral" genug im Leibe, um nicht für den unglücklichen Mann, in deſſen Augen frühzeitig der Irrſinn aufflackerte, jenes chriſtliche Mitleid zu empfinden, das gerade er aus der Welt verpönt wiſſen wollte.

Wie das in Thaten ſich kriſtalliſirende Mitleid der Menſchheit anders nützt, als kühne Träumereien und harte Verneinung, das künden in geradezu glänzender Weiſe mehrere verehrungswürdige Geſtalten, unter denen die Kämpferin für Sklavenbefreiung, Harriet Beecher-Stowe, die Verfaſſerin von „Onkel Toms Hütte", ferner die um Englands Krankenpflege beſorgte Florence Nightingale, ſicherlich eine der edelſten Frauen des 19. Jahrhunderts, beſonders hervorleuchten. Höchſt ſympathiſch tritt uns auch der von tiefgehender Liebe zu den unteren Volksſchichten erfüllte, einflußreiche Gelehrte und Moraliſt Kingsley entgegen, dem der deutſche Philanthrop Joh. Wichern achtenswerth ſich beigeſellt. Hieher zählt ferner der unermüdliche Henry Dunant, deſſen Sorgen und Opfern das Inſtitut des rothen Kreuzes und gewiſſermaßen auch die Genfer Convention das Daſein dankt. — In einem unleugbaren Contraſte zu dieſen Genannten ſteht eine Gruppe von Chemikern und Technikern, die wie A. Nobel, Armſtrong und Dreyſe die ausſchlaggebendſten Zerſtörungsmittel im Kampfe gegen Felſenmauern und Mitmenſchen zu finden vermochten. Dreyſe's gemüthliches Aeußere verräth nicht im mindeſten den Erfinder des verheerenden Zündnadelgewehres, als welcher er in den Bildnißblättern nachbarlich dem Pädagogen Dieſterweg ſich anreiht. Wir ſind fein-

fühlig genug, um hier den Faden zu greifen, der die mit dem Dreyſe-Gewehr ausgerüſteten Zöglinge des preußiſchen Schulmeiſters zu den Erfolgen von Sadowa führte.

Politiſcher Sphäre nahegerückt, ſei unter Hinweis auf den italieniſchen Dichter Giuſti zugeſtanden, daß es auch politiſche Lieder gibt, die man nicht „garſtig“ zu nennen braucht. Im allgemeinen liebt die rauhe Politik freilich nicht den Rhythmus eleganter Verſe, und an die derbe Wirklichkeit, an die nicht ſelten gleich dem Winde umſchlagenden politiſchen Rechnungen und Zeitprogramme werden wir durch die Staatsmänner und Diplomaten gemahnt, die zahlreich im letzten Drittel der Bildniſſe zur Darſtellung gelangen. Den Politikern und Parlamentariern, beſonders den auf norddeutſchem Boden erwachſenen, am Ausbau des neuen Deutſchen Reiches betheiligten Kräften findet ſich ein ſehr ausgedehntes Ehrenfeld eingeräumt. Alle die Führer und Stützen der verſchiedenen Parteien, von Simſon bis Bennigſen und Eugen Richter haben ſich eingeſtellt, nur der allzu vielſeitige Miquel ſieht ſich, wie im politiſchen Leben, auch in den Bildnißblättern kalt und außer Curs geſtellt.

Gegenüber den aus anderen Ländern vertretenen Politikern und Kämpfern, gegen einen Koſſuth, Mazzini, Parnell u. A. nehmen ſich die fortſchrittlichſten Vertreter Deutſchlands — das Löwenhaupt des alten Liebknecht ausgenommen — ziemlich ſpießbürgerlich aus. Beſonderes Intereſſe beanſpruchen vor allem die Geſtalten, die am ſauſenden Webſtuhl der Zeit ihre nationalökonomiſchen Syſteme weben, die theils in ſorgfältiger Arbeit, theils in agitatoriſchem Ungeſtüm thatſächlich die ſocialen Fragen in neue Bahnen geleitet haben. Von Charles Fourier und dem Grafen Saint Simon, den Begründern des modernen Socialismus, von dem Theoretiker Rodbertus und dem in bürgerlichem Rahmen thätigen Schulze-Delitzſch bis zu Laſſalle und Marx führt unter manchmal unheimlichen Symptomen die Bahn, heute dank dem Eingreifen chriſtlicher, umſichtiger Gruppen die Hoffnung bietend, daß alles Utopienhafte ausgeſchieden, alles wahrhaft Brauchbare aber feſtgehalten und zum Ausbau einer ſocialen, den berechtigten Forderungen der arbeitenden Klaſſen entſprechenden Geſellſchaftsordnung ſich fügen werde.

Gerade in Bezug auf Obſorge für die unteren Volksſchichten hätten wir in der bereits erwähnten biographiſchen Skizze v. Ketteler's deſſen bahnbrechende chriſtlich-ſociale Bedeutung noch etwas prägnanter hervorgehoben gewünſcht. Es würde ſicher dem Anſehen der Jahrhundert-Bildniſſe keinen Eintrag gethan haben, wenn auch der Verfaſſer der Encyklika „Rerum novarum". Leo XIII., Vertretung erhalten hätte. Schon unter rein hiſtoriſchem Geſichtspunkte vermiſſen wir in dem großen Werke ungerne die hervorragendſten Repräſentanten und Träger conſervativ geiſtiger Weltmacht, die gewiſſermaßen als die feſten Pole in der wirbelnden Zeitbewegung erſcheinen. Wir machen dieſe Bemerkung zunächſt auch im Hinblicke auf das Fehlen verdienter Monarchen. Während wir faſt allen Präſidenten der Vereinigten Staaten Amerikas begegnen, die Revolutionshelden aller Herren Länder kennen lernen, ſind, wie ſchon in einer früheren Beſprechung vermerkt, von europäiſchen Potentaten nur Napoleon I. und Großherzog Karl Auguſt von Weimar zu ſchauen. Bei der warmen Begeiſterung für das neuerſtandene Deutſche Reich, die aus ſehr vielen Zeilen des prächtigen Bilderwerkes uns entgegenhallt und die dem „Säkularmenſchen", dem gewaltigen Kanzler Bismarck, das Schlußheft vollſtändig widmen hieß, wäre es keine byzantiniſche Schwäche geweſen, wenn mit und neben den verdienten Paladinen des Reiches auch deſſen erſter Kaiſer, Wilhelm, Darſtellung und Würdigung gefunden hätte.

Wenden wir uns von der Erinnerung an weltgeſchichtliche Geſtalten zum ſtillen Bienenſtaat emſiger Gelehrter und Forſcher zurück, ſo iſt zu conſtatiren, daß, wenn auch manch ſchätzenswerthe Perſönlichkeit, die ein Ehrenblatt verdient hätte, zu vermiſſen iſt, kein gelehrtes Arbeitsfeld, kein Kunſt- oder Wiſſenszweig ſich findet, dem in den „Bildniſſen" nicht Vertretung geworden wäre. Von katholiſchen Größen begrüßen wir in den letzteren Heften Cardinal Newman und den edlen Rosmini; auch P. Secchi hat wohlverdienten Ehrenplatz erhalten. Wie Secchi einſt von den Zinnen der ewigen Stadt ſeine forſchenden Blicke erfolgreich zu den Sternen ſandte, ſo hat ein anderer Gelehrter im dunklen Schoß der heiligen Erde Roms Dokumente aufgedeckt, die, vom Morgenrothe blutigen

Martyrerthums umhaucht, für die Frühgeſchichte des Chriſtenthumes von höchſter Bedeutung ſich erweiſen. De Roſſi hätte es daher ſicher verdient, in den Bildnißblättern dem wackeren Schliemann zur Seite geſtellt zu werden, auf daß die archäologiſchen Errungenſchaften des 19. Jahrhunderts eine etwas vollſtändigere Betonung erhalten hätten. — Lückenlos ſcheint uns dafür das Gebiet vertreten, welches andere Forſcher nach den Polar- und Aequatorialgegenden geführt. Von Franklin bis Nanſen, von John Speke, Heinrich Barth bis Wißmann ſind die Helden faſt ſämmtlich zu ſchauen, die um die Kenntniß unſeres Planeten beſondere Verdienſte ſich erworben. Nicht alle hier vorgeführten Geſtalten ſind uns ſo ſehr ſympathiſch, wie der uneigennützige Livingſtone; wir brauchen nur das Porträt Stanley's zu betrachten, um herauszufühlen, daß auch unter den Gelehrten bei „Theilung der Erde" Eigennutz und Scrupelloſigkeit eine nicht geringe Rolle ſpielen mag. — Daß übrigens auch die an Erdengütern vielleicht zu kurz kommenden modernen Poeten nicht immer vor Jovis Throne weilen, ſondern in idealarmen Niederungen Trebern ſuchen, können wir oft mehr zwiſchen als in den Zeilen leſen, die der gedehnten Schaar von Dichtern und Romanſchriftſtellern, den Zola's, Maupaſſants u. A. in den Bildnißblättern gewidmet ſind.

Erfreulicherweiſe ſind auch der edlen Poeten nicht wenige, und manche wüßten wir noch zu nennen, denen in dem vorliegenden Werke kein Kranz geflochten iſt. Der Klaſſiker unter den Jugendſchriftſtellern, Chriſtoph Schmied, iſt leider in Norddeutſchland ziemlich unbekannt; aber den kerndeutſchen Sänger von „Dreizehnlinden", wenn er auch nicht dicke Bände hinterlaſſen, hätte man nicht vergeſſen ſollen. — Zu kurz gekommen, förmlich ignorirt erſcheinen die Spanier, die, wenn ſie auch ihre Colonien verloren, doch im Mutterlande noch Geiſteskräfte genug beſitzen, um einem etwa geplanten Ausrangiren aus dem Range der Culturnationen erfolgreich die Stirne zu bieten. Der geſchätzte Dichter Joſe Zorrilla, manch tüchtiger Maler, der edle Philoſoph Jakob Balmes hätten ins geiſtige Völkerconzert ſicher keinen Mißton gebracht.

Was ſchließlich jene Meiſter der Kunſt betrifft, welche

or allen der Harmonie zu dienen wiſſen, ſo iſt zu ſagen, daß
 den Bildnißreihen den Tondichtern des europäiſchen Südens
ie des Nordens umſichtigſte Würdigung zu Theil geworden iſt.
Von der leicht geſchürzten Wiener Muſik eines Joh. Strauß
is zu dem Meiſter, der uns das eigentliche Muſikdrama ge-
oten, Richard Wagner, werden wir noch in den letzten
Heften geführt. So verſchieden auch Wagner beurtheilt werden
nag, niemals wird zu verkennen ſein, daß er für ſein muſi-
aliſches Bühnenwirken nach wahrhaft großen Stoffen verdienſtvoll
ich umgeſehen, daß er als Künſtler mit mächtigem Geiſte auch
ie Beachtung der Menſchheitsprobleme in ſein Kunſtſchaffen
inbezogen hat. Wußte er doch in ſeinem „Parſifal“ in den
rhabenen chriſtlichen Sagenkreis derart ſich zu vertiefen, daß
er „Antichriſt“ Nietzſche bitter höhnend von dem einſt ihm
naheſtehenden Meiſter ſich wandte, weil dieſer ſich gedrängt
gefühlt, den Myſterien des heiligen Grals Preis und Huldigung
entgegenzubringen.

Daß die wahrhaften Erfolge des geiſtigen Schaffens im 19. Säkulum trotz manch ſchöner Anläufe nicht auf dem Gebiete der Künſte, auch nicht auf dem des metaphyſiſchen Forſchens, ſondern faſt ausſchließlich auf den Gebieten der exakten und experimentirenden Wiſſenſchaften liegen, darf als Thatſache gelten. Die großen Errungenſchaften, die hierin gemacht worden, ſind wahrhaft phänomenale, und ihr Werth und ihre Bedeutung drücken dem abgelaufenen Jahrhundert den eigenartigen Stempel auf. Die Triumphe der Phyſik, ihre Anregungen und Reſultate haben vielfach mitgewirkt, das ganze Geſellſchaftsleben nach der wirthſchaftlich ſocialen Seite hin einem tiefgreifenden Wandel zuzuführen. Wenn wir die Reihen der hier einwirkenden, forſchenden und findenden Geſtalten überſchauen, dann wird uns faſt unheimlich zu Muthe, ob der Fülle der Details, in die heute Wiſſenſchaft und Arbeit ſich veräſtelt. Was in der Periode des großen Aquinaten, was durch Jahrhunderte hin bis zu Humboldts und Goethes Zeiten noch möglich ſchien, daß einzelne erleuchtete Geiſter die ganze Wiſſensſumme der Zeit zu ſammeln und wiederzuſtrahlen vermochten, dünkt angeſichts der heutigen Entwickelung eine Unmöglichkeit. Darin liegt wohl die Kehrſeite der Medaille, die der Beobachter des

Geiſteslebens im 19. Jahrhundert nicht ignoriren wird können. Hoffentlich aber bleibt die Sorge für immer ferne, daß das gewaltige Menſchheitsſtreben zu einem neuen babyloniſchen Thurmbau führen könnte. Zu fürchten iſt freilich das hin und wieder wahrzunehmende weitgehende Selbſtgefühl der Gegenwart, ſowie der Mangel dankender Erkenntniß gegen den Urquell und Spender aller Geiſtesgaben. Auch die Verdienſte der vielen und großen Vorarbeiter, auf deren Schultern gewiſſermaßen unſere heutige Cultur ſich aufbaut, werden nicht immer entſprechend in Rechnung gezogen.

„Die Lebenden vergeſſen leicht den Antheil der Väter an den Errungenſchaften der Cultur, die wir als etwas Selbſtverſtändliches hinnehmen", ſagt in einer der vorliegenden biographiſchen Skizzen (S. 591) ſehr treffend K. Werkmeiſter, der verdienſtvolle Herausgeber der Jahrhundert-Bildniſſe. Sein mit großen Mühen und Opfern hergeſtelltes impoſantes Werk dünkt uns das vorzüglichſte Mittel, ehrende Anerkennung gegen dahingegangene Verdienſtträger dauernd rege zu halten. Die höchſt werthvolle Gabe Werkmeiſters bietet nicht nur ein gediegenes Sammelwerk von Bildniſſen und Lebensſkizzen berühmter und verdienter Geſtalten, ſie iſt zugleich ein hochzuſchätzendes Denkmal edler Dankbarkeit und Pietät.

München. Max Fürſt.

LXVI.

Die römiſchen Katakomben.

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hat ſich eine eigene Katakombenwiſſenſchaft gebildet. Ununterbrochen wird an deren Fortentwicklung gearbeitet. Ja in allerneueſter Zeit hat die Katakombenforſchung durch die Anwendung moderner Hilfsmittel, die künſtliches Licht und Chemie an die Hand geben, den größten Aufſchwung genommen. Die Ergebniſſe, welche ſie mit jedem Jahre in erſtaunlicher Fülle zutage fördert, ſind „ſo wichtig für die Kenntniß des altchriſtlichen Lebens und Glaubens, daß eine gedrängte Ueberſicht derſelben von höchſtem Intereſſe erſcheint“ (Zeitſchrift für katholiſche Theologie, 25 [1901], 294).

Zwar haben Monographien über ſpezielle Gegenſtände und einzelne Katakomben ſowie auch größere Werke den Fachgelehrten bereits dieſe Geheimniſſe des altchriſtlichen Rom dargelegt, aber dieſe Werke ſind zu koſtſpielig und auch zu trocken wiſſenſchaftlich gehalten, als daß ſie auf einen weiteren Leſerkreis rechnen könnten. Bisher gab es in deutſcher Sprache noch kein Buch, welches über die römiſchen Katakomben mit ihrem reichen dogmen- und kirchengeſchichtlichen Inhalte *kurz* orientirte und ſich noch nebenbei durch reiche *Illuſtrationen* und *billigen Preis* auszeichnete. Und doch ſind die Katakomben ein ſo lehrreiches, intereſſantes und erbauliches Buch, das wo möglich für *alle* Chriſten aufgeſchlagen zu werden im höchſten Grade verdient.

Dieſer überaus zeitgemäßen Aufgabe hat ſich Profeſ Dr. Anton Weber in ſeinem Buche: „Die römiſchen Ka komben"[1]) unterzogen. Der Leſer desſelben unternimmt, a kundiger Hand geführt, eine belehrende und erbauende Wandern durch die dem katholiſchen Chriſten ſo theuern Stätten römiſchen Katakomben. Der Vorzug der Gründlichkeit u Gelehrſamkeit vereinigt ſich dabei mit jenem der Populari und leichten Verſtändlichkeit. Es war nämlich das Streben d Verfaſſers, daß die Arbeit der Alterthumswiſſenſchaft nicht engen Kreiſe der Gelehrten begraben bleibe, ſondern ins Be und Breite rücke, indem er die Ergebniſſe der Forſchu „gemeinverſtändlich" darſtellte. Trotz des ſchlichten Gelehrt apparates hat die Schrift „hohe wiſſenſchaftliche Bedeutun (ebend. S. 295.) Es gelten hier die Worte in der „Beilage z Allgemeinen Zeitung" (1899, Nr. 15): „Auch in Deutſchla wird ſich, wie es in England ſchon längſt der Fall iſt, hoffentl immer mehr die Einſicht Bahn brechen, daß eine gute popul Darſtellung nicht auf einer niedrigen Stufe der wiſſenſch lichen Bethätigung ſteht, ſondern ebenſoviel Kenntniß und eine größere Weite des Blickes verlangt, wie eine Spezi unterſuchung". Zudem iſt die Gabe, anſchaulich zu ſchilde dem Verfaſſer im hohen Grade eigen; was er beſchrei erlebt man mit; was er ſchildert, ſieht man gleichſam vor Aug

Die zahlreichen Abbildungen, mit welchen das Buch au geſtattet iſt, vermehren noch dieſen Eindruck und verſetzen u an Ort und Stelle. Zwar ſind dieſelben nach Zeichnung hergeſtellt, aber ſie unterrichten im Allgemeinen beſſer und u entſprechender, als Lichtbilder, welche wegen theilweiſer Z ſtörung der Originale nur eine mangelhafte, unvollkomme Vorſtellung geben, wenn ſie auch ſelbſtverſtändlich der Forſch dankbarer hinnimmt.

Webers Buch behandelt den Stoff in überſichtlicher W und in klarer Sprache. In der „Einleitung" vergleicht

1) 2. Aufl. Mit anderthalbhundert Abbildungen. Regensbu Puſtet, 1900. 167 Seiten in 8°. — Eine franzöſiſche Ue ſetzung iſt in Vorbereitung.

Verfaſſer Jeruſalem und Rom; u. a. führt er an: „Die entſiegelte Felshöhle zu Jeruſalem, die leere Gruft mit den Leichentüchern iſt für ewige Zeiten ein Zeugniß für das große Geheimniß der Erlöſung geworden; Roms wieder eröffnete Katakomben mit den Schätzen ihrer heiligen Ueberreſte und Denkmäler ſind ein unwiderlegbares Zeugniß der Erſtlingskirche, ein koſtbares Vermächtniß an die ſpäteſten Geſchlechter. Sie ſind gewiſſermaßen altchriſtliche Archive, Wiegendrucke des Chriſtenthums; in Grabhallen und Kammern, auf Wänden und Gemälden entrollen ſie das rührende Bild des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe der älteſten Kirche“ (S. 6).

Im „I. Abſchnitt“ wird die *Anlage* und *Geſchichte* der Katakomben behandelt; wir lernen ihre Entſtehung, Entwicklung und wechſelnden Schickſale kennen, ſehen aber auch die meiſten Katakomben unbegreiflicher Weiſe in Vergeſſenheit gerathen, bis ſie am 31. Mai 1578 entdeckt wurden. Daß dieſe Entdeckung gerade im 16. Jahrhundert erfolgte, lag im Plane der göttlichen Vorſehung. Denn „in den letzten Jahrzehnten hatten Irrlehrer ſich bemüht, den Zuſammenhang der Katholiken jener Zeit mit den Chriſten der erſten Jahrhunderte zu zerreißen, indem ſie laut in die Welt hinausrieſen, daß Rom und ſeine Prieſter den echten chriſtlichen Glauben gefälſcht und entſtellt hätten. Da drang plötzlich ein Lichtſtrahl in eine Todtengruft, deren Leichenſteine und Bilder Niemand hat verfälſchen können, weil ſie in tauſendjähriger Nacht vergraben lagen; da erſchloſſen ſich lang verborgene Denkmäler der chriſtlichen Vorzeit, um die Schüler der Apoſtel, die Blutzeugen und Bekenner der erſten Jahrhunderte für die Wahrheit des alten Glaubens Zeugniß ablegen zu laſſen“ (S. 40).

Der „II. Abſchnitt“ wendet ſich zu den *Inſchriften*. Das apologetiſche und dogmengeſchichtliche Material wird verwerthet und ausführlich mit Beiſpielen belegt. Man gewinnt einen anſchaulichen, oft Rührung weckenden Einblick in die altchriſtliche Zeit. Denn „aus den Inſchriften redet, klarer als aus ſonſtigen Monumenten, der Glaube, die Hoffnung, die Liebe, kurz das ganze Leben der erſten Chriſten zu uns. Oftmals iſt es nur eine kurze Wendung, ein einzelnes Wort,

Digitized by Google

das uns ihre Geſinnung ungeſucht und ungewollt, in ſchlichte aber ergreifender Faſſung kundgibt. Es iſt die Sprache de erſten Kirche in ihrem kindlich reinen Hauche, die von de Marmorſteinen ehrwürdiger Gräber uns zuruft: Was d glaubſt, das haben auch wir geglaubt; was du hoffſt, das ha uns in der Gluth aller Verfolgungen aufrecht erhalten; wa du in den Geheimniſſen unſerer heiligen Religion liebſt, dafü ſind wir freudig in den Tod gegangen.“

In dem „III. Abſchnitt“ widmet der Verfaſſer der Kun in den Katakomben, der Malerei (einſchließlich der Maltechni und Plaſtik, ſpezielle Sorgfalt. Zunächſt werden Vorurtheil widerlegt. Von proteſtantiſchen Archäologen wird „der eng Anſchluß der Katakombenkunſt an das religiöſe Gemeind bewußtſein mit beklagenswerther Hartnäckigkeit abgeleugne Was jeder religiöſen Gemeinſchaft des Alterthums willig zu geſtanden wird: die Durchſetzung der Kunſt mit ſymboliſche Gedanken, das ſoll allein von den alten Chriſten nicht gelte Dieſe haben vielmehr ganz gedankenlos in ihren Grabbilder abgegriffene antike Geſtalten wiederholt, niemals den religiöſe Empfindungen, welche ſie durchdrangen, einen unmittelbare Ausdruck zu geben verſtanden. Aber nur Mißgunſt gegen d alte Kirche, welche auf ihre Ahnen ſtolz zurückblickt, hat ſolch abfällige Urtheile geboren“ (S. 68).

Die Darſtellungen der Katakomben ſind vielmehr aus de religiöſen Fühlen und Denken der alten Kirche erwachſen. „Di hinſterbende antike Kunſt war nur das Kleid, in welches ſich di jugendlichen, weltbewegenden Gedanken des Chriſtenthums hüllte Der neue Wein mußte in alte Fäſſer gefüllt werden, bis e ſchließlich die morſchen Bande derſelben ſprengte“ (S. 76). Sobal die neue Wahrheit in den Gemüthern zu wirken begann, de bang bewegten Menſchen die beglückende Gewißheit der Erlöſun gab und im allgemeinen Ruin die immer größer werdend Schaar der Glaubensſtarken zu treuem Ausharren in Leid un Tod ermuthigte: da trieb unwiderſtehlich der innere Dran die Chriſten an, ihren Empfindungen einen Ausdruck zu ve leihen. Dann wußten ſie wohl, daß nackte, kahle Wände au das Gemüth öde laſſen; ſie verſäumten es daher nicht, di

ſchauerlichen, lichtloſen Räume mit Wandmalereien zu zieren, e dem hohen Gegenſtand entſprachen, und die mitunter ſelbſt on nicht geringer Schönheit ſind, wenn man auch überall in ieſen Arbeiten eine durch den Drang der Zeiten gebotene, nan möchte ſagen rührende Eilfertigkeit bemerkt. Dieſe Gebilde es Pinſels und die des Meißels hatten zunächſt nur den Zweck, die Ruheſtätten der Hingeſchiedenen zu ſchmücken; ber ſie ſind für die ſpätere Zeit ungeſucht die Zeugen des Glaubens der erſten Chriſtenheit geworden. Wenn das Bildwerk auch nicht immer ſo klar und unzweideutig redet, wie das i Stein gemeißelte Wort, ſo kommen uns die Ausſprüche der leichzeitigen chriſtlichen Schriftſteller und die älteſten liturgiſchen Bücher zu Hilfe, um ihre Sprache zu verſtehen.

Die Auswahl der Vorgänge war jedoch ſo getroffen, daß e der leidenden, verfolgten Gemeinde auf Schritt und Tritt Ermuthigung und Troſt zu ſpenden vermögen. Eben ieſer Zeit entſprechend, wurden die Bilder aber meiſtens ſo argeſtellt, daß ſie zwar den Chriſten auf den erſten Blick verſtändlich waren, dagegen von den Heiden nicht verſtanden werden konnten. Wir finden nämlich auch in den Bildern der Katakomben wie in den Schriften der gleichzeitigen Väter überall die Spuren der ſo nothwendigen und weiſen Geheimlehre d. h. jener Anordnung der Kirche, kraft welcher manche Geheimniſſe des Glaubens in den erſten Jahrhunderten den Ungetauften nicht enthüllt werden durften. Was dem leiblichen Auge als gefällige Flächeneintheilung, als Sittenbildchen und hübſcher ornamentaler Schmuck ſich darbot, das verkündete dem Herzen des gläubigen Chriſten übernatürliche Wahrheiten und erfüllte dasſelbe auch in den Zeiten der Verfolgung und Bedrückung mit froher Hoffnung und mildem Troſte. Es wäre zudem unvorſichtig geweſen, das chriſtliche Haus mit Kunſtwerken anzufüllen, die ſofort dem heidniſchen Späher das Bekenntniß ſeiner Bewohner verrathen hätten. Man ſuchte deßwegen ſorgfältig jene erhabenen Lehren und Gleichniſſe zu verheimlichen, deren Verſtändniß eine erhöhte Einſicht vorausſetzte, deren Bekanntwerden den Spott und das Mißverſtändniß der Heiden hervorgerufen hätte. In Folge

dieſer Arkandiſciplin fanden die alten Chriſten in den Sinnbildern ein willkommenes Mittel, um von dem Heiligſten und Theuerſten, was es für dieſelben gab, reden und die Gegenſtände ihrer Verehrung ſich gegenwärtig halten zu können ohne daß die heidniſche Menge den Inhalt der Symbole ahnen konnte.

Außer den ſymboliſchen Abbildungen finden ſich auch hiſtoriſche und liturgiſche; im Anſchluß an letztere werden die liturgiſchen Gewänder der alten Zeit behandelt. Beſonderer Aufmerkſamkeit erfreuen ſich die bildlichen Darſtellungen der allerſeligſten Jungfrau (S. 113 ff.) und des Apoſtelfürſten Petrus (S. 118 ff.) Auch die viel umſtrittenen Oranten erhalten eine eigene Erörterung.

In dem Abſchnitte über die Kleinkunſt iſt die Bedeutung der Lampen und Goldgläſer wegen ihrer wichtigen ſymboliſchen Darſtellungen in die richtige Beleuchtung geſtellt.

Der letzte Abſchnitt: „Abbildungen und Bibel" thut dar „daß die Chriſten der erſten Zeiten die Bibel als das Buch der Bücher anſahen, aus dem ſie fortwährend ihre religiöſe Belehrung und Erbauung ſchöpften" (S. 157). Dieſe Hochſchätzung der heiligen Schrift machte aber gleich in den erſten Zeiten keinen Unterſchied zwiſchen den Büchern des Alten und des Neuen Teſtamentes, zwiſchen „protokanoniſchen" und „deuterokanoniſchen" Schriften.

Aus dem Schlußworte ſoll folgende Stelle ausgehoben werden, welche zugleich den Geiſt und den Stil des Buches kennzeichnen kann: „Wir finden in den Katakomben nicht den glänzenden Marmor, den ſtrahlenden Goldſchmuck, die prächtigen Werke der Kunſt, welche in den Kirchen Roms im Dienſte der Religion ihre erhabenſte Beſtimmung erfüllen. Die Hallen ſind dunkel und kahl, die Grabkammern ernſt und düſter, die Wandgemälde einfach, ja oft genug kunſtlos, die Farben ſind verblichen, die Bildwerke mangelhaft. Aber Gänge und Hallen, Inſchriften, Bilder und ſonſtige Denkmäler ſind ehrwürdig. Sie ſtammen aus der ſchönſten Zeit des kirchlichen Frühlings, aus den erſten chriſtlichen Jahrhunderten, da die Kirche die

herrlichſten Blutzeugen erzogen, da der Glaube ſo ſtark, die Hoffnung ſo feſt, die Liebe ſo rein war. Ueberdies ſind die Bilder und Schriftzüge der Katakomben eine unverfälſchte Urkunde, welche uns den untrüglichen Beweis gibt, daß wir im Bekenntniß und im Opfer, in der Gnade und in den Gnadenmitteln, im Leben und im Sterben eins ſind mit der Gemeinde, welche von den Apoſtelfürſten in die Lehre Chriſti eingeführt ward. Schon angeſichts dieſer archäologiſchen Zeugniſſe können lang geſchmähte katholiſche Lehren nicht länger mehr als ſpätere Erfindung und menſchliche Zuthat bezeichnet, noch das ‚reine Urchriſtenthum‘ ferner außerhalb der Kirche geſucht werden. Vertiefen wir uns darum in den Geiſt, der aus den wiedergeöffneten Grüften zu uns ſpricht. Unſer Glaube wird ſich beleben, unſere Hoffnung ſich ſtärken, unſere Liebe ſich entzünden. Und der Purpurſchein des Martyrerblutes wird unſere Seele mit heiligem Opfermuthe erfüllen in den großen Kämpfen der Gegenwart“.

Ein ausführliches Regiſter erleichtert das Auffinden der behandelten Punkte und gewährt zugleich Einblick in die Reichhaltigkeit des Inhalts.

Mögen recht viele Leſer Belehrung und Erbauung aus dem vornehm ausgeſtatteten, reich illuſtrirten, geſchmackvoll gebundenen Buche ziehen.

Digitized by Google

LXVII.

Cardinal Karl Auguſt Graf von Reiſach.

Um zu dem goldenen Prieſterjubiläum des Biſchofs Franz Leopold von Eichſtätt einen Beitrag der Hochachtung des biſchöflichen Stuhles zu liefern, erſchien im Verlag des biſchöflichen Ordinariats Eichſtätt eine Monographie[1]) über einen Vorgänger des derzeitigen Biſchofs, der als Reſtaurator der Diöceſe eine reichgeſegnete Wirkſamkeit entfaltete: es war Cardinal Karl Auguſt Graf von Reiſach, der von 1836 bis 1847 St. Willibaldi Hirtenſtab führte.

Mit dieſer Publikation wollte die Diöceſe Eichſtätt einem der verdienteſten Männer, die je auf ihrem Biſchofsſtuhle ſaßen, eine langjährige Ehrenſchuld abtragen. Groß waren die Wirren im Eichſtätter Gebiet, als vor einem Jahrhundert die mächtige Hand des omnipotenten Staates zugriff, um die Fürſtbiſchöfe Eichſtätts ihres Fürſtenglanzes und zugleich ihrer immenſen Reichthümer zu berauben. In der Verbannung, ſo

1) Cardinal Karl Auguſt Graf von Reiſach als Biſchof von Eichſtätt von Joh. B. Götz, Expoſitus in Roth a. S. Mit einer Widmung von Dr. Triller, Domkapitular und Generalvikar. Eichſtätt 1901. Verlag der biſchöflichen Ordinariatskanzlei. In Kommiſſion der Brönner'ſchen Buchhandlung zu Eichſtätt (Preis 2 M.)

können wir die Flucht des letzten Fürſtbiſchofs wohl nennen, mußte dieſer mitanſehen, wie Stück für Stück von ſeinem Fürſtenthum verloren ging, bis ihm ſchließlich nichts übrig blieb, als der Titel „Biſchof von Eichſtätt“. Mit kalter Hand ging die Säkulariſation daran, Eichſtätts Heiligthümer zu zerſtören. Kirche um Kirche wurde geſperrt, Klöſter geſchloſſen, die Mönche vertrieben, die kirchlichen Kunſtſchätze geraubt und verſchleudert. Der Vandalismus kannte keine Grenzen. Selbſt an die Wiege Eichſtätts wurde Hand angelegt, an die geheiligte Stätte, wo St. Willibald ſeine erſten Gebete verrichtet hatte, das Collegiatſtift zu Unſerer Lieben Frau aufgelöſt, die Pfarrei in den Dom verlegt und die Kirche abgebrochen — ein Gedenkſtein an den jetzt dort ſtehenden Privathäuſern kündet dem Leſer, daß hier einſt Eichſtätts Wiege ſtand.

Nicht zufrieden mit dieſen materiellen „Erfolgen“ ging dei Staatsregierung bald daran, auch das geiſtige Leben der erſchütterten Diöceſe in Feſſeln zu ſchlagen. Drohte ja ſelbſt die Aufhebung des Bisthums als ſolchen, und wären die Gebietstheile andern Bisthümern incorporirt worden! Wie überall, intereſſirte auch hier den Staat am meiſten die Heranbildung des Klerus, und ſchwer laſtete ſeine Hand auf dem Diöceſanſeminar, den ſchwachen Reſten der ehemals ſo blühenden Jeſuitenſchule.

Es war Zeit, daß der Retter kam, und dieſer erſchien in der Perſon Reiſachs. — Es war in der That eine dankbare Aufgabe, die vorhandenen Blätter zu einem Ganzen zu ſammeln, denn des Intereſſanten war gar viel geboten.

Unſer Werk beginnt mit der Streitfrage über — den Geburtsort des berühmten Cardinals. Obwohl noch kein Jahrhundert darüber hinweg ging, bedurfte es genauer Forſchungen, um klar zu legen, daß Cardinal Reiſach, deſſen Vater Landrichter in Monheim (Schwaben) war, zu Roth am Sand, in der Nürnberger Gegend, am 6. Juli 1800 geboren ward, als ſeine Mutter auf einer Reiſe von der Geburt überraſcht wurde. Das Kind wurde in der dortigen proteſtantiſchen

Stadtpfarrkirche getauft, drei Jahre ſpäter in Monheim sub conditione nachgetauft. Daraus wohl die irrthümliche geographiſche Annahme, daß das Kirchenlexikon „Roth bei Monheim“ als Geburtsort nennt (Art. München). Selbſt über die Studienlaufbahn des ſpäteren Biſchofs war man bisher ſo wenig unterrichtet, daß Morgott in ſeiner Skizze über den Eichſtätter Biſchof Franz Leopold von Leonrod dem Grafen Reiſach Heidelberg als Promotionsort zuweiſt, während es Landshut war.

Die Gymnaſialſtudien machte Reiſach in Neuburg a. D. mit ſehr gutem Erfolge. Im Alter von 16 Jahren verließ er Neuburg und begab ſich „wahrſcheinlich“ nach München, Philoſophie zu hören. Dann folgte ſein Aufenthalt an den Univerſitäten Heidelberg und Landshut, worauf Göttingen und Leipzig folgten. Hatte er ſich hauptſächlich canoniſtiſchen Studien gewidmet, ſo war es ihm eine Freude, ſich um eine erledigte Profeſſur für Kirchenrecht in Landshut zu bewerben. Da ihm zugleich der Eintritt in öſterreichiſche Staatsdienſte in Ausſicht ſtand, wurde alles reiflich überlegt und kurz hernach empfing der junge Graf in Innsbruck aus den Händen des Prämonſtratenſerabtes von Wilten die Minores: dann ging's nach Rom, die theologiſchen Studien zu vollenden. Schade, daß über dieſe plötzliche Berufswahl des jungen Grafen dem Hiſtoriker ein gar ſo kärgliches Material zur Verfügung ſtand, das vieles im Dunkeln läßt.

In Rom bot dem Candidaten das Collegium Germanicum gaſtlichen Aufenthalt und Befriedigung ſeines Wiſſensdurſtes. Nach 5jährigem Wirken wurde Reiſach als Vorſtand des mit der Congregation der Propaganda verbundenen Seminars berufen, nach kurzer Zeit folgte ſeine Ernennung zum Biſchof von Eichſtätt. König Ludwig I. ſelbſt war es geweſen, der auf den edlen Mann gerathen hatte, dem er ſeine volle Gunſt zuwies. Wohl ſchlug Reiſach den Biſchofsſtab aus, aber der an ſeiner Stelle Ernannte ſtarb noch im ſelben Jahre und zum zweiten Mal nominirt nahm Reiſach dieſesmal an. Am

19. April 1836 ward er Biſchof von Eichſtätt. Da ſich der neue Biſchof der aufrichtigſten Freundſchaft mit dem Papſte rühmen konnte, hatte er an demſelben auch einen feſten Rückhalt in Durchführung ſeiner Reformen in der Diöceſe Eichſtätt. Das war in der That eine äußerſt ſchwierige Aufgabe.

Eine herrliche Inſtruktion erging an den Kuratklerus, perſönlich bereiſte der Biſchof ſeine Diöceſe, die Pfarreien zu viſitiren, um den Klerus und das Volk kennen zu lernen. Sein Reformdekret betreffs des Klerus iſt ſehr intereſſant und von culturhiſtoriſchem Intereſſe. Die adminiſtrative Thätigkeit des Biſchofs erſtreckte ſich auf alle möglichen Gebiete, insbeſondere auf die Verwaltung der liturgiſchen Gegenſtände, des Kirchenvermögens u. ſ. w.

Das Schmerzenskind des Biſchofs war das faſt am Abſterben hinwelkende Prieſterſeminar. Jahrelange unverdroſſene Ausdauer war nöthig, gegenüber den zähen Forderungen der Regierung Stand zu halten. Oft drohte der ganze Plan zu ſcheitern, da alle Suſtentationsmittel zu fehlen drohten. Biſchof Reiſach wußte überall Rath zu ſchaffen und wo es Noth that, griff er ſelber ein. So war er lange Zeit „Regens“ ſeines Seminars und erließ begeiſterte Aufrufe an das Volk zur Unterſtützung desſelben. Und das herrliche Werk gelang.

Nach Genehmigung der Lyceumserrichtung war Biſchof Reiſach beſtrebt, der Stadt ein Vollgymnaſium zu erlangen. Dadurch war die Gründung auch eines Knabenſeminars in erfolgreiche Ausſicht geſtellt. Ohne die raſtloſe Thätigkeit des eifrigen Biſchofs wäre der Plan eines Vollgymnaſiums wohl kaum erreicht worden und mit Recht klagt unſere Broſchüre, wie Stadt und Gymnaſium Eichſtätt die Wiederkehr des hundertſten Erinnerungstages der Geburt Reiſachs am 6. Juli 1900 vorübergehen ließen, ohne ſich einer Dankespflicht bewußt zu werden Das Bisthum verdankt ihm, dem Restaurator dioecesis, wie ihn das Domkapitel in ſeiner Todesanzeige nannte, unendlich viel in ſittlicher und wiſſenſchaftlicher Bezieh-

ung, die Stadt die Gründung ihrer Studienanſtalten und damit auch eine höchſt bedeutſame Quelle ihres materiellen Wohlſtandes. Sie hat ſich freilich nicht beeilt, ihrem Wohlthäter ein Erinnerungszeichen zu widmen, und während ein Stein nach dem andern die Namen der „unvergeßlichen“ Leuchtenbergiſchen Herzoge nennt, begegnen wir nirgends in ihr dem Namen „Reiſach“ (S. 108).

Nun vielleicht erinnert man ſich etwa bei einem „hundertjährigen Jubiläum“ des Beſtehens der Studienanſtalten auch an den biſchöflichen Gründer.

Die Verhandlungen über die Lyceumserrichtung, über die der Verfaſſer S. 79 zugeſteht, daß man darüber „leider nicht genügend unterrichtet“ ſei, ſind trotz dieſer Lücken äußerſt intereſſante Dokumente, zumal da eine Reihe bisher unbekannter Briefe und Urkunden zum Abdruck kam.

Mit derſelben Spannung leſen wir den Abſchnitt „Die Kölner Wirren“, wo Ludwig I. am 1. Januar 1842 dem Eichſtätter Biſchof das Komthurkreuz des Michaelsordens verlieh, zur Anerkennung ſeiner Vermittlungsthätigkeit: vier Seiten ſpäter, als die Spannung des Leſers aufs höchſte ſteigt, wird die Biographie plötzlich abgebrochen. Reiſach war mit Ludwig I. zerfallen, nachdem er kurz zuvor als Erzbiſchof von München ſeinen Sitz vertauſchte. „Was weiter folgte, iſt bekannt; es fällt nicht mehr in den Rahmen unſerer Darſtellung. Die Lola Montez-Geſchichte, die Würzburger und Freiburger Biſchofsconferenz und das auf ſie gegründete immer wiederholte Anſuchen Reiſachs auf Gewährung der verfaſſungsmäßigen Kirchenfreiheit, nicht zuletzt auch die aus Anlaß des Ablebens der (proteſtantiſchen) Königin Thereſe in katholiſchen Kirchen anzuordnenden Trauerfeierlichkeiten: dies alles half zuſammen, den Erzbiſchof bei Hofe in Ungnade fallen zu laſſen. Die Verſtimmung des Königs Max II. wuchs zuſehends, und er bot alles auf, Reiſach von München zu entfernen.“

Letzteres gelang und 1855 wurde dem Erzbiſchof die

Cardinalswürde übertragen. Reiſach zog nach Rom und konnte in den Concordatsverhandlungen mit Württemberg und Baden der Kirche manchen Dienſt leiſten, bis ihn der Tod ereilte, als er zum Präſidenten des vatikaniſchen Concils ernannt war.

Es iſt wirklich zu bedauern, daß gerade *die ſpannendſte Periode dieſer Monographie* zum Schluſſe *ſo ſtark abfällt* und man wie bei einem intereſſanten Roman auf das „Fortſetzung folgt" verwieſen wird. Wir glauben dem Verfaſſer nicht Recht geben zu dürfen, wenn er ſich ſeiner Aufgabe einfach als „nicht in den Rahmen der Arbeit" gehörig entledigt. Iſt in der Widmung des Werks geſagt, daß Reiſach eine Biographie in großem Stile verdiene, ſo durfte Götz ſich durchaus nicht in unangebrachter Beſcheidenheit auf eine „berufenere Feder, welche dieſem für die deutſche Kirchengeſchichte des 19. Jahrhunderts ſo bedeutſamen Leben eine eingehendere Darſtellung widmen wird", vertröſten, ſondern mußte gleich ſelbſt Hand anlegen. Welche Unſumme von Fleiß und Eifer es koſtet, ſich in das Material zu Biographien einzuarbeiten, kann nur der Hiſtoriker würdigen, und es wäre wirklich zu bedauern, wenn es bei dieſer *fragmentariſchen Behandlung eines ſo dankbaren Stoffes* ſein Bewenden hätte. Vielleicht bringen die Jahre Erſatz, denn unſere Biographie mußte eben zum beſtimmten Termin, dem Jubiläum des Oberhirten, erſcheinen und wäre durch ausführlichere Forſchungen verzögert worden. Zudem ſollte blos die *Eichſtätter Lebensperiode* geſchildert werden.

Möglich auch, daß der Schluß des Werkes mit den „Münchner Wirren" deßhalb ſo kurz ausfiel, weil dieſe Epiſoden einer noch nicht allzuhiſtoriſchen Zeit angehören und der Geſchichtſchreiber nicht leicht in die Zeit der Lebenden eingreift, zumal wenn es ſo heikle Sachen ſind. Allein wir glauben, daß gerade der katholiſche Geſchichtſchreiber nach berühmtem Muſter sine ira et studio ſchreiben, — „nichts hinzuſetzen und nichts verſchweigen" ſoll.

Und ſo wird die Reiſach=Biographie hoffentlich noch um eine Reihe äußerſt intereſſanter Kapitel vermehrt werden. Vielleicht legt dann der Verfaſſer auch den Lieblingsfehler des Hiſtorikers ab, die Häufung der Anmerkungen. In den Text, was in den Text nur gehen mag, und nicht auf jeder Seite ein Drittel des Raumes Anmerkungen! Das ſtört die fortlaufende Lektüre gar ſehr und das Werkchen hat bei 119 Seiten Text nur 6 Seiten ohne Anmerkungen und das iſt auch blos dem Umſtand zu verdanken, daß dort gerade größere Urkunden, Briefe und Dekrete abgedruckt waren, denen ſchlechterdings keine Anmerkung anzuhängen war.

Schließlich ſei noch bemerkt, daß der Reinertrag des von der Diöceſanleitung veranlaßten Werkes, die demſelben auch ein ſympathiſches Geleitswort mitgibt, zum Beſten der Miſſionsſtation Roth am Sand, dem Geburtsort Reiſachs, beſtimmt iſt, um auch dort dem edlen Kirchenfürſten ein Denkmal zu ſtiften in Geſtalt eines würdigen Gotteshauſes.

Gundelsheim b. Monheim i. Schw. J. Leute.

LXVIII.

Ein Blick auf die VIII. internationale Kunſtausſtellung in München.

Von Max Fürſt.

„Spotten ihrer, und wiſſen nicht wie“, fühlte man ſich nicht ſelten verſucht zu ſagen, wenn man in letzteren Jahren an den Reklametafeln die zahlreichen Plakate ſchaute, welche zum Beſuche dieſer oder jener Kunſtausſtellung einluden. Die kläglichſte Einbuße jeder künſtleriſchen Form verrieth vor allem die Einladung, mit welcher im heurigen Sommer die Berliner Seceſſioniſten ſich breit machten; auch der nackte, grasgrüne Junge, der die Dresdener Ausſtellung zu empfehlen hatte, präſentirte ſich wenig einladend. Leider hatten auch die Arrangeure der VIII. internationalen Münchener Kunſtausſtellung die bisher verwerthete, von dem verſtorbenen Rit. Gyſis ſtammende, edle und ſinnige Plakatzeichnung außer Curs geſetzt, um ſich dafür mit einem völlig werthloſen und nichtsſagenden Reklamebild zu behelfen. Gut, daß die Ausſtellung ſelbſt ungleich anregender ſich erwies, als das Einladungsblatt erwarten ließ.

Von einem wahrhaft erhebenden Charakterzug, von einem harmoniſchen Geſammteindruck der Ausſtellung konnte allerdings auch nicht die Rede ſein, dazu waren die Gegenſätze allzu ſchreiend, die zwiſchen den gediegenen, im ernſten

Streben erzeugten Werken und den in schrullenhafter, salopper Mache gebotenen Malereien sich bemerkbar machten. Wo einerseits ein wirkliches, mit den Errungenschaften früherer Zeiten in Fühlung stehendes schätzbares Schaffen, andererseits aber eine in plebejischer Aufdringlichkeit sich zeigende Verachtung aller bisherigen Kunstbegriffe und Erfordernisse sich kundgibt, wie es diesesmal wieder der Fall war, da kann ein vollbefriedigender ästhetischer Genuß sich wohl nicht einstellen. Die betonten Gegensätze durchziehen heute mehr oder minder das ganze Kunstschaffen, und nur wenige Säle — zunächst die der Niederländer und Spanier — wies die Ausstellung auf, in denen dieser Gährungsprozeß nicht greller Ausdruck gefunden hätte. Wenn uns die deutsche Abtheilung solche Wahrnehmung am prägnantesten darbot so lag dieses wohl in der umfassenden Vertretung, welche vor allem unsere Malerei in den Räumen des Glaspalastes erhalten hatte. Hier, bei der heimatlichen Thätigkeit dürfte uns auch ein tieferer Einblick darin geboten worden sein, daß bei jenen Elementen, welche so radikal mit jeder vorangegangenen Kunstauffassung gebrochen und die Führung der modernen Strömung in die Hand genommen haben, der erwähnte Gährungsprozeß vielfach nicht nach der Richtung einer erhofften Läuterung, sondern bereits zur deutlichen Decadence hinüberführt. Einzelne Künstler, die vor etlichen Jahren noch im Banne der suggerirenden Neuerer gestanden, haben glücklicherweise noch eine Brücke zu finden gewußt, um auf den Boden gesunder Thätigkeit zurückzukehren; gar manche aber scheinen unrettbar den abschüssigen Bahnen verfallen. Wer in der Ausstellung das Bild „Vision einer Stigmatisirten" von Albert v. Keller sich angesehen, ein großes Gemälde, das den künstlerischen Bankerott in aller Form bedeutet, der wird uns wohl verstehen und zugeben, daß solch herabgekommene Kunstthätigkeit in früheren Epochen sicher nicht ausfindig gemacht werden konnte. Es gab in der Ausstellung nicht wenige Bilder zu schauen, die

zunächſt nur unter pathologiſchem Geſichtspunkte ein Intereſſe boten, und völlig begreifen wir den Proteſt, den Wiener Profeſſoren gegen Einfügung des Klimt'ſchen Gemäldes „Die Medicin“ in die Aula der dortigen Univerſität zu erheben für angezeigt hielten. Ob dieſes Bild Lob oder Hohn auf die Medicin ſein mag, wiſſen wir nicht zu unterſcheiden, denn bei ſolcher Phantaſie, wie ſie Klimt kundgibt, dürfte den meiſten Beſchauern mehr als ein Mühlrad im Kopfe herumgehen; das Erkenntnißvermögen blieb uns vor dem genannten Bilde aber ſoweit treu, daß wir in ihm kein Kunſtwerk zu erkennen vermochten.

Moderne Kunſtreferenten ſpielen nicht ſelten ein höchſt ſonderbares Spiel. Wenn ſie an dem formalen Thun ihrer Schützlinge ſelbſt kein rechtes Gefallen mehr finden, dann werfen ſie ſich auf das Lob der tiefen, geheimnißvollen Ideen, die in deren Bildern aufgeſpeichert ſein ſollen. Die abgeſchmackteſten Einfälle werden dann dem verehrlichen Publikum als grandioſe Weisheit verdolmetſcht. Anderſeits hat aber die jüngſte Recenſententaktik ſich ungemein verächtlich und höhniſch gegen die frühere Verwerthung von Ideen in der Malerei, gegen die „Gedankenmalerei“ ausgeſprochen und ſich ſchon mehrmals dahin verlauten laſſen, daß die alte Anſchauung, die Malerei hätte auch ethiſche und pädagogiſche Ziele zu verfolgen, als koloſſaler Irrthum zu erachten ſei. Nach ſolcher Meinung hätte demnach Michelangelo u. Cornelius nie recht gewußt, worin denn der eigentliche Kunſtzweck der Malerei beſtehe, indem ſie immer über die Natur hinaus zu höheren Geſtaltungen ſich gedrängt fühlten. — Bequemer und leichter iſt es für die Maler freilich, von Aufgaben dispenſirt zu ſein, die früher ſtets zu den wichtigen Bedingungen einer wahren Kunſtpflege gezählt haben. Vielleicht liegt in dieſer Herabſetzung der Anforderungen zum Theil auch die Erſcheinung begründet, daß, im Gegenſatze zu früheren Zeiten, bei nicht wenigen unſerer jungen Künſtler — wir haben hier beſonders ſüddeutſche Verhältniſſe im

Auge — das geiſtige Bildungsvermögen oft auf ein höch bedenkliches Niveau herabgeſtimmt erſcheint. Wenn man wie es thatſächlich ſchon geſchehen, ſchwarz auf weiß leſen kann, „daß jene Künſtler, die am wenigſten gelernt, häufig am meiſten können“, dann müßten die jungen Kunſtbefliſſenen ſchon ſehr taube Ohren haben, um ſolch ſchmeichelnden Sirenenſange nicht Gehör und Beachtung zu ſchenken.

Selbſtverſtändlich muß bei Geltendmachung ſolch eigenthümlicher Anſchauungen vor allem ein raſcher Niedergang der Hiſtorienmalerei ſich einſtellen, und thatſächlich gehörten denn auch religiöſe und profane Geſchichtsbilder im Glaspalaſte zu den Seltenheiten.

Daß beim Erlöſchen der eigentlichen Hiſtorienmalerei allerdings auch noch etliche andere Faktoren mitwirkend ſind, läßt ſich ja nicht verkennen, immerhin aber iſt die principielle Abneigung, welche moderne Kunſttheoretiker dem Geſchichtsbilde entgegentragen, von größtem Einfluß auf die ſichtliche Verarmung, die auf dem Stoffgebiete der Malerei immer mehr ſich fühlbar macht. — Von den in der deutſchen Abtheilung vorhandenen bibliſchen Sujets gehörten überdies die meiſten nur dem Titel nach, nicht aber durch Gehalt und Form dem religionsgeſchichtlichen Gebiete an. Von geradezu zweifelhaftem Charakter war u. a. das Gemälde „Magdalenas Bekehrung“ von Schmid-Breitenbach, und eine wahrhaft tolle Auffaſſung bekundete das dreitheilige Bild „Noah und ſeine Söhne“ von Hans Lietzmann. Ein wirklich anziehendes religiöſes Gemälde, hervorragend in der Empfindung, in Zeichnung und Colorit, wußte Fleiſch-Bruningen in ſeiner „Anbetung“, einem ſinnigen Krippenbild-Triptychon zu bieten; ebenſo lobenswerth erwies ſich ein weiteres, den gleichen Gegenſtand behandelndes Gemälde von Ludwig Kramer (München), deſſen ausgeprägt gothiſche Formenſprache allerdings nur dann volle Berechtigung erhält, wenn dem Gemälde, wie die zugetheilten Flügel annehmen

laſſen, die Beſtimmung zufällt, einen gothiſchen Altar zu ſchmücken.

So ungünſtig auch die Verhältniſſe geartet ſein mögen, es wird doch immer einige tüchtige Künſtler geben, die ſich nicht abdrängen laſſen, ihr Empfinden und Können der Religion, dieſem ewigen Jungbrunnen aller wahren Kunſt zuzuwenden. Auch die dankbaren Stoffe, welche weiterhin ſinnige Legenden, Sagen und Märchen bieten, werden niemals gänzlich brach liegen müſſen. Wie auf letzterem Gebiete beſonders Feſſelndes geboten werden kann, das hat Georg Schuſter=Woldan in ſeinem prächtigen Gemälde „Der Rattenfänger von Hameln“ gezeigt, in einem Gemälde, das durch ſein Arrangement, durch ſeine theils heiter, theils müde bergan wandernden, allerliebſt dargeſtellten Kindergeſtalten als eine Perle der Ausſtellung erſchien.

Ein Kunſtfeld, auf dem manch anziehende Blüthe zu Tage tritt, bildet in der Gegenwart das Genre= oder Sittenbild. Nachdem die eigentliche Geſchichtsmalerei faſt völlig am Gefrierpunkte angelangt, regt ſich in der Genremalerei vielfach anregendes Leben. Frohſinn und Scherz, aber auch tiefempfundener Ernſt und nicht ſelten ein würdiger Hinweis auf Schmerz und Klagen, welche die Menſchheit durchzittern, gelangen hier zu edlem künſtleriſchen Ausdruck. Erfreulicherweiſe haben wir in Deutſchland nicht wenige wackere Meiſter, die dem Genrebild eine hohe Bedeutung zu leihen und zu ſichern vermochten. Neben dem ſeit Jahren verdienſtvoll thätigen Defregger, der ausſchließlich ſeinem geliebten Tirolervolke lebt, haben Namen wie Dieffenbacher, Hugo Kauffmann, K. Raupp, Frz Simm, K. Seiler und der Danziger Maler Adolf Maennchen einen hochachtbaren Klang. Der Letztgenannte weiß in ſeinem dem preußiſchen Staate gehörigen Bilde „Todesſtunde“ den Beſchauer mächtig zu faſſen. Wir ſchlagen den Werth ſolcher Meiſterwerke nicht gering an, da ihre ernſte Predigt gar Manchen zu treffen vermag, der ſich ſonſt ſtets ſcheu

allen Mahnungen an den Ernſt des Daſeins zu entwinden ſucht. Auch Gabriel Max hatte in einem „Eliſabethiana" benannten Gemälde, das eine der Auflöſung nahe Mädchenblüthe und eine liebevoll tröſtende Pflegerin zeigte, ein Werk geboten, das zu den beſten Leiſtungen dieſes eigenartigen Künſtlers zählen dürfte.

Eines außerordentlichen Aufſchwunges erfreut ſich ſeit einigen Decennien die Porträtmalerei. Hierüber waren in der deutſchen und in der öſterreichiſchen Abtheilung leuchtende Belege erbracht; in letzterer bot z. B. Alois Delug ein vielköpfiges Familienbildniß, das mit Recht zahlreiche Bewunderer fand. Vor allem müſſen hier auch Fritz A. Kaulbach (München) und Otto Krumhaar (Berlin) genannt werden, deren Porträts eine Vollendung zeigen, welche in ſolch gediegener Allſeitigkeit die Lenbach'ſchen Bildniſſe nicht immer zu theilen wiſſen. — Ohne in Einzelheiten einzugehen, ſoll hier geſagt ſein, daß auch die Landſchaftsmalerei auf einer Höhe ſich zeigt, welche ihr in verfloſſenen Zeiten, mag auch viel Gutes geboten worden ſein, ſicher nicht eigen geweſen iſt. Anſtaunenswerthe Wahrheit eint ſich hier häufig mit tiefer Poeſie, mit ſolch ſtimmungsvoller Erfaſſung der Natur, daß man nur mit Entzücken auf dieſe wiedergegebene Welt von Wald und Flur, von Berg und See, von Sonnenlicht und Dämmerſchein zu blicken vermag. Allerdings hat auch auf dem Gebiete der Landſchaft manches Mißtönige ſich eingeſchlichen; immerhin aber war die Fülle des Vorzüglichen überraſchend groß und ſelbſt in Sälen, die in figuralen Leiſtungen wenig Erfreuliches zeigten, wußten einzelne Landſchaftsbilder ihre verſöhnenden Zauber zur Geltung zu bringen. —

Den verwandten Schweizern uns zuwendend, ſo iſt nicht zu verhehlen, daß — abgeſehen von etlichen tüchtigen Arbeiten — ihre auf der Ausſtellung gezeigte Kunſtthätigkeit viel zu wünſchen übrig ließ. Ein den Saal Nr. 51 vor allem ungünſtig beherrſchendes, 6 Engel und ein am Boden kauerndes

Kind zeigendes Bild, „Der Auserwählte“, von Fd. Hodler, der uns durch ſeine Schaffensweiſe ſchon in einer früheren Ausſtellung Entſetzen eingeflößt,[1]) ſchien zunächſt nur dadurch intereſſant, wie es heute möglich, ſo viel Unbehilflichkeit und Naivität erkünſteln zu können. Wo Hartes ſich mit Mildem paaret, gibt es trotzdem nicht immer einen guten Klang, und der rauhe Ton eines Schweizer Alphorns muthet uns viel harmoniſcher an, als die einerſeits farbengrellen, anderſeits farbenmatten Gemälde beſagter Abtheilung es zu thun vermochten. Den Stolz der Schweizer wird zunächſt immer noch Arnold Böcklin († 16. Januar 1901) bilden müſſen, deſſen Andenken, wie es auch bei Nik. Gyſis († 4. Januar 1901) und Wilhelm Leibl († 4. Dezember 1900) geſchehen, durch eine ſeparirte Aufſtellung mehrerer Werke geziemende Würdigung fand.

Von den eben genannten Malern iſt über Böcklin und Leibl in letzterer Zeit ſo viel geſchrieben worden, daß wir ein Eingehen in Details uns wohl verſagen können. Was Gyſis betrifft, ſo zeigen ſeine Werke und Studien eine überaus noble Künſtlernatur, die in den mannigfachſten Formen und Aufgaben immer mit gleicher Würde und Grazie ſich kundgibt. Ueber mancher ſeiner Arbeiten liegt ein tiefer, eigenartiger Reiz, gleichſam ein Hauch jenes Schönheitsſinnes, der einſtmals die griechiſche Heimat des beſcheidenen Künſtlers erfüllte. Böcklin und Leibl ſind uns in erſter Linie beſonders dadurch intereſſant, als ſie hinſichtlich des Erfaſſens der Kunſtaufgaben als Antipoden in einer Weiſe ſich zeigen, die unmöglich ſchroffer und ausgeprägter gedacht werden kann. Der eine — Leibl — ein erklärter Feind jeder Inanſpruchnahme der Malerei für höhere geiſtige Ziele, ein unſagbar gewiſſenhafter und fleißiger Nachahmer der Natur in all ihren Vorzügen und Mängeln, meiſt poeſiearm und ſtets phantaſielos; Böcklin, ein Freund und Pfleger philoſophiſcher

1) Siehe Hiſtor.-polit. Blätter, 120. Bd. (1897) S. 831.

Lebens- und Weltanſchauung, die Natur nur als Mittel zu ſeinen Kunſtzwecken benützend, immer poeſievoll und nicht ſelten in überſchäumender Phantaſie ſchwelgend. Auch durch den Abſtand ihrer äußeren Lebensbedürfniſſe ſind die beiden Männer merkwürdig.

Leibl, ſelbſt ein Kraftmenſch, aber von gutmüthigſter Art, fühlte ſich ſtets im Leben zu derben Geſtalten beſonders hingezogen. In ſeinen Jünglingsjahren imponirte ihm vor allem der Maler, der i. J. 1871 die Pariſer Vendome-Säule umwarf. Die Kunſteinflüſſe Courbets machten ſich bei Leibl durch längere Zeit ſehr bemerkbar. Weiterhin waren ſeine liebſten Freunde die auf der oberbayeriſchen Moränenlandſchaft und im Voralpengebiete ſeßhaften Bauern, in deren primitiven Behauſungen er ſich ſchließlich niedergelaſſen und ſtets heimiſch gefühlt hat. Böcklin hingegen hat in ſeinen Lehr- und Wanderjahren mannigfache Beziehungen anzuknüpfen und durch die Literatur ſich tiefgehende Einwirkungen zu verſchaffen verſtanden. Auf ſeiner ſpäter am Gelände von Fieſole erſtandenen Villa war es ihm Bedürfniß und höchſter Genuß, den entzückenden Garten Toskanas vor ſich gebreitet zu ſehen und mit der in Bezug auf die Malerei kunſtgeſchichtlich anregendſten Stadt Italiens, mit Florenz und den dortigen geiſtigen Elementen in intimer Fühlung zu ſtehen.

So iſt es denn erklärlich, daß auch die Werke der beiden Meiſter einen grundverſchiedenen Charakter tragen, daß der eine in den Geſtalten der Scholle die zuſagendſten Vorbilder und in deren Nachahmung ſein höchſtes Kunſtziel erkannte, während der andere vielfach ſich ſelbſt eine Welt ſchuf und ſie mit Weſen bevölkerte, die, der Wirklichkeit völlig fremd, auch den Beſchauer über den Alltagskreis hinausdrängen und ihn nicht ſelten gleichfalls mit künſtleriſch-träumeriſchem Sinnen und Denken zu verweben wiſſen. Wenn der Realismus dauernd das Lob Leibls ſingen wird, ſo werden Jene, welche dem Idealismus zuneigen, in Böcklin ſtets einen

eigenartigen, wirklich großen Künſtler erkennen und hochſchätzen Wer die — momentan freilich als veraltet bezeichnete — Anſchauung der zwei bedeutendſten Kunſtkenner des 19. Jahrhunderts (Herman Grimm und Ruskin) theilt: daß vor allem jene Künſtler am höchſten zu ſtellen, die uns die größere Fülle von Anregungen und Gedanken zuleiten, dem dürfte es auch nicht ſchwer ſein, die kunſtgeſchichttiche Rangſtufe zwiſchen Arnold Böcklin und Wilhelm Leibl feſtzuſtellen. — —

Wie ſchon angedeutet, zeigte die holländiſche Malerei einen ziemlich einheitlich geſchloſſenen und extravagantem Treiben abgewandten Charakter. Möglich, daß ſie gerade deshalb einzelnen Beſchauern etwas hausbacken erſcheinen mochte. Hinſichtlich der Vollendung ſtanden auch hier die Landſchaftsbilder in erſter Reihe; unter den an künſtleriſcher Güte ſich anſchließenden Porträts wußten mehrere, z. B. die von gut geſchulter Damenhand — Thereſe Schwartze — gebotenen Bildniſſe des Präſidenten Krüger und des Rathes Wolmarans beſondere Beachtung auf ſich zu lenken. Von figuralen Leiſtungen galten uns die ihren „Kirchgang“ vollziehenden, hübſchen Inſtitut-Fräuleins des vortrefflichen Malers Nikolaus van der Waay beſonderer Sympathien werth. —

Lebhafter und temperamentvoller als die Holländer zeigten ſich ihre belgiſchen Nachbarn, die Vieles, und deshalb Jedem etwas zu bringen wußten. Von harmloſen Blumen- und Stillebenbildern bis zu ernſten ſocial-moraliſchen Mahnungen vermochte hier der Blick zu ſchweifen. In Bezug auf letzteren Punkt war das Gemälde Laerman's, „Der Trunkenbold“, trotz ſeiner etwas ſtümperhaft gegebenen Geſtalten von ergreifender Wirkung und die eindrucksvollſte Illuſtration, die man im Kampfe gegen Alkoholismus zur Verwerthung bringen könnte. Nicht ſo aktuellen Charakters war eine andere Predigt, die Peter von Amiens vor Rittern und Klerikern auf einem Gemälde G. Vanaiſe's

hielt, eine hiſtoriſche Darſtellung, die in verhältnißmäßig kleinem Raume gegeben, dennoch groß zu erſcheinen vermochte. —

Minder günſtig wirkte die Ausſtellung ſchwediſcher Werke, in denen vielfach coloriſtiſche Experimente eine über große Rolle ſpielten.

Spezifiſch Nordiſches bot außer zwei ernſtgeſtimmten, dem geſchichtlichen Genre zugehörigen Bildern Guſtav v. Cederſtröms, nur ein größeres Gemälde „Eidervögelſtrich“ von B. Liljeforts; ſehr morgenländiſch hingegen muthete uns ein in Rom gemalter „St. Paulus“ von Olof Hjortzberg an, eine Figur, die, abgeſehen von den ausſchmückenden Zuthaten, in Form und Charakter eher einen Ninus oder Sardanapal, als den großen Völkerapoſtel bekundete. Anregender und mehrfach auch vortheilhafter präſentirten ſich die Nachbarn Schwedens, die Norweger. Von regem achtbaren Kunſtſtreben gaben zahlreiche Gemälde leuchtendes Zeugniß, freilich waren nebenbei auch die extremſten Formen- und Farbenverwerthungen zu ſchauen. Archaismus, wie ihn G. Munthe in ſeinen Bildern aus dem Zeitalter der Kreuzzüge, z. B. in „Sigurd und Balduin von Flandern“ zeigte, mag immerhin etliche Antiquare entzücken, hingegen dürfte der auf allermodernſter Baſis ſich verſuchende Edvard Munch mit ſeinen Arbeiten kaum einen Menſchen erfreuen. Sein ſeltſames, „Angſt“ betiteltes Produkt hatte allerdings inſoferne eine gewiſſe Wirkung, als das „Bangen“ ob ſolch' künſtleriſcher Hantirung ſofort bei den meiſten Beſchauern ſich einſtellen mußte.

Sehr glücklich erwies ſich die Vertretung der Malerei Dänemarks. Die vielen und guten Bilder, die Rußland darbot, verdienten gewiß auch Intereſſe; dennoch ließen die oft allzu deutlichen Reflexe, welche fremde Kunſteinflüſſe hier wiederſpiegelten, kein einheitlich eigenartiges Schaffen erkennen. Die Dänen hingegen haben das auswärts Gelernte meiſterlich zu verarbeiten und in höchſt charakteriſtiſche Feintönigkeit umzuſetzen gewußt, ſo daß ſie vorzügliche und

wahrhaft ſelbſtändige Leiſtungen zu bieten vermochten Ein „Sommerabend“ von Knud Larſen, den Prinzregent Luitpold von Bayern erworben, zeigte wohl das Höchſte, was mittelſt den einfachſten Farben von ſtimmungsvoller Naturwahrheit erreicht werden kann. Minderwerthige Leiſtungen zählten in der däniſchen Abtheilung überhaupt zu den Seltenheiten. Einzelne Bilder zeigten ſich allerdings in der Auffaſſung etwas nüchtern, ſo z. B. das auf ſociale Vorkommniſſe hinweiſende Gemälde Henningſens „Unruhige Zeiten“, auf welchem eine die Straße heraufdrängende, von Polizeimannſchaft erwartete Menſchenmenge Darſtellung gefunden. Sociale Gährungserſcheinungen mit wirklich künſtleriſch pſychologiſchem Scharfblick zu erfaſſen, hat kein zweiter Maler beſſer vermocht, wie Révész, in dem eminenten Bilde „Panem“, das der ungariſchen Abtheilung eine erhöhte Bedeutung zu ſichern wußte.

Unſere hinſichtlich der ruſſiſchen Malerei gemachte Bemerkung dürfte auch auf die amerikaniſche anwendbar ſich erweiſen. Hervorragende Technik und elegante Vortragsweiſe ward reichlich gezeigt; der in Paris geſchulte Mac Ewen ſowie der in München thätige H. Hartwich u. a. verdienen gewiß alle Anerkennung, aber ihre Leiſtungen gehören durch Gehalt und Form eben einfach in das Gebiet der franzöſiſchen oder deutſchen Malerei. — Ungleich mehr Eigenart, als ſie den kosmopolitiſchen Amerikanern eigen, wiſſen ſteis die engliſchen und ſchottiſchen Künſtler kundzugeben, obgleich ſie dieſesmal minder zahlreich vertreten waren, als in früheren Ausſtellungen. Aus dem über deren Bildern mehr oder minder gelagerten Nebel- oder Regenwetterduft ſtrahlt freilich nur ſelten eine eigentliche frohfreudige Stimmung uns entgegen, aber gerade in der Beherrſchung zartgetönter Farbennüancen erweiſen ſich die meiſten engliſchen Maler als Meiſter, und wenn es — wie beſonders in der Porträtmalerei — gilt, kräftigere Töne an-

zuſchlagen, ſo vermag auch hierin manch tüchtiger Angelſachſe gar wacker ſeinen Mann zu ſtellen.

Beſonderes Intereſſe beanſprucht ſeit dem Ausgange der Hochrenaiſſance vor allem die franzöſiſche Malerei. Wußte doch ſie ſeither die Kunſt aller anderen Culturvölker zu beeinfluſſen und zeitweilig dieſelbe derart ins Schlepptau zu nehmen, daß franzöſiſcher Stempel faſt den meiſten Erzeugniſſen der Welt obenaufgedrückt ſich zeigte. In Deutſchland und theilweiſe auch in England machte ſich allerdings in der erſten Hälfte des 19. Säkulums gegen ſolche Abhängigkeit eine kräftige und löbliche Reaktion bemerkbar, aber bereits in der zweiten Jahrhunderthälfte wußten franzöſiſche Naturaliſten erneute Einflüſſe rings geltend zu machen, und zunächſt in deutſchen Ateliers ſchielte man wieder mehr, als es dem eigenen nationalen Weſen gut und zuträglich war, nach dem Thun und Treiben der franzöſiſchen Malerei. Auch heute noch durchziehen die Spuren ſolch importirten Kunſt- und Modegeſchmackes vielfach unſer Schaffensgebiet. Unleugbar ſtehen den Künſtlern Frankreichs viel treffliche Eigenſchaften zu Gebote und dort, wo ſie von allzu excentriſchen Strömungen ſich frei zeigen, bieten ſie Werke, die, wenn ſie maßvolle Beachtung und Würdigung finden, gewiß auch den nicht franzöſiſchen Künſtlern viel Nutzen und fachmänniſche Belehrung zu reichen vermögen. So werden Porträts, wie ſie in der heurigen Ausſtellung Dagnan Bouveret, J. Lefebvre und A. Déchenaud boten, allzeit als Meiſterwerke hervorragendſter Art erkannt und bewundert werden müſſen. Daß die glorreichen Traditionen der einſt in Frankreich beſonders hochgehaltenen Geſchichtsmalerei noch nicht völlig erloſchen ſind, verrieth das eine Gemälde „Bonaparte in Egypten“, von dem als ſorgfältigen Zeichner ſich ausweiſenden E. Detaille. Das moderne Sittenbild ſcheint auch über den Vogeſen von der einſtmals gepflegten und beliebten Eleganz ziemlich abzulenken, dennoch wollen wir zu Gunſten des in der fran

zöſiſchen Abtheilung ja nur ſehr ſpärlich vertreten geweſenen Genre's annehmen, daß der allzu ruſtikale und den Klerikern nicht ſonderlich gewogene Ton, den Lucien Simon in ſeinem Bilde „Prozeſſion" angeſchlagen hat, nicht als allgemein maßgebend angeſehen werden darf.

Wenn die Franzoſen ſeit etlichen Jahrhunderten allenorts vielfach dominirend ſich erwieſen, ſo wußten die Italiener, welche doch in der Renaiſſance den Culminationspunkt der Malerei erreichten, die einſtige Führung — von kirchlicher Kunſt abgeſehen — verhältnißmäßig nur kurz zu behalten. Seltſamerweiſe zeigte gerade die italieniſche Malerei einen rapiden und langewährenden Niedergang. Wer Gelegenheit hatte, noch innerhalb der ſechziger und achtziger Jahre des verfloſſenen Jahrhunderts italieniſche Kunſtvereine zu beſuchen, oder gar im Vatikan neue, unter Pius IX. hergeſtellte Wandgemälde zu ſchauen, der konnte ſich des Eindruckes nicht entſchlagen, es ſei vom Geiſte und Können aller früheren Kunſtperioden jede Spur verloren gegangen. In jüngſter Zeit mehren ſich die Anzeichen, daß die cisalpine Malerei, zunächſt nach der Seite des techniſchen Könnens, wieder in erfreulichem Aufſchwunge begriffen, und nicht wenige Bilder, die im Glaspalaſte ſich fanden, waren im Stande, ſolch günſtige Auffaſſung auch als vollauf berechtigt zu erklären. Allerdings iſt bei den Italienern auch kein großer, monumentaler Hauch zu ſpüren; die meiſten Leiſtungen bewegen ſich hinſichtlich ihrer Stoffe in den gegenwärtig allgemein herrſchenden Geleiſen, aber was uns gezeigt und geboten wird, verräth faſt durchgehends ein ſehr ernſtes, emſiges Streben, das ſich zudem meiſt im Gewande einer liebenswürdigen taktvollen Anſpruchsloſigkeit zu zeigen weiß.

Was die Malerei Spaniens betrifft, ſo waltet über derſelben ſeit Langem ſchon ein guter Stern, der auch heute noch ſeine volle Lichtſtärke kundgibt. Selbſtverſtändlich fehlt es auch in Spanien nicht an minderwerthigen Leiſtungen und auch nicht an etlichen Malern, die ſich den nationalen

Digitized by Google

Kunſttraditionen zu entziehen ſuchen. Mancher ſpaniſche Meiſter mag auch in der Wahl ſeiner Stoffe zu weit und zu groß ausgreifen — eine Eigenſchaft, die bei Malern anderer Nationen z. Zt. gewiß nicht wahrzunehmen iſt. Solch grandioſen Stoff behandelte Benlliure in ſeinem „Thal Joſaphat am Tag des jüngſten Gerichtes“, indem er uns ein vom Zeichen des Menſchenſohnes überſtrahltes, in kühnen Serpentinlinien durcheinanderwogendes Menſchenmeer vorführte. Wir bewunderten hiebei wohl die Thatkraft des Malers, mußten uns aber zugleich ſagen, daß zur Beherrſchung eines ſo gewaltigen Themas die Mittel der bildenden Kunſt niemals auszureichen vermögen. — Die großen Vorzüge der meiſten ſpaniſchen Maler liegen zunächſt in der ſcharf ausgeprägten nationalen Individualiſirung ihrer Geſtalten und in der, jeder Oberflächlichkeit fernen Erfaſſung der gewählten Vorwürfe. Wo ſpaniſche Maler ins volle Menſchenleben greifen, da finden wir, daß dieſes Leben häufig mehr als intereſſant ſich zeigt. Bilder, wie ſie Plá y Rubio in ſeinem „In den Krieg“ und Fillol y Grannell in dem Gemälde „Der Stolz des Dorfes“[1]) zu bieten vermochten, zählen hinſichtlich ihres geiſtigen und künſtleriſch-techniſchen Gepräges zu den erſten Leiſtungen, welche die neuere Zeit auf dem Gebiete der Malerei erſtehen ſah. Spanien hat daher alle Urſache, ob ſolcher Künſtler ſich zu erfreuen, denn jeder vorurtheilsfreie Beſchauer dieſer Meiſterwerke wird ſich ſagen müſſen, daß ein Volk, in dem ſolch geſundes Kunſtfühlen und Schaffen rege iſt, nicht als krank oder hinfällig bezeichnet werden darf. —

(Schluß folgt.)

1) Das herrliche, tiefempfundene Bild zeigte einen diſtinguirten, von allen Dorfbewohnern mit ſichtlicher Verehrung behandelten Mann, der die ſchlichte Heimat beſucht hat, und nun vor dem Reiſewagen von ſeinen alten glücklichen Eltern ſich wieder verabſchiedet.

LXIX

Zur Reformationsgeſchichte Aachens.

Eine Geſchichte Aachens im Reformationsjahrhundert in proteſtantiſcher Beleuchtung bietet Herm. Friedr. Macco's Schrift: Die reformatoriſchen Bewegungen während des 16. Jahrhunderts in der Reichsſtadt Aachen. (Leipzig o. J. [Vorrede vom 1. Mai 1900] 59 Seiten Text, 9 Seiten Anlagen.)

„Wohl jedem geſchichtlich gebildeten Leſer", ſo äußert ſich ein Recenſent der Schrift, „drängt ſich die Ueberzeugung auf, daß Macco erſtens techniſch die Anforderungen, welche allgemein an eine Monographie über einen allgemeingeſchichtlich höchſt bedeutſamen Gegenſtand geſtellt werden ſich noch nicht zu eigen gemacht hat, und daß ihm zweitens der Sinn dafür abgeht, welche Erſcheinungen als hervorragend wichtig und welche als mehr nebenſächlich, obwohl als lokalgeſchichtlich ganz intereſſant, zu betrachten ſind".[1])

1) Armin Tille in dem Allgemeinen Litteraturblatt, 10. Jahrgang (1901) Nr. 5. Schon die in der Zeitſchrift des Aachener Geſchichtsvereins Band 8 (1886) und 10 (1888) erſchienenen Recenſionen von Macco's Beiträgen zur Geſchichte und Genealogie rheiniſcher Adelsfamilien (2 Bände Aachen 1884 und 1887) enthalten ähnliche Rügen: „Hätte der Verfaſſer noch einige Jahre mit der Veröffentlichung des ſo mühſam zuſammengetragenen Materials gewartet, er würde ſicher nach weiteren Erfahrungen und erweiterten heraldiſch-genealogiſchen Kenntniſſen manchen

Weiter rügt der Recenſent Macco's „mangelhafte allgemeingeſchichtliche Bildung, die die nothwendige Vorausſetzung für jede lokalgeſchichtliche Arbeit iſt".

Dieſe Ausſtellungen ſind begründet, haben aber doch die liberale und ſocialdemokratiſche Tagespreſſe nicht gehindert, das Macco'ſche Werk mit lautem Jubel zu begrüßen, hat es doch eine ſtellenweiſe bis zur Gehäſſigkeit geſteigerte antikatholiſche Tendenz. Es wird allerdings in der Vorrede verſichert: „Der Verfaſſer war beſtrebt bei der Beurtheilung der Verhältniſſe möglichſt objektiv zu bleiben; er war dabei der Anſicht, daß für ſie die mitgetheilten Thatſachen maßgebend ſeien. Wenn die vorliegende Darſtellung in manchen Einzelheiten von den Ergebniſſen der lokalen Forſchung abweicht, ſo mag der Leſer beurtheilen, wie weit dort tendenziöſe Entſtellung, hier urkundlich beſtätigte Schilderung zutrifft".

Trotz dieſer guten Vorſätze beginnt aber ſchon gleich das Vorwort mit einer grundloſen Verdächtigung des alten katholiſchen Stadtregiments.

„Ueber die für Aachen und ſeine Reformation ſo wichtige Zeit des 16. Jahrhunderts", heißt es, „ſind uns im Aachener Stadtarchiv direkte urkundliche Quellen leider nicht erhalten, nur vereinzelt laſſen ſich durch eingeſtreute Bemerkungen aus Urkunden kurze Nachrichten entnehmen. Dieſe Thatſache iſt um ſo auffallender, als ſich auch über die beiden erſten Decennien des 17. Jahrhunderts keine Aachener Urkunden, welche uns Aufſchlüſſe über die Religionswirren geben könnten, mehr vorfinden. Es liegt nahe, an eine abſichtliche Beſeitigung zu denken, möglich iſt aber auch, daß ſie dem

Theil ſeiner Beiträge in ſtrengerer wiſſenſchaftlicher Form, einzelne Theile, welche ſeinem Werke nicht geringen Eintrag thun, wahrſcheinlich gar nicht veröffentlicht haben". (Bd 10 S. 253. Danach ſcheinen zwölf Jahre fruchtlos an Macco vorübergegangen zu ſein.

Stadtbrand von 1656, von dem bekanntlich auch das Rathhaus ergriffen wurde, zum Opfer gefallen ſind".

Hören wir jetzt über das Schickſal des Aachener Archivs einen Unbefangenen, den Stadtarchivar Pick: „Das größte Brandunglück traf Aachen im Mai 1656. Faſt drei Viertel der Stadt ſank in Aſche. Auch das Rathhaus litt großen Schaden. Die Kanzlei und das kleine Archiv wurden mit Allem, was ſich in ihnen befand, und auch denjenigen Stücken, welche aus dem großen Archiv durch Zufall oder Nachläſſigkeit dort zurückgeblieben waren, ein Raub der Flammen. Nur die Archivalien im Granusthurm entgingen der Vernichtung. So erklärt es ſich, daß das Stadtarchiv heute noch ſeine älteren werthvolleren Urkunden, insbeſondere die Kaiſerdiplome, in der vor dem Brande vorhandenen Reihenfolge bewahrt, während das Akten- und Handſchriftenmaterial aus der Zeit vor 1656 bis auf geringe Reſte verſchwunden iſt".[1])

Die hier mit Pick's Worten berichtete Thatſache iſt allgemein bekannt; wenn trotzdem Macco auf den „naheliegenden Gedanken" einer abſichtlichen Beſeitigung von Archivbeſtänden durch den katholiſchen Rath verfiel, ſo gehört das zu der ihm eigenen „Objektivität", von der wir noch weitere Proben vernehmen werden.

Die Vernichtung des Aachener Archivs durch den Brand von 1656 iſt ein ungeheurer Verluſt für unſere Kenntniß der Geſchichte Aachens im Reformationszeitalter, er wäre unerſetzlich, wenn nicht zwei vor dem Jahre 1656 gedruckte Geſchichten Aachens vorhanden wären, deren Verfaſſer alſo noch das alte Archiv benutzen konnten, es ſind dies die 1620 unter dem Titel „Aquisgranum" erſchienene lateiniſche Chronik des Aachener Canonikus Peter a Beeck, und die 1632 veröffentlichte „Aacher Chronick" des Johannes Noppius. a Beeck gibt keinen Aufſchluß über die ſpeciellen Aachener

1) Feſtſchrift zur 72. Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte. Aachen 1900. Seite 214.

Quellen, welche ihm bei ſeiner Arbeit vorgelegen haben. Doch hat eine von dem Profeſſor Hugo Lörſch in Bonn angeſtellte Vergleichung ſeiner Angaben mit zahlreichen in den Archiven zu Berlin und Dresden befindlichen Akten, die reiches und vollſtändiges Material über die Geſchichte der Reformation in Aachen enthalten, die Genauigkeit ſeiner Mittheilungen über dieſe Ereigniſſe ergeben.[1]) Noppius, ein Aachener Rechtsanwalt, bezeichnet ſein Werk als eine „Translation" des a Beeck'ſchen Buches. Der zweite, der ſtädtiſchen Geſchichte gewidmete Theil ſeines Werkes iſt aber im Einzelnen viel reichhaltiger als a Beeck's Aquisgranum und beruht höchſt wahrſcheinlich auf direkter Benutzung älterer Aufzeichnungen.[2]) Noppius beruft ſich auch für die Richtigkeit ſeiner Angaben auf die Rathsprotokolle, die, wie er annehmen mußte, über ſeinen Tod hinaus vorhanden waren, alſo eine ſtete Nachprüfung ſeiner Angaben ermöglichten, und für die letzte Zeit auf das Zeugniß ſeiner Mitbürger. Eines ſteht feſt: Man wird den Angaben beider Schriftſteller bis zum Beweiſe des Gegentheils Glauben ſchenken müſſen. Wir werden ſehen, welchen Gebrauch Macco von ihren Werken macht. —

In der Reichsſtadt Aachen, die ſich, wie Macco (S. 5) zugibt, „durch Intelligenz und weiten Blick ihrer Bürger auszeichnete", fand die mit dem Namen Reformation belegte kirchliche Revolution des 16. Jahrhunderts lange Zeit hindurch keine Anhänger.

„Der erſte", erzählt Macco (S. 5), „welcher in dieſer Reichsſtadt gegen die alte Religion predigte, Albrecht Münſter, nach den Einen ein Anhänger Luthers, nach Anderen ein Wiedertäufer, wurde auf Grund verleumderiſcher Beſchuldigung 1524 mit dem Schwert auf dem Markte hingerichtet und auf der Pferdsheide vor dem Jakobsthor verſcharrt".

---

1) Annalen des hiſtor. Vereins für den Niederrhein 17. S. 24

2) A. a. O. S. 25.

Hierzu citirt Macco in einer Fußnote zunächſt nicht weniger als ſieben Werke und fährt dann fort: „Leider iſt uns ein urkundlicher Nachweis über dieſe Hinrichtung nicht mehr erhalten, und ſind wir einzig und allein auf die Berichte Peter a Beeck's angewieſen, auf den ſich alle anderen Chroniſten beziehen".

Was berichtet nun dieſe einzige Quelle a Beeck über Albrecht Münſter?

Nach a Beeck, der ſich für ſeine Darſtellung ausdrücklich auf die ihm zugängig gemachten Proceßakten beruft, kam Albrecht von Münſter, ein Anhänger Luthers, im Jahre 1524 nach Aachen und verkündete dort die neue Lehre unter heftigen Schmähungen gegen die Einrichtungen der katholiſchen Kirche, weßhalb ihn der Rath in Haft nahm. Inzwiſchen erſchien eine durch Schreiben ihrer Obrigkeit legitimirte Frau aus Maaſtricht, die den Albrecht von Münſter als den Mörder ihres Sohnes erkannte. Nachher zeigte auch der Rath der Stadt Weſel an, daß der Verhaftete in Weſel einen Mord begangen, aber aus dem Gefängniſſe ausgebrochen ſei. Albrecht von Münſter geſtand beide Mordthaten ein wurde daraufhin zum Tode verurtheilt und mit dem Schwerte hingerichtet, nachdem er vorher ſeine Irrthümer widerrufen und im katholiſchen Glauben zu ſterben erklärt hatte.

Er ward, wie alle hingerichteten Auswärtigen, auf der Richtſtätte begraben, tradito corpore terrae eodem loco, wie a Beeck ſagt, was Noppius mit „begraben" überſetzt. Wenn Macco angibt, Albrecht von Münſter ſei auf dem Markte hingerichtet worden, ſo iſt dies unrichtig; wenn er den Ausdruck „tradito corpore terrae" mit „verſcharrt" überſetzt, ſo iſt das Geſchmacksſache, und über den Geſchmack läßt ſich bekanntlich nicht ſtreiten.[1]) Wie ſoll man aber das

1) Auch nach dem heute geltenden Proceßrecht dürfen die Leichname der Hingerichteten nur „einfach, ohne Feierlichkeiten" beerdigt werden. (§ 486 Abſ. 5 der Reichs-Strafprozeßordnung).

Verfahren Macco's nennen, der aus einem Doppelmörder ohne jede Spur von Beweis einen unſchuldig verurtheilten Martyrer macht?

Im Jahre nach der Hinrichtung Münſters kam in Süddeutſchland der nicht zum wenigſten durch das Treiben ähnlicher Prädikanten entfachte Bauernkrieg mit ſeinen entſetzlichen Gräueln zum Ausbruch.

Aachen blieb vorderhand, wie Macco (S. 6) ſich ausdrückt, „den Segnungen des neuen Glaubens entzogen“. Der Rath erließ gegen die Proteſtanten und Wiedertäufer ſtrenge Edikte, wegen deren Uebertretung im Jahre 1535, als das Wiedertäuferthum in Münſter ſeine Orgien feierte, drei Hinrichtungen ſtattfanden. Daß es trotzdem in Aachen nicht an Neugläubiggeſinnten fehlte, iſt nicht zu verwundern.

Ihren Bemühungen iſt es zuzuſchreiben, daß der Rath im Herbſte 1544 dreißig flandriſchen Proteſtanten Aufnahme in die Stadt gewährte, um durch ſie für die Tuchinduſtrie neue Fabrikationsmethoden einzuführen. Der Rath kam ihnen in jeder Weiſe entgegen, die Gaſtfreundſchaft wurde jedoch ſchlecht gelohnt.

Es dauerte nicht lange, da wurden, wie Noppius (S. 176 zum Jahre 1550) ſagt, „in alle Winkel heimliche Conventicula gehalten, auf den Laden und in Werkſtätten höret man fremde ketzeriſche Geſäng und fremde Sprachen, man ſiehet fremde Kleider und fremde mores, es wurden auf die Bahn gebracht neue ſubtile Disputationes und unerhörte Läſterungen wider Gott, und ſeine heilige Kirch, wider die alte katholiſche Lehr, wider geiſt- und weltliche höchſte Obrigkeiten, da wurden Geſpräch gehört von der Babyloniſchen Hur, von der chriſtlichen Freiheit, welche doch ihnen nur ein Deckmantel der Boßheit iſt, und was dergleichen mehr“.

Dieſe ihm unbequemen Angaben weiß Macco auf eine ganz eigenthümliche Weiſe aus der Welt zu ſchaffen. Er ſchreibt:

„Für die Bemerkung des Geſchichtsſchreibers Haagen (Geſchichte Aachens, 1874, Bd. 2 S. 138), ‚man hörte nun in mannigfaltigen Mundarten Spottlieder gegen Geiſtliche und katholiſche Glaubenslehren‘, fehlt jeder urkundliche Beweis, ja aus einem Schreiben des damals noch ſtreng altgläubigen Raths an König Philipp II. von Spanien vom Jahre 1559 geht hervor, daß die Eingewanderten zu Klagen keinen Anlaß boten und ſich völlig ruhig verhielten“. Dazu heißt es in einer Anmerkung: „Haagens Vorbild, K. F. Meyer, ſchreibt darüber S. 449: ‚man hörte ungewöhnliche Geſänge und Reden, man ſah fremde Kleidungen, fremde Sitten: allerley ſubtile Streitfragen wurden aufgeworfen und hierbei die katholiſchen Lehrſätze tapfer durchgehechelt‘.“

Nun iſt es richtig, daß dieſe Thatſachen, wenn ſie nur von Meyer, deſſen „Aachenſche Geſchichten“ 1781, alſo mehr wie hundert Jahre nach dem Stadtbrande erſchienen, ohne Quellenangabe berichtet würden, in der Luft hingen, ſie werden aber nicht nur, wie wir hörten, von Noppius, ſondern auch von a Beeck (S. 259) ausdrücklich beſtätigt. Was aber den viele Jahre ſpäter geſchriebenen Brief des Rathes an König Philipp II. betrifft, ſo läßt ſich aus einem derartigen diplomatiſchen Schreiben, was vor allem die Einmiſchung eines fremden Potentaten in die inneren Angelegenheiten der Stadt zu verhindern bezweckte, ohne weiteres nichts beweiſen. Man ſieht aber wieder, was Herr Macco unter Objektivität verſteht.

Im Laufe der Zeit nahm in Aachen die Zahl der Proteſtanten insbeſondere durch Zuzug aus den Niederlanden immer mehr zu. Einen geheimen Begünſtiger fanden ſie an dem Aachener Patrizier Adam von Zevel, der ſeine neugläubige Geſinnung ſo gut zu verbergen wußte, daß ihn der katholiſche Rath in den Jahren 1552, 1557 und 1559 zum Bürgermeiſter wählte.[1])

1) Er hat ſich, ſagt Noppius (S. 177), nun auch ſchon vom katholiſchen Glauben abwendig und jämmerlich verführen laſſen,

Wenn auch die Bemerkung Macco's (S. 9), Adam von Zevel habe, da er den Proteſtanten in ihrer bedrängten Glaubensſache Vortheile nicht habe verſchaffen können, doch manche gegen ſie beabſichtigte Preſſionen abzuwenden vermocht, nur eine unbewieſene Redensart iſt, jedenfalls nahm die Anmaßung der ſicher in erdrückender Mehrzahl aus Eingewanderten beſtehenden Neugläubigen derart zu, daß ſie 1559 nichts weniger verlangten, als Einräumung der dicht neben dem Krönungsſtift gelegenen St. Foillanskirche, der einzigen in der Altſtadt befindlichen Pfarrkirche.

Dieſes Anſinnen wurde von dem Kurfürſten von der Pfalz, dem Herzog von Württemberg, dem Kurfürſten von Sachſen und dem Markgrafen von Brandenburg durch ein an den Rath gerichtetes Schreiben unterſtützt.[1] Später ſandten die proteſtantiſchen Stände zu gleichem Zwecke einen beſonderen Geſandten nach Aachen. Als es in Folge deſſen im Rathe zu Verhandlungen kam, trat ein Zwiſchenfall ein, bei dem ein Jude eine Rolle ſpielte.

Wie a Beeck (S. 264) und Noppius (S. 180) berichten, verbreitete ein Jude Namens Johannes Levita auf Anſtiften der Neugläubigen das Gerücht, in Aachen bereite ſich ein Aufſtand vor, und etliche aus der katholiſchen Bürgerſchaft hätten ſich dazu mit Pulver und Waffen wohl verſehen. Das Gerücht ſei verbreitet worden, um, wenn daraufhin die Wohnungen katholiſcher Bürger durchſucht

---

aber doch noch ſich annoch bedeckt gehalten. — Macco nennt ihn (S. 9) den „ritterlichen Bürgermeiſter", ohne jedoch eine ritterliche That von ihm anzuführen, nach der man auch ſonſt vergebens ſuchen wird.

1) Was würde wohl, fragt von Fürth (Aachener Patrizier Bd 2 S 126), Kurfürſt Friedrich Wolfgang von der Pfalz geſagt haben, wenn man ihm zugemuthet hätte, Katholiken, die ihrer Religion wegen vertrieben worden, in ſeinem Lande Aufenthalt zu gewähren und ihnen Religionsfreiheit zu geſtatten?

würden, dieſe gegen den Rath zu erbittern und im Falle eines Aufruhrs auf Seite der Neugläubigen zu treiben.

Bei Macco (S. 16) lautet die Sache ganz anders. Danach hätte der Jude zwei Schöffen und einem Canonikus die Anzeige gemacht, daß „die fremden, ausländiſchen Perſonen, ſo in der Vorſtadt wohnen, Willens ſeien, die Stadt anzuſtecken, zu verbrennen und einzunehmen, und Zevel ſei der Anführer"; auch habe er ſich erboten, die Häuſer zu zeigen, wo Pulver und Waffen bereit lägen.

Unter den fremden, ausländiſchen Perſonen wären allerdings die Proteſtanten zu verſtehen.[1])

Macco, der Noppius, Meyer und Haagen — warum nicht auch a Beeck — ſinnwidrige Verdrehung der Verläumdung Levitas vorwirft, entnimmt ſeine Angaben den Akten eines Reichskammergerichts-Proceſſes, den der ſpäter aus Aachen verbannte Adam von Zevel gegen die Stadt Aachen anſtrengte. Nun ſind die Akten über die Sache ſelbſt, was wohl zu beachten iſt, beim Aachener Stadtbrande vernichtet worden. Der Proceß in Wetzlar endete nach dem 1565 erfolgten Tode Zevels im Jahre 1574 durch einen zwiſchen ſeinen Kindern und der Stadt abgeſchloſſenen Vergleich.[2]) Die Richtigkeit der Schriftſätze des Klägers, aus denen Macco ohne Zweifel ſeine Angaben ſchöpft, iſt alſo vom Richter nicht gewürdigt worden; ihnen heute nach mehr wie dreihundert Jahren Beweiskraft zuzutrauen, iſt ein kühnes Unternehmen. Jedenfalls iſt die Anſicht zurückzuweiſen, als ob Macco für ſeine Darſtellung authentiſches Material benutzt habe.

---

1) Unſere Anſicht von der Zuſammenſetzung des proteſtantiſchen Elements in Aachen wird dadurch beſtätigt.

2) Beide Theile erklären in gutem Glauben gehandelt zu haben, ſie „vergleichen, vertragen, renunciren und verzeihen" beiderſeits. Merkwürdigerweiſe enthält der Vergleich keine Angaben darüber, wer die ſicher nicht unerheblichen Koſten tragen ſoll.

Daß der katholiſche Rath in Aachen ſich durch die Handlungsweiſe des Juden ſchwer geſchädigt ſah, erklärt das energiſche Einſchreiten gegen dieſen, nachdem ſeine Ausſagen ſich als erfunden herausgeſtellt hatten. Er wurde, da er aus Aachen geflohen war, auf Veranlaſſung des **Rathes** in Valkenburg verhaftet und mit dem Schwerte hingerichtet. Eine derartige That, die üble Folgen nicht nach ſich gezogen hatte, läßt ſich nur durch die barbariſche Rechtspflege jener Zeit erklären und entſchuldigen; nach Macco war es eine „wohlverdiente Strafe“.

In einer Anmerkung fügt Macco (S. 19) bei: „Meyer und Haagen leiſten ſich die Albernheit, der Jude habe — wohl um die Todesſtrafe abzuwenden — vor ſeiner Hinrichtung verlangt getauft zu werden“. Dieſe „Albernheit“ wird auch von a Beeck mitgetheilt, jeder unbefangene Denker wird jedoch dieſes Begehren des Juden für pſychologiſch unanfechtbar halten. Dagegen nimmt Macco die von dem erwähnten Abgeſandten der proteſtantiſchen Stände, Wenzel Zuleger, in die Welt geſetzte Albernheit, man habe geſehen, wie die Pfaffen in die Häuſer der Bürger ſchlichen, um für ihre Sache, d. h. gegen ihn mit Geld und Ermahnungen zu wirken, unbeanſtandet in ſeine Darſtellung auf.

Am 23. Juli 1574 faßte der Rath den verhängnißvollen Beſchluß, auch die Anhänger der Augsburgiſchen Confeſſion zum Rathe zuzulaſſen.

„Der Rath“, heißt es bei Macco (S. 25), „faßte den Beſchluß, fernerhin auch Proteſtanten der Augsburgiſchen Confeſſion wegen ihrer hervorragenden kaufmänniſchen Tüchtigkeit, ihres Reichthums und Anſehens zum Rathe zuzulaſſen.“ Die Anmerkung gibt dazu an: „Der Erlaß des Rathes iſt bei Meyer S. 464 abgedruckt“.

Lieſt man das, ſo muß man glauben ein Excerpt aus dem Rathsbeſchluſſe vor ſich zu haben. Man ſtaunt daher, wenn man bei Meyer nachſchlägt und von all dem kein

Wort findet, denn die ganze angeführte Beſchlußbegründung iſt lediglich ein Erzeugniß der Macco'ſchen Phantaſie. Der entſcheidende Theil des Beſchluſſes, wie ihn Meyer gibt, hat folgenden Wortlaut: „Auf den Herren Bürgermeiſtern und Rath gethanes ſonderbare Vertröſten und Zuſagen: in Religions-Sachen keine Neuerung oder Aenderung einzuführen oder einführen zu laſſen, haben ein ehrbarer Rath und gemeiner Gaffeln Geſchickte (Abgeordnete der Zünfte) um verhofften friedlichen Lebens willen vergönnt und zugelaſſen, daß die zum Rath erwehlte Bürger ſo ſie entweder der alten katholiſchen Religion oder aber der Augsburgiſchen Confeſſion, und alſo keinen verbottenen Sekten zugethan, für nächſte des Rathes Zuſammenkunft hierzu belaſſen werden ſollen".

„Jetzt meinte der Rath", fährt Meyer fort, „um des lieben Friedens willen ein gutes Werk gethan zu haben, derſelbe mußte aber bald wahrnehmen, wie blind, wie ungemeſſen er ſich hierbei vergangen hatte, und wie ſchändlich er berückt war".

Aachen ward von jetzt an der Sammelplatz der Neugläubigen und ſo konnte es nicht ausbleiben, daß ſie ſchließlich, wie es 1591 geſchah, im Rath die Majorität zu erlangen wußten.

Untereinander waren freilich die Neugläubigen in die verſchiedenſten Sekten geſpalten. Nach Macco (S. 25) gab es im Jahr 1574 Lutheraner, deutſche Calviner und Wiedertäufer, wozu (S. 27) 1578 noch eine walloniſch-calviniſche Gemeinde kam. Hiermit iſt aber das Verzeichniß der vertretenen Sekten noch nicht erſchöpft. Seit dem Jahre 1579 hatten die lutheriſchen Prediger in Aachen den Auftrag, ihre Gemeinde ausdrücklich vor dem Verkehr mit den „Papiſten, Calviniſten, Wiedertäufern, Schwenckfeldern und anderen Sekten" zu warnen.[1])

1) Hanſen, Beiträge zur Geſchichte von Aachen. Bonn 1886. S. 39.

Dieſer Auftrag deutet auch das Verhältniß der verſchiedenen Sekten zu einander an. Wie allenthalben im deutſchen Reich befehdete man ſich auch hier aufs heftigſte. Die Eintracht konnte auch durch ein vom 31. Juli bis 2. Auguſt 1580 zwiſchen den Predigern der Lutheraner und Deutſch-Reformirten abgehaltenes öffentliches Religions-Geſpräch nicht hergeſtellt werden. Es kam dabei ſoweit, daß, wie a Beeck (S. 273) und Noppius (S. 188), die hiervon Zeitgenoſſen waren, berichten, von calviniſcher Seite das Schwert gezogen wurde, eine Thatſache, deren Mittheilung Macco ſeinen Leſern vorenthält.[1])

Der proteſtantiſche Rath hielt die Gewalt in Händen bis zum Sommer 1598, wo gegen ihn die Acht vollzogen wurde, die der Kaiſer verhängt hatte, weil ſeinen Entſcheidungen, den katholiſchen Rath wiedereinzuſetzen und den Zu-

---

1) Wie oberflächlich Macco auch in nebenſächlichen Dingen iſt, mag Folgendes zeigen. Seite 26 Note 1 ſchreibt er: „Noppius S. 188 und Meyer S. 470 laſſen Oetzenradius (einen calviniſchen Wortführer bei dem erwähnten Religionsgeſpräch), weil er ‚ſchmälich und läſterlich wider den h. Sacramentstag Frohnleichnams unſeres Herrn Jeſu Chriſti zu reden ſich unterfangen, auff eben denſelbigen Tag eines gählingen und ellenden Todtsſterben! Er iſt aber noch 1593 aus den Conſiſtorialprotokollen als Prediger nachweisbar".

Nun fand das Geſpräch vom 31. Juli bis 2. Auguſt ſtatt, der Fronleichnamstag kann aber niemals ſpäter als auf den 24. Juni fallen. Noppius und Meyer, wie auch a Beeck (S. 247) den zu citiren Macco hier wieder unterläßt, behaupten auch keineswegs, die Schmähungen und der Tod des Oetzenradius ſeien im Jahre des Religionsgeſprächs oder bei demſelben vorgefallen. Meyer gibt ſogar ausdrücklich das folgende Jahr an, dieſer allein wäre alſo zu berichtigen geweſen

Derartige, zum Theil auf Unkenntniß katholiſcher Einrichtungen beruhende Verſehen finden ſich wiederholt bei Macco. Seite 21 kommt bei ihm im Text das Wort „viaticum" vor, was in einer Anmerkung folgendermaßen erläutert wird: „Letzte Wegzehrung, Sterbeſakramente der kath. Kirche".

land herzuſtellen, wie er vor 1560 geweſen, keine Folge geleiſtet worden war.

Es iſt hier nicht der Ort, eine Darſtellung der endloſen Verhandlungen zu geben, die ſich in der Zwiſchenzeit auf dem Reichstage und am Kaiſerlichen Hofe, wie zwiſchen den katholiſchen und proteſtantiſchen Ständen abgewickelt hatten.[1]) Die Auslegung des Augsburger Religionsfriedens, dieſer „Quelle unſäglichen Jammers für das Deutſche Volk“,[2]) ſpielte dabei eine große Rolle. Wir wollen nur an einer kleinen Zwiſchenepiſode die Art zeigen, in der Macco die von ihm benutzte Literatur wiedergibt.

Gerhard Ellenborn, ein katholiſcher Aachener Patrizier, ſah ſich (1591) durch den Aachener Rath geſchädigt, weil dieſer ihm die Vollſtreckung eines Schöffenurtheils in einer Civilproceßſache gegen in Aachen anſäſſige ehemalige niederländiſche Staatsangehörige verweigert hatte. Ellenborn, der die Stadt verlaſſen hatte, ſuchte nun unter dem Schutze der Jülicher Regierung durch Raubritterei gegen Aachener Bürger ſein Recht geltend zu machen. Dieſes Verfahren iſt gewiß nicht zu entſchuldigen, aber in einem Jahrhundert leicht erklärlich, das nicht allein einen Sickingen, Hutten und Berlichingen, ſondern auch einen Hans Kohlhaſe hervorgebracht hatte.

Eine ausführliche Darſtellung des ganzen Streites hat Hermann Keuſſen in der Zeitſchrift des Aachener Geſchichtsvereins (Band 15 S. 26—62) geliefert. Dort findet ſich

1) Macco folgt hierfür dem von proteſtantiſchem Standpunkte verfaßten Aufſatz von Müller über den Conflikt Rudolfs II. mit den deutſchen Reichsſtädten (Weſtdeutſche Zeitſchrift XIV. S. 257 ff.). Außer der älteren Aachener Literatur iſt zu vergleichen: von Fürth, Aachener Patrizier-Familien II. 1. S. 37—73 u. Johannes Janſſen, Geſchichte des Deutſchen Volkes (Band 5), der auch ungedrucktes Material benutzt hat.

2) Mit dieſen Worten ſchließt Janſſen den 3. Band ſeiner Geſchichte des Deutſchen Volkes.

S. 38 der Satz: „Die Beute ward meiſt unter die Spieß-
geſellen vertheilt; auch Ellenborns Frau und ſein Bruder,
der Aachener Erzprieſter, erhielten gelegentlich einen Antheil“.

Dieſe Stelle gibt Macco (S. 44) folgendermaßen
wieder:

„Daß ſelbſt der Canonikus Johann Ellenborn, Gerhards
Bruder, es nicht verſchmähte, den hinterliſtigen Raub mit zu
theilen und ſich ſo zum Spießgeſellen zu machen, verdient als
charakteriſtiſch bemerkt zu werden“.

Eines Commentars dazu bedarf es nicht. In ſolcher
objektiven Schreibweiſe iſt aber die ganze Arbeit verfaßt.
Da wird (S. 21), wo es ſich um eine durchaus zuſtändige
Anordnung des geiſtlichen Sendgerichts wegen Beerdigung
der vom katholiſchen Glauben Abgefallenen handelt, dieſe
Anordnung anmaßend genannt, und der von a Beeck (S 267)
in ſeinem ſchwülſtigen Latein gebrauchte Ausdruck „sepultura
asini“ ſtatt mit „Begräbniß in ungeweihter Erde“ durch die
Worte „dem Vieh gleich einſcharren“ überſetzt; da werden
(S. 30 f.) die Predigten des Dechanten Boß, von denen
nebenbei bemerkt kein Wort erhalten iſt, in den „roheſten
Ausdrücken ſchmähende Hetzpredigten“ genannt, während
doch auch ein unbefangener Nichtkatholik einſehen muß, daß
der Dechant nur ſeine Pflicht als katholiſcher Prieſter erfüllte,
wenn er vor dem Glaubensabfall warnte u. ſ. w.[1])

Wie der Titel verſpricht, hat Macco ſeine Geſchichte
der reformatoriſchen Bewegungen in der Reichsſtadt Aachen
nur bis zum Schluſſe des 16. Jahrhunderts fortgeführt,
während dieſe Bewegungen erſt mit dem Jahre 1614 endeten.

1) „Für die Thatſache, daß allen Bekenntniſſen in ganz gleicher
Weiſe wenigſtens bis zum Weſtfäliſchen Frieden die Religions-
freiheit des einzelnen Menſchen als ein Ding der Unmöglichkeit
erſchien, hat Macco nach ſeinen Aeußerungen auf S. 5 ebenſo
wenig Verſtändniß wie für den geſchichtlichen Gegenſatz zwiſchen
Lutheranern und Calviniſten, deren Uneinigkeit er S. 26 be-
klagt“. (Tille in der angeführten Recenſion).

Er ſpart es ſo, ſeinen Leſern den Aufruhr des Jahres 1611 ſchildern zu müſſen.

Im Sommer dieſes Jahres ſtürmte der von den Proteſtanten aufgereizte Pöbel das Jeſuitenkloſter, die Inſaſſen wurden hinausgeſchleppt und verhöhnt, die Kirche und das Kloſter verwüſtet, die heiligen Gefäße und Gewänder entweiht Die Proteſtanten bemächtigten ſich von neuem der Regierungsgewalt und wieder mußte die Reichsacht über die Stadt ausgeſprochen werden, ehe 1614 dem katholiſchen Magiſtrate zu ſeinem Rechte verholfen werden konnte.[1])

Macco ſchließt ſeine Arbeit, indem er ausführt, daß die in Folge der Wiederherſtellung des katholiſchen Stadtregiments veranlaßte Auswanderung zahlreicher Proteſtanten der Stadt unerſetzlichen Schaden gebracht habe.

Sicherlich haben dieſe Auswanderungen ebenſowenig wie die vorhergehenden jahrzehntelangen Zwiſtigkeiten der Stadt zum wirthſchaftlichen Vortheile gereicht. Man darf ihnen aber keine allzugroße ſocialpolitiſche Bedeutung für die ſpätere Zeit beimeſſen. In der Tuch- und Nadelinduſtrie hat Aachen auch bis heutezu eine führende Stellung zu wahren gewußt. Die Kupferſchlägerzunft jedoch, die am meiſten durch die Religionswirren gelitten, war ſelbſt gleich nach dem dreißigjährigen Kriege noch ſo leiſtungsfähig, daß ſie im November 1648 in einem Vertrage mit dem Finanzrath von Brabant ſich zur Abnahme von 10 Millionen Pfund Galmei innerhalb zehn Jahren verpflichtete[2])

---

1) In einer Anmerkung (S. 57) bemerkt Macco, ohne auf die Sache weiter einzugehen, daß der Tumult vom Jahre 1611 zum Mißfallen aller evangeliſchen Bürger ausgebrochen ſei. Nenne er doch auch nur eine einzige Stimme jener Zeit, die ihr Mißfallen ausgedrückt hat· Daß es damals auch einzelne Proteſtanten gab, die mit dem Aufruhr und den dabei vorgekommenen Ausſchreitungen nicht einverſtanden waren, unterliegt wohl keinem Zweifel.

2) H. Kelleter in der Zeitſchrift „Aus Aachens Vorzeit" XI S. 70.

Was den raſchen Aufſchwung der Stadt im 17. Jahrhundert verhinderte, waren die furchtbaren Kriegslaſten des dreißigjährigen Krieges, vor allem aber der ſchreckliche Brand des Jahres 1656. Es braucht nicht geſagt zu werden, was ein ſolches Unglück in einer Zeit, die Schadensverſicherungen nicht kannte, zu bedeuten hatte.

Macco's Buch iſt, trotzdem es unter wiſſenſchaftlicher Flagge ſegelt,[1] eine durchaus unerfreuliche Arbeit, deren Werth auch durch die vier dem Buche beigegebenen Abbildungen nicht gehoben wird.

Von dieſen Abbildungen ſtellt die Erſte einen Landsknechts-Fähndrich dar. Daß die von ihm geſchwenkte Fahne, wie die Unterſchrift behauptet, die Aachener Stadtfahne iſt, wäre noch zu beweiſen, denn die Reichsſtadt Aachen war im 16. Jahrhundert nicht der einzige Staat, der den einköpfigen Reichsadler im Wappen führte.

Die letzte Abbildung ſtellt die im Jahre 1616 vor dem Rathhauſe erfolgte Hinrichtung zweier Rädelsführer des Aufſtandes von 1611 und die aus gleichem Anlaß errichtete

---

1) Um den Anſchein der Wiſſenſchaftlichkeit zu erwecken, iſt nichts geſpart. Dem Vorworte folgt ein „Verzeichniß der benutzten Quellen“, worin 9 Archive, 2 Handſchriften und 36 Druckwerke aufgeführt ſind. Dabei ſind große Sammelwerke mit ihren ſämmtlichen Bänden angegeben, trotzdem nur Ein Artikel Eines Bandes benutzt iſt. Das gilt z. B. von „Wetzer und Welte's Kirchenlexikon 1882—1900“, woraus nur der erſte von Prof. Floß verfaßte Artikel über „Aachen“ benutzt iſt; von der „Weſtdeutſchen Zeitſchrift für Geſchichte und Kunſt Jahrg. 1—18“, aus der nur der Artikel von Müller in Band 14 in Betracht kommt, u. ſ. w. Dagegen ſind viele Citate völlig werthlos. Was will es z. B. heißen, wenn als „Quelle“ angeführt wird: „Königl. Bibliothek Berlin, Handſchr.-Sammlung, Man. Boruss. fol. 738, S. 42“? Liegt hier eine Originalurkunde vor, oder eine ältere oder neuere beglaubigte oder unbeglaubigte Copie? Handelt es ſich vielleicht nur um ältere oder neuere Privataufzeichnungen? Die Vorrede hätte doch unbedingt eine kritiſche Würdigung des benutzten Handſchriften-Materials bringen müſſen

Schandſäule dar. Hätte Maceo ſich die auf dieſem Bilde befindlichen Inſchriften genauer angeſehen, dann würde er gefunden haben, daß der Mann, dem die Schandſäule errichtet wurde, nicht Kalkbrenner, wie er ihn ſtets und ſelbſt im Regiſter nennt, ſondern Kalkberner hieß.[1])

Vergebens aber wird man fragen, was die zwei anderen Bilder, die Scenen aus der Erſtürmung (unter den Bildern ſteht „Belagerung") von Maaſtricht durch die Spanier im Jahe 1579[2]) darſtellen, in einer Geſchichte Aachens bedeuten ſollen. Die Bilder enthalten Gräuelſcenen, wie ſie auf allen gleichzeitigen Darſtellungen ähnlicher Begebenheiten enthalten ſind, dabei ſind ſie künſtlerich und vielleicht ſogar für die Lokalgeſchichte Maaſtrichs völlig werthlos. Wirkung konnte ſich Maceo von ihnen nur bei einem Publikum verſprechen, für das Hiſtoriker, denen es Ernſt mit ihrer Aufgabe iſt, nicht zu ſchreiben pflegen.

Wir ſchließen unſere Ausführungen mit Tille's Worten: „Hoffentlich gibt Maceos Schrift einem anderen Forſcher die Anregung, ſich in den Stoff zu vertiefen und eine wirklich allen Anforderungen genügende ‚Geſchichte der Reichsſtadt Aachen im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation' zu verfaſſen!"

Von katholiſcher Seite, das können wir beifügen, kann dieſer Arbeit mit Ruhe entgegengeſehen werden.

---

1) Eigentlich gehört dieſes Bild auch nicht in das Buch hinein, da der dargeſtellte Vorgang außerhalb des Rahmens der Abhandlung liegt und nur nebenbei erwähnt wird.

2) Im Text iſt S. 26 irrthümlich das Jahr 1578 angegeben.

LXX.

Zur Lehre vom Kirchenamt in der Didache.[1]

Eine der intereſſanteſten und wichtigſten, aber auch dunkelſten Fragen, welche die Forſcher auf katholiſcher wie proteſtantiſcher Seite ſeit Jahrhunderten beſchäftigt und die noch immer einer vollkommen befriedigenden Löſung harrt, iſt die nach dem Weſen der älteſten Kirchenverfaſſung und der Entſtehung des katholiſchen Epiſkopats insbeſondere. In einer vor Jahresfriſt erſchienenen gut geſchriebenen Abhandlung hat v. Dunin-Borkowski einige Dutzend ſolcher Löſungsverſuche zuſammengeſtellt und kritiſch beleuchtet. Die Unmenge von ſich gegenſeitig widerſprechenden Hypotheſen iſt ſehr bezeichnend für die Schwierigkeiten, die hier dem Forſcher ſich entgegen ſtellen. Und dieſe Schwierigkeiten ſind noch gemehrt worden durch die Voreingenommenheit, mit der man vielfach von einſeitig-confeſſionellem Standpunkt aus an die Erforſchung der hier in Betracht kommenden Urkunden herangetreten iſt. Mit hoffnungsvoller Freude wurde jeder neue Fund auf dem Gebiet der altchriſtlichen Literatur begrüßt; erwartete man ſich doch, werthvolle Nachrichten zu finden, die geeignet ſein konnten, die Lücken, welche im Stand unſeres

---

1) cf. Harnack: Die Lehre der 12 Apoſtel nebſt Unterſuchungen zur älteſten Geſchichte der Kirchenverfaſſung und des Kirchenrechts. Leipzig bei Hinrich 1884, ſowie Harnack· Dogmengeſchichte. I. Bd. S. 363 ff, 3. Aufl., Freiburg 1894

Wiſſens in dieſer Frage noch klaffen, auszufüllen. Beſondere Erwartungen hegte man diesbezüglich von der 1883 durch den Metropoliten Bryennios veröffentlichten „Lehre der 12 Apoſtel". Aber dieſe Erwartungen erfüllten ſich nur ſehr unvollkommen; die Nachrichten der Didache über die Kirchenverfaſſung waren zu ſpärlich und wenig klar und das Schlimmſte war wieder, daß dieſe dürftigen Notizen gehörig ausgebeutet worden ſind zur Stütze von vornherein fertigen Hypotheſen. Am gründlichſten hat wohl Harnack die Didache für ſeine bekannte Theorie von der Entwicklung des Epiſkopats ausgenützt, und gerade ſeine Darlegungen möchte ich hier einer Beſprechung unterziehen. Es iſt mein Zweck, zu zeigen, wie ungemein vorſichtig man in der Prüfung ſolcher Quellenſtellen ſein muß, wie ſehr man ſich von lieb gewordenen Meinungen losmachen muß, um nicht in jene etwas anderes hineinzulegen, als ſie wirklich ausſagen. Es handelt ſich hier um die einfache Frage: Welche Angaben enthält die Didache über die urſprüngliche Kirchenverfaſſung und wie laſſen ſich dieſelben mit den in anderen gleichzeitigen Urkunden vorkommenden vereinigen?

Bevor ich jedoch an die Beantwortung dieſer Frage gehe, möchte ich kurz darlegen, zu welchen Reſultaten Harnack gekommen iſt:

I.

Da in der Didache Kap. 11 ff. an erſter Stelle Apoſtel, Propheten und Lehrer erwähnt werden, ſo ſchließt Harnack, daß die urſprünglichen kirchlichen Beamten nicht ſtändige Beamte einer Einzelgemeinde waren, ſondern freie Lehrer, die von Gemeinde zu Gemeinde mit ihrer Predigt wanderten; und zwar waren die Apoſtel die berufsmäßigen Miſſionäre des Evangeliums, die Propheten und Lehrer die Träger der Erbauung, die ſich nicht wie die Apoſtel an die Heiden wandten, ſondern den chriſtlichen Gemeinden ſelbſt als deren geiſtliche Stützen gegeben waren.

Die Aufgabe aller iſt das λαλεῖν τὸν λόγον τοῦ θεοῦ, alſo der Dienſt am Wort; aber während die Propheten zugleich ekſtatiſch begabt ſind, leiſten die Lehrer den Dienſt am Wort ausſchließlich in mehr begriffsmäßiger Darſtellung. Die Nichterwähnung der πρεσβύτεροι iſt Harnack ein willkommener Beweis dafür, daß dieſelben urſprünglich nur die „Alten" in der Gemeinde waren im Gegenſatz zu den νεώτεροι, alſo kein geiſtliches Collegium repräſentirten. Aus der Nebeneinanderſtellung der Epiſkopen und Diakonen aber ſchließt Harnack, daß das Amt beider urſprünglich weſentlich identiſch geweſen ſei und nur das Alter des Amtsträgers eine Differenzirung bewirkt habe. Es werde dieſe Auffaſſung dadurch von der Didache als richtig beſtätigt, daß ein Unterſchied zwiſchen Epiſkopen und Diakonen in ihr überhaupt nicht hervortrete, für dieſelben vielmehr die gleichen Qualitäten und Ehren gefordert würden. Daß Epiſkopen und Diakonen urſprünglich nur Verwaltungsbeamte geweſen ſeien, zeige die Didache dadurch, daß ſie als Qualitäten für dieſelben Sanftmuth und Freiheit von Geldgier verlange. Doch leite ſie den Anſpruch auf Ehre für beide aus einer *neuen Funktion* ab, die ſie ihnen beilegt und zeige ſo, daß ſie als Verwaltungsbeamte der Gemeinde nicht über-, ſondern gleichgeordnet waren. Dieſe neue Funktion aber beſtehe darin, daß die bedeutungsvollen Prädikate der der Geſammtkirche geſchenkten ἡγούμενοι, nämlich der Apoſtel, Propheten und Lehrer im Laufe der Zeit, als jene ausſtarben, oder ihre Bedeutung verloren, auf ſie übertragen worden ſind d. h. alſo, daß auch ſie λαλοῦντες τὸν λόγον τοῦ θεοῦ geworden ſind. Das habe erſt den Epiſkopat auf die Linie ſeiner katholiſchen Entwicklung geſtellt. Dieſe Entwicklung findet übrigens Harnack *ganz natürlich*, weil es erſtlich in der Natur des adminiſtrativen Amtes gelegen geweſen ſei, daß es nach und nach den Dienſt am Wort anderen entzog und in ſich hineinzog, weil es ferner in der Natur der Verhältniſſe gelegen geweſen ſei, daß jene „geiſt-

Digitized by Google

liche“ Organiſation von Apoſteln, Propheten und Lehrern aufhören mußte und endlich weil die Kämpfe mit dem Gnoſticismus zur Folge hatten, daß der größte Nachdruck gelegt wurde auf die rechte apoſtoliſche Lehre und feſten äußeren Zuſammenſchluß. Es ſei, drückt ſich Harnack aus, die noch eben allen Stürmen trotzende hierarchiſche Verfaſſung der katholiſchen Kirche alſo in ihren Elementen uralt, ſie ſei die wunderbare Combination jener Elemente (der geiſtlichen und adminiſtrativen) und es ſei das ſeltſamſte Spiel der Geſchichte, daß es eben der Dienſt am Wort geweſen, der, indem er den Presbyter-Epiſkopen zugewieſen wurde, dieſe Vorſteher in Inhaber einer beſonderen Amtsgnade, in Prieſter und Hierarchen verwandelt hat. „Der Katholicismus hat Recht, wenn er behauptet, daß alle weſentlichen Elemente ſeiner Kirchenordnung in der apoſtoliſchen Zeit vorgebildet ſeien, aber Fiktion iſt es, wenn er die Combination derſelben auf jene Zeit zurückführt. Der Proteſtantismus aber hat Recht, wenn er daran feſthält, daß in der Kirche urſprünglich nur die ſelbſtändige und nicht von Menſchen deklarirte Würde der λαλοῦντες τὸν λόγον τοῦ θεοῦ gegolten hat.“

II.

Gegen dieſe gewiß ebenſo geiſtreichen wie kühnen Argumentationen Harnacks muß ich aber folgende Bedenken geltend machen:

1) Wie die darwiniſtiſchen Naturforſcher in der Paläontologie nach „Uebergängen“, „Zwiſchenformen“ der einzelnen feſten Arten ſuchten zum Stützpunkt ihrer vorgefaßten Entwicklungstheorie, ſo ſieht ſich Harnack nach ſolchen Uebergangsformen zum katholiſchen Epiſkopat in der altchriſtlichen Literatur um und glaubt eine ſolche gefunden zu haben in der „geiſtlich-adminiſtrativen“ Funktion der Epiſkopen. Aber woher weiß denn Harnack, daß eine ſolche allmähliche Uebertragung des „Dienſtes am Wort“ auf Adminiſtrativbeamte ſtattgefunden hat? Etwa aus der Didache? Mit nichten! Denn hier

Digitized by Google

erſcheinen als feſte adminiſtrativ-geiſtliche Kirchenämter die der Epiſkopen und Diakonen neben den für die Geſammtkirche wirkenden Apoſtel-Miſſionären, Propheten und Lehrern. Dieſe allmähliche Uebertragung ſoll ſich vollzogen haben mit dem Ausſterben der „allgemeinen“ Kirchenämter. Aber gerade die Didache iſt ein vollgiltiger Beweis dafür, daß zur Zeit ihrer Abfaſſung weder von einem Ausſterben noch Rückgang jener rein geiſtlichen Aemter die Rede war. Und jener von Harnack ſtatuirte Uebergang ſoll ein „ſeltſames Spiel der Natur“ geweſen ſein? Warum hier zu Zufällen und Naturſpielen ſeine Zuflucht nehmen, wenn ein geringes Nachdenken genügt, uns davon zu überzeugen, daß bereits die Apoſtel (im engeren Sinne des Worts!) geradezu gezwungen waren, für die Errichtung ſolch' feſter Gemeinde- oder Kirchenämter ſelbſt zu ſorgen, um den neu gegründeten Gemeinden eine dauernde geiſtliche Leitung zu geben und ſie nicht der ſporadiſchen Leitung zufällig einmal da einkehrender Propheten oder Lehrer zu überlaſſen? Oder waren vielleicht die „Lehrer“ ausſchließlich die feſtangeſtellten urſprünglichen geiſtlichen Gemeindebeamten? Doch ſchwerlich, ſonſt hätten dieſelben nicht ſo leicht, wie Harnack meint, von den herrſchſüchtigen Epiſkopen aus ihrer Stellung verdrängt werden können und es hätte bittere Kämpfe abgeſetzt, von denen die Kirchengeſchichte uns doch ſicher Spuren hätte hinterlaſſen müſſen.

2) Als die „Geehrten“ in der Gemeinde werden nicht etwa von der Didache in erſter Linie die Apoſtel, Propheten und Lehrer bezeichnet, wie dies nach der Harnack'ſchen Theorie doch nothwendig der Fall ſein müßte, ſondern gerade die Epiſkopen und Diakonen und erſt neben und mit ihnen auch jene. Warum hat aber der Verfaſſer der Didache die Apoſtel, Propheten und Lehrer vorangeſtellt und ſich viel eingehender mit ihnen beſchäftigt als mit den Epiſkopen und Diakonen? Einzig aus dem Grund, weil es ſich bezüglich der Apoſtel-Miſſionäre und der Propheten damals um eine

ſogenannte „Brennende Frage" handelte, die auch aus dem Pastor Hermae herausleuchtet, nämlich um Aufſtellung von Schutzmaßregeln gegen vorkommende Täuſchereien und Betrügereien ſolcher herumwandernden Leute. Hierüber auch ſeine Anſicht auszuſprechen, war dem Verfaſſer Hauptſache.

3) Daß von den Epiſkopen und Diakonen gefordert wird Freiheit von Geldgier und Sanftmuth, ſoll beweiſen, daß ſie urſprünglich nur Finanzbeamte waren. Aber ſagt denn nicht Harnack ſelbſt [l. c. p. 151]: „die Epiſkopen brachten in der Regel das Opfer dar", das heißt alſo doch: ſie waren auch die *oberſten Liturgen* in der Gemeinde. Wenn nun, wie wir eben aus der Didache ſahen, die Epiſkopen auch den Dienſt am Wort und adminiſtrative Funktionen haben, ſo vereinigen ſie ja bereits in der unmittelbar nachapoſtoliſchen Zeit alle jene Funktionen in ſich, deren allmähliche Combination nach Harnack erſt zur Entwicklung des katholiſchen Epiſkopats geführt haben ſoll. Freilich bedeutet in den Augen Harnacks ihr Charakter als oberſte Liturgen der Gemeinde nicht viel, da er ja das geheimnißvolle Opfermahl nur als ſimple Mahlzeit aufgefaßt wiſſen will.

4) Warum geſchieht nun aber in der Didache der Presbyter keine Erwähnung? Harnack nützt dieſen Umſtand ſofort für ſeine Meinung aus, wonach die πρεσβύτεροι urſprünglich nur die älteſten Leute in der Gemeinde waren im Gegenſatz zu den νεώτεροι. Nachdem aber Harnack die Didache um das Jahr 150 entſtanden ſein läßt, muß man doch fragen: wie kommt es, daß um dieſe Zeit ſonſt überall die von Harnack vorausgeſetzte Entwicklung der Presbyter zu einem geiſtlichen Collegium ſich vollzogen hat, während in den Gemeinden, an die der Verfaſſer der Didache ſich wendte allein merkwürdigerweiſe dieſe Entwicklung ſich noch nicht vollzogen haben ſoll? Was iſt der Grund dieſer unerklärlichen Verkümmerung? Lagen vielleicht jene Chriſtengemeinden in einer weltfremden Oaſe der ſyriſchen oder ägyptiſchen Wüſte? Iſt die Erklärung nicht viel einfacher

und naheliegender, wonach die Nichterwähnung der Presbyter denen Recht zu geben ſcheint, die an der Identität der Namen Presbyter und Epiſkopen für dieſe urchriſtliche Zeit feſthalten? Es wäre dann freilich die weitere Frage zu beantworten, warum in der Didache keine Rede iſt von einem monarchiſchen Epiſkopat? Die Antwort iſt nicht allzu ſchwierig. Einmal will die Didache keine Abhandlung über urchriſtliche Kirchenverfaſſung geben; ſie erwähnt der Epiſkopen und Diakonen an einer ganz anderen Stelle, in anderem Zuſammenhang als die Apoſtel, Propheten und Lehrer, nämlich in unmittelbarem Anſchluß an die Lehre vom Opfer und indem ſie ſchon dadurch den engen Zuſammenhang der Epiſkopen und Diakonen mit der euchariſtiſchen Opferfeier nahelegt, begnügt ſie ſich ſozuſagen im Vorübergehen gewiſſe moraliſche Eigenſchaften dieſer Kirchendiener zu betonen, vielleicht weil erſt jüngſt Mißſtände in einer der adminiſtrativen Funktionen derſelben vorgekommen waren. Daß unter dieſen Presbyter-Epiſkopen einer den Vorſitz führte, iſt doch ſelbſtverſtändlich und geht aus dem Zuſammenhalt mit andern gleichzeitigen und früheren Schriften der altchriſtlichen Literatur hervor (ſo im Paſtor des Hermas „die nach dem erſten Sitze ſtreben", im Clemensbrief wo die Rede iſt von erprobten Männern, welche die Apoſtel als „Stellvertreter" aufſtellten, in den Ignatiusbriefen und bei Irenäus). In dieſen Vorſitzenden des Presbyter-Epiſkopen-Collegiums haben wir den Urſprung des monarchiſch-katholiſchen Epiſkopats zu ſuchen, der ſelbſtredend erſt dann mehr nach außen hervortreten konnte, als es galt, die Glaubenseinheit der Gemeinde gegen den auftretenden Gnoſticismus zu ſchützen.

5) Aber auch den Fall geſetzt, die von Harnack angenommene Entwicklung des katholiſchen Epiſkopats ſei richtig, ſo bliebe ſie in unſerem Falle hier ein arger Anachronismus. Denn Harnack verlegt doch, wie eben bemerkt, die Abfaſſungszeit der Didache in die Mitte des zweiten Jahrhunderts. In dieſer Zeitperiode hat ſich nach Harnacks Hypotheſe eine

Uebernahme der διακονία τοῦ λόγου durch die Preſbyter-Epiſkopen vollzogen und es muß noch eine lange weitere Entwicklung vorausgeſetzt werden, in der nach und nach der monarchiſche Epiſkopat ſich ausbildete gleichzeitig mit dem völligen Ausſterben der Propheten und Apoſtel. Daher dürfte es nach Harnack vor dem Anfange des dritten Jahrhunderts noch gar keine Biſchöfe im katholiſchen Sinn geben. Er ſelbſt kann aber nicht läugnen, daß in der Apokalypſe und den Paſtoralbriefen bereits ein monarchiſcher Vorſteher der Chriſtengemeinde erwähnt wird; die Ignatiusbriefe, der Clemensbrief, der Verfaſſer des „Hirten“, Irenäus kennen aber alle den monarchiſchen Epiſkopat. Sonach iſt derſelbe für Kleinaſien, für Rom und Gallien bezeugt und zwar ſchon um die Wende des erſten Jahrhunderts. Wo bleibt da die von Harnack geforderte „Entwicklung“?

Als Reſultat unſerer Beſprechung iſt daran feſtzuhalten, daß die Angaben der Didache über das Kirchenamt nicht gegen die katholiſche Lehre ſprechen, daß ferner dieſelben nicht einſeitig betrachtet werden dürfen, ſondern nur unter Vergleichung mit anderweitigen, gleichzeitigen und dazu eingehenderen Angaben über die hierarchiſche Verfaſſung der altchriſtlichen Kirche. Dann läuft man nicht Gefahr haltloſe Theorien aufzubauen, die zwar die perſönliche Neigung befriedigen mögen, aber vor einer vorurtheilsloſen, ruhigen Kritik nicht beſtehen können.

Prof. Dr. Ludwig.

LXXI.

Louis Veuillot.[1]

Zweiter Band der Biographie (1845—1855).

Der erſte Band dieſes bedeutenden Werkes ward in dieſer Zeitſchrift Bd. 126, S. 198 ff. ausführlich zur Anzeige gebracht. Derſelbe ſchildert den *Werdegang* des berühmten Schriftſtellers, der ſich vom einfachen Handwerkersſohn, ohne eine auch nur annähernd gelehrte Bildung empfangen zu haben, zum erſten und einflußreichſten Publiciſten von ganz Frankreich emporſchwang und durch den Umfang ſeines Wiſſens, die unerreichte Pracht und den Glanz ſeiner Sprache und das Feuer ſeiner Kampfesnatur die Bewunderung der Katholiken, zugleich aber auch den Haß des Unglaubens und der religiöſen Gleichgültigkeit zuzog. Auch für dieſe Periode gaben ſich im katholiſchen Lager die Keime von Mißhelligkeiten zu erkennen, welche die anerkannten Führer der Katholiken, Veuillot auf der einen, Montalembert und Dupanloup auf der andern Seite, zeitweilig von einander ſchieden, ohne ſie jedoch zu trennen. Der *zweite* Band, welcher zufolge einer höchſt glücklichen Ueberfülle des Materials

---

1) Louis Veuillot. Par Eugène Veuillot. Tome deuxième 1845 — 1855. Cinquième édition. Paris. Viktor Retaux. 1901. 8°. XI, 578 S. (Frcs. 7.50) Mit Veuillot's Bruſtbild in Heliogravüre.

nur einen Zeitraum von zehn Jahren umfaßt, zeigt uns das Bild allmähliger Entfremdung dieſer Führer, die bis zum Erlaß des Unterrichtsgeſetzes von 1850 Schulter an Schulter kämpften, dann aber verſchiedene Wege einſchlugen und auf dieſen beharrten.

Der mit einer vorzüglichen Feder ausgerüſtete, in der ſcharfen Schule ſeines älteren Bruders, des Helden der Biographie, herangereifte Verfaſſer, befand ſich auch für den zweiten Band in der glücklichen Lage, eine ſchier endloſe Reihe von Aktenſtücken, Denkſchriften, Briefen an und von Louis Veuillot, die bisher unbekannt geblieben, benützen zu können. Dieſe betreffen die Stellung Veuillots zum apoſtoliſchen Stuhle, welcher das von ihm geleitete Tagesblatt „Univers“ faſt ausnahmslos gebilligt, zum Erzbiſchof Mſgr. Sibour von Paris, der, tief im Gallikanismus befangen, an Veuillot Forderungen ſtellte, die er andern gegenüber ſelber außer Acht ließ, ferner zu Mſgr. Dupanloup, dem unerbittlichen Gegner des „Univers“, der aber vergebens in Rom wie in Paris ſein geſprochenes wie ſein geſchriebenes Wort zum Untergang des Blattes eingeſetzt hat, zu Louis Napoleon, der ſich die Unterſtützung Veuillots zu ſichern wußte, zum berühmten Biſchof Pariſis von Langres, dann von Arras, der unter allen Prälaten des damaligen Frankreichs für Veuillot's Bemühungen das feinſte Verſtändniß beſaß, endlich zum Grafen von Montalembert, der allmählig von Veuillot ſich trennte und mit ſeiner Schrift „Von den katholiſchen Intereſſen im neunzehnten Jahrhundert“ 1853 in ſeine liberale Periode eintrat.

Nichts liegt dem Berichterſtatter ferner, als eine uneingeſchränkte Billigung aller und jeder Urtheile, welche Eugen Veuillot über alle hier auftretenden Perſonen abgibt. Insbeſondere möchte er dieſe Einſchränkung geltend machen mit Bezug auf den Abbé und demnächſtigen Biſchof von Orleans Auf der anderen Seite dürfte es aber eine Forderung der Gerechtigkeit ſein, auch einmal einen Vertheidiger Veuillot's

zu Worte gelangen zu laſſen, nachdem die Gegner des berühmten Publiciſten längſt ihre Biographen gefunden haben. Was dem Leſer in dem Leben Veuillot's immer deutlicher ſich aufdrängt, das iſt die Thatſache der Einheit der Welt- und Lebensauffaſſung, die ihn auszeichnet. Wie manigfach auch ſeine Ausſchreitungen ſein mochten, Veuillot iſt ſeinen Grundſätzen auf dem Gebiete der Religion unentwegt treu geblieben, und die Geſchichte des Vatikaniſchen Concils, dem er in Frankreich den Boden bereitet hat ihm Recht gegeben. Von Dupanloup und Montalembert läßt ſich das Gleiche nicht behaupten. All die langwierigen Streitfragen, an deren Behandlung Veuillot ſich betheiligte, bargen als innerſten Kern den Gegenſatz zwiſchen Gallikanismus und römiſcher Lehre. Der letzteren hat Veuillot eine geradezu heldenmüthige Treue bewahrt. Schon für dieſen im zweiten Bande behandelten Zeitraum von zehn Jahren hat kein geringerer als Abbé Maret, der nachmalige Verfaſſer des Werkes Du concile général et de la paix religieuse, und damals ein Hauptvertreter der gallikaniſchen Richtung, dieſe Thatſache in den Worten ausgeſprochen: „Das traurigſte an der Sache iſt, daß der Sieg des Univers und die Annahme ſeiner Lehren den Gleichgültigen und Feinden den Katholicismus in einem wenig günſtigen Lichte werden erſcheinen laſſen“ (569).

Noch in einer andern Beziehung lagert über dem vorliegenden Band ein ganz beſonderer Reiz. Allerdings beſaß Veuillot's Feder einen pikanten, herausfordernden, fauſtiſchen Zug. Wehe dem, der ſich, wie nicht wenige Vertheidiger des ſtaatlichen Schulzwanges und des ſtaatlichen Schulmonopols, zu Angriffen auf die heiligſten Gefühle der Katholiken hinreißen ließ. Und dennoch lag in dieſem rauhen Krieger ein Herz von Gold. Sein muſterhaftes Familienleben, ſeine unbeſchränkte Wohlthätigkeit, ſeine rührende praktiſche Frömmigkeit, ſein verborgenes Leben, das ſich fern von den Salons der vornehmen pariſer Welt abſpielte, die

ihm, dem erſten Publiciſten Frankreichs offen ſtanden, die er indeß mied, um ſeine Feder keiner politiſchen Partei widmen zu müſſen — all dieſe herrlichen Vorzüge haben ihm auch ſeine erbittertſten Gegner nicht beſtritten. Und wenn es ſich dann manchmal ereignete, daß die Hand der göttlichen Vorſehung ihn traf und läuterte, wie beim frühen Heimgang ſeiner Gemahlin, der Veuillot auf dem Todesbette ſchwur „nie werden deine Kleinen eine andere Mutter erhalten“, oder dem Tode ſeiner Kinder, dann ſtreckten ſeine Gegner die Waffen und aus ganz Frankreich liefen Bezeugungen des Beileids ein, die ſich nach vielen Hunderten zählten. Die des Grafen von Montalembert gereichen dem Sohn der Kreuzfahrer zu beſonderer Ehre. Die ſoeben kurz entwickelten Geſichtspunkte dürften als Compaß für die Beurtheilung des ſeltenen Reichthums dieſes zweiten Bandes gelten, aus deſſen Rahmen hier in Anſehung des uns zugebilligten Raumes nur wenige Züge ſich herausheben laſſen.

Um die Kämpfe der franzöſiſchen Katholiken zur Erlangung der Freiheit des Unterrichts zu verſtehen, ſeien kurz die vier großen Anklagen mitgetheilt, welche ſie in der Schrift Monopole universitaire gegen die von Napoleon I. eingerichtete Univerſität, die mit der Verwaltung des Unterrichts für ganz Frankreich eingerichtete oberſte Behörde, 1845 erhoben. „1. Die Univerſität beſchimpft die Religion und alles, was ihr heilig iſt, ſie lobt und erhebt alles, was die Religion verwirft und beklagt. 2. Sie hebt das katholiſche Glaubensbekenntniß von oben bis unten auf. 3. Sie ſtellt die katholiſchen Glaubenslehren in Frage und bemüht ſich, dieſelben aufzulöſen. 4. Sie greift ſogar jene Dogmen an, die jedweder Religion zu Grunde liegen und jeder Geſellſchaft als Unterlage dienen“. — Dem Univerſitätsmonopol gegenüber ſtellten die Katholiken durch ihren Vertreter, den Cardinal-Erzbiſchof de Bonald von Lyon ihre Forderungen in folgenden Sätzen auf: „1. Wir verlangen nicht die Aufhebung der Univerſität. 2. Wir ver-

langen kein Unterrichtsmonopol zu Gunſten der Geiſtlichkeit, wir verlangen für Niemand ein Monopol. 3. Wir verlangen die nämliche Freiheit, die in Belgien beſteht; wir verlangen ſie für Jedermann. 4. Wir verlangen, daß das Unterrichtsweſen der nämlichen Aufſicht unterſtehe, welche die Staatsbehörde der Preſſe gegenüber ausübt, daher lehnen wir auf dem Gebiete des Unterrichtes jene Präventivcontrole ab, die das Geſetz zurückweiſt, wenn es ſich darum handelt, daß man ſeine Anſchauung dem Druck übergibt. 5. Wir verlangen die wahre Freiheit des Unterrichts, die allen zuſtehende Befugniß, unter der Aufſicht des Staates ſolche Schulen zu errichten, die von der Univerſität vollſtändig unabhängig ſind" (355).

Zwei Bemerkungen dürfen hier nicht unterdrückt werden. Indem die Katholiken dieſe Forderungen erhoben, bewegten ſie ſich vollſtändig auf dem Boden der Verfaſſung von 1830. In dieſer war durch eine bis heute unbekannte Hand das Recht auf Freiheit des Unterrichtes uneingeſchränkt gewährleiſtet worden. Was das liberale Bürgerthum und die Univerſitarier aber damals feierlich verſprochen, haben ſie mit grenzenloſer Engherzigkeit bis 1850 für die Mittelſchulen verweigert. Sodann iſt zweitens zu beachten, daß Veuillot folgerichtig an der erſtmaligen Forderung der Katholiken, die ſich auf die Freiheit der niederen, mittleren und hohen Schulen richtete, feſthielt, während das Triumvirat Montalembert Dupanloup und Falloux mit der Regierung und den Univerſitariern einen Vergleich ſchloß, aus welchem das Geſetz für Mittelſchulen von 1850 hervorging. Bis zu dieſer Zeit gingen Veuillot und Montalembert Hand in Hand, wenngleich auch damals offener Bruch nur mühſam unterdrückt wurde. Denn während Montalembert in jeden Artikel des Univers hineinreden und Veuillot, den Chefredakteur, der Aufſicht eines Comitees unterſtellen wollte, lehnte Veuillot dieſe Zumuthung ab. Zur Niederlegung ſeines Amtes jede Stunde bereit, wünſchte er durchaus nicht,

anonyme Perſonen mit dem Schweiße ſeiner Arbeit und den Leiſtungen ſeines Talentes zu decken (14).

Die beiden erſten Kapitel ſchildern die Kämpfe um die Unterrichtsfreiheit in den Jahren 1845 und 1846. Die Mittel, deren man ſich gegen die Katholiken bediente, erreichten ihren Gipfel in den Romanen Eugène Sue's, der im Journal des Débats „Die Geheimniſſe von Paris", ſodann in dem von Thiers beeinflußten Constitutionnel „Den ewigen Juden" veröffentlichte. Die meiſterhafte Kritik dieſes empörend rohen und ſchmutzigen Verleumders der Jeſuiten durch Veuillot beſitzt heute die nämliche Friſche und ſtärkende Kraft wie am Tage ihrer Veröffentlichung (34). Wie in Lecanuet's Biographie des Grafen Montalembert tritt Thiers uns auch hier als ein gewiſſenloſer Politiker entgegen, der die Jeſuitenfrage lediglich aufrollt, um den Miniſter Guizot aus dem Amte zu drängen (11). Die Verhandlungen, welche Graf Roſſi im Auftrag der Regierung bei Gregor XVI. behufs Auflöſung der Jeſuiten führte, hatten nur das Ergebniß, daß der General P. Roothaan, um ein drohendes Gewitter zu beſchwören, aus freien Stücken die Auflöſung der Häuſer des Ordens in Frankreich genehmigte. Unbekannt iſt der im Auszug mitgetheilte Brief Gregors XVI an den Biſchof Pariſis von Langres, welcher den Inhalt in indirekter Rede alſo wiedergibt: „Hinſichtlich der Frage der Jeſuiten entnehme ich dem Briefe einer ſehr hohen Perſönlichkeit in Rom vom 28. Juli (1845), daß keinerlei Verhandlungen mit dem hl. Stuhle ſtattgefunden und daß der letztere, hätte er ſich darüber ausſprechen müſſen, dies mit jener Maßhaltung und Feſtigkeit gethan hätte, welche ſeine göttliche Sendung gebieten" (59). Eine feſte Stütze erhielt Graf Roſſi in Rom an dem Rektor der franzöſiſchen Nationalkirche Mſgr. de Bonnechoſe, der bald darauf zum Biſchof von Carcaſſonne und unter Napoleon zum Erzbiſchof von Rouen ernannt wurde. Unter der Löſung der Jeſuitenfrage, bemerkt der Biograph, „fühlte ſich Veuillot doppelt unglücklich, wegen

der Freiheit und wegen der Religion", aber als „Mann des Gehorsams hielt er sich nicht für befugt, da zu tadeln, wo Rom Freiheit des Handelns gestattet und ein Stillschweigen beobachtet, das einer Billigung gleichkam, oder vielmehr eine solche war" (62).

Um innere Zwistigkeiten im Schooße des Verwaltungsrathes des Univers zu beschwichtigen, willigte Veuillot 1845 ein, daß Graf de Coux, ein alter Mitarbeiter am Avenir, die Stelle des Chefredakteur einnahm, während Veuillot beigeordneter Leiter sein sollte. Auf die Dauer hielt diese halbe Maßregel nicht vor. Wenngleich Kampfes- und Leidensgenosse Montalemberts, war de Coux von letzterem nicht gut gelitten, während Montalembert, von Dupanloup beeinflußt, seine Hoheitsrechte am Univers geltend zu machen suchte. „Allbereits hatte der Abbé auf den Grafen seine Hand gelegt von dem Gedanken geleitet, an dem Tage, an dem sein mächtiger und von Bedenken erfüllter Freund die Herrschaft über das große katholische Blatt errungen, er selber, Dupanloup, die Leitung desselben erhalten würde — eine schlaue Berechnung, da Montalembert, bei allem Eigenwillen und leidenschaftlicher Eingenommenheit für seine Unabhängigkeit, stets, wenn auch widerwillig, das Joch irgend eines Mannes erduldet hat" (71). Was Dupanloup auf Umwegen nicht zu erreichen vermochte, hat er 1846 in Rom direkt angestrebt. Das fünfte Kapitel führt uns nach der Hauptstadt der christlichen Welt, wo das Univers im letzten halben Jahre der Regierung Gregors XVI. schwere Prüfungen zu bestehen hatte.

Hier hatte der französische Gesandte Graf Rossi dem Cardinalstaatssekretär das Blatt als ultraklerikal und Störer des religiösen Friedens zur Anzeige gebracht und Ausschließung desselben aus dem Kirchenstaat beantragt. Damals hat Rom in dieser Sache nur zwei Kundgebungen sich gestattet: dreimal wurde das Univers auf der römischen Post beschlagnahmt, und

außerdem ertheilte der Staatsſekretär auf die von Montalembert zur Vertheidigung des Univers, der katholiſchen Partei und ſeiner eigenen Haltung (Poloniſmus) nach Rom geſandte Denkſchrift eine für die katholiſche Partei nicht ausnehmend ermuthigende Antwort, die Eugen Veuillot nach Lecannet ausführlich mittheilt (94). Der hinreißende Artikel, den Veuillot Gregor XVI. nach deſſen Hinſcheiden widmete, wurde Veranlaſſung zu einem Briefwechſel mit Montalembert, der den Artikel lobte, aber auch zu erkennen gab, daß zu ſeinem Bedauern kein Comitee mit ihm als Oberhaupt und mit Dupanloup als Hauptberather dem Univers zur Seite ſtehe (102). Als Montalembert Miene machte, das neu entſtandene katholiſche Blatt Alliance, welches „Nachgiebigkeit“ auf ſeine Fahne geſchrieben hatte, zu unterſtützen, drohte Veuillot mit Rücktritt vom Univers, worauf Montalembert mit dem Bemerken Einſprache erhob: „Ihr Talent iſt ein Reichthum für die Kirche“ (108). Der Ton der zehn Artikel, die Veuillot 1846 für den Feldzug der Parlamentswahlen ſchrieb, aus denen eine Kammer mit 140 Gegnern des Unterrichtsmonopols hervorging, iſt charakteriſtiſch für die ſittlichen Zwecke, die er anſtrebte. Miniſter zu ſtürzen — das lag ihm fern; was e r wollte, war lediglich die Freiheit vom Banne der Univerſitarier (117).

Willkommen im Intereſſe der geſchichtlichen Wahrheit und als bedeutende Ergänzung des zweiten Bandes der Montalembert-Biographie von Lecanuet, ſind die Mittheilungen über das fortwährend ſich verſtärkende Z e r w ü r f n i ß zwiſchen Veuillot und Montalembert-Dupanloup nur allzu geeignet, das Herz des Leſers mit tiefem Schmerz zu erfüllen. Nach Rom gereiſt, um eine Denkſchrift Montalemberts über die Stellung der franzöſiſchen Regierung zur Religion dem hl. Stuhl zu unterbreiten, legte Dupanloup zugleich einen Brief „ſeines Freundes“ vor, in welchem dieſer das Univers als „das Kreuz, die Erniedrigung, die

Schande des Katholicismus" bezeichnete (123), eine Polemik, die der Graf in Erwiderung der dagegen erhobenen Einwendungen im Correspondant weiter zu begründen suchte und fortsetzte. Natürlich blieb Veuillot ihm die Antwort nicht schuldig, und zwar mit einer Feinheit der Form, die ihn als Meister der Epistolographie zu erkennen gibt. Vergebens suchte der Bischof Parisis eine innere Versöhnung herbeizuführen. Auch die Frage der Einführung der römischen Liturgie in Frankreich, für die der Abt Guéranger sein Herzblut einsetzte, und die im Univers durch eine nachmals in Broschürenform veröffentlichte Reihe geistvoller Artikel von Veuillots Mitredakteur, du Lac, vertheidigt wurde, schien nicht geeignet, den Frieden zu befestigen (140). Wie wenig indeß Veuillot, entgegen dem Rufe, in dem er bei Vielen steht, an Unnachgiebigkeit krankte, beweist u. a. auch die Thatsache, daß er Montalemberts gewaltiger Kammerrede über die Revolution im Januar 1848 im Univers einen prächtigen Artikel widmete, worauf der Graf in dem Redaktionslokal ihm die Hand mit den Worten reichte: „Wir arbeiten zusammen." Hier hat Veuillot in Montalemberts Gegenwart seinen geistsprühenden Artikel über den Untergang der Julimonarchie am 24. Februar 1848, Abend 10 Uhr verfaßt. Zwei Mal hat der Graf das Manuskript gelesen, dann drückte er es Veuillot in die Hand mit dem Bemerken: „Gut, sehr gut, ich bin mit Ihnen" (202).

Die Kapitel 8—12 schildern Veuillot's Stellung zu den Ereignissen des Jahres 1848 mit reichlichen Auszügen aus seinen Briefen über die Vorgänge in Paris, deren Wirkungen damals in der ganzen Welt nachzitterten. All diese werthvollen Mittheilungen sprechen für den treuen Katholiken, warmen Freund des Vaterlandes, scharfsinnigen Beobachter und vollendeten Meister der Sprache. Für Veuillot war die Frage der Form der Regierungen, die sich damals in raschem Wechsel ablösten, von geringer Bedeutung gegen

ɔer dem Schutz der religiöſen Intereſſen. Dieſen hat er ɔr allen Dingen erſtrebt; von welcher Hand dieſes Gut ɪrgereicht wurde, darauf kam es ihm weniger an. Dem adel, den er deßhalb erfahren, ſetzt der Biograph das rogramm ſeines Bruders in den Worten entgegen: „Mehr ıtholiſch werden, das hat er ſtets gefordert, ſtets Jedermann rathen und in ſeinen Verhältniſſen ſtets beobachtet" (234). nerbittlich dagegen erwies er ſich gegenüber dem Irrthum, icht blos im Bereiche der Religion, ſondern namentlich auch er **Volkswirthſchaft**. Bei voller Anerkennung der hweren Sünden, deren Opfer die Geſellſchaft der Juli-Monarchie geworden, deckt er die Zweideutigkeit der ſociali-tiſchen Syſteme und ihrer angeblichen Heilmittel in tief-innigen Kritiken auf, die auf immer ihren Werth behalten verden (251). Für Veuillot beſaß unumſtößliche Bedeutung as alte Wort: Solutio omnium difficultatum Christus, as er namentlich betonte gegenüber jener Gruppe von Katholiken, die unter der Leitung des Grafen de Falloux on keiner katholiſchen Partei etwas wiſſen wollte, ſondern urch Vereinigung der Linien Bourbon und Orleans die Wiederherſtellung des Königthums anſtrebte und nicht ohne Einfluß auf Montalembert blieb (251. 275).

Zeitweilig wurde auch eine Verſöhnung zwiſchen Veuillot und Dupanloup erreicht, der mit dem Univers ging, dann aber den Ami de la religion erwarb und zum Organ ſeiner Richtung erhob, während die von Maret und Ozanam geleitete Ère-nouvelle das Univers des Rückſchritts beſchuldigte, die einzige Form der Demokratie in der Republik erblickte und den Katholicismus mit der Demokratie verſöhnen wollte, ſtatt dieſe durch jenen zu bekehren. „Wie damals", erwiderte Veuillot, „ſo ſind wir auch heute Chriſten, d. h. im hohen Grade lenkbare Menſchen, die ſich gegen die öffentlichen Gewalten nicht erheben, die nicht in Staunen gerathen, wenn ſie dieſelben ſtürzen ſehen; die wiſſen, daß die Kirche alle

Formen der Regierung annimmt, alle diejenigen ſegnet, die ſie beſchützen, aber ſich mit keiner derſelben verbindet; die demgemäß keine rechtmäßigen Bemühungen bekämpfen, kein irgendwie erträgliches Geſetz anfechten und kein Opfer an Gefühl, Zeit, Vermögen ablehnen, die aber zugleich ihr Gewiſſen nur Gott unterwerfen und nur auf ihn ihre Hoffnung ſetzen" (280). Hiermit ſtimmen durchaus überein Veuillot's treffende Aeußerungen über die chriſtliche Demokratie, welche wie ein vorausfallender Schatten des berühmten Lehrſchreibens gelten dürfen, das Leo XIII. mit den Anfangsworten „Graves de communi" über die chriſtliche Demokratie am 18. Januar 1901 erlaſſen. Dieſe Demokratie iſt nicht politiſcher Natur, ſondern religiöſer und ökonomiſcher Art, ihr Programm lautet: Hochachtung vor den Rechten aller Stände, Schutz des geſellſchaftlich Schwächeren durch den wirthſchaftlich Stärkeren, Betonung der ſocialen Pflichten, die auf dem Reichthum und der Bildung laſten, Stützung alles menſchlichen Rechtes durch ein ewiges göttliches Recht. Von ihr ſchrieb Veuillot: „Die Demokratie erhebt ſich, die Kirche iſt da, wie eine Mutter an ihrer Wiege. Sie ſchützt dieſes Kind, das ſo viele Feinde, ſie ſucht dieſen Prinzen aufzuklären, den ſo viele Schmeichler umgeben" (89).

Längſt war bekannt, daß Louis Napoleon ſeine Erhebung zum Präſidenten der Republik und Kaiſer der Franzoſen der Unterſtützung der Katholiken, insbeſondere dem Univers zu verdanken hatte. Aus Veuillot's Biographie erſieht man, daß er ſich beim Univers redlich um dieſen Beiſtand bemüht hat (283). Es genüge, die Aufmerkſamkeit des Leſers auf dieſen Punkt zu lenken. Auch die Verhandlungen in der Nationalverſammlung und der Preſſe über das Unterrichtsgeſetz, deren ſchon bei der Anzeige der Montalembert-Biographie in dieſer Zeitſchrift gedacht wurde, (Bd. 123, 251 ff.), können hierorts nur geſtreift werden. Wir betonen die Thatſache, daß de Falloux, Dupanloup,

Montalembert und Thiers mit den Univerſitariern einen Vergleich ſchloſſen, während Veuillot auf dem Boden des urſprünglichen Programms unentwegt beharrte und vollſtändige (nicht bloß für Mittelſchulen) Freiheit forderte. Auf Seite Veuillot's ſtand ein großer Theil des Epiſkopates, und der berühmte Biſchof Pariſis von Langres hat in der Nationalverſammlung gegen das Geſetz geſprochen. Nachdem Pius IX. ſich mit dem Vergleich zufrieden gegeben, hat Veuillot, von unbedingtem Gehorſam gegen den heiligen Vater erfüllt, die Lage der Dinge angenommen. „Keine Wolke", ſchrieb er, „ſoll lagern über der Aufrichtigkeit und Vollſtändigkeit unſerer Unterwerfung unter die Anweiſungen des Statthalters Jeſu Chriſti" (373). Von der damaligen Polemik zwiſchen Veuillot und Dupanloup bemerkt der Biograph über ſeinen Bruder: „Er ſcherzte ohne Groll, aber nicht ohne Nadelſtiche gegen dieſen aufdrängeriſchen Gegner, er ſcherzte vielleicht ein wenig zu viel". Zum Biſchof von Orleans ernannt, hatte Dupanloup Louis Veuillot erſucht, als Zeuge bei ſeinem Informativprozeß zu erſcheinen. Zu ſeiner Conſekration dagegen lud er ihn nicht ein und ſchrieb an die Prinzeſſin Borgheſe in Rom: „Das Univers iſt eine offene Wunde im Schooße der franzöſiſchen Kirche, er hat großes Unglück angerichtet, noch größere Uebel ſtehen uns bevor" (362).

Das war eine herbe Sprache, für die Veuillot von der oberſten Autorität in der Kirche reichliche Entſchädigung empfangen ſollte. Die Kapitel 14 bis 20 ſchildern den Untergang der katholiſchen Partei, die zweimalige Verwerfung des Univers durch den gallikaniſch geſinnten Erzbiſchof Sibour von Paris, die Berufung Veuillots nach Rom, ſeinen Empfang durch Pius IX., der unter gleichzeitiger Schonung des Erzbiſchofs und einigen Ausſtellungen in der Form der Polemik, Louis Veuillot in der Sache Recht gab und den Erzbiſchof zur Zurückziehung ſeines Spruches anhielt. Es iſt ein lehrreiches, farbenprächtiges Bild menſchlicher Be-

ſtrebungen, Leidenſchaften, Enttäuſchungen, aber auch hohen ſittlichen Muthes, gewaltigen Ringens für Recht und Gerechtigkeit, Freiheit und Kirche, des Kampfes zwiſchen Gallikanismus und katholiſcher Lehre, der die geiſtigen Schlachten des Vaticanums ahnen läßt.

In der Vorrede leiht der geiſtvolle Verfaſſer, auf dem der Geiſt ſeines verewigten Bruders zu ruhen ſcheint, ſeinem Bedauern darüber Ausdruck, daß es ihm nicht vergönnt geweſen, den literariſchen Arbeiten ſeines Helden eingehendere Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Würde in dieſe Zeit auch nur die einzige Schrift Les libres Penseurs fallen mit ihrer Schilderung der höheren Geſellſchaft unter der Juli-Monarchie, dieſes Bedauern wäre vollkommen gerechtfertigt. Es ſteigert ſich angeſichts all der übrigen ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen Veuillots, in denen uns ein Spiegelbild des damaligen Frankreichs entgegenwinkt. Um ſo ſtärker dürfte aber auf dem Verfaſſer die Pflicht laſten, dem Schriftſteller Veuillot mit ſeinen mehr denn vierzig Bänden eine beſondere Schilderung zu widmen.

A. Bellesheim.

LXXII.

Die katholiſche Arbeiterbewegung in Spanien.

„Yo quisiera que no sólo en cada ciudad y en cada pueblo sino en cada parroquia hubiese un Circulo de Obreros Catolicos, en el cual, aparte de otros conocimientos utiles, se cimentasen más en el de la Religión, explicada por celosos sacerdotes. Así aprenderían á cumplir fielmente con los deberes de cristianos, los de la vida de familia, los del trabajo y la industria y los de la vida social, influyendo poderosamente en la moralidad pública y en el bienestar comun.“

Dieſe von Leo XIII. gelegentlich der ſpaniſchen National-Arbeiterpilgerfahrt im Jahre 1894 an die mitanweſenden Biſchöfe und Prälaten gerichteten Worte enthalten in kurzen Zügen das Geſammtziel der katholiſchen Arbeiterbewegung unſerer Tage. Der greiſe Arbeiterpapſt wünſcht katholiſche Arbeitervereine nicht nur in allen Städten und Dörfern, ſondern ſelbſt in jeder einzelnen Pfarrei, in denen, abgeſehen von anderen nützlichen Kenntniſſen, namentlich auch eine feſte Grundlage in der Religion durch eifrige Prieſter gelegt werde, um in getreuer Pflichterfüllung als Chriſten, Familienväter und Arbeiter einen mächtigen Einfluß auf das öffentliche, ſittliche Leben und den allgemeinen Wohlſtand ausüben zu können. — Wie ſteht es nun in dieſer Beziehung in Spanien? Iſt der Klerus, den, wie überall,

Digitized by Google

der Papſt als den berufenen Führer des katholiſchen Volkes bezeichnet, dieſer ſeiner Aufforderung nachgekommen? Zu ſeiner Ehre ſei es geſagt, ja.

Trotz der Uneinigkeit und der Spaltung der Katholiken Spaniens in politiſcher und monarchiſcher Beziehung ſtehen ſie wenigſtens auf ſocialem Gebiete nicht ſo ganz verlaſſen da, als man ſonſt im Auslande mangels häufigerer Nachrichten wohl glauben möchte. Schulter an Schulter, mit einem ausgezeichneten Epiſkopate an der Spitze und unterſtützt von einem opferbereiten Klerus und der Mithilfe hervorragender Laien aus allen Ständen, ſind auch ſie in den letzten Jahren nicht müſſig geweſen. In Würdigung der Thatſache, daß der Hauptkampf der Gegenwart auf dem ſocialen Gebiete geführt werden muß, lernten die berufenen Faktoren immer mehr begreifen, daß, um das ganze Volk zu gewinnen, es einer ernſten und anhaltenden Arbeit bedürfe. Mit Begeiſterung nahm denn auch das katholiſche Spanien die Lehren und Weiſungen des greiſen Arbeiterpapſtes entgegen, und zu ſeiner Ehre kann es geſagt werden, es darf ſich ruhig neben den Glaubensgenoſſen anderer Länder ſehen laſſen. Einen Beweis dieſer Behauptung liefert die vor ein paar Monaten durch den Generalrath der katholiſchen Arbeitervereinigungen Spaniens herausgegebene erſte Generalſtatiſtik.

Dieſer zufolge beſtehen zur Zeit in 45 Diöceſen — ganz Spanien zählt deren 57 — 264 katholiſche Arbeitervereinigungen mit 76,143 Mitgliedern. Den erſten katholiſchen Arbeiterverein des Landes gründete der ausgezeichnete Jeſuitenpater Antonio Vicent im College des hl. Ignatius, zu Manreſa im Jahre 1866. Was Spanien heute an katholiſchen ſocialen Werken aufzuweiſen hat, iſt nahezu ausſchließlich ſein Werk. Ausgerüſtet mit einem eminenten Wiſſen, einem außerordentlich reichen Organiſationstalent und unverwüſtlichem Schaffensgeiſte, iſt er auch heute noch die Seele der ganzen Bewegung. Wohl wenige Prieſter dürften

ſich namentlich in Arbeiterkreiſen einer derart allgemeinen Popularität erfreuen, als dieſer beſcheidene Sohn des heil. Ignatius. Im Jahre 1867, ein Jahr ſpäter, wurde zu Madrid die Asociacion protectora de artesanos jóvenes, eine Art Schutzvereinigung für Lehrlinge und jugendliche Arbeiter gegründet; im Jahre 1869 und 1871 folgten die beiden Vereinigungen in Valladolid und Valencia, und von 1871 bis 1891 deren circa 80 in den verſchiedenſten Centren des Landes. In den letzten zehn Jahren dagegen, d. h. ſeit Erſcheinen der Encyclica Rerum Novarum, begann aber erſt eine wirklich tiefere Bewegung; über 180 Vereinigungen wurden ſeitdem neugegründet. Die Wirkſamkeit dieſer Vereinigungen erſtreckt ſich über ein weites Arbeitsfeld.

Die von denſelben unterhaltenen Abend- und Sonntagsſchulen wurden im abgelaufenen Jahre von 20, beziehungsweiſe 24 Tauſend, d h. zuſammen von rund 44,000 Arbeitern beſucht. Ueber 10,000 Kinder von Mitgliedern der Vereine, im Alter von unter 14 Jahren, die in Folge der Nachläſſigkeit zahlreicher Communalverwaltungen (durchwegs ſogenannter „liberalen"), die ſich nicht dazu emporſchwingen können, die *geſetzliche* Zahl von Schulen zu errichten und zu unterhalten, ohne Schulunterricht bleiben müßten, erhalten gleichfalls in eigenen Tagesſchulen unentgeltlichen Unterricht. Wenn je ein Vorwurf der Gegner der katholiſchen Kirche und des katholiſchen Klerus, namentlich des ſo viel geſchmähten Spaniens ungerechtfertigt und frivol iſt, ſo iſt es jener, daß die katholiſche Kirche, beziehungsweiſe deren Klerus beſtrebt ſei und ein Intereſſe daran habe, das Volk in Unwiſſenheit zu laſſen, oder zu „verdummen', wie man ſich ſo geſchmackvoll auszudrücken beliebt. Ein Blick in die erſte Generalſtatiſtik des Verbandes zeigt, daß gerade der Unterricht, die ſittliche und moraliſche Hebung der Arbeiter im Programme der katholiſchen Arbeitervereine den erſten Platz einnehmen. Oder heißt es vielleicht das Volk „verdummen", wenn geiſt-

liche und weltliche Profeſſoren der mittleren und höheren Schulen, ſelbſt Univerſitätsprofeſſoren — und zwar ohne jede Vergütung — Jahr aus Jahr ein Unterricht ertheilen und außer Religion, Leſen, Schreiben, Rechnen noch Arithmetik, Buchhaltung, Linien- Ornament- und Figurenzeichnen, Phyſik, Chemie, Geometrie, Elektrotechnik, Muſik, Handſchriftenerklärung, Franzöſiſch, Deutſch (letzteres in Madrid allein), Geſchichte und Literatur gelehrt wird? Die Madrider Asociacion protectora de artesanos jóvenes, von der bereits die Rede war, und in deren Schulen der Unterricht von 38 Profeſſoren, von denen nur drei honorirt ſind, geleitet wird, hat allein während der Dauer ihres Beſtandes **8000** jungen Arbeitern eine Ausbildung vermittelt, wie ſie eine ſolche ſelbſt mit theuerem Gelde an den ſtaatlichen höheren Unterrichtsanſtalten nicht beſſer hätten erhalten können.

Im Mai des vorigen Jahres veranſtalteten die fünf Madrider katholiſchen Arbeitervereine eine Ausſtellung, bei deren Eröffnung der Unterrichtsminiſter Gacia Alix (ein gerade nicht „Klerikaler") eine ſchmeichelhafte Anſprache über die katholiſchen Arbeitervereinigungen, deren Ziele und Zwecke hielt. Die ausgeſtellten Arbeiten in Holz, Stein und Metall, Gold- und Seidenwebereien, Schuhwaaren, Büchereinbände, Möbel, Malereien, Zeichnungen, kurz alle Zweige der Madrider Induſtrie lieferten den Beweis, daß die Mitglieder nicht nur zu beten, ſondern auch zu arbeiten verſtehen. Am 24. Mai ſtatteten Ihre Majeſtät die Königin-Regentin mit dem jungen König, die Prinzeſſin von Aſturien und die Infantin Maria Thereſia in Begleitung ihres Gefolges und die Miniſter des Unterrichts, der Juſtiz und des Krieges der Ausſtellung einen längeren Beſuch ab. In den drei letzten Tagen allein frequentirten ſie nahe an 10000 Beſucher, ein Beweis, welch hohes Intereſſe man derſelben ſeitens der Madrider

Bevölkerung entgegenbrachte; um mehr als 11000 Peſetas wurde während der Ausſtellung allein verkauft. Soll das ebenſalls „Verdummung" des Volkes, bezw. der Arbeiter ſein? Eine ähnliche Ausſtellung mit nicht minder glänzendem Reſultate veranſtalteten ſoeben die beiden ca. 1500 Mitglieder zählenden Arbeitervereinigungen Salamancas, jedenfalls wiederum ein Beweis, daß es der Kirche und dem Klerus nur darum zu thun iſt, das Volk auf eine andere Welt zu vertröſten?

Weiter: im kommenden Frühjahr 1902 wird durch die Initiative des Generalrathes der katholiſchen Arbeitervereine in Madrid eine Art ſocialer Ausſtellung veranſtaltet werden, ein Unternehmen, wie es wahrſcheinlich bisher weder irgend ein katholiſcher Arbeiterverband, noch eine ſocialiſtiſche Organiſation gewagt. In Bildern, Zeichnungen, Büchern und Broſchüren, Miniaturmodellen ꝛc. ſoll dieſelbe einen Ueberblick gewähren über alle ſocialen Werke, die ſowohl in Spanien, als auch im Auslande durch Privatvereinigungen, Arbeitgeber oder die ſtaatlichen, communalen und Provinzialbehörden im Laufe namentlich des letzten Jahrhunderts zu Gunſten der Arbeiter bisher ins Leben gerufen worden ſind. Das vorbereitende Comitee erließ bereits vor Kurzem an zahlreiche in Frage kommende Vereinigungen, Körperſchaften ꝛc. einen Aufruf zu reger Unterſtützung des Projektes.

Außerdem beſtimmte es fünf Preiſe nebſt werthvollen Ehrendiplomen für ein Handbuch praktiſcher Inſtruktionen zur Verhütung von Unglücksfällen in elektriſchen Betrieben; für einen Plan zu Arbeiterwohnungen, nebſt einer Abhandlung über Mittel und Wege, wie die Behörden zur Sanirung und Verbilligung derſelben ihren Theil beitragen ſollen und müſſen; für das Modell eines einfachen, ſicheren Baugerüſtes; für eine Abhandlung über die Nothwendigkeit allgemeiner hygieniſcher Einrichtungen und für praktiſche Inſtruktionen zur möglichſten Minderung der Gefahren in unterirdiſchen Be-

trieben im Allgemeinen, und in Kohlenbergwerken im Beſonderen. Die Arbeiten müſſen in der Zeit vom 1.—31 März des kommenden Jahres bei dem Generalſekretariate des Verbandes der katholiſchen Arbeitervereine in Madrid, Calle del Duque de Oſuna 3, eingereicht werden. — Jedenfalls wiederum ein Beweis, daß die katholiſchen Arbeiter und ihre Führer für praktiſche, ſociale Arbeit kein Verſtändniß beſitzen? Daß das materielle Wohl ſeitens der katholiſchen Arbeitervereinigungen nicht außer Acht gelaſſen wird, davon legen auch Zeugniß ab die zahlreichen Spar-, Unterſtützungs-, Kranken- und Sterbekaſſen, Conſumgenoſſenſchaften ꝛc., deren beinahe innerhalb jeden Vereines ſolche in hoher Blüthe ſtehen. Sind die katholiſchen Arbeitervereinigungen ſich auch der Nothwendigkeit und Bedeutung der Selbſthilfe wohl bewußt, ſo bleiben ſie doch hierbei noch nicht ſtehen.

In Madrid beſteht neben der Verbandsleitung noch eine andere Organiſation von eminenter Bedeutung, nämlich die „Generalvereinigung zum Studium und zur Vertheidigung der Intereſſen der arbeitenden Klaſſen." (La Asociacion general para el estudio y defensa de los Intereses de la Clase Obrera.) Dieſe Vereinigung zählt über 700 Mitglieder, Perſonen aller Stände bis hinauf zu den Miniſtern; namentlich gehören ihr auch eine Reihe von Deputirten und Senatoren an. An der Spitze derſelben ſtehen als Präſident der Herzog von Sottomayor, und Seine Eminenz Cardinal Cretoni und der Erzbiſchof-Biſchof von Madrid als Ehrenpräſidenten; als Vicepräſidenten fungiren Marcheſe von Cubas und General Azcárraga, und als geiſtlicher Beirath der Jeſuitenpater Candido Sanz. Die Vereinigung zergliedert ſich in ſechs Sektionen mit einer Reihe von Unterabtheilungen, die ſich auf alle möglichen Gebiete, wie Organiſation, Inſpektion der Vereine, Stellenvermittlung, Unterſtützungen, Unterricht, Credit und Darlehen, unentgeltlichen Rechtsbeiſtand, Wohnungsfrage ꝛc. erſtrecken. Ein

Hauptgewicht legt die Vereinigung auf die Berathung und Ausarbeitung wichtiger, für die Geſetzgebung geeigneter Fragen. Unter der Leitung hervorragender katholiſcher Sociologen, die ihr ganzes Wiſſen und ihre volle Kraft in den Dienſt der katholiſchen Bewegung geſtellt, arbeitete ſie bis zum Jahre 1900 allein elf Projekte aus, die ſie im Juli 1899 durch Mitglieder, die dem Parlamente angehören, den Cortes überreichen ließ, und von denen thatſächlich bereits einige zum Geſetze erhoben wurden. Schon im Jahre 1883 ſchuf man, nachdem Politiker verſchiedener Parteien verſprochen hatten, Geſetze zum Schutze der Arbeiter zu machen, eine ſpecielle Commiſſion, beſtehend aus Mitgliedern des Senates und der Cortes, zum Studium ſocialer Fragen und Reformen, die aber jahrelang ein ſehr beſcheidenes Daſein friſtete. Erſt im Jahre 1890, nachdem ſie reorganiſirt wurde, erſchwang ſie ſich ſo weit empor, eine Anzahl Projekte auszuarbeiten und der Kammer zu unterbreiten, wo ſie dann zum Theil wieder in Vergeſſenheit geriethen, zum Theil ad calendas graecas verſchoben wurden. Angeſichts der traurigen Lage, in welche zahlreiche Arbeiter mit ihren Familien in Unglücksfällen gerathen, wandten hauptſächlich die katholiſchen Arbeitercorporationen und deren Vertreter im Parlamente Alles auf, die Regierung zu bewegen, ein Arbeiterunfallgeſetz, deſſen Grundzüge die oben erwähnte Asociacion general entworfen, zum glücklichen Abſchluſſe zu bringen. Ihre energiſche Haltung und Ausdauer wurde endlich mit Erfolg gekrönt. Im Juli 1899 ſahen ſie das erſte ſogen. Arbeiterſchutzgeſetz, jenes der Arbeiter-Unfallverſicherung von den Cortes und dem Senate angenommen und kurz darauf von der Königin-Regentin ſanktionirt.[1] Damit war der

1) Soeben veröffentlicht das Bulletin des Nationalrathes der katholiſchen Arbeitervereine den erſten officiellen vom Miniſterium des Innern herausgegebenen Geſchäftsbericht des neuen Arbeiter-Unfallverſicherungsgeſetzes. Hienach ſtellen ſich die Operationen

Digitized by Google

Anfang auch in Spanien gemacht, denn daß dieſem erſten Geſetze noch eine Reihe anderer folgen müßte, deſſen war man ſich auf Seite der katholiſchen Arbeitercorporationen ſofort bewußt und ließ dies auch an den maßgebenden Stellen deutlich durchblicken. Am 13. März des Jahres 1900 folgte bereits die Promulgation eines zweiten Geſetzes, die Frauen- und Kinderarbeit betreffend. Die Einzigen, die den beiden Geſetzen ſich widerſetzten, waren bezeichnender Weiſe die allein echt patentirten Arbeitervertreter, die Herren der rothen Internationale. Aehnlich wie anderwärts, erklärten ſie ſich gegen die Geſetze, weil ſie ihren Anforderungen nicht entſprächen, obwohl namentlich das letztere gegenüber dem bisherigen Zuſtande einen anſehnlichen Schritt nach vorwärts bedeutet.

Nicht unbedeutende Vortheile erwuchſen den arbeitenden Klaſſen auch durch die neuen im vorigen Jahre publicirten Steuergeſetze, in denen den Arbeitern verſchiedene Erleichterungen gewährt und deren Organiſationen von Stempelgebühren ꝛc. gänzlich befreit werden, Vortheile, die nur geeignet ſind, die Arbeiterbewegung, namentlich die katholiſche immer mehr zu fördern.

---

des Geſetzes im erſten Jahre, bezw. in den erſten neun Monaten ſeines Beſtandes, wie folgt:

Verſicherte Arbeiter 123,597.

Geſammtverdienſt derſelben . . 85,147,034,59 Peſetas.

Einzahlungen in die Kaſſen . . 678,568,80 „

Auszahlungen:

Todesfälle 16 . . . . mit 19,473,75 „

Dauernd, abſolut arbeitsunfähig 14 . „ 13,312,85 „

Dauernd, theilweiſe arbeitsbeſchränkt 3 „ 2,858 „

Zeitweiſe arbeitsunfähig 1652 . . . . „ 64,328,06 „

Der Erledigung noch harrende Fälle 268.

Im Ganzen betrug demnach die Zahl der Unfälle in dieſen neun Monaten 1685, für welche 99,972,66 Peſetas zur Auszahlung gelangten.

Daß die katholiſche Arbeiterſchaft jedoch mit dem Erreichten noch lange nicht zufrieden iſt, ſondern entſchieden darauf dringt, daß noch mehr geſchehe, beweiſt die Publikation von zehn neuen Projekten, welche ihre Generalaſſociation zum Studium der Intereſſen des arbeitenden Volkes vor wenigen Wochen der Oeffentlichkeit übergab, und die in der geſammten Preſſe, mit Ausnahme der ſocialdemokratiſchen natürlich, ſehr beifällig aufgenommen wurde. Dieſelben betreffen die Fragen einer geſetzlichen Regelung der Sonntagsruhe, des landwirthſchaftlichen Credites, der Steuererleichterungen für das Kleingewerbe, Maßregeln gegen den Wucher; die Schaffung von Arbeiterſyndikaten mit juriſtiſchen Rechten, Penſionen für Dienſtesuntaugliche in Heer und Marine, die Errichtung von gemiſchten Schiedsgerichten, Reform der Conſumſteuer für Madrid und Reform der bereits beſtehenden Poſtſparkaſſen. Die Aſſociation erklärt aber auch hier, daß ſie mit dieſen Entwürfen die Serie ſelbſt der nothwendigſten ſocialen Reformen noch lange nicht als abgeſchloſſen betrachte. Angeſichts einer derartigen Thätigkeit iſt es gewiß nicht übertrieben zu behaupten, die Katholiken, beziehungsweiſe die katholiſche Arbeiterſchaft Spaniens könne ſich getroſt neben ihren Glaubensbrüdern anderer Länder ſehen laſſen. Ja noch mehr. In einem Punkte könnten die Katholiken anderer Länder ſich ein Beiſpiel an jenen Spaniens nehmen, nämlich was die Unterſtützung und Theilnahme der höheren, gebildeten und bemittelten Katholiken an den ſocialen Beſtrebungen der Arbeiterorganiſationen betrifft. Es wurde ſchon weiter oben darauf hingewieſen, wie ſich Profeſſoren geiſtlichen und weltlichen Standes, nicht nur der mittleren Schulen, ſondern ſelbſt der Univerſitäten, in den Dienſt der katholiſchen Arbeiterbewegung geſtellt, nicht etwa durch gelegentliche Vorträge, ſondern durch beſtändige Ertheilung von Unter-

richt in den von den Vereinen unterhaltenen Schulen. Ein Blick in die verſchiedenen Bulletins der katholiſchen Arbeitervereine zeigt ferner, wie ſich Ehrenmitglieder derſelben aus allen, ſelbſt den höchſten Stellen zuſammenſetzen, die auch nahezu ausſchließlich die Mittel für die verſchiedenen Zwecke derſelben aufbringen. In zahlreichen Vereinen bezahlen die Mitglieder überhaupt keine Beiträge, ſondern werden die nicht unbeträchtlichen Koſten für Unterſtützungen, Unterhaltung der Schulen (Lokalmiethen, Lehr- und Unterrichtsmittel) ꝛc. einzig aus den Beiträgen der Ehrenmitglieder beſtritten. Als Beiſpiel möge Madrid dienen. Madrid zählt fünf katholiſche Arbeitervereine mit rund 8000 Mitgliedern; hievon frequentiren nicht weniger als **2930** die Abend- und Sonntagskurſe; dazu kommen noch acht Vereinigungen und Patronate von Lehrlingen und jugendlichen Arbeitern über **14** Jahren mit ca. 1600 Schützlingen, die ebenfalls nahezu ſämmtliche die Unterrichtskurſe beſuchen. Daß die Ausgaben für Lokale, Beleuchtung, Lehrmittel, Prämien ꝛc. für dieſe ſtattliche Zahl ganz erhebliche ſind, iſt klar. Im Durchſchnitt beträgt der jährliche Aufwand dieſer Vereine für Unterrichtszwecke mehr als 50,000 Peſetas, während für die ſonſtigen Zwecke wie Krankenunterſtützung, Arzt und Apotheke, Sterbegeld ꝛc. die gleiche Summe ebenfalls nahezu erreicht wird.

Dieſe für eine einzige Stadt gewiß reſpektable Summe ſteht jedoch nicht etwa vereinzelt da. In Valladolid verausgabte der dortige Arbeiterverein im letzten Jahre gleichfalls über 23,000 Peſetas, von denen 10,000 auf Krankenunterſtützung, Arzt und Apotheke, und der Reſt auf die übrigen Vereinszwecke entfiel. Aehnliche Beiſpiele könnten zu Dutzenden angeführt werden. Namentlich leiſten hierin Valencia, die Wiege der modernen katholiſchen Arbeiterbewegung, Barcelona, Santander und andere Städte Großartiges. Dieſe Leiſtungen ſind aber, wie bereits bemerkt,

nur dadurch möglich, daß auch die höheren und bemittelten Stände, namentlich aber auch der hohe Klerus, der geſammte Epiſkopat — ſind doch ſämmtliche Mitglieder des letzteren ausnahmslos Ehrenmitglieder des Generalrathes des Verbandes der katholiſchen Arbeitervereine des Landes — der Bewegung reges Intereſſe entgegenbringen und dieſelbe auch materiell großmüthig unterſtützen. Auch einzelne Lokal- und Provinzialbehörden gewähren hin und wieder, manche ſogar regelmäßig Zuſchüſſe aus öffentlichen Mitteln für die Vereinszwecke der katholiſchen Arbeitervereinigungen. Ja ſelbſt die Regierung ſteht der katholiſchen Arbeiterbewegung im Allgemeinen nicht nur nicht unfreundlich, ſondern ſogar ſehr theilnehmend gegenüber. In den Madrider Vereinen vergeht keine Feſtivität, in der nicht hohe Staatsbeamte und — unter den conſervativen wie liberalen Regierungen — auch Miniſter zugegen wären. So wohnten der Generalverſammlung der Vereinigung zum Studium der Intereſſen der arbeitenden Klaſſen bisher noch jedes Jahr außer dem Biſchof von Madrid die Miniſter der Juſtiz und des Unterrichts, ſowie der Generalkapitän von Neukaſtilien bei, von denen auch regelmäßig einer das Wort zu einer längeren Anſprache ergriff.

Bei der Sorge für die gewerblichen und induſtriellen Arbeiter in den Städten vergaß man jedoch auch nicht jene auf dem Lande, den kleinen Landwirthſchaft treibenden Bauer. Wenn auch die praktiſchen Erfolge auf dieſem Gebiete noch keine ſo nennenswerthen ſind, ſo kann doch nicht geleugnet werden, daß auch hier von Tag zu Tag ein entſchiedener Fortſchritt zu verzeichnen iſt. Auf dem letzten Katholikencongreſſe in Burgos, im Jahre 1899, nahm die Berathung der geeigneten Mittel und Wege zur Sanirung der landwirthſchaftlichen Kriſe des Landes den erſten Platz in deſſen ſocialem Programme ein. Die Mehrzahl der Congreßtheilnehmer, die ſich an der diesbezüglichen Diskuſſion bethei-

ligten, ſprachen ſich zu Gunſten der Schaffung landwirthſchaftlicher Darlehenskaſſen nach dem Syſteme Raiffeiſen aus. Namentlich waren es Delfin Donadin, Luis de Cuenca, der Begründer der landwirthſchaftlichen Vereinigung in Tremp, Valentin Gomez, Pfarrer von Villamuriel de Cerrato und A. M. Quintano, Advokat in Burgos, die ſich energiſch für das Syſtem Raiffeiſen in das Zeug legten Im großen Ganzen pflichtete der Congreß den Ausführungen dieſer Vorkämpfer für die Sache der landwirthſchaftlichen Bevölkerung bei. Auch P. Vicent S. J. von Valencia, dieſer unermüdliche Streiter und Apoſtel der ſogenannten „enterbten" Klaſſen, ſtellt ſich den landwirthſchaftlichen Kaſſen nach dem Syſteme Raiffeiſen freundlich gegenüber; doch glaubt er, wie er dies in ſeinem ausgezeichneten „Manual de las riformas sociales" ausführt, daß ſich in Spanien das Syſtem Raiffeiſen nicht in ſeiner vollen Strenge anwenden laſſe, und es nöthig ſei, einzelne Beſtimmungen desſelben zu mildern und dem Charakter des Landes mehr anzupaſſen. Seiner Anſicht nach müßte in jeder Diöceſe eine Centralſparkaſſe und ein Montepío unter dem Präſidium des Biſchofes ins Leben gerufen werden. Behufs Erlangung von Kapitalien müßte die Kaſſe die Einlagen mit 4 höchſtens 5% belehnen. Gegen Garantie der Depots der Kaſſe oder der Magazine des Montepío würde dann dem Landwirthe zu 6% das Nöthige vorgeſtreckt werden.

Die auf dieſer von P. Vicent in verſchiedenen Ortſchaften und Städten Spaniens gegründeten Inſtitute erzielten denn auch in der That ganz anſehnliche Reſultate Sparkaſſe und Montepío ſollen nach P. Vicent die Centrale der einzelnen landwirthſchaftlichen Kaſſen der Diöceſe bilden, mit welcher er dann auch noch die alten, ſogenannten „positos", deren es in verſchiedenen Provinzen Spaniens noch einzelne gibt, die über viele Millionen verfügen, zu vereinigen verſuchen möchte. Doch dürfte es mit dieſen „Millionen"

eine eigene Sache ſein; in vielen Fällen dürften ſie vielleicht nur nominell vorhanden ſein, da die Municipalbehörden ſie häufig zur Begünſtigung ihrer politiſchen Parteigänger anſtatt für die Bauern und Pächter verwenden. Sei es, wie es wolle, ein Anfang iſt in Bezug auf den Schutz der Landwirthſchaft auch in Spanien gemacht und verſpricht die Bewegung Gottlob immer in weitere Kreiſe zu dringen.

Zum Schluſſe ſei noch auf die Lage hingewieſen, in der ſich die katholiſch-ſociale Bewegung Spaniens gegenüber der rothen Internationale befindet. Die revolutionären und antireligiöſen Bewegungen namentlich innerhalb der letzten Monate mußten in gar vielen ausländiſchen Kreiſen die Meinung aufkommen laſſen, als ſei ganz Spanien, voran die Arbeiterſchaft, durch und durch revolutionär geſinnt. Die Blätter und Informationsagenturen gewiſſer Parteirichtungen ſtellten dies auch thatſächlich ſo hin. In Wirklichkeit liegt aber die Sache doch weſentlich anders In erſter Linie waren die antireligiöſen Demonſtrationen in der Regel ganz gewaltig übertrieben. Wenn man die von der Loge in die erwähnten Blätter lancirten Berichte las, hätte man meinen müſſen, von Irun bis Malaga ſei die ganze Bevölkerung in förmlichem Aufruhr, während es thatſächlich nur einige Hunderte von Radaubrüdern der verſchiedenſten Sorte, aufgeſtachelt und ermuntert durch die Loge und deren Helfershelfer, waren, die die Katholiken einzuſchüchtern und zu terroriſiren ſuchten. Namentlich war es auch die ſocialiſtiſche Preſſe, die hieran redlich ihren Theil hatte, und die ſich ſchon vor der „ſocialen Revolution" zu ſtehen einbildete. Und doch iſt Spanien wahrſcheinlich in ganz Europa der einzige Staat, in welchem die ſocialiſtiſche Propaganda bei der Maſſe den wenigſten Anklang gefunden hat. Geſtand doch ſelbſt der Berliner „Vorwärts" vor nicht allzulanger Zeit, daß die ſocialiſtiſche Partei im Jahre 1891 nur 5000, 1893 7000, 1896 14,000 und 1898 ganze

20,000 Stimmen für die Wahlen zu den Cortes aufgebracht habe. Im Jahre 1890 ſandte die ſpaniſche Socialdemokratie einzige vier Delegirte zu dem großen internationalen Congreß in Paris. Woher dieſe Thatſache? Der Grund liegt einzig darin, daß der Spanier, das was er iſt, auch voll und ganz iſt. Läßt er ſich einmal von utopiſtiſchen Ideen beeinfluſſen, was nicht ſo leicht geſchieht, ſo bleibt er nicht auf halbem Wege ſtehen, ſondern er zieht die vollen Conſequenzen und wird Anarchiſt. Daher auch die relativ höhere Zahl der Opfer der Bombe und des Dolches in Spanien gegenüber anderen Ländern. Trotz dieſer häufigen Wiederkehr derartiger Attentate, namentlich in letzter Zeit, iſt dennoch die Zahl der Urheber derſelben eine nicht gerade bedeutende. Einzig die Loge iſt es, die dann derartige Vorkommniſſe durch Aufſtachelung der Bourgeoiſie und der ſtudierenden Jugend für ihre Zwecke, die ewig und einzig gegen die Kirche gerichtet ſind, auszubeuten verſucht — ganz wie überall. Der Klerus, die geſammte katholiſche Bewegung hat angeſichts dieſer Umſtände, namentlich in Hinſicht auf den Charakter des Spaniers, einen nicht allzuſchwierigen Stand, vorausgeſetzt, daß ſie noch immer mehr ſich ihrer Pflicht bewußt werden, ihr in den letzten Jahren ſo oft und ſchwer heimgeſuchtes Vaterland vor einer Kataſtrophe zu bewahren und es nach und nach wieder zu der Höhe emporzubringen, die ihm gebührt, was Gott geben möge.

Digitized by Google

LXXIII.

Der Bilderſchmuck der Dietenberger Bibelüberſetzung.

Wedewers gediegener Monographie über Dietenberger (Freiburg, Herder 1888) war im Anhang eine eigene Abhandlung über den „Bibeldruck von 1534" beigegeben, die in der jüngſten Zeit geſondert als nachträgliche Feſtgabe zum letztjährigen Gutenbergjubiläum vom Verfaſſer, Prälat Dr. Friedr. Schneider-Mainz wieder herausgegeben wurde.[1]) Die Geſichtspunkte, welche die kleine Studie auf die Kunſtgeſchichte im Allgemeinen, wie auf die Geſchichte des Buchſchmucks insbeſondere, hauptſächlich aber auch auf die interconfeſſionellen Beziehungen am Frühmorgen der Reformation eröffnet, ſind ſo werthvolle und auch ſo eigenartige, daß ſie die Beachtung eines größeren Leſerkreiſes wohl verdienen.

Dietenbergers Bibelüberſetzung war wie die faſt gleichzeitig erſchienene Lutheriſche, die ſie verdrängen ſollte, mit reichem Bilderſchmuck verſehen. Um ſeine Bedeutung würdigen zu können, müſſen wir etwas weiter zurückgreifend, uns klar zu werden ſuchen, welchen Intereſſen die Bilder im ausgehenden Mittelalter und in der Frührenaiſſance zu dienen hatten und in welchem Verhältniß ſie zum Texte ſtanden. Die Schriftſteller des Mittelalters haben nicht unterlaſſen, ſich über den Zweck bildlicher Darſtellungen auszuſprechen. Ausnahmslos

---

1) D. Johann Dietenbergers Bibeldruck, Mainz 1534, von Dr. Friedrich Schneider, Mainz im Jahre der Gutenbergfeier 1900.

wurde ihnen, wo ſie als Beſtandtheil der dekorativen Ausſtattung von Kirchen auftreten, eine praktiſche Bedeutung zugeſchrieben: ſie ſollten ein Lehr- und Bildungsmittel für's Volk ſein.

Im Gegenſatz hiezu wurde der Buchmalerei ein vorwiegend ornamentaler Charakter zuerkannt. Wie ſchon nach außen die liturgiſchen Bücher, die hier hauptſächlich in Betracht kommen, mit allem erdenkbaren Luxus ausgeſtattet waren, ſo ſollte auch das Innere durch Koſtbarkeit und Kunſtfertigkeit der Ausſchmückung die hohe Verehrung vor dem göttlichen Inhalte dokumentiren (vgl. Durand, Ration. I, 3 n. 33 und III, 19 n 14). Dieſe Codices zählten einfach zu der Kirchenausrüſtung, für die uns das Koſtbarſte und Prunkvollſte gut genug war. Wo ſie auch für einzelne Perſonen beſtimmt oder auch anderen als religiöſen Inhaltes waren, da behielten ſie ihre Beſtimmung, Zierſtücke zu ſein, bei. Die Bilder ſtanden bei allen in mehr oder weniger loſem Verhältniß zum Inhalt.

Wir finden aber früh auch ſchon die praktiſche Richtung ſich der Buchausſchmückung benützen. So manche Pſalterilluſtrationen ſind nichts anderes wie eine ſklaviſch getreue Ueberſetzung des Textes ins Bild; in andern, wie in dem überreich illuminirten Bibelwerk der Pariſer Nationalbibliothek (Emblemata biblica. F. L. 11560) hat das Bild den Zweck, die herrſchende ſymboliſch allegoriſche Bedeutung des wörtlichen oder hiſtoriſchen Sinnes herauszuſtellen. Wir ſehen dieſe Richtung immer ſtärker werden, bis ſie in der Biblia pauperum, dem Speculum humanae salvationis und andern ähnlichen Werken einen ſtereotypen Ausdruck findet. Hier hat das Bild eine rein pädagogiſche, praktiſche Aufgabe, wenn auch nicht dem Volke gegenüber, das für gewöhnlich ja doch nicht ſich ſolche Werke verſchaffen konnte, wohl aber dem Klerus gegenüber. Der Prolog des Speculum humanae salvationis ſpricht ausdrücklich von bücherarmen, weniger gebildeten Geiſtlichen, denen die beigegebenen Bilder Predigtſtoff liefern ſollten. Wir wiſſen, wie dieſe lehrhafte Bedeutung des Buchſchmucks im ausgehenden Mittelalter geradezu mit conſequenter Nothwendigkeit zu einer

Digitized by Google

billigeren und raſcheren Herſtellungsart gedrängt hat. Die verſchiedenartigen Verſuche haben in Gutenbergs Erfindung damals ihren endgiltigen Abſchluß gefunden. Durch ſie war es möglich geworden, das Lehrmittel von bildlichen Darſtellungen neben dem geſchriebenen Wort auch den breiten Maſſen mitzutheilen und doch auch zugleich die rein ornamentale Seite zu pflegen. Die von Gutenberg noch unternommenen und von Fuſt weitergeführten Pſalterdrucke mit ihren wirkungsvoll ſchönen Zier-Initialen geben uns gleich das Beſte, was die neue Kunſt in ihrer Kindheit geſchaffen hat.

Doch wir ſind bereits in der Zeit angelangt, in die der Druck der Dietenbergerbibel fällt. „Das Gefühl für die bildliche Auszierung des Druckes war derart tief gewurzelt“, ſagt Schneider zu Anfang ſeiner Studie, „daß man ſehr häufig ganz davon abſah, ob die Buchzier mit dem Inhalt des Druckes in innerem Zuſammenhang ſtand oder nicht. Die Bilderfreude überwog alles“. So wird man umſonſt einen inneren Zuſammenhang zwiſchen Bild und Text ſuchen wollen, wenn in der Titelumrahmung der Dietenberger'ſchen Vertheidigungsſchrift für die klöſterlichen Gelübde mehrmals die drei Grazien und Venus im Bade dargeſtellt ſind, oder wenn ſeine Vertheidigung des Salve Regina auf der Stirne neben dem heil. Johannes das Rundbild Vergils zeigt und auf dem Titelblatt der gegen Luther geſchriebenen Confutatio die Anbetung der drei Könige angebracht iſt. Dieſe Beiſpiele ließen ſich noch ins Unendliche vermehren, wie ſie auch zahlreich genug ſchon vorkommen in den Livre d'heures der ſpäteren Miniaturmalerei. Man ſuchte die Schmuckſtücke, wo man nur etwas Schönes finden und bekommen konnte; der Autor des Werkes war für gewöhnlich an dieſer Beigabe gänzlich unintereſſirt.

Man muß ſich dieſe Gepflogenheit vor Augen halten, um die merkwürdige Thatſache richtig verſtehen zu können, daß die Holzſchnittſtöcke für die Dietenbergerbibel zu einem ganz großen Theil aus der Egenolphſchen Offizin entliehen waren, die zur ſelben Zeit eine Lutherbibel damit zierte. Und doch handelte es ſich bei den Bibelilluſtrationen nicht um reine Ornamentik,

Digitized by Google

inſofern das Bild hier als Verdeutlichung des Inhaltes eine nicht unweſentliche Unterſtützung des gedruckten Wortes darbot und bereits in der Polemik Luthers eine confeſſionelle Färbung und Bedeutung erhalten hatte. Aber Erwägungen dieſer Ar[t] ſind beim Zuſtandekommen der Dietenberger'ſchen Bibel, ſoweit bekannt geworden iſt, gar nicht in Frage gekommen. Wir haben es eben auch hier mit dem allgemein üblichen Mangel an Originalität in der Ausſtattung zu thun, der uns faſt in allen Werken jener Zeit entgegentritt. „Die Bilder kehren gewiſſermaßen als ‚eiſerner Beſtand' in den verſchiedenen Ausgaben der betreffenden Werke wieder, indem die Holzſtöcke von einer Hand in die andere überliefert werden und ſomit an verſchiedenen und bei verſchiedenen Verlegern wiederkehren. Die alten Holzſtöcke gingen ſolange mit, als ſie den Druck überhaupt aushielten, und waren ſie ſchließlich bis zum äußerſten abgenützt, ſo traten nicht neuerfundene Abbildungen an die Stelle der alten, ſondern die alten lebten in enger Nachahmung oder in kaum frei zu nennender Umſtellung wieder auf“.

Die Dietenberger Bibel übernimmt für die erſte Ausgabe fremde Stöcke und zeigt in allen Nachdrucken verſchlechterte Nachahmungen dieſer Original-Edition. Nur im Beiwerk laſſen ſich nach der Mitte des 16. Jahrhunderts die Elemente einer neuen Geſchmacksrichtung aufweiſen; die Vermehrung der Bilderzahl kommt nicht etwa dem von Anfang an ungenügend vertretenen neuen Teſtamente, ſondern dem alten zugute, deſſen weniger ſchickliche Scenen man früher übergangen hatte. „Hinſichtlich des Bilderſchatzes aber bietet die Editio princeps ſo Vorzügliches, daß dieſelbe nach ihrem Kunſt- und Schätzungswerthe verdientermaßen hochſteht“. Dabei muß dem Druckleger, Peter *Jordan* von Mainz, um ſo uneingeſchränkteres Lob für die ſicherlich koſtſpielige Beſorgung von gutem Illuſtrationsmaterial geſpendet werden, als das Werk in größter Eile und im Wettſchritt mit dem Egenolph'ſchen Bibeldruck zu Ende gebracht werden mußte.

Daß bei einem derartigen Zuſtandekommen eines Druckes nicht auf Einheitlichkeit und Gleichwerthigkeit der Holzſchnitte geſehen werden konnte, iſt ganz begreiflich. Eine Anzahl von

Künſtlern theilen ſich in deren Beſtand; zwei verdienen jedoch ganz beſondere Beachtung: es iſt Anton Woenſam und Hans Sebald Beham. Erſterem gehören an die Darſtellung des Weltſchöpfers, wohl von Quentel oder Schöffer die ſie beide ſchon vorher verwendet hatten, entliehen; die einer anderen Kölner Offizin entnommene Anfangsinitiale mit den Stammeltern und dann erſt wieder ſehr viel ſpäter die Blätter mit dem Tempelſchmuck, die urſprünglich für die Wormſer Bibel vom Jahre 1529 neu geſchnitten wurden, das zweimal wiedergegebene und der Kölner Bibel vom Jahre 1527 entliehene Bild des Hohenprieſters und des altteſtamentlichen Zeltes. Im neuen Teſtament iſt der Wormſer Meiſter durch eine Darſtellung des Apoſtels Paulus (von Quentel übernommen) und durch 21 Bilder zur Apokalypſe, die ſchon 1526 ein Kölner Verleger gebracht hatte, vertreten.

Eine ſehr große Zahl von Holzſchnitten im Alten Teſtament, vielleicht auch das Titelbild, rührt von Hans Sebald Beham her und war urſprünglich für die Lutherbibel des Frankfurter Druckers Egenolph angefertigt. Soweit dieſer mit dem Druck des alten Teſtamentes ſchon fertig war, gab er die Formſchnitte an ſeinen Mainzer Collegen ab; wo die beiden Unternehmungen miteinander collidirten, gab es Unterbrechungen in der Reihenfolge der Beham'ſchen Bilder, und Jordan mußte ſich anderwärts nach Erſatz umſehen. Dieſer Austauſch von Bildmaterial zwiſchen zwei ſo grundſätzlich einander gegenüberſtehenden Werken war im vorliegenden Fall um ſo mehr möglich, als Beham bei ſeinen Beziehungen zu Kurfürſt Albrecht gewiß ein unter deſſen Auſpicien erſcheinendes Unternehmen zu fördern beſtrebt ſein mußte, auch wenn es auf ſo eigenartige Weiſe geſchehen mußte. Und dann dürfen wir doch nicht überſehen daß trotz aller Unzweideutigkeit der Lutheriſchen Bewegung eine völlige Scheidung der Geiſter ſich damals noch nicht vollzogen hatte.

Die Zahl der Beham'ſchen Schnitte in der Dietenberger Bibel beträgt 72, alles Meiſterwerke von bleibendem Werthe, glücklich in der Erfindung, meiſterhaft ſchön in der Zeichnung und auch im Abdruck faſt durchweg trefflich gelungen. Einen reizenden

Digitized by Google

Schmuck beſitzt die erſte Ausgabe der Dietenberger noch an den zahlreichen Zierbuchſtaben, die von der mannigfaltigſten Art und Herkunft ſind. Wir finden die Köbel'ſchen Initialen mit ihrem köſtlich friſchen Linienornament in drei verſchiedenen Größen abwechſelnd mit Zierbuchſtaben, die bibliſche Scenen oder weltliche Darſtellungen, z. B. Todtentanzbilder, enthalten. In der 2. in Köln erſchienenen Ausgabe finden wir eine Anzahl Schnitte von Woenſam vertreten. Erſt die 3. Ausgabe von 1564 bringt einen einheitlichen Bildſchmuck von Virgil Solis, der aber ganz ſchon der neuen Geſchmacksrichtung huldigt.

So weit ich unterrichtet bin, hat noch Niemand auf die kunſtgeſchichtliche Bedeutung der erſten Bibelüberſetzung von Dietenberger ex professo hingewieſen und doch bietet, wie wir geſehen, das große Unternehmen des Belehrenden übergenug. Im Rahmen der Gepflogenheiten jener Zeit hat es die katholiſche Sache nicht allein durch den dargebotenen Druck, ſondern auch gewiß durch ſeine bildneriſche Ausſchmückung in würdiger, den Gegnern ebenbürtiger Weiſe vertreten. Es iſt eine inhaltsreiche, werthvolle Ehrenrettung dieſes Werkes, die wir den Ausführungen Schneiders zu verdanken haben. In ihrer jetzigen Sonderausgabe, die mit zahlreichen Bildproben verſehen iſt, haben wir zugleich ein Muſter für das vor uns, was ein moderner Drucker an ſchönen, äſthetiſch wirkungsvollen, klaren Typen, an einem trotz der zahlreichen Bildbeigaben eng geſchloſſenen Satz und an einer einheitlichen Abſtimmung des Farbenwerthes von Bild und Text zu bieten vermag. Nach dieſer Hinſicht haben die Firmen Rudhart und Schirmer-Mahlau ganz Vorzügliches geleiſtet. Wenn der Verfaſſer in dem Begleitwort als Förderer des Druckes noch Heinrich Wallau-Mainz nennt, ſo dürfen wir die Gelegenheit wohl benützen, auf die hohen Verdienſte hinzuweiſen, die dieſer Mann praktiſch wie theoretiſch um die äſthetiſche Hebung des modernen Druckverfahrens ſich erworben hat.

J. Sauer.

LXXIV.

Joſeph Edmund Jörg. †

Einen ſchweren Verluſt haben die Katholiken Deutſch-
nds und in beſonderem Grade die Freunde der Hiſtor.-polit.
lätter zu beklagen. Am 18. Nov. d. J. iſt Edmund Jörg,
er Altmeiſter der katholiſchen Publiciſten Deutſchlands, als
reisarchivar und Kaſtellan der Trausnitz ob Landshut aus
m Leben geſchieden. Nur wenig über zwei Monate hat
r Heimgegangene ſeine durch Ausſcheiden aus der Zeit-
hrift erhoffte Muße genießen können. Seit etwa fünf
ahren war ſeine Geſundheit erſchüttert. Am 9. Febr. 1896
atte Jörg, der vordem nie krank geweſen, einen Schlaganfall
litten, der ihn drei Tage lang der Sprache beraubte. Er
holte ſich zwar ziemlich raſch, ſo daß er ſchon nach ſechs
Jochen wieder arbeitsfähig war, aber ſeine bis dahin ſo
ihe Natur ſchien wie an der Wurzel getroffen. Von da
gannen die Klagen über das drückende Gefühl der Alters-
hwäche; er fühlte ſich „täglich mehr als müden Mann“;
nd bereits im Sommer 1898 trat er mit ſeinem „längſt
hegten Entſchluß“ hervor, von der Redaktion der Zeitſchrift
h zurückzuziehen. Zeitweilig gelang es wohl den Vor-
llungen und Bitten der Nächſtbetheiligten, ihn von dem
orhaben abzubringen, aber die Rücktrittsgedanken kehrten
it jeder Jahreswende wieder, bis ſie im Hochſommer 1901
m unabänderlichen Entſchluſſe reiften. „Es fällt mir
ber ſehr ſchwer“, ſchrieb er am 26. Juli. „Aber ich bin
auch den Meinigen ſchuldig, mich wenn möglich noch einige

Digitized by Google

Zeit zu erhalten, und ich muß ſagen, der Zeitungswuſt drückt mich. Alſo — abſolviren Sie den alten Mann, u ſagen Sie dem Herrn Dr. Jochner: ‚er kann eben n mehr.'" — Er ſollte leider recht behalten, die Folge zeig daß es überhaupt nicht mehr lange ging. Um die Mitta ſtunde des 18. November iſt das Herz eines der mannhafte Kämpen der Kirche und des Vaterlandes für immer ſt geſtanden..

Ein inhaltsvolles Leben iſt damit zum Abſchluß kommen, das reich an Müh und Arbeit geweſen, aber gead durch die ſelbſtloſe Weiſe der Bethätigung und die Erhabe lichkeit der ſie beſeelenden Weltanſchauung. Vom Bewegun jahr 1848 an ſtand er auf der politiſchen Arena, ſeit 18 iſt ſein Name mit den Hiſtor.-polit. Blättern verflocht die er treu im Geiſte ihrer Gründer fortgeführt. Und all den großen Wandlungen, welche die welterſchütternd Ereigniſſe in der zweiten Hälfte des abgelaufenen Ja hunderts begleiteten, war ſeine Stimme zu vernehmen; in den heißen Kämpfen um die heiligſten Güter hat er öffentlichen Leben ſich betheiligt und mit der Kraft ſei Geiſtes und Gemüthes mitgeſtritten, ein Mahner und Ri im Streit von unwankbarer Ueberzeugungstreue.

Der Lebensgang einer ſo feſt geprägten Perſönlich iſt nach vielen Beziehungen einer einläßlichen Schilderu werth, heute aber iſt es uns nur Bedürfniß, einen Ehr kranz auf das Grab des entſchlafenen Freundes zu leg indem wir in kurzen Umriſſen ſein Charakterbild zeichn und die Hauptzüge ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit in Erinnerung der Mitlebenden auffriſchen.

Ein Sohn der bayeriſchen Berge, geboren zu Immenſt am 23. Dezember 1819 als das älteſte Kind eines Landgerich Oberſchreibers, begann Joſeph Edmund Jörg ſeine Stud in Füſſen und Kempten und vollendete ſie an der Univerſi zu München. Nachdem er 1843 die Theologie abſolv hatte, wandte er ſich philologiſchen und hiſtoriſchen Stud

u und arbeitete ſechs Jahre lang als Amanuenſis Döllingers, n deſſen großem dreibändigen Werke über „die Reformation, hre Entwicklung und ihre Wirkungen" (Regensburg 1846 bis 1848) er einen ſehr bedeutenden Antheil hat. Nebenbei nachte er ein Praktikum im Archivsdienſte durch, worauf er m Frühjahr 1852 eine Anſtellung im k. bayeriſchen Reichs- rchiv zu München erhielt.

Inzwiſchen war er aber durch die Märzbewegung des Jahres 1848 auch in das politiſche Leben geführt und in die Publiciſtik gedrängt worden, die er nicht geſucht. In der Aufregung jener rathloſen Zeit ſchloß er ſich der kleinen Schaar loyaler und muthiger Patrioten an, die in Schrift und Wort, unter perſönlichen Opfern und Gefahren für die Sache der Ordnung eintraten, warnend und mahnend auf das Land hinauszogen, von der Iſar bis zur Iller auf Volksverſammlungen die Grundſätze des Rechts und der Gerechtigkeit beſonnen und kräftig verfochten. Als ein Sohn des Volkes wußte er auch die Sprache des Volkes zu reden und zündend deſſen Herzfaſer zu treffen. Einer der Geſinnungsgenoſſen, die mit ihm hinauszogen, war der damals noch in ſeiner conſervativen Phaſe befindliche Profeſſor Bluntſchli. Als Jörg einmal nach einer mit Beifall aufgenommenen Anſprache vor einer Verſammlung (zu Hindelang im Allgäu) die Rednerbühne verließ, um dem nachfolgenden Bluntſchli den Platz einzuräumen, rief dieſer dem Herabſteigenden zu: „Ich wollt', ich könnte ſo populär reden wie Sie!"

Das war die praktiſche Schule, die den jungen Politiker für ſeine große publiciſtiſche Laufbahn vorbereitete, zu der ſeine ſchlagfertig ſtählerne Natur wie geſchaffen ſchien. Als daher Guido Görres, der Mitbegründer und Leiter der „Hiſtor.-polit. Blätter", ſeinem edlen Wirken in der vollen Kraft der Mannesjahre entriſſen ward, konnte man keinen Erprobteren finden, der in die ſchwer erſetzliche Lücke eintrat, als Joſeph Edmund Jörg. Schon während Guidos Er-

krankung hatte er als angehender Mitarbeiter dem Organ ſeine Dienſte gewidmet. Im Juli 1852 übernahm er, eingeführt durch eine „Erklärung des Prof. Phillips“ im Band 30 (Heft 2 vom 15. Juli), die Redaktion der Zeitſchrift, die er nun bis in das neue Jahrhundert hinein zu führen berufen war.

Wie die Verhältniſſe damals lagen, boten ſie wenig Verlockendes für einen jungen Beamten und es gehörte Muth dazu, ſich auf den exponirten Poſten zu ſtellen. Denn es war eine ſchwierige Zeit, eine Zeit der Kriſis, in der Jörg ſeine publiciſtiſche Thätigkeit begann, und das literariſche Fahrzeug, deſſen Steuer er in die Hand genommen, durch die drohenden Klippen hindurchzuſteuern, erforderte Klugheit und entſchloſſene Energie. Während die Reihe der Stammhalter und älteren Mitarbeiter ſich lichtete — Jarcke, der regelmäßige Verfaſſer der „Zeitläufe“ ſeit Beginn der Blätter, ſtarb bald nach Guido Görres noch im gleichen Jahre 1852, Phillips war einem Rufe nach Wien gefolgt — geſtalteten ſich die politiſchen Umſtände in Deutſchland mit jedem Tage mißlicher. Die Herrſchaft der bureaukratiſchen Reaktion und des Polizeiregiments ſtand wieder in voller Blüthe, jede freie unabhängige Meinungsäußerung in der Preſſe gerieth in den Verdacht der Oppoſition; die Dienſte aber, die das Blatt und ſein nunmehriger Herausgeber wenige Jahre zuvor der Sache der Ordnung geleiſtet, waren vergeſſen. Preußen belegte die Zeitſchrift ſchon im Jahre 1856 mit einem mehrere Jahre währenden Verbot, Oeſterreich drohte mehr als einmal damit durch den Chef der in München damals beſtehenden Preßagentur, obwohl die Sympathie für die ehrwürdige Habsburgiſche Monarchie in allen Artikeln unentwegt durchklang und die großdeutſche Idee nirgends wärmer vertreten war, als in den gelben Heften. Zuletzt legte auch ein bayeriſcher Miniſter ſeine ſchwere Hand auf das Blatt und ſeinen Leiter.

Fünf Jahre nämlich hatte Jörg ungefähr die Redaktion geführt, als Miniſter Graf Reigersberg, die Seele des bureaukratiſchen Syſtems in Bayern, an einigen Aufſätzen der Zeitſchrift Anſtoß nahm, die in wiſſenſchaftlicher Form die Frage über „Bureaukratie und Autonomie“ behandelten und zum Mißfallen des Miniſters ſich zu Gunſten der letzteren entſchieden. Kurz und brüsk drohte er ſeinem Untergebenen — das war Jörg als Archivbeamter — mit „Dienſtentlaſſung“, wenn dieſer noch einmal über die Bureaukratie ſich äußere. Jörg rechtfertigte ſeinen publiciſtiſchen Standpunkt als Leiter einer großen Zeitſchrift, gegenüber einer allgemein discutirten und ſelbſt im napoleoniſchen Frankreich der freien Beſprechung anheimgegebenen Frage, in einem freimüthigen, mit ſchlagender Logik geſchriebenen Briefe an den Miniſter; als er aber dieſes Schreiben, wie er ſich ausdrücklich vorbehalten hatte, in einem Heft der Hiſtor.-polit. Blätter veröffentlichte, folgte der angedrohte Schlag, zwar nicht in Form von Dienſtentlaſſung, wohl aber Strafverſetzung in die Provinz. Er wurde nach Neuburg an der Donau verſetzt und hatte hier die Folgen der Verbannung in reichem Maße zu verkoſten. Alle Bemühungen der Freunde von einigem Einfluß, wie Döllinger, Ernſt v Laſaulx in der Kammer, ſelbſt eine perſönliche Vorſtellung des Geheimraths Dr. v. Ringseis, den in Ungnade Gefallenen wieder zu rehabilitiren, blieben zu Lebzeiten des Königs Max II erfolglos. Es war einer gewiſſen Clique, aus dem Kreiſe der norddeutſchen Berufenen, gelungen, den Verfaſſer der „Zeitläufe“ bei dem König in gehäſſigſter Weiſe zu verleumden. Es gab eine Periode, wo der Miniſter — ſelbſt der rechtlich denkende Herr v. Neumayr — allerhöchſten Orts den Namen Jörg nicht nennen durfte, weil er — „an Oeſterreich verkauft ſei“! Und das faſt zur ſelben Zeit, als der öſterreichiſche Polizeiminiſter v. Kempen mit dem Verbot der Zeitſchrift drohte, weil der Verfaſſer der „Zeitläufe“ die Freiheit ſeiner Meinungs-

äußerung einer augenblicklich in Wien herrſchenden mächtig Strömung, vor allem der Bach'ſchen „Germaniſirungs Politik gegenüber, nicht zu opfern gewillt war. — Unter de Druck dieſer feindſeligen Einflüſſe wurde denn auch d Gemaßregelte mehrmals übergangen und die lange Zeit ſeiner untergeordneten Beamtenſtellung belaſſen. Dama ſchrieb Hofrath Phillips aus Wien, eine angeſehene Perſö lichkeit habe ihm die gute Bemerkung gemacht: „Was m Bayern für einen Reichthum an ausgezeichneten Männe haben, da man ſchon die Sekretärſtellen mit einer Capaci wie Jörg beſetzt!“

Sieben Jahre, von 1858 bis 1865, dauerte das E in Neuburg, reich an bitteren Erfahrungen, lehrreich au an mannigfacher Menſchenkenntniß — denn ein offizielle U gnade iſt ein gar merkwürdiger Prüfſtein der Charaktere - bis endlich ein einjähriger Amtsurlaub unter dem wohl wollenden Miniſter v. Neumayr Befreiung brachte. Jö verbrachte dieſes Urlaubsjahr in München, wohin er m ſeiner Familie übergeſiedelt war, arbeitsfreudig und ein freundlicheren Zukunft entgegenblickend. In dieſer Zeit en ſtand eine ſeiner bedeutendſten publiciſtiſchen Arbeiten, d Entwurf zur „Geſchichte der ſocialpolitiſchen Parteien“. D Münchner Aufenthalt erfuhr freilich auch eine ſchmerzlic Trübung durch den Tod von Jörg's Gattin, die in de vorausgegangenen Jahren ſo tapfer ihm zur Seite geſtande und nun hier in der Hauptſtadt zu Anfang 1866 u erwartet ſchnell einer Krankheit erlag.

Im September 1866 wurde Edmund Jörg zum Vorſtan des Kreisarchivs in Landshut ernannt, ein Amt, mit de zugleich die Schloßaufſicht auf dem Hofberg verbunden i und von da an war und blieb die Trausnitz, die altberühmt „Landeshut“ oder Wartburg der bayeriſchen Herzoge, ſein neue Heimat.

Die Verbannung nach Neuburg hatte aber eine ander folgenreiche Wirkung gehabt: in dieſer Zeit der Vereinſamun

Digitized by Google

wurde Jörg, bei den Landtagswahlen von 1863, als Abgeordneter (zunächſt allerdings nur als Erſatzmann) in die bayeriſche Kammer gewählt, und damit durch ein Votum des Volkes das Unrecht gut gemacht, das ein bureaukratiſches Regiment an ihm verübt. Den mannhaften Vertretern des Bezirks Neumarkt in der Oberpfalz gebührt die Ehre und das Verdienſt, den Verfolgten ſeiner Iſolirung entriſſen, dem öffentlichen Leben aber eine parlamentariſche Kraft erſten Ranges zugeführt zu haben.

Am Georgstage, 24. April 1865, trat Jörg, an Stelle des aus der Kammer ausſcheidenden Domprobſtes Dr Ernſt von Eichſtätt, in den Landtag zu München ein und nahm ſeinen Sitz neben Oberbibliothekar Dr. Anton Ruland, dem „Felſenmanne“ und bis zum Tod bewährten Geſinnungsgenoſſen. Seine Jungfernrede (am 2. Juni) galt der ſchleswig-holſteiniſchen Frage. Es war damals noch ein kleines Häuflein von Parteigenoſſen, das er vorfand. Erſt die Neuwahlen des Jahres 1869 brachten die patriotiſche Mehrheit, in welcher nun dem durch dreifache Wahl ausgezeichneten Archivar Jörg die führende Rolle zufiel. Im Direktorium der Kammer bekleidete er die Stelle des 1. Sekretärs. Durch anderthalb Jahrzehnte war Jörg auf dem Boden des parlamentariſchen Lebens thätig, in hervorragender Weiſe betheiligt an den ſchickſalvollſten Momenten der neueſten Geſchichte Bayerns und der deutſchen Nation: man denke nur an die Tage unmittelbar vor und nach dem Bruderkrieg von 1866, an die fieberhaft erregten bayeriſchen Kammerdebatten zur Zeit der Kriegserklärung von 1870 über die Bündnißfrage und über die Annahme der Verſailler Verträge von 1871. Was der patriotiſche Abgeordnete perſönlich dabei geleiſtet, in vorderſter Reihe, mehr als einmal mit dem ganzen Einſatz ſeiner Geſundheit, ſeiner Exiſtenz, kämpfend, das wird ihm im Herzen des bayeriſchen Volkes, für deſſen Selbſtändigkeit er mit eherner Standhaftigkeit ſtritt, unvergeſſen bleiben.

Wenn in den nächſtfolgenden Jahren die Anſtrengung der patriotiſchen Majorität nicht mit dem erhofften Erfo gekrönt waren, ſo lag die Urſache in der ganz auße gewöhnlichen Machtſtellung des liberalen Miniſteriums La das von der Gunſt des Königs gedeckt durch die ſchwerſt Angriffe und Beſchlüſſe nicht zu erſchüttern war.

Heute beſteht kein Zweifel mehr darüber, daß die a ſcheinende Erfolgloſigkeit der katholiſch-patriotiſchen Bewegu in Bayern auf ſtaatlichem Gebiet ihre letzten Gründe in u beſieglichen Verhältniſſen, in dem krankhaften Zuſtande d Königs Ludwig II. hatte. Jörg beleuchtete ſpäter dieſe Ze in einem Artikel, überſchrieben „das bayeriſche Verhängnis Dieſe Umſtände zumeiſt, neben der Rückſicht auf die Pflicht ſeiner amtlichen Stellung, beſtimmten den Abgeordneten Jör im J. 1881, nach einer 16jährigen Thätigkeit im bayeriſche Landtag, auf eine Wiederwahl zu verzichten, ohne daß jedoch aufhörte, an dem öffentlichen Leben den regſte Antheil zu nehmen, wie ſeine verſchiedenen, den bayeriſche Vorgängen gewidmeten „Zeitläufe“ bezeugen.[1]

Als Mitglied der ſüddeutſchen Fraktion gehörte Jörg auch dem deutſchen Zollparlament (1868—69) an, deſſen pro viſoriſcher Charakter in ſeinen damals aus Berlin ge ſchriebenen Skizzen (Bd. 61) ſich anſchaulich abſpiegelt. Vo 1874—79 aber war er, von Augsburg entſendet, Mitglie des deutſchen Reichstags in Berlin. Sein Eintritt fäll in die heißeſte Zeit des lodernden Culturkampfes, jene rückſichtslos verheerenden Gewaltherrſchaft des parlamen tariſchen Liberalismus, die ein Hohn auf alle Cultur, fü den Bekennermuth der Katholiken aber eine unvergänglich Ehrenzeit bleiben wird. Schon war die Widerſtandskraf des empörten Gewiſſens in allen Schichten des katholiſche

1) Eine ausführliche Darlegung ſeiner parlamentariſchen Thätigkt in der bayeriſchen Kammer bleibt einem beſonderen Artikel vor behalten.

Volkes mächtig geweckt, und die erſte eindrucksvolle Wirkung offenbarte ſich eben bei jener Reichstagswahl vom 10. Januar 1874, welche die Zahl der Centrumsmitglieder von 57 (im J. 1871) auf 94 erhöhte, mit denen Jörg ins Parlament einzog.

Seine Wirkſamkeit daſelbſt, in der tapferen Schaar der Centrumsfraktion, deren Programm er im J. 1871 hatte mitentwerfen helfen, an der Seite der gefeierten Führer und Streiter Windthorſt, Reichensperger, Mallinckrodt, iſt der älteren Generation wohl bekannt und beim Silberjubiläum des Centrums im Mai 1896 auch der jüngeren aufgefriſcht worden. Ich erinnere nur an ſeine Reden über die Civilehe (Januar 1875), über das Reichsmilitärgeſetz, über das Socialiſtengeſetz von 1878. Unvergeſſen zumal iſt ſeine berühmte Rede über die orientaliſche Frage und die daran geknüpfte Frage nach dem in ſtiller Verborgenheit ſchlummernden „diplomatiſchen Ausſchuß“ im Bundesrath, welche den teutoniſchen Zorn des allgewaltigen Reichskanzlers ſo maßlos gereizt und eine in den Annalen des deutſchen Parlamentarismus unerhörte Scene hervorgerufen hat (4. Dez. 1874). In jener Anfrage ſah Bismarck einen Vorſtoß des Partikularismus gegen die preußiſche Spitze. Namentlich aber das anzügliche Wort in Jörgs Rede von dem „politiſchen Uebergewicht Rußlands, ohne deſſen Erlaubniß kein Kanonenſchuß in Europa abgefeuert werden dürfe“, hatte den Grimm des mächtigen Kanzlers erregt, daß er von ſeinem Sitze auffuhr und die Fluthen ſeines Haſſes über die Centrumsfraktion ausgoß.

Damals verkündete Bismarck das Dogma von der thurmhohen Freundſchaft Rußlands, und der geſammte Liberalismus jubelte ihm mit tobender Ausgelaſſenheit zu; die Ereigniſſe aber haben dem Abgeordneten Jörg, noch vor dem Sturze des Gewaltigen, Recht gegeben. Es iſt gekommen, wie er geſagt: „Das Zünglein der europäiſchen Wage iſt von Paris nicht nach Berlin, ſondern auf Peters-

burg übergegangen.“ Krieg und Friede liegen heute und ſeit lange in den Falten des ruſſiſchen Machthabers.

Nach Ablauf der Wahlperiode im J. 1878 mußte Jörg ſich entſchließen, eine Neuwahl für den Reichstag abzulehnen. Windthorſt gab ſich alle Mühe, ihn von dem Vorhaben abzubringen, und wandte ſich ſogar brieflich an Jörgs Gattin, um durch ihren Einfluß ihn umzuſtimmen. Aber äußere Verhältniſſe nöthigten ihn, auf dem Entſchluß zu beharren. Es war ein Akt der Entſagung. Seine Popularität im bayriſchen Volke war damals im Wachſen begriffen. Als Jörg im Frühjahr 1875 ſeinen Allgäuer Wahlkreis bereiste, wo er von großen Volksmaſſen begrüßt wurde, erhielt er ſo zahlreiche Beweiſe ungeheuchelter Anhänglichkeit, daß ſie ſelbſt den Liberalen Ausrufe der Verwunderung erpreßten. Gerade ſeine Bismarckrede vom 4. Dezember 1874 hat den Leuten am meiſten imponirt. „Aber Ihr müſſet Courage haben!“ ſagte ihm ein biederber Allgäuer Bauer.

Wenn man von der ſchweren Zeit des Culturkampfs der ſiebziger Jahre und von den großen Geiſtesſchlachten ſpricht, die damals geſchlagen wurden und die ganze chriſtliche Welt in Athem hielten, dann wird unter den herzhaften leuchtenden Vorkämpfern der katholiſchen Sache auch der Name Jörgs mitgenannt werden. Er gehört zu den politiſchen Charakterköpfen jener, man darf wohl ſagen, weltgeſchichtlich bedeutenden Aera. —

Wer den Abgeordneten und Redner Jörg kennt, der kennt auch den Hiſtoriker und Schriftſteller. In der ſtrengen Schule Döllingers großgewachſen und im Archivdienſte thätig, ſchien er für die eigentliche Forſchung in der Geſchichtswiſſenſchaft berufen. Er hat ſeine literariſche Laufbahn auch mit einem ſtreng hiſtoriſchen Werke begonnen, mit der gründlichen, auf einem ganz umfaſſenden Urkundenmaterial aufgebauten Geſchichte von „Deutſchland in der Revolutionsperiode von 1522—1526. Aus den diplomatiſchen

Correſpondenzen und Originalakten bayeriſcher Archive dargeſtellt" (Freiburg 1851). Für die damalige Zeit ein bahnbrechendes Quellenwerk. Gewiß iſt es nur der Wahrheit entſprechend, wenn in der Beilage der Allg. Zeitung vom 21. Februar 1878 ein Referent bemerkte: „Man wird ſchwerlich zu viel ſagen, wenn man den Anſtoß zu einer methodiſch quellenmäßigen Unterſuchung des Bauernkriegs auf Jörg zurückführt."

Aber ſchon die Wahl des Titels dieſer Schrift ließ erkennen, daß die Bewegung der unmittelbar ſelbſterlebten Zeit, die Eindrücke der Revolutionsperiode von 1848, nicht ohne Einfluß auf die Auswahl des geſchichtlichen Gegenſtandes ſelbſt geblieben, daß ſomit die politiſche Ader in dem Hiſtoriker damals ſchon pochend ſich regte, den Beruf des gebornen Politikers und Publiciſten voraus verkündend. Sie ſollte bald den eigentlichen Ausſchlag geben und der Hiſtoriker fortan faſt nur mehr als Beobachter und kritiſcher Deuter der Zeitgeſchichte zu Worte kommen.

Wenn Neigung und Begabung ſich hier entgegenkamen, ſo mußte die ihm mittlerweile zugewachſene Aufgabe als Redakteur der Hiſtor.-polit. Blätter das Uebrige thun. Alle folgenden Publikationen gehören denn auch ganz der geſchichtlichen Betrachtung der Gegenwart oder der unmittelbarſten Vergangenheit an.

Als Jörg die Redaktion der Zeitſchrift übernahm, war es neben den allgemeinen Zeitereigniſſen insbeſondere die eben erſt in Fluß gerathene Bewegung innerhalb des Proteſtantismus, die ſeine Aufmerkſamkeit erregte und feſſelte. Er müßte nicht der Jünger Döllingers geweſen ſein, wenn er dem neuen religiöſen Phänomen nicht ſein Intereſſe zugewendet hätte, und ſo begann er denn von 1853 an „Streiflichter auf die neueſte Geſchichte des Proteſtantismus" in den gelben Heften zu veröffentlichen, die ſich auf die ſämmtlichen deutſchen Landeskirchen, im weiteren Verfolg aber auch auf die ſkandinaviſchen Reiche und Nordamerika erſtreckten.

Aus dieſen mehr als fünf Jahre hindurch fortgeführten kritiſche Studien erwuchs dann, zu einem geſchloſſenen Ganzen um gearbeitet, das große zweibändige Werk: „Geſchichte de Proteſtantismus in ſeiner neueſten Entwicklung (I. Bd. „Der Aufſchwung ſeit 1848", II. Bd. „Die Schwärmer kirche und ihre Bedingungen") 1858 bei Herder in Freiburg

Wer jene nun weit zurückliegende Zeit ſelbſt miterlel hat, weiß, welch eine tief einſchneidende Wirkung dieſes We bei ſeinem Erſcheinen geübt, wie es die Wortführer der ge ſammten proteſtantiſchen Welt in Aufregung verſetzt ha Die Männer der verſchiedenen, ſcharf auseinander gehende kirchlichen Parteien innerhalb des proteſtantiſchen Lager holten ſich aus dem gewaltigen Arſenale dieſes Buches di Waffen, um ſie im Kampfe gegen einander ins Feld z führen. Dr. Stahl, der berühmte Rechtslehrer und Ober conſiſtorialrath in Preußen, nahm auf der Paſtoralconferen in Berlin das Buch als „die merkwürdigſte Erſcheinung de Jahres" zum Thema einer feierlichen Präſidialrede; Prof Heinrich Leo in Halle nannte es ohne Hehl „eine Macht" die im Stillen fortwirke. Mündlich äußerte ſich Profeſſo K. Witte in Halle gegenüber dem Geh. Rath v. Ringseis „Wir Proteſtanten haben unter uns keinen, der die Geſchicht des neueſten Proteſtantismus ſo gründlich kennt als dieſer" und Profeſſor H. Gelzer in Baſel bekannte: ſeit Möhlers Symbolik ſei von katholiſcher Seite kein ſo bedeutendes Werk mehr erſchienen. — Es wird für die Kirchen- und Cultur hiſtoriker noch lange eine Fundgrube bleiben.

Im Jahre 1860 folgte eine kleinere Schrift politiſchen Inhalts: „Die neue Aera in Preußen." Sie ver dankte ihre Publikation dem Umſtande, daß die Hiſtor.-polit. Blätter volle drei Jahre hindurch in Preußen verboten waren Das Verbot dauerte von 1856 bis 1859. Als ſie endlich, vornehmlich durch die Bemühungen der Brüder Reichen ſperger, in Preußen wieder freigegeben waren, ließ Jörg die in der Zeitſchrift veröffentlichten Aufſätze über die Ereigniſſe

jener merkwürdigen Periode der preußiſchen Geſchichte unter dem erwähnten Titel in einer eigenen Sammlung erſcheinen. (Regensburg 1860).

Eine große und nachhaltige Wirkung übte dann wieder ſeine letzte ſelbſtändig im Buchhandel erſchienene Schrift, die i. J. 1867 veröffentlichte „Geſchichte der ſocial-politiſchen Parteien", in welcher Jörg als einer der früheſten und einſichtigſten Vertreter der chriſtlich-ſocialen Bewegung, ja neben Biſchof v. Ketteler ein Bahnbrecher für die richtige Erkenntniß dieſer tiefgreifendſten Frage der Neuzeit, in die Arena trat. Die öffentliche Kritik hat denn auch damals der Schrift das Verdienſt zugeſprochen, durch die Gründlichkeit und Objektivität der Darſtellung, die mit bewunderungswürdiger Schärfe den Kern der ſtreitigen Fragen bloslege, ſowie durch die glückliche Methode, welche die auf dem volkswirthſchaftlichen, dem ſtaatlichen und ſocialen Gebiete hervorgetretenen Erſcheinungen im Zuſammenhang erfaßte, der Würdigung dieſes großen Problems der Gegenwart in weiten Kreiſen die Bahn geebnet zu haben. In dieſer Weiſe ſprachen ſich namentlich die Glaſer'ſchen Jahrbücher für Geſellſchafts- und Staatswiſſenſchaften (1867) ohne Rückhalt aus. Aehnlich urtheilte, von einem andern Standpunkt aus Dr. Stolp's „Deutſche Gemeindezeitung, Organ der deutſchen Verwaltungs- und Städtetage" in Berlin, und Dr. Rudol Meyer, der bekannte Socialpolitiker, gedachte noch kurz vor ſeinem Lebensende mit dankbaren Worten der kräftigen Anregung, die er in ſeinen jüngeren Jahren aus Edmund Jörg's Werk empfangen habe. (In Harden's „Zukunft" 1897.)

Die „Geſchichte der ſocialpolitiſchen Parteien" iſt, wie die vorerwähnten Schriften, aus einer Reihenfolge von (10) Abhandlungen in den Hiſtor.-polit. Blättern hervorgegangen, die unter dem Titel von „Aphorismen über die ſocialpolitiſche Bewegung" vom Frühjahr 1865 an, der fortſchreitenden Entwicklung derſelben ſozuſagen auf dem Fuße folgten — zu einer Zeit, als die Bedeutung dieſer weltbewegenden Frage

nur erſt von Wenigen erkannt wurde. War doch die öffentliche Erörterung derſelben von Manchen anfänglich höchſt mißfällig betrachtet worden. Der Verfaſſer der „Aphorismen" bekam damals ſelbſt aus hochpolitiſchen Kreiſen den Vorwurf zu hören, wie wenig opportun es ſei, aus einer Frage, die nur in einer Anzahl unruhiger Köpfe exiſtire, ſo viel Weſens zu machen. Die Rechtfertigung des vorausſehenden Politikers ließ nicht lange auf ſich warten. Als er im J. 1890 ſeine Aphorismen wieder aufnahm, konnte er ſagen: „In dem kurzen Vierteljahrhundert iſt das damalige ‚rothe Geſpenſt' zu einem greifbaren Weltkörper geworden."

Es offenbarte ſich auch in dieſem Fall, wie bei ſo manchen andern Anläſſen, der Weitblick des politiſchen Denkers, in außerordentlichem Grade verbunden mit der Gabe raſcher Combination, durch die ſeine *Zeitläufe* ſich auszeichneten und ſchon in den Fünfziger-Jahren die Aufmerkſamkeit, nicht ſelten die Bewunderung ſtaatsmänniſch gebildeter Leſer auf ſich zogen. „Sie beſitzen das ſeltene Talent der Combination der Thatſachen wie nicht leicht ein Anderer," ſchrieb ihm Baurath Dr. Karl Bader, ſeinerzeit ſelbſt ein angeſehener politiſcher Schriftſteller, im Sommer 1858 aus Freiburg. Und Graf Montalembert erkundigte ſich von Paris aus bei Freunden in München 1859 wiederholt nach dem Namen des Verfaſſers der Zeitläufe, deſſen ungewöhnlicher Scharfblick (extrême perspicacité) ihn geradezu überraſcht habe. „Dites-moi de grâce," ſchrieb er einmal, „qui c'est, afin que j'inscrive son nom parmi ceux des esprits les plus *sagaces*, que j'ai encore rencontrés." Man erkannte in Edmund Jörg den ebenbürtigen Nachfolger des ſtaatsmänniſch geſchulten Ernſt Jarcke, deſſen publiciſtiſche Thätigkeit in den gelben Blättern er ſeit 1852 fortſetzte. Wie dieſen fand man ihn bei jeder auftauchenden brennenden Tagesfrage auf ſeiner Hochwarte, bereit und gerüſtet, die Zeichen der Zeit zu deuten.

Seine Zeitläufe gehören mit zum Beſten, was die deutſche katholiſche Publiciſtik aufzuweiſen hat. Geleitet von großen

Geſichtspunkten hatte auch ſeine politiſche Discuſſion einen großen Zug. Von hoher Warte aus überſchaute er den Gang der weltgeſchichtlichen Ereigniſſe, die er mit unbeſtechlicher Logik bloslegte, mit unerſchrockener Wahrheitsliebe und oft genug mit innerem Herzweh beurtheilte. Ein Franzoſe hat ihn mit Recht einen „politiſchen Pſychologen von ganz eminenter Competenz" genannt. Die geiſtvolle Behandlung des Gegenſtandes trug den Stempel der Originalität und verrieth den Meiſter des Stils, jenes gedrungenen Stils, der einen Reichthum von Gedanken in der bündigſten Knappheit und zugleich in der packenden Lebendigkeit des Ausdrucks zur Darſtellung zu bringen vermag. Vor der Verſuchung des Prophezeiens bewahrte ihn ſein nüchterner Sinn. Aber die Tiefe ſeiner umfaſſenden Weltbetrachtung, das eindringende Verſtändniß für den inneren Zuſammenhang der Dinge verlieh ſeinen Erörterungen und Enthüllungen nicht ſelten das Anſehen einer faſt divinatoriſchen Vorausſicht. Wie oft iſt das dem Schreiber dieſer Zeilen im Verlauf der Jahre aus Leſerkreiſen mit Ausdrücken der lebhafteſten Anerkennung bezeugt worden! Namentlich in der Auffaſſung und Behandlung der orientaliſchen Frage, über deren drohende Gefahren er ſo oft ſeine warnende Stimme erhob, haben ſeine Darlegungen die Beachtung der Kundigen erzwungen, und erſt noch vor wenigen Jahren, beim Ausbruch des türkiſch-griechiſchen Krieges, iſt darauf hingewieſen worden, wie Jörg's Vorausſagen auf dem Gebiet der europäiſchen Politik mit unheimlicher Sicherheit zum großen Theil ſchon eingetroffen ſind. Der Orient und die damit zuſammenhängenden großen Fragen, die heute ſich bis an die Küſten Oſtaſiens erſtrecken, waren zuletzt das einzige weltpolitiſche Thema, dem der Hochbetagte ſein Intereſſe bewahrte.

Als Leiter der Zeitſchrift übte Jörg weitherzige Toleranz. Seine eigene Meinung hat er jederzeit kräftig, ſcharf, bis zur Hartnäckigkeit verfochten, aber den Widerſpruch hat er

ohne Ungeduld aufgenommen, und man fand ihn willig bereit, auch eine abweichende Anſchauung neben der eigenen zu Wort kommen zu laſſen. Er hielt ſtets an dem Grundſaz feſt, keiner politiſchen Meinung die Spalten der „Blätter“ zu verſchließen, ſofern dieſelbe den katholiſchen Principien nicht widerſtreite. Er konnte es, weil er immer und überall ehrlich das Wahre ſuchte, das Gute anſtrebte, in dem Wechſelnden und Veränderlichen das Unwandelbare, den Geiſt des Ewigen zu erkennen trachtete. Von einem langjährigen Mitarbeiter der Zeitſchrift, Dr. Karl Bader († als badiſcher Baurath in Freiburg 1874), äußerte Jörg nach deſſen Tode: „Wir ſelbſt haben die politiſchen Anſchauungen ſeiner jungen wie ſeiner letzten Jahre mehrfach nicht getheilt; aber nie haben wir uns geſtritten, wer denn nun Recht gehabt habe, und nie hat die Verſchiedenheit, nicht der Grundſätze, ſondern der Meinungen einen Schatten auf das freundſchaftliche Zuſammenwirken geworfen.“

Eine erſtaunliche Arbeitskraft, die ſich keine Schonung gönnte, blieb dem genialen Manne bis ins Alter treu. Er hat ſie vor allem auch in dem Pflichtkreis ſeiner amtlichen Stellung bethätigt und bewährt.

Seiner ausdauernden Bemühung verdankt das Kreisarchiv auf der Trausnitz ſeine heutige gute Einrichtung; es hängt aber eine halbe Lebensarbeit daran. Als Jörg im J. 1866, in Folge ſeiner Beförderung zum Kreisarchivar in Landshut, einer Neuwahl als Abgeordneter der bayeriſchen Kammer ſich unterziehen mußte, ſchrieb er an einen Wahlmann des Bezirks Neumarkt, Herrn Dekan Friedl: „Die gedachte Beförderung iſt die erſte, die mir nach dreizehn Dienſtjahren widerfährt, und ſie auszuſchlagen war ich um ſo weniger im Stande, als die an ſich beſcheidene Stelle mit Umſtänden verbunden iſt, welche es mir ermöglichen, auf ein weiteres Avancement zu verzichten. Ich habe im Staatsdienſt zuvor nicht viel geſucht, von nun an ſuche ich definitiv nichts mehr.“

Daß dieſe Verſicherung kein bloßer wahlrhetoriſcher Kraftſpruch, ſondern ächt und ehrlich gemeint war, beſtätigt ſein Lebensgang. Er hat ſein Verſprechen vollauf gehalten und nichts weiter angeſtrebt. Sein ganzer Ehrgeiz und einziger Wunſch war, auf der Trausnitz ſeine übrigen Tage zu verbringen und als ſchlichter Kreisarchivar ſeine irdiſche Laufbahn beſchließen zu dürfen. Der Burg ob Landshut und dem dort ihm anvertrauten archivaliſchen Hort blieb ſeine volle Liebe und Sorge zugewandt. Das vorzügliche Repertorium, das er herſtellte, iſt die Arbeit von zwanzig mühevollen Jahren. Dank dieſer emſigen organiſirenden Thätigkeit kann heute das Landshuter Archiv nach der praktiſchen Anordnung und Durchführung als Muſter in Bayern gelten.

Jörgs Verdienſt iſt es nebenbei, daß der älteſte und originellſte Theil des ſeiner Obhut unterſtellten Schloſſes, die dem hl. Georg geweihte Kapelle, einer gründlichen Reſtauration unterzogen wurde. Dieſe aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts ſtammende Burgkapelle, in ihrer Art eine Merkwürdigkeit des Rundbogenſtils, wurde unter ſeiner Initiative und pietätvollen Obſorge ſtilgemäß, in architektoniſcher wie maleriſcher und plaſtiſcher Hinſicht ganz ihres Alterthums würdig erneuert, ſo daß ſie heute einen Schmuck des Schloſſes und ein lohnendes Wanderziel für Kunſtfreunde bildet.

Seit Jörg ſich von aller parlamentariſchen Thätigkeit zurückgezogen hatte, trat er nur ſelten mehr in der Oeffentlichkeit hervor. Aber der Einſiedler auf der Trausnitz, wie man ihn wohl nannte, fühlte ſich nicht vereinſamt. Die Burg mit ihren herrlichen Ausblicken beſitzt eine Anziehungskraft, ſo daß es oben ſelten an Zuſpruch fehlte, und die Gaſtlichkeit, die im Hauſe waltete, half den Aufenthalt verſchönern. Daß er auch draußen, in weiten Kreiſen des Vaterlandes, nicht vergeſſen war, erfuhr er beſonders lebendig auf dem Katholikentag zu Landshut. Welch begeiſterter Jubel empfing ihn in der Feſthalle, als der Präſident des

Lokalkomitees, Freiherr von Aretin, den greiſen Gelehrt und Politiker als Ehrenpräſidenten der Verſammlung vorſtell

Hatte ſchon die Feier des 70. Geburtstages (18 ihm die dankbare Geſinnung der Katholiken kundgethan, kam dieſe in verſtärktem Maße bei der Vollendung ſein 80. Lebensjahres (1899) zum Ausdruck. Der altverdie Veteran wurde von der geſammten katholiſchen Preſſe Deut lands feſtlich begrüßt, und von Partei- und Geſinnung genoſſen aller Stände, in- und außerhalb der deutſch Grenzen, mit ſo zahlreichen Erweiſen herzlicher und ehrend Erinnerung überſchüttet, daß er in ſeiner Beſcheidenheit ſi vor Rührung faſt erdrückt fühlte. Dazu kam noch die Anerke nung ſeiner amtlichen Wirkſamkeit, welche die Feier die Tages in einer für den königstreuen Bayer wohlthuende Weiſe verſchönern half. Der Prinzregent Luitpold beglü wünſchte ihn telegraphiſch mit den Worten: „Ich bitte S meine herzlichſten Glücks- und Segenswünſche zu Ihrem ac zigſten Wiegenfeſte freundlich entgegen zu nehmen.“ D Glückwunſch, den der Miniſter Frhr. v. Feilitzſch an de ſeinem Reſſort unterſtehenden Kreisarchivar richtete, laute ſo ungewöhnlich warm, daß er ebenfalls im Wortlaut wied gegeben zu werden verdient: „Uebermorgen begehen Sie I 80 jähriges Geburtsfeſt in Aktivität und voller körperlich und geiſtiger Friſche. Es iſt dies ein archivaliſches Un cum und gratulire ich Ihnen hiezu aus vollem Herze Es war mir eine große Freude, Sie in dieſem Sommer a der Trausnitz noch ſo rüſtig und friſch zu ſehen, Trepp' a Trepp' ab zeigten Sie mir Ihre Schätze, und das Intere für Ihre archivaliſchen Kinder war das gleiche wie frü Sie haben viel im Leben gearbeitet, und man ſieht, d Arbeit geſund erhält. Möge Ihnen Gott der Allmäch noch viele Jahre in bisheriger Rüſtigkeit ſchenken! D Alte vom Berge iſt nicht alt, als Beherrſcher der Traus möge er ſich noch ferner des Aufblühens des unten liegen Landshut erfreuen: Herzlichen Glückwunſch!“

Auch in der großen Zurückgezogenheit, die ihm Alter und Gebrechlichkeit auferlegte, fuhr der „Alte vom Berge“ fort, Antheil an den Vorgängen des öffentlichen Lebens zu nehmen. Von der Burg aber kam er ſelten mehr herunter, ſelbſt ſeinen jährlichen Amtsurlaub verbrachte er auf den Höhen des ſchönen Schloſſes. Er lebte nur ſeinem Amt und, ſoweit es Kraft und Geſundheit eben geſtattete, der ſtillen publiciſtiſchen Thätigkeit, im Frieden einer beglückenden Häuslichkeit, behütet und erwärmt von der Liebe der Seinigen.

Zu Anfang dieſes Jahres mußte der Betagte noch den Schmerz erleben, daß ſeine treffliche Gattin, Ida geb. Prand, mit der er ſich 1867 in zweiter Ehe verbunden hatte, ihm durch den Tod entriſſen wurde. Der Verluſt dieſer durch Klugheit, Friſche und Seelenheiterkeit ausgezeichneten Frau traf ihn aufs ſchwerſte und gab den letzten Entſcheid zur Ausführung ſeines Vorhabens, von der Zeitſchrift zurückzutreten, mit der er durch ein halbes Jahrhundert verwachſen war.

Der alte Wunſch aber, ſein Leben auf der Trausnitz beſchließen zu dürfen, ging in Erfüllung. Dem Vielthätigen war es vergönnt, in ſeinem Berufe zu ſterben. Es gehörte aber auch die eiſerne Willensſtärke, die ihm eigen war, dazu, bis zum Ende auszuharren. Im Patriarchenalter von 82 Jahren hat er auf der Burg, die er 35 Jahre lang behütet, ſeine Laufbahn vollendet, ein vielbewegtes, aber wohl ausgefülltes Leben, dem Kampfe geweiht für Wahrheit und Recht, deſſen Spuren ſich nicht ſobald verwiſchen werden. Und wie anſpruchslos war dieſer Mann in all der Zeit für ſeine Perſon geblieben! Jörg war ein durch und durch lauterer Charakter, dem alles Streberthum ferne lag. In den verſchiedenen Stellungen ſeines Wirkens hat er niemals ſeinen Vortheil geſucht, dagegen wohl ſo manchem Andern geholfen, für ſeine Ueberzeugung aber, unbeirrt um Lob und Tadel, kein Opfer geſcheut. Ein Grundzug ſeines Weſens war ja die furchtloſe Wahrhaftigkeit. Jeder, der ihm näher

zu kommen Gelegenheit hatte, lernte in dem fernhaft ſchlichten Mann ein Muſter der Gewiſſenhaftigkeit und Pflichttreue verehren. Seine Verläſſigkeit und Pünktlichkeit ging bis aufs Kleinſte.

Im amtlichen wie im journaliſtiſchen Berufe, im häuslichen Kreiſe wie in den Aufgaben des parlamentariſchen Lebens hat er im gleichen Maße ſeine Pflicht gethan und dabei ſtets ſeine ganze Perſönlichkeit eingeſetzt, bis zum letzten Moment bemüht, den anvertrauten Poſten mit Ehren auszufüllen. Das Bild eines ſolchen Mannes wird noch lang fortleuchten. Die Verdienſte aber, die dieſer Ritter ohne Furcht und Tadel ein halbes Jahrhundert hindurch um die conſervative Sache und die kirchliche Freiheit ſich erworben, ſichern ſeinem Namen ein unvergängliches Gedächtniß.

F. B

LXXV.

S. Girolamo degli Schiavoni in Rom.

Eine Beleuchtung des italieniſchen Garantiegeſetzes.[1])

Zu den glänzenden Vorzügen, mit welchen die gött liche Weltregierung das heute beinahe 24 jährige Pontifikat Leo's XIII. ausgezeichnet, gehört nicht in letzter Linie die Thatſache der Gründung oder weiteren Ausgeſtaltung jener zahlreichen römiſchen Studienanſtalten, in welche hoff

1) Als Quellen dieſes Artikels haben gedient die lehrreichen Ausführungen in: 1. Civiltà cattolica Serie 18. Bd. 3 u. 4 (1901). 2. Die römiſchen Wochenberichte im Londoner Tablet Bd. 9 S. 374 ff. 3. Die Schrift: La questione di s. Girolamo de Schiavoni in Roma in faccia alla storia e al diritto ed Breve di S. S. Leone XIII „Slavorum gentem." Studio F. S. I. (Ivančić). Secunda edizione. Roma Tipografia Capitolina 1901. 255 pag. Lire 2.50.

nungsvolle Jünglinge aus allen Zonen ſei es der alten, ſei es der neuen Welt, zuſammenſtrömen, um an der Quelle der katholiſchen Wahrheit reine und unverfälſchte Lehre zu trinken und ſich an den Idealen des apoſtoliſchen Stuhles zu begeiſtern. Da bewundern wir das hochragende, an die kühne und trotzige Geſtalt mittelalterlicher Burgen erinnernde Colleg zum hl. Anſelmus auf der Höhe des Aventino, wo, dank der Großmüthigkeit des Papſtes, die Benediktiner ihre internationale höhere Studienanſtalt beſitzen, um römiſche Sinnes- und Denkungsart in ſich aufzunehmen und bis an die Grenze des Erdballs zu tragen. In der Nähe von S. Giovanni im Lateran, in der Via Merulana, erhebt ſich die umfaſſende Lehranſtalt der Franziskaner, denen Leo XIII. durch Zuſammenfaſſung der fünf ältern Ordenszweige in die Genoſſenſchaft der Minderbrüder und durch Beſtellung eines Generals eine feſtere Geſtalt verliehen hat. Deßgleichen verdienen Erwähnung die neuerrichteten Studienanſtalten der Armenier, Griechen, Canadier, Portugieſen. Soeben iſt, unweit der dem Papſte aus Beiträgen der ganzen katholiſchen Welt geſchenkten St. Joachimskirche, in den Prati di Caſtello, ein für Prieſter beſtimmtes apoſtoliſches Colleg im Bau begriffen. Eine beſondere Vorliebe hat der Papſt für das mit dem engliſchen Seminar verbundene Beda-Colleg an den Tag gelegt. Nicht nur hat er ihm eine reichliche Ausſtattung in Geld zugewendet, welche, in den ſichern Verließen der engliſchen Bank in London niedergelegt, der Verwaltung der engliſchen Biſchöfe unterſteht, er hat auch deſſen Schutzherrn mit dem Titel eines Kirchenlehrers ausgezeichnet und damit einem Manne die längſt verdiente Ehre zugebilligt, welcher, wie eine Art Encyklopädie, das geſammte Wiſſen ſeiner Zeit in ſich vereinigte und die Denkrichtung der folgenden Geſchlechter auf Jahrhunderte beeinflußt hat.[1])

1) In dem bei Errichtung des ſpaniſchen Collegs in Rom an den ſpaniſchen Epiſkopat gerichteten Briefe vom 25. Oktober 1893,

Die jüngſte Schöpfung des hl. Vaters auf dem Gebiete der katholiſchen Studienanſtalten in der Stadt Rom beſitzt nicht nur theologiſche Bedeutung, ſie hat auch im Gebiete der Politik eine Rolle geſpielt und zu einem Zwiſchenfalle geführt, der in weit höherem Grade, als blos wiſſenſchaftliche Erörterungen es vermöchten, die ganze Bedeutungsloſigkeit des italieniſchen Garantiegeſetzes offenbar macht, die vollſtändige Abhängigkeit des heiligen Stuhles von der Willkür der italieniſchen Beamtenſchaft aufdeckt und in grellſter Farbe das denkwürdige Wort Leo's XIII. beleuchtet: Sub hostili dominatione constituti sumus.

Zeichnen wir das Bild der Thatſachen. Am 1. Auguſt 1901 hat Leo XIII. das apoſtoliſche Schreiben Slavorum gentem erlaſſen, und mittels desſelben das bisherige Collegiatſtift und Hoſpiz der Slavonier an der Ripetta in Rom in eine höhere theologiſche Studienanſtalt umgewandelt zu Gunſten von vielverſprechenden Jünglingen der nämlichen Sprachgebiete, deren Bewohner ehedem auf die eben genannten Stiftungen ein Anrecht beſaßen. Das Schreiben des Papſtes zeichnet ſich nach zwei Richtungen vortheilhaft aus. Die Vornehmheit des Tones und die Würde des Stils, welche der hohen Stellung des Papſtes vollkommen entſprechen, wollen wir weiter nicht betonen. Worauf es bei der uns vorſchwebenden Aufgabe vorzugsweiſe ankommt, das ſind die genauen geſchichtlichen Darlegungen, welche dem Papſtbriefe eingeflochten wurden, ſodann aber namentlich die mit klaſſiſcher Sorgfalt getroffenen rechtlichen Beſtimmungen, welche nach allen Seiten der Gerechtigkeit wie der Billigkeit zur Anerkennung verhelfen und die neue Einrichtung vollkommen ſichern, ohne geſicherten Anſprüchen aus dem heute durch apoſtoliſche Machtvollkommenheit aufgehobenen Inſtitute entgegenzutreten.

Leonis XIII. Allocut. 5,197 (Brugis 1898), verbreitet der Pap ſich über die Bedeutung dieſer Anſtalten und fügt bei: Propterea qu suum Armeniis collegium, suum Bohemis in Urbe aperuimu

Durch ſeine Bulle Piis fidelium votis vom 21. April 1453 hat Nikolaus V.[1]) auf den Antrag des Hieronymus de Potomnia aus der Diöceſe Raguſa und anderer frommer Bittſteller aus Dalmatien und Slavonien in Rom ein Hoſpiz errichtet, welches „zuerſt Hoſpiz des hl. Hieronymus der Slavonier und dann gemäß alter geographiſcher Bezeichnung der Illyrier genannt wurde." Als Hauptzweck ſchwebte der Anſtalt vor die Aufnahme und Verpflegung armer Ankömmlinge aus Dalmatien, Iſtrien, Kroatien, Slavonien, Bosnien. Schenkungen des hl Stuhles, begüterter Landsleute, endlich eine letztwillige Gabe der Königin Katharina von Bosnien[2]) geſtatteten bald eine Theilung der Anſtalt in der Weiſe, daß das neu geſchaffene Haus der Pflege der Kranken gewidmet wurde. Dieſe in dem Papſtſchreiben mitgetheilten Thatſachen dürfen uns nicht überraſchen. Sie lagen in dem Zuge der Zeit, welche Gläubige aus allen Ländern nach Rom führte und der gerade damals aus dem Oſten durch den Fall Konſtantinopels verſtärkt wurde, wie ja auch ein halbes Jahrhundert früher die Stiftung des deutſchen Nationalhoſpizes S. Maria dell' Anima in Rom Platz gegriffen hatte.[3])

Sixtus V. (1585—1590), ein beſonderer Verehrer des aus Dalmatien ſtammenden Kirchenlehrers Hieronymus,[4]) hegte ſchon als Cardinal zu ſeiner Titelkirche, S. Girolamo degli Schiavoni, und der kroatiſchen Nation eine derart tiefe Zuneigung, daß er nach ſeiner Erhebung auf den Stuhl Petri das baufällig gewordene ſlavoniſche Gotteshaus S. Giro-

1) Ivančić hat von der Bulle einen Abdruck geliefert und beſpricht ſie eingehend S. 14. 47.

2) Ueber den Aufenthalt der Königin in Rom handelt L. Paſtor, Geſchichte der Päpſte 2 (1894) 228.

3) Franz Nagl, Urkundliches zur Geſchichte der Anima in Rom (Rom 1899). Vgl. meinen Aufſatz über die fünfte Hundertjahrfeier der Anima in dieſer Zeitſchrift 125, 285 ff.

4) O. Bardenhewer, Patrologie (Freiburg 1901), 400.

Digitized by Google

lamo auf eigene Koſten von Grund aus neubauen und mit gottesdienſtlichen Geräthen ſchmücken ließ.

Noch weiter ging er in ſeiner Großmuth, indem er zur Schöpfung eines Collegiatſtiftes daſelbſt ſchritt, das aus einem Erzprieſter; ſechs Stiftsherrn und vier Vikaren beſtand.[1])

Veränderte Verkehrsverhältniſſe, insbeſondere aber der durch die Glaubensſpaltung des 16. Jahrhunderts herauf beſchworene Umſchwung in den religiöſen Anſchauungen wirkten hemmend auf den Zuzug von Pilgern und ließen bei der Verwaltung des ſlavoniſchen Hoſpizes andere Geſichtspunkte in den Vordergrund treten. Neben der Pilgerherberge wünſchte man bereits 1598 unter dem Pontifikate des Aldobrandini, Clemens VIII., eine theologiſche Lehranſtalt zu errichten, wie ja auch das ſchottiſche Colleg in Rom unter dem nämlichen Papſte begründet worden. Indeß erſt unter Pius VI. iſt dieſer Plan durch apoſtoliſches Schreiben vom 27. Februar 1790, alſo unter den denkbar ungünſtigſten Zeitläuften zur Ausführung gelangt. Der Natur der Sache nach konnte von einer Blüthe dieſer Anſtalt keine Rede ſein: Oeſterreich lag in den letzten Zügen, in Rom plünderten die Franzoſen die Collegien und Kirchen, und die ſlavoniſchen Studenten waren ſchon 1795 in die Heimat zurückgepilgert.

Wie Pius IX. und Kaiſer Franz Joſeph I. zuerſt die Verhältniſſe der deutſchen Nationalkirche S. Maria dell' Anima 1857 durch Eröffnung einer Anſtalt zur Weiterausbildung von Prieſtern neugeordnet, ſo haben die nämlichen allerhöchſten Perſonen 1864 dem Inſtitut von S. Girolamo degli Schiavoni ihre beſondere Fürſorge zugewendet. Als wenn ſie heute noch leibte und lebte, entſteigt dem Schatz meines intellektiven Gedächtniſſes die ehrwürdige Geſtalt des Erzbiſchofs des lateiniſchen Ritus von Lemberg, Mſgr. Wierzchlewsky, welcher während meines erſten Studienjahres im kanoniſchen Recht im Collegio di S. Apollinare wohl ein

1) Die Bulle bei Ivančić 98—111.

halbes Jahr zu Verhandlungen über die Beziehungen zwiſchen Lateinern und Ruthenen in der Anima unſer Tiſchgenoſſe war. Dieſer ebenſo vornehme — die Römer pflegten ihn ſtets un nobile signore zu nennen — wie fromme und fleißige Kirchenfürſt unterhielt auch gute Beziehungen zum ſlavoniſchen Colleg und celebrirte in deſſen Kirche im Monat Juli 1863 aus Anlaß der zehnten Jahrhundertfeier der heiligen Slavenapoſtel Cyrillus und Methodius[1]) die erſte Pontifikalveſper, wobei ich die Ehre genoß, demſelben als Diakon miniſtriren zu dürfen.[2]). Die Centenarfeier der Slavenapoſtel führte auch zu einer Erneuerung der ſloveniſchen Studienanſtalt, die aber nur bis 1871 währte, um dann 1884 mit kaum glücklicherem Erfolge noch einmal aufgenommen zu werden. Als beſonderes Hinderniß bei der Neuſchöpfung des Collegs bezeichnet das päpſtliche Schreiben vom 1. Auguſt 1901 das von Sixtus V. errichtete Collegiatſtift, deſſen Fortbeſtand nur dadurch ſich ermöglichen ließ, daß man die Fonds des Hoſpizes angriff und damit auch der Studienanſtalt den Boden entzog

Hier griff Leo XIII. ein, um ſeinen lange gehegten Plan zur Ausführung zu bringen. Nach eingehender Berathung mit den kroatiſchen Biſchöfen erging ſein apoſtoliſches Schreiben vom 1. Auguſt 1901, deſſen maßgebende Beſtimmungen ſich in folgende Sätze faſſen laſſen: 1. Das Hoſpiz zum hl. Hieronymus und das in der Kirche desſelben Heiligen beſtehende Collegiatkapitel, welches bisher das illyriſche hieß, werden aufgehoben.[3]) 2. Die anderweitig nicht verſorgten

1) Domenico Bartolini, Memorie storico-critiche archeologiche dei santi Cirillo e Metodio. Roma 1881. — Pietro Balan, Della relazione fra la chiesa cattolica e gli Slavi. Roma 1880. Ueber Bartolini vgl. meinen Bericht in dieſer Zeitſchrift 88 (1881) 313 ff.

2) Ueber die Thätigkeit dieſes Erzbiſchofs in Rom handelt: Vering, Archiv für kathol. Kirchenrecht 14 (1865) 1—19.

3) Zum Verſtändniß der letzten Worte ſei verwieſen auf Ivančič cap. 5 Gli Slavi a Roma cominciano a chiamarsi Illirici,

Kanoniker, welche annoch in dieser Kirche Dienste leisten, dürfen ihre bisherigen Pfründen bis zu anderweitiger Anstellung fort genießen. 3. An Stelle des Hospizes und des Collegiatkapitels errichtet der Papst „das hieronymianische Colleg für das kroatische Volk" und überweist ihm sämmtliche Güter der beiden unterdrückten Anstalten. 4. Das wird aber bestimmt mit der Maßgabe, daß die Obliegenheiten des Collegiatstiftes mit Bezug auf die Leistung des feierlichen Chorgebetes, die Vollziehung der frommen Stiftungen und die Abhaltung des Gottesdienstes sofort auf das neue Collegium und dessen Leiter übergehen sollen, deren Gewissen mit der Pflicht genauer Erfüllung dieser Vorschriften belastet wird. 5. Daran reihen sich die Statuten der neuen Studienanstalt unter sorgfältiger Bezeichnung derjenigen Erzbischöfe und Bischöfe, denen die Entsendung von Studenten zusteht. Am Schlusse stehen die üblichen derogirenden Clauseln, unter welche der Papst, gleichsam die kommenden Dinge vorausahnend, auch jene sorgfältig aufgenommen hat, gemäß welcher alle entgegenstehenden Entscheidungen, sie mögen von irgend einer Behörde wie immer erflossen sein, als null und nichtig zu erachten seien.[1])

Diese Behörde sollte bald gefunden werden. Wie ein Blitz aus heiterer Luft durchzog Rom am Donnerstag Nachmittag den 29. August die Kunde, das kroatische Colleg an der Ripetta sei von italienischen Dalmatinern durch Ueberfall und Handstreich e r o b e r t worden. Anmaßlich sich den Titel „Präsident der Congregation vom hl. Hieronymus" beilegend,[2]) drang der dalmatinische Publicist Graf Alacevich, in Verbindung mit dem Canonikus Vitich[3]) und andern un-

cap. 6. L'ospicio di s Girolamo denominato promiscuamente ora slavo ed ora illirico.

1) Ivančić 205. Irritum et inane si secus super his a quoquam quavis auctoritate scienter vel ignoranter contigerit attentari.

2) Civiltà catt. 3 (1901) 726.

3) Vitich wurde wegen seines nicht-kanonischen Verhaltens von seinem Erzbischof abberufen und mit Suspension belegt.

zufriedenen Dalmatinern gegen Mittag gewaltthätig in das Colleg ein, ſtellten ſich dem vom Papſt und der öſterreichiſchen Regierung eingeſetzten Rektor Dr. Pazman als rechtmäßige Eigenthümer der Anſtalt vor, ergriffen Beſitz von derſelben und hißten ihre Fahne auf. Die vom Rektor herbeigerufene Polizei erklärte ſich als machtlos, ließ einen Poſten am Eingange, geſtattete aber ſonſt den Einbrechern freie Hand, gleichſam als hätten ſie ihr Recht behauptet. Nachdem der öſterreichiſche Botſchafter beim Quirinal in einer diplomatiſchen Note Verwahrung eingelegt, traten die Miniſter Zanardelli, Giolitti und der Cultusminiſter Cocco Ortu zu einer Berathung zuſammen, deren Ergebniß der freimaureriſchen und papſtfeindlichen Geiſtesrichtung des italieniſchen Staatsweſens, insbeſondere der Stimmung der dermaligen Lenker desſelben vollkommen entſprach. Der Beſchluß lautete: Unverzügliche Beſitzergreifung des Collegs durch die italieniſche Staatsregierung und Beſtellung des Cavaliere Susca zum königlichen Commiſſär und Verwalter desſelben. Von einer Beachtung des Garantiegeſetzes keine Spur.

Beim Erſcheinen des Staatskommiſſärs verlas der Rektor Dr. Pazman eine würdevolle Verwahrung. Sie betonte das Schreiben Sr. Heiligkeit des Papſtes vom 1. Auguſt, hob das Schutzverhältniß des Collegs zum öſterreichiſchen Botſchafter hervor und bezeichnete das Eindringen des ſtaatlichen Commiſſars als Verletzung der päpſtlichen wie der kaiſerlichen Rechte, insbeſondere aber als einen Eingriff in die Beſtimmungen des zum Schutze des apoſtoliſchen Stuhles erlaſſenen Garantiegeſetzes.[1] Natürlich ohne Erfolg. Allerdings ſahen ſich die Dalmatiner jetzt zum Abzug gezwungen. Indeſſen ſiedelten ſich nunmehr neue Eindringlinge an, der Staatsminiſter mit ſeinen Beamten, welche ihre Zeit mit Anfertigung eines Inventars ausfüllten, das ſich aber auf die Akten des Archivs und die Werthgegenſtände

1) Der Wortlaut der Verwahrung in Civiltà catt. 3 (1901) 727.

des Geldſchrankes aus dem Grunde nicht zu erſtrecken vermochte, weil die öſterreichiſche Botſchaft beim Vatikan die Schlüſſel zu beiden in Händen hatte und ſie herauszugeben ſich ſtandhaft weigerte. Auch wurde die ſofortige Anrufung des Gerichtes und Einleitung der Klage auf Beſitzſtörung angekündigt.

Nur wer mit den politiſchen Bewegungen auf der italieniſchen Halbinſel unbekannt iſt, kann ſich der Ueberzeugung verſchließen, daß der Putſch gegen das vom Papſte errichtete kroatiſche Colleg ein Glied in der Kette jener irredentiſtiſchen Bewegung bildet, die keine Gelegenheit vorübergehen läßt, um dem Papſt ſein Abhängigkeitsverhältniß zum Königreich Italien gleichſam mit rauher Fauſt zum Bewußtſein zu bringen, die Nation von der Nichtigkeit des Garantiegeſetzes und der Nothwendigkeit ſeiner Aufhebung zu überzeugen und endlich Oeſterreich mit ſeinem aus den verſchiedenſten Völkern zuſammengeſetzten Staatsorganismus Schwierigkeiten zu bereiten. In der That hat die freimaureriſche und papſtfeindliche Preſſe die beſitzſtörenden Dalmatiner laut geprieſen, in den aus Dalmatien und Ungarn an dieſelben geſandten Zuſtimmungsdepeſchen „klingt der italieniſche und antiklerikale Ton durch", und die Voce della Verità hat in einer Reihe von Artikeln das Vorgehen der Dalmatiner in Verbindung mit der Entwicklung der albaneſiſchen Frage gebracht und auf eine Mitſchuld der italieniſchen Regierung hingewieſen. Die Wahrheit dieſer Ausführungen hat durch die am 20. September, dem Jahrestage der Einnahme Roms durch den General Cadorna, vor dem Standbild des ſchmutzigen Gottesleugners Giordano Bruno und vor dem venetianiſchen Palaſt, der Reſidenz des öſterreichiſchen Botſchafters beim Papſte, erfolgten widerwärtigen Kundgebungen lediglich ihre Beſtätigung empfangen. Mit ſichtlichem Behagen meldete die Tribuna, das officielle Sprachrohr Zanardelli's, darüber: „Vor dem venetianiſchen Palaſt, der Wohnung des öſterreichiſchen Botſchafters beim

Vatikan, wurden die Fahnen geſchwungen und man rief: Es lebe der König, es leben die Dalmatiner, es lebe Trient und Trieſt".[1])

Dem Benehmen der Verwaltungsbehörden hat das Verfahren des Richters gänzlich entſprochen, nur vermochte dasſelbe nicht zur vollen Entwicklung zu gelangen, weil die unterdeß erfolgte Verſtändigung der italieniſchen Regierung mit Oeſterreich-Ungarn dem ganzen Streit ein Ende bereitete.

Am 14 September erließ der Richter erſter Inſtanz, Cavaliere Tommaſi, ſein Urtheil, welches die Beſitzſtörung zwar zugab, die Wiedereinſetzung des Dr. Pazman in das Colleg aber aus dem Grunde ablehnte, weil der Gegenſtand der Klage durch die Berufung eines Staatscommiſſars verſchwunden ſei. Mit andern Worten: die widerrechtliche Beſitzergreifung wird anerkannt. Den Staatscommiſſar werde er vorladen laſſen, fuhr der Richter fort, dann werde ſich ergeben, ob er die von Pazman ihm angedichtete Stellung einnehme, „oder nicht vielmehr höhere Vollmachten beſitze, die einem richterlichen Spruch nicht zuſtehe anzutaſten, oder herabzumindern."[2]) In dieſen Worten liegt das Geheimniß des ganzen Vorgehens der italieniſchen Regierung, die, durch die öſterreichiſchen Noten bedrängt, ihr unheilvolles Dekret vom 31. Auguſt mit den ſogenannten höheren Vollmachten des Staatsminiſters zu retten ſuchte. Angeſichts des klaren Rechtes des Rektors Pazman konnte ihr das unmöglich gelingen. Am 3. Oktober hat das italieniſche Miniſterium die Forderungen Oeſterreichs anerkannt und den Staatscommiſſar abberufen, an deſſen Stelle nunmehr nach vorherigem Einvernehmen mit dem heiligen Stuhle der zweite Rath bei der öſterreichiſchen Botſchaft beim Vatikan, Graf Rudolf Coronini-Cronberg, trat, dem vorläufig die Verwaltung des Collegs unterſtellt wurde.

---

1) Civiltà catt. a. a. O.

2) Civiltà catt. 4 (1901) 91.

Die papſtfeindliche Preſſe Italiens hätte ihre eigenſte Natur verleugnet, wenn ſie dieſe einfache Zurückverſetzung der Dinge in den vorigen Stand des Rechtes nicht bis zur Unkenntlichkeit mißhandelt und entſtellt hätte. Die Verdunkelung der Wahrheit vollzog ſich in der Richtung, daß die miniſterielle Preſſe nicht müde wurde, der Welt zu verkünden, die „vatikaniſche Bulle“[1]) ſei durch das italieniſch-öſterreichiſche Abkommen hinfällig geworden. Ganz im Gegentheil; dieſes Breve beſteht nach wie vor in ungeſchwächter Kraft, die öſterreichiſche Regierung hat ſich keinen Augenblick mit dem Gedanken getragen, dieſes bedeutungsvolle Aktenſtück anzutaſten, und der heilige Stuhl, mit dem die Botſchaft ſich ins Benehmen geſetzt, hält erſt recht an ihm feſt, weil es die Souveränität des Papſtes auf geiſtlichem und weltlichem Gebiete zugleich zum Ausdruck bringt. Warum ſollte der Papſtbrief vom 1. Auguſt 1901 auch hinfällig geworden ſein? Etwa aus dem Grunde, weil, wie die Tribuna behauptet, die ehemals dem kroatiſchen Hoſpiz obliegenden Verpflichtungen der Gaſtlichkeit heute nicht mehr ihre Erfüllung gewinnen? Ganz im Gegentheil, denn der Papſt hat den Rektor des kroatiſchen Collegs ſtrenge verbunden, ſämmtliche Verbindlichkeiten des ehemaligen Collegiatkapitels zu erfüllen, und dazu gehörte auch die Unterſtützung der Pilger, die, nebenbei hervorgehoben, früher in der Aufnahme und Bewirthung auf drei Tage beſtand, dann aber in eine Geldſumme von zehn Lire umgewandelt wurde.

Dem neuen Colleg den Charakter einer milden Stiftung zu bewahren, das iſt ein Gedanke, welcher das Breve vom 1. Auguſt 1901 wie ein rother Faden durchzieht. In der That: wird dieſer charitative Charakter der alten Stiftung nicht in hohem Grade auch unter den vom Papſte beliebten veränderten Verhältniſſen bewahrt, wo

1) Das Schreiben Leo's XIII vom 1. Auguſt 1901 iſt „unter dem Fiſcherringe gegeben“ und deßhalb keine Bulle, ſondern ein einfaches Breve.

an Stelle eines hinfällig und bedeutungslos gewordenen Collegiatſtiftes arme, aber talentirte Kleriker aus dem Bereiche jener Landſchaften, denen die urſprünglichen Stifter des Hauſes entſtammten, jetzt hier Aufnahme, Erziehung und Bildung empfangen? Und ſind dieſe geiſtigen Güter nicht dazu beſtimmt, kein im Schweißtuch verborgenes Talent zu bleiben, ſondern Quellen religiöſen Segens für die nämlichen Länder zu werden? Die Preſſe hat nicht bedacht, daß der apoſtoliſche Stuhl ähnliche Veränderungen mit manchen andern in Rom beſtehenden nationalen Stiftungen im Sinne einer nothwendigen Reform vorgenommen hat. Wir erinnern nur an das Hoſpiz S. Maria dell' Anima, das Campo Santo beim Vatikan und böhmiſche Hoſpiz. Damals hat die italieniſche Regierung von jedwedem Einwurf wider dieſe päpſtlichen Maßnahmen Abſtand genommen. Heute iſt ſie der Macht der irredentiſtiſchen Bewegung erlegen.

Ebenſo unbegründet wie die Klage über Eingriffe des Papſtes in den charitativen Charakter des ſlavoniſchen Inſtituts erſcheint der Vorwurf über ungebührliche Bevorzugung der Kroaten und pflichtwidrige Zurückſetzung der Dalmatiner. Nur völliger Unkenntniß des genannten päpſtlichen Schreibens konnte ein ſolcher Tadel entſteigen. Weit entfernt davon, in dieſer Beziehung nationalen Vorurtheilen nachzugeben, hat Leo XIII. in ſeiner alle berechtigten Volksſtämme gleichmäßig umfaſſenden Vaterliebe Jünglinge aus Dalmatien, Iſtrien, Bosnien, Kroatien, Herzegowina und Montenegro berufen. Das päpſtliche Schreiben macht ſogar die einzelnen Erzbiſchöfe und Biſchöfe namhaft, denen die Befugniß der Entſendung von Jünglingen in das neue Colleg künftig zuſtehen ſoll. Als ſolche werden aufgeführt die vier Erzbiſchöfe von Agram, Zara, Urhbosnien (Serajevo) und Antivari, ſammt den Biſchöfen von Sirmium, Segna (Zengg) und Križevac, ferner von Raguſa, Spalato, Sebenico und Cataro, Veglia, Trieſt und Parenzo, endlich von Moſtar,

Trebinje und Banjaluka. Niemand wird leugnen, daß die Dalmatiner hier ausgiebig bedacht ſind und daß die dalmatiniſchen Eroberer des Collegs dem Papſte ſchweres Unrecht zugefügt, aber Jedermann auch anerkennen, daß die Kroaten nicht über Gebühr ausgezeichnet wurden.[1])

Mit welcher Gewiſſenhaftigkeit die päpſtlichen Beamten das apoſtoliſche Schreiben vom 1. Auguſt 1901 entworfen haben, das bezeugt eine in einem Saale des Collegs zwiſchen 1659 und 1663 angebrachte geographiſche Karte nebſt der unten mitgetheilten Inſchrift, welche den Zweck hatte, allen und jeden Zweideutigkeiten ein Ende zu bereiten und die berechtigten Landſchaften genau aufzuführen. Dieſe Inſchrift hat dem Breve Leo's XIII. als Leitſtern gedient.[2]) Sie widerlegt die Richtigkeit des Anſpruches der Dalmatiner auf ausſchließlichen Beſitz der Anſtalt. Ein ſolcher Anſpruch beſitzt nur eine einzige Stütze, nämlich die 1652 von Hieronymus Patrič vorgenommene Fälſchung der Stiftungsbulle Nikolaus V. von 1453. Dieſer Mann hat die Worte der Bulle „Dalmatiae et Slavoniae nationum“ kurzer Hand verändert in „Dalmatiae et Illyricae nationis“. Das iſt nämlich das Ergebniß der eindringenden geſchichtlichen Unterſuchung, welche F. Ivančić, ein trefflicher Kenner ſlaviſcher Kirchengeſchichte, der vorliegenden Frage unter Zugrundelegung der Bulle Nikolaus V. gewidmet hat, von welcher ein photographiſcher Abdruck in recht dankenswerther Weiſe

1) Civiltà catt. 4 (1901) 277. Ivančić 203. Ueber den Gebrauch der ſlaviſchen und der lateiniſchen Sprache in dieſen Diöceſen handelt Nicolaus Nilles, Kalendarium manuale utriusque ecclesiae oriental. et occidental. 2. ed. 1 (Oeniponte 1896) 505

2) Ivančić hat die Karte in Zinkotypie mitgetheilt. Die Inſchrift lautet S. 88: Congregatio nationis illyricae sicut instituta fuit ab Illyricis ex Dalmatia, Croatia, Bosnia et Slavonia in Urbem confluentibus, ita eorundem regnorum nationales tantum vel oriundi, slavonica tamen lingua loquentes, iurium ipsorum participes esse debent.

Digitized by Google

nitgetheilt wird.[1]) Und die Bulle der Stiftung der Anſtalt von Nikolaus V. erſcheint hinwiederum, wie das in er Natur der Sache liegt, lediglich als der Widerhall eſſen, was dem Papſt in jener Bittſchrift vorgetragen vurde, die ihn zur Begründung des Hoſpizes veranlaſſen ollte. Dieſe Bittſchrift iſt ſoeben in den Regiſterbänden es vatikaniſchen Geheimarchivs aufgefunden worden. Auch dieſes uralte Dokument redet nicht ausſchließlich von Dalmatien, ſondern von „Dalmatien und Slavonien".[2])

Wie der heilige Vater das hieronymianiſche Colleg „zur größeren Ehre des allmächtigen Gottes, zur Förderung der katholiſchen Religion, zur Ehre und zum Nutzen des ihm theueren kroatiſchen Volkes" eingerichtet, ſo haben die Kroaten und Dalmatiner dieſe Schöpfung auch dankbar entgegengenommen und ihrer kindlichen Ergebenheit in einer Reihe von (170) Telegrammen an den Papſt Ausdruck verliehen, welche Ivančić in ſeiner Abhandlung ausführlich mittheilt, und die zumeiſt aus den Städten des Feſtlandes und der Inſeln Dalmatiens nach Rom gelangt ſind.[3]) Indem aber der Papſt das neue Colleg „pro gente croatica" beſtimmt, hat er ſich lediglich an die officiellen Statiſtiken angelehnt, welche die katholiſchen Slaven, denen das Colleg dienen ſoll, allgemein als Kroaten bezeichnen. Jeder politiſche Sinn iſt davon ausgeſchloſſen.

Ziehen wir das Ergebniß unſerer Darlegungen. Kein einziger Kirchenrechtslehrer von irgend welchem Anſehen ſpricht dem Papſt und ſeiner höchſten apoſtoliſchen Machtvollkommenheit die Befugniß ab, endgültig über die Verwendung des kirchlichen Vermögens Beſtimmungen zu treffen. Von dieſer hat Leo XIII. in ſeinem Breve Gebrauch gemacht. Und zwar hinſichtlich einer frommen Anſtalt in der

1) Ivančić handelt über den Fälſcher, ſeinen Zweck und das Ergebniß ſeiner unredlichen Bemühungen in den Kapiteln 8—13.

2) Civiltà catt. 4 (1901) 262—263.

3) Ivančić 203—254.

Stadt Rom, in welcher er Souverän iſt und wo er auf Grund des Garantiegeſetzes angeblich volle Unabhängigkeit beſitzt. Politiſch mißvergnügte Dalmatiner ſuchen die Neueinrichtungen des päpſtlichen Collegs durch gewaltſames Vorgehen umzuſtürzen. Weit entfernt, den Eindringlingen Halt zu gebieten, tritt die italieniſche Regierung einfach in deren Fußſtapfen und ergreift ihrerſeits Beſitz vom Colleg. Der Spruch des Richters in der Spolienklage unterliegt den ſchwerſten Bedenken. Da greift der kaiſerliche Schutzherr der Anſtalt Franz Joſeph I. ein und hilft den ſchwer verletzten Rechte des Papſtes zur Anerkennung. In der langen Kette der Bedrückungen des hl. Stuhles bildet das Vorgehen des italieniſchen Miniſteriums in dem Falle des kroatiſchen Collegs einen neuen Ring. Hat Leo XIII. nicht Recht, wenn er das Garantiegeſetz als ein ſolches bezeichnet, das von menſchlicher Willkür heute erlaſſen, morgen von derſelben wiederum abgeſchafft werden kann, welches auf das Ausland berechnet iſt, in der Heimat aber Bedrängung bedeutet? [1]) Und hat er nicht mit Recht Klage geführt über die unwürdige Stellung, die er in Folge des nämlichen Geſetzes einnehme — denn heute erging es, morgen kann man es zurücknehmen? [2])

Aachen. Alfons Bellesheim.

---

1) Leonis XIII Allocutiones 5 (Brugis 1898) 28: Leges ... quarum species est, impertire aliquid sedi apostolicae praesidii. Eas enim intelligunt ad excusationem valere foris, ad tutelam domi.

1) Aus dem Briefe Leo's XIII. an den Staatsſekretär Cardinal Rampolla vom 8. Oktober 1895 aus Anlaß der italieniſchen Vierteljahrhundertfeier der Erſtürmung Roms. Leonis XIII Alloc. 6, 100: La condizione che pur affermano d'averci guarentita, non è quella che Ci è dovuta e Ci bisogna. Questa foggia d'indipendeza, nchi la diè, la può togliere ieri la sancirono, ponno cassarla domani.

LXXVI.

Ein Blick auf die VIII. internationale Kunſtausſtellung in München.

Von Max Fürſt.

(Schluß.)

Daß in der Gegenwart die Malerei die dominirende und führende Kunſt iſt, zeigt nicht nur die immenſe Zahl der jährlich erſtehenden Gemälde, ſondern vor allem der große Einfluß, den ſie in formaler Hinſicht auf die Plaſtik und Architektur auszuüben vermag. Die letztgenannten Künſte ſtehen ſo ſehr im Banne der Malerei, daß die ſogenannte „maleriſche Wirkung“ von Baumeiſtern und Plaſtikern vielfach mehr ins Auge gefaßt wird, als es den Geſetzen von Architektur und Sculptur zuträglich ſich erweiſt. Würde den heutigen Bildhauern noch die im mittelalterlichen Schaffen häufig ſich zeigende ungezwungene Naivetät eigen ſein, ſo könnte zwiſchen den modernen Werken und jenen der Frührenaiſſance, in denen ja auch das maleriſche Princip ſich ſehr bemerkbar machte, manch verwandter Zug gezeigt werden. Nur der Ausdruck der modernen Lebens- und Weltanſchauungen trennt hier die Geſtaltungen, denn wo früher zumeiſt Frohſinn und Lebenskraft ſich äußerte, da umlagert heute die Mehrzahl der plaſtiſchen Gebilde der deutliche Ausdruck wehmuthsvoller Reſignation und des unheimlichen peſſimiſtiſchen Schmerzes. Die im Glaspalaſte gezeigten etlichen geurehaften, hin und

wieder ſogar von geſundem Humor erfüllten Arbeiten dienten nur dazu, den gewaltig ernſten Grundzug der heutigen Geſammtplaſtik wo möglich noch fühlbarer hervortreten zu laſſen.

. Zumeiſt auch techniſch ſehr bedeutſam, vermochte die größte Zahl der ausgeſtellten Werke den Beſchauer mächtig anzuregen und nicht ſelten auch tief zu ergreifen. Hinweis auf Leid und Klage, auf Kampf und Tod drängte ſich förmlich ins Auge. Selbſt hiſtoriſche oder mythiſche Figuren dienen heute zunächſt dazu, bangen, inneren Seelenſtimmungen Form zu leihen, ſei es nun, daß man die in ihrer Ueppigkeit lebensmüde Kleopatra, das von Wellen umſpülte ſchöne Haupt des todten Orpheus, oder den mit gebrochenen Flügeln hingeſtürzten jugendlichen Ikarus, dieſes klaſſiſche Bild überſchäumenden Hoffens und geſtrandeten Strebens, zur künſtleriſchen Vorführung bringt: faſt immer iſt es „der Menſchheit ganzer Jammer“, der uns entgegentönt. Merkwürdigerweiſe ſprechen ſüdliche wie nordiſche Bildhauer hierin dieſelbe Sprache; die numeriſch am zahlreichſten vertreten geweſenen italieniſchen und ſchwediſchen Meiſter huldigten meiſt den gleichen Impulſen und angeſichts ihrer Schöpfungen fühlte man ſich zu dem Geſtändniſſe gedrängt, daß die moderne Plaſtik häufig viel tiefer und ernſter ihre Probleme zu faſſen ſucht, auch vielfach mehr Geiſt aufzuwenden weiß, als es der zeitgenöſſiſchen Malerei ihrerſeits zu thun gelingt. Werke, wie ſie u. a. die Mailänder Bildhauer Emilio Quadrelli und Salvatore Piſani in ihren Grabmal-Fragmenten, der Schwede Theod. Lundberg in „Strand und Welle“, ferner Minka Boſch-Reitz (Amſterdam) in der edelgeformten Gruppe: „ſie küßte ihr Kind, und da war niemand, der ſie tröſten konnte“ brachten, dürften dem Geſagten als ſichtliche Belege zur Seite ſtehen.

Auch dem Gebiete der Allegorie, das trotz der mannigfachen Klippen die künſtleriſche Phantaſie niemals wird

miſſen können, wendet die neuere Plaſtik in der ihr eigenen Weiſe beſondere Aufmerkſamkeit zu. Wir treffen nur ſelten mehr die ausgenützte Schablone der Renaiſſance- oder Barok-Allegorien; das moderne Leben ſucht auch hier eigene Pfade, und erklärlicherweiſe liegen die neuen allegoriſchen und ſymboliſchen Vorführungen meiſtentheils im düſteren Banne des gährenden Zeitgeiſtes. Manchmal — recht charakteriſtiſch für das moderne Schaffen — nur fragmentariſch in der Form hingeworfen, zeigten ſich ſociale und ethiſche Probleme in ſchrillen Tönen angedeutet, wie z. B. in zwei Werken von Karl Milles (Paris), wovon erſteres mit „Kampf um's Daſein", das zweite „Während des Streikes" bezeichnet erſchien. Techniſch allzuſehr die Grenzen der Plaſtik überſpringend, erwieſen ſich zwei weitere hieher gehörige Gruppen, von denen die eine, „Der Schmerz durch das Andenken getröſtet", den Italiener Biſtolfi, die andere, „Der Wanderer", den Wiener Künſtler R. Lukſch zum Schöpfer hatte. „Si quis totum diem currens ad vesperem pervenit, satis est" ſtand am Sockel des letzteren Werkes geſchrieben. Wie ein unſeliger Ahasverus ſchreitet da der nackte „Wanderer" über Felsgeſtein, das theils auf der Oberfläche, theils bereits in foſſilen Lagerungen von Menſchen-, Thier- und Zwittergeſtalten über- und durchzogen ſich zeigt. Faſt grauſig anzuſehen, trug dieſe Gruppe ſo recht die Bitterkeit einer zerklüfteten Weltanſchauung zur Schau. War dieſes Werk ſchon unheimlich von des Gedankens Bläſſe angekränkelt, ſo vermochte Bildhauer B. Biegas (Krakau) in ſeinen abſurden Darſtellungen „Geſpräch der Gedanken" und „Weltuntergang" nicht nur die Geſetze der Plaſtik, ſondern auch jene der Kunſt überhaupt zu ſprengen. In Auffaſſung und Form war hier das häßliche Gebiet der Verzerrtheit und der übelangebrachten Carrikatur betreten.

Von den zuletzterwähnten Arbeiten abgeſehen, beanſpruchten die meiſten hinſichtlich ihrer eigenartigen peſſimiſtiſchen Tendenz hier angeführten plaſtiſchen Kunſtwerke

größtes Intereſſe. Es wäre nur zu wünſchen, daß dieſer techniſch hochentwickelten, in ihrem innerſten Weſen aber gründlich verſtimmten und verſtimmenden Kunſtübung eine Kunſt gegenüberſtünde, die, von chriſtlicher Weltanſchauung mächtig beſeelt, all dieſes in Gyps, Marmor und Erz gezeigte Menſchenleid, wenn nicht zu verſcheuchen, ſo doch zu ſänftigen und zu veredeln vermöchte. Es hat ja an einzelnen achtbaren religiöſen Werken unter den zahlreichen Sculpturen nicht gefehlt, aber ſie erſchienen wie winzige, unſcheinbare Blümchen, überrankt und förmlich erdrückt von den Schlinggewächſen des modernen, dem chriſtlichen Geiſte vielfach völlig entfremdeten Schaffens. Freilich müßten es ganz außerordentliche Faktoren ſein, die, hier einwirkend eine Wandlung, oder doch wenigſtens ein Gleichgewicht mit der weltlich profanen Kunſt herbeizuführen vermöchten. Zunächſt iſt nicht zu verhehlen, daß unſere wenigen chriſtlichen Künſtler eine oft allzu gebundene Bahn für ihr Wirken vorfinden und durch beſtimmte Wünſche und Weiſungen von Seite religiöſer Mäcenaten in ihrer Schaffenskraft zu ſehr eingeengt und deshalb frühzeitig ſtumpf und abgenützt ſich erweiſen. Man verſtehe ja nicht falſch! Wir reden nicht einer üblen Freiheit das Wort und möchten in Gottes- und chriſtlichen Privathäuſern niemals Werke ſehen, die dem Geiſte der Religion nicht vollſte Rechnung trügen. Wir empfinden ſchon Mißbehagen genug bei den Verletzungen, welche profan-moderne Schöpfungen nicht ſelten gegen Kunſtbedingungen, gegen Aeſthetik und Sitte ſich erlauben. Aber das ſoll nicht verſchwiegen ſein, daß manche chriſtliche Künſtler dadurch, daß man ſie bei den ihnen geſtellten Aufgaben häufig zum Culte einer öden, geiſt- und gemüthloſen Alterthümelei verpflichtet, unfähig werden, den Geiſteskampf der Kunſt auf den ihnen angewieſenen Feldern erfolgreich mitzukämpfen. Wir brauchen im chriſtlichen Lager eine Kunſt, die Lebenswärme beſitzt und auch von ſich gibt um mit den religiös geſinnten Volkstheilen ſtets neu

Fühlung zu ſuchen und zu finden. Daß aber gerade beim Schmucke unſerer Gotteshäuſer hierin vielfach gefehlt wird, kann niemand in Abrede ſtellen. Man verwechſelt Stilgefühl nur zu häufig mit ſklaviſcher Stilnachahmung und bietet ſo — beſonders auf dem Gebiete der Plaſtik — dem Volke von heute anſtatt anziehender, Vertrauen und Liebe erweckender Gebilde nach archaiſtiſchen Recepten mehr oder minder geſchickt bearbeitete — Steine.

Das Kunſtgebiet, auf dem die Steine beſonders zu ſprechen haben, die Architektur, war auf der heurigen Ausſtellung leider ſehr ſpärlich vertreten. Zumeiſt waren es nur Münchener Architekten, die ihre Pläne für projektirte oder bereits aufgeführte Bauten zur Schau boten. Solide, auf Baſis der vorhandenen Stile entwickelte Architekturen theilten ſich mit etlichen völlig Neues ſuchenden Entwürfen in den beſcheidenen Raum. Zu erſterer Gattung zählten neben dem Plane einer Gruftkapelle von J. Marggraff, die ſich als ſchlicht und ernſtwirkende romaniſche Centralſchöpfung darſtellte, vor allem die Werke des hochbegabten Bauraths Hans Gräßel, der einerſeits in der großen, nach ravennatiſchen Centralanlagen meiſterhaft geſtalteten Ausſegnungshalle des neuen nördlichen Münchener Friedhofes, anderſeits in der, anheimelnde Rococoformen zeigenden Aufführung des ſtädtiſchen Waiſenhauſes eine Stilbeherrſchung gezeigt hat, welche vollſte Anerkennung verdient. Der erſtgenannte Bau darf ob ſeiner impoſanten und feierlichen Wirkung geradezu als eine hervorragende Sehenswürdigkeit des neueren Münchens bezeichnet werden.[1]) Die dieſen Werken eigene architektoniſche Klarheit und Zweckmäßigkeit mangelt dafür vielfach jenen Verſuchen, die nach Außergewöhnlichem

1) Die am Eingange angebrachten myſtiſchen Hahnen-Sphinxe (?) entſprechen übrigens an dieſer Stelle unſerem chriſtlich äſthetiſchen Empfinden nicht. Man ſoll das Volk, dem die Symbole früher Jahrhunderte fremd ſind, nicht mit ſolch unheimlichen Räthſelgeſtalten beunruhigen und quälen.

Digitized by Google

oder völlig Neuem haſchen. Wenn man, wie in den Ent
würfen von *Helbig* und *Haiger* für eine Ueberbrückun
der Spree bei Charlottenburg, welche halb ägyptiſche, hal
helleniſche Propyläen zeigen, den Charakter einer Brück
gänzlich außer Acht läßt, dann iſt dieſes jedenfalls auf
einer der vielen Mißgriffe, welche neuere Architekten in ihre
Suche nach Apartem zu machen ſich erlauben. Der Ausdru
klarer Zweckmäßigkeit, ſei es im Großen wie im Kleinen
mangelt nur zu häufig den neueſten Geſtalten unſer
Außen- und Innenarchitektur. Vor allem zeigt hiebei d
auf Einrichtungsgegenſtände übertragene moderne „Jugendſtil
noch recht wenig Tugend, d. h. es fehlt ihm zunächſt no
an einem wahrhaft praktiſchen und künſtleriſch harmoniſ
ſich zuſammenſchließenden Formenſchatze, und nicht ſelte
ſind es nur bizarre Künſtlerlaunen, die da rückſichtslos ih
Unweſen treiben.

Eine weitere Kunſtthätigkeit, die in ihrer großen a
das Volk bezüglichen Bedeutung nicht immer genügende, al
ſeitige Würdigung findet, bilden die ſogenannten *vervie*
fältigenden Künſte. Ihr Einfluß iſt meiſt von wei
tragendſter Wirkung, wofür ja die Geſchichte des Hol
ſchnittes im 16. Jahrhunderts die kraftvollſten Belege biete
Wird, wie in der Ausſtellung die Arbeiten *R. Schlum*
prechts u. a. zeigten, in der Xylographie, ſowie in de
Lithographie (eminente Leiſtungen gab hier Matth. Schieſtl
Vorzügliches geboten, ſo iſt es doch vor allem die ein
außerordentliche Vervollkommnung zeigende Radirung, welch
die größte Ausdehnung und den bedeutendſten Einfluß au
die künſtleriſche Reproduktionsform zu gewinnen vermocht ha
Die ächte Volksthümlichkeit, wie ſie die früher herrſchende
Wiedergabsweiſen beſaßen, dürfte dieſer neuaufblühende
Technik trotzdem noch lange nicht erreichbar ſein. Mag nu
in Zukunft Nadel, Stichel oder Griffel den Ton angeben
das Wichtigſte bleibt für alle Zeit der koloſſale Einfluß, de
die reproducirende Kunſt an ſich auf das äſthetiſche, religiö

und ſociale Volksempfinden auszunüben vermag. Im Hinblicke darauf intereſſirt uns ganz beſonders die gegenwärtig rege Wachſamkeit und Rührigkeit, mit welcher gewiſſe Kreiſe nicht nur den immer mehr ſich mehrenden Zeitungsillustrationen, ſondern zunächſt auch den Bilderbüchern der Kinder werbende Beachtung zuwenden.

Wohl zu keiner Zeit hat man ſich in Wort und Schrift ſo viel mit Kunſt und Kunſteinfluß beſchäftigt als wie in unſeren Tagen. Daß es hiebei vielfach nicht an überſchwänglichen Theſen und Forderungen fehlt, haben wir aus den Verhandlungen des im September d. J. in Dresden ſtattgehabten erſten „Kunſterziehungstag“ erſehen können, auf welchem förmlich die Hebel und Schrauben conſtruirt wurden, um mittelſt derſelben auch den niederſten Volksſchichten Kunſtſinn und Kunſtfreude zugleiten zu laſſen. Solche Erkenntniß der Wichtigkeit des Kunſteinfluſſes kann uns einerſeits nur erfreuen, anderſeits aber werden wir zur Wachſamkeit gemahnt, daß bei ſolch heißem Bemühen der chriſtlich germaniſche Geiſt nicht noch weiter Schaden nehme, als er durch die moderne Kunſt und Literatur ohnehin ſchon vielfach genommen hat. Wenn es gelten ſoll, unſer Volk noch mehr mit Kunſt zu durchtränken, dann wünſchen wir nur, daß dieſen an ſich ſchönen Beſtrebungen die Geiſter eines Ludwig Richter, M. v. Schwind, Führich und Schnorr ſchirmend und leitend zur Seite ſtehen möchten. Manchen Künſtlern von heute würde ein ſolches Patronat freilich ſehr ungelegen kommen, aber gerade der ſchwankenden und gährenden Kunſtſtrömung unſerer Zeit fehlt es eben an hütenden, regulirenden Faktoren und vielfach auch an der Erkenntniß, daß der Erfolg techniſcher Experimente noch lange nicht die Löſung der erhabenen Probleme der Kunſt bedeute.

Erfreulicherweiſe haben wir ja vieles Werthvolle und Schöne in der Gegenwart erſtehen und zunächſt auch im Münchener Glaspalaſte vorgeführt geſehen; dennoch bleibt der Läuterung und Hebung der künſtleriſchen Geſammt-

thätigkeit noch ein weites, rieſiges Feld offen. Trotz Freilicht-malerei haben wir noch allzuviel ſonnenloſe Kunſt, trotz allem Naturalismus noch viel zu viel krankhaft Erkünſteltes, und doppelt mögen ſich in unſeren Tagen Künſtler wie Kunſtfreunde ins Gedächtniß prägen, daß das mächtig entwickelte perſönliche Selbſtgefühl ſo vieler Modernen nicht im mindeſten das Hochgefühl erſetzt, das der ächten wirklichen Kunſt allzeit entſtrömen ſoll.

LXXVII.

Der Scheidungsprozeß in Oeſterreich mit ſpecieller Berückſichtigung Böhmens.

(Zweiter Artikel.)

Aus Oeſterreich, Mitte November.

Zur Ergänzung unſerer Ausführungen über das vorwürfige Thema in einem früheren Artikel und zur Beleuchtung der beiſpiellos verfahrenen innerpolitiſchen Zuſtände im öſterreichiſchen Kaiſerſtaate überhaupt wird es dienlich ſein, wenn wir den hiſtoriſchen Werdegang dieſer Zuſtände noch etwas genauer verfolgen. Meminisse juvat.

Der eigentliche Ausgangspunkt der heutigen Situation liegt über ein halbes Jahrhundert zurück. Der Ruf nach einer conſtitutionellen Staatsverfaſſung, wie er im Jahre 1848 ganz Deutſchland durchtobte, konnte ſelbſtverſtändlich an den Grenzen Oeſterreichs nicht Halt machen. Das abſolutiſtiſche Bevormundungsſyſtem eines Metternich brach unrühmlich zuſammen. Oeſterreichs Völker regten ſich. Sie wollten mitregieren und Einfluß gewinnen auf die Geſchicke ihres Landes. Bei den Magyaren und den Czechen ins-

beſondere erwachten die Erinnerungen vergangener glorreicher Zeiten; die Vorherrſchaft der Deutſchen dünkte ihnen als eine nationale Schmach, ſie abzuſchütteln als nationale Pflicht.

Als es ſich deßhalb in Böhmen darum handelte, die für das Frankfurter Parlament ausgeſchriebenen Abgeordnetenwahlen durchzuführen, da verweigerten die Czechen die Gefolgſchaft. Sie fühlten ſich als Czechen, nicht als Deutſche, und erklärten, daß ſie in einer deutſchen Nationalverſammlung nichts zu ſuchen hätten. Einer ihrer Hauptſprecher von damals lebt heute noch, Dr. Franz Ladislaus v. Rieger. Statt nach Frankfurt zu gehen, ſetzten ſie einen „Nationalausſchuß" nieder, der mit der Aufgabe betraut wurde, die unveräußerlichen Rechte der czechiſchen Nation zu formuliren. Und zu dieſen „Rechten" gehörten nach Anſicht dieſes Ausſchuſſes in erſter Linie: eigenes Miniſterium, Vereinigung aller zur St. Wenzelskrone gehörenden Länder (Böhmen, Mähren und Schleſien) zu Einem Staatsweſen und eine conſtitutionelle Verfaſſung für dieſes „St. Wenzels-Reich."

Dieſe czechiſche Forderung deckte ſich genau mit der Forderung, welche die Magyaren unter der Führung des alten Koſſuth zu Gunſten ihres Königreichs Ungarn erhoben hatten.

Beide Völker, die Czechen wie die Magyaren, traten mit Feuereifer für die Realiſirung ihrer ſtaatsrechtlichen Poſtulate ein. Aber ſie drangen nicht durch. Ihre Forderungen erſchienen damals noch ſo ungeheuerlich, ſo revolutionär und die öſterreichiſche Monarchie in ihren Fundamenten derart bedrohend, daß die kaiſerliche Dynaſtie darüber ſich in gar keine Diskuſſion einlaſſen zu dürfen glaubte. Als trotzdem in Böhmen ſowohl wie in Ungarn die monarchiefeindliche Agitation kein Ende nehmen wollte und in Ungarn ſogar bis zur Abſetzung der Habsburger Dynaſtie ſich verirrte, da mußte das Schwert entſcheiden. Windiſchgrätz' Kanonen machten dem „Königreiche Böhmen" ein Ende; und in Ungarn

mußten die Koſſuthianer vor dem kaiſerlichen Generaliſſimus Hainau und den ihm zu Hilfe geeilten Truppen des ruſſiſchen Czaren die Waffen ſtrecken. Mit den beiden „Königreichen“ war es aus.

Aber nur für den Augenblick. Czechen wie Magyaren dachten nicht daran, auf ihr ſtaatsrechtliches Programm zu verzichten. Für den Augenblick zu ſchwach, es weiter zu verfolgen, rüſteten ſie im Stillen und warteten beſſere Zeiten ab.

Das abſolutiſtiſche Regime der 50er Jahre, unter vortrefflichen Männern, wie Fürſt Felix Schwarzenberg, Graf Leo Thun, Alexander Bach, ſuchte durch Einführung zeitgemäßer Reformen auf allen Gebieten des geiſtigen und wirthſchaftlichen Lebens die öſterreichiſchen Völker zufrieden zu ſtellen, und in ihnen die Meinung zu wecken, daß für den Habsburgiſchen Kaiſerſtaat eine Conſtitution unnöthig ſei. Aber umſonſt. Der im Revolutionsjahre 1848 aufgeflammte Widerwille gegen den landesherrlichen Abſolutismus ließ ſich nicht mehr erſticken. Es kam das Unglücksjahr 1859. Auf den italieniſchen Schlachtfeldern erlagen die kaiſerlichen Adler dem Kriegsglücke Napoleons III.; die Lombardei ging verloren. Nun brach der Sturm gegen das abſolute Regierungsſyſtem mit neuer Heftigkeit los. Ihm wurden, freilich mit Unrecht, die militäriſchen Mißerfolge aufs Kerbholz geſchrieben. Das ſtürmiſche Verlangen ſeiner Völker nach einem conſtitutionellen Regimente wollte jetzt Kaiſer Franz Joſeph nicht länger mehr unbeachtet laſſen. Er war bereit, ſeinem Reiche eine angemeſſene Conſtitution zu geben.

Aber welche Conſtitution ſollte dieſes ſein? Sollten etwa gewählte Abgeordnete aller ſeiner Völker in einem Centralparlamente zu gemeinſamer Berathung ſich zuſammenfinden? Aber wie iſt dieſes ausführbar, da innerhalb der ſchwarzgelben Pfähle nicht weniger als zehn, durch Sprache und Bildung verſchiedene Völker wohnen? Werden ihre Abgeordneten ſich verſtehen können? Oder ſoll das parla-

mentariſche Leben ganz in die Landtage verlegt werden? Aber auch in den meiſten Landtagen kommen zwei bis drei verſchiedene Sprachen zuſammen, werden trotzdem parlamentariſche Verhandlungen möglich ſein? Und wenn dieſes, wie läßt ſich dann aber die Einheit des Reiches noch aufrecht erhalten? Wie viele Miniſterien ſollen funktioniren? Soviele, als es Landtage gibt? Oder nur ein einziges?

Man ſieht, eine für das vielſprachige Oeſterreich angemeſſene conſtitutionelle Verfaſſung iſt ein ſchwieriges Problem, voller Gefahren für den Geſammtſtaat und für die Dynaſtie. Deſſen war man ſich allſeits gleich vom Anfange wohl bewußt. So ſehr auch nach dem Jahre 59 Kaiſer Franz Joſeph bereit war, durch Gewährung einer Conſtitution ſeine Völker zufrieden zu ſtellen, ſo beherrſchte doch ihn und ſeine Rathgeber das beängſtigende Bewußtſein, daß der Erlaß einer wie immer gearteten Conſtitution ein Sprung in's Dunkle ſei.

Trotzdem wagte man einen Verſuch. Ein kaiſerliches Patent berief den ſchon 1851 ernannten und durch 38 Mitglieder der Landesvertretungen verſtärkten Reichsrath nach Wien zur Löſung der Verfaſſungsfrage. Auch die Ungarn waren vertreten, ließen aber gleich im Beginne der Berathungen durch die Grafen Andraſſy und Apponyi die Erklärung abgeben, daß ſie den Reichsrath nur als ein Mittel betrachten, um „zur Wiederherſtellung der hiſtoriſchen Rechte“ zu gelangen. Von April bis September 1860 berieth dieſer Reichsrath, aber das Reſultat war, wie zu erwarten, gleich Null. Nun ging der Kaiſer ſelbſtändig vor. Am 20. Oktober desſelben Jahres erließ er an ſeine Völker ein Manifeſt, das berühmte Oktoberdiplom, in welchem er die Grundzüge einer Verfaſſung, welche der Autonomie der einzelnen Kronländer wie der Einheit des Reiches entſprechen ſollte, zur allgemeinen Kenntniß brachte.

Da bei dieſer Löſung der öſterreichiſchen Verfaſſungsfrage Ungarn kein ſelbſtändiges Königreich wurde, ſondern

nur ein einfaches Kronland blieb und als ſolches von den anderen öſterreichiſchen Kronländern nichts voraus hatte, ſo rebellirten die Magyaren von neuem; und um ihren Willen durchzuſetzen, verweigerten ſie — die Steuern. So hatte es ihnen ihr Nationalheld Koſſuth aus der Verbannung gerathen! Bei den Czechen dagegen fand das Oktoberdiplom eine ſympathiſche Aufnahme. Ihre ſtaatsrechtlichen Wünſche wurden durch dasſelbe freilich nicht ganz befriedigt, aber auf dem Wege der Autonomie der Landtage hofften ſie mit der Zeit ſchon an's Ziel, das heißt, zur Aufrichtung eines Königreiches Böhmen zu kommen.

Die Deutſchen aber waren tief verſtimmt. Sie fürchteten für ihre Präponderanz im Kaiſerſtaate, für die Großmachtſtellung Oeſterreichs und namentlich für deſſen Einfluß in Deutſchland. Dieſe Befürchtung wurde auch bei Hofe getheilt. Die Folge war, daß Kaiſer Franz Joſeph das Oktoberdiplom wieder zurückzog. Da es ihm aber widerſtrebte, das abſolutiſtiſche Regiment wiederaufzunehmen, verſuchte er es mit einer Verfaſſung auf Grundlage des Centralismus und beauftragte Schmerling, eine ſolche zu entwerfen. Die neue Verfaſſung erſchien am 26. Februar 1861 und iſt in der Geſchichte Oeſterreichs unter dem Namen Februarverfaſſung bekannt.

Ritter von Schmerling, ein liberaler Deutſchöſterreicher, als ſolcher ſchon in der Frankfurter Nationalverſammlung hervorragend thätig, richtete ſein Abſehen darauf, die Kräfte Oeſterreichs zu ſammeln, auf daß es ſeinen Einfluß im Conzerte der europäiſchen Großmächte behaupten, und, was ihm vor allem wichtig erſchien, der Vorherrſchaft in Deutſchland nicht verluſtig gehe. Eine Sammlung der Kräfte aber ohne Stärkung der Centralgewalt und ohne Erhaltung der Hegemonie des deutſchen Elementes dünkte ihm unmöglich. Im Gegenſatze zum Oktoberdiplom, welches das conſtitutionelle Staatsleben in die Landtage der einzelnen Kronländer verlegte, verlegte Schmerling es in ein Centralparlament, in einen

allgemeinen Reichsrath, der ſich in ein Herrenhaus und ein Abgeordnetenhaus ſcheiden ſollte; das Herrenhaus ſollte ſich aus erblichen und vom Kaiſer auf Lebenszeit berufenen Mitgliedern zuſammenſetzen, und das Abgeordnetenhaus ſollte aus 343 Vertretern der einzelnen Landtage gebildet werden. Die Landtage blieben beſtehen, aber ihre Competenz wurde weſentlich beſchränkt. Dem Reichsrathe gegenüber konnten ſie nur eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielen. Ihr Hauptrecht war die Wahl der Abgeordneten für den Reichsrath. Dieſes Recht wurde ihnen jedoch ſpäter wieder entzogen, da es ſich in den Händen centralismusfeindlicher Landtage als ein zweiſchneidiges Schwert erwies; es wurde auf die Urwähler übertragen.

Die Schmerling'ſche Verfaſſung befriedigte nur die deutſchliberale Partei, ſonſt Niemanden. Die Magyaren wieſen ſie rundweg ab und ignorirten den Reichsrath vollſtändig: die anderen nichtdeutſchen Völker, insbeſondere die Czechen, wollten gleichfalls nichts von ihr wiſſen. Und ſelbſt den conſervativen Elementen unter den Deutſchen war ſie nichts weniger als ſympathiſch; denn ſie fürchteten, der freiſinnige Schmerling werde mit ſeinem von freiſinnigen Deutſchen beherrſchten Parlamente gelegentlich joſephiniſche Kirchenpolitik treiben und die Geſchäfte des internationalen öſterreichiſchen Logenthums beſorgen. Aber trotz dieſem vielſeitigen Widerſpruche hielt ſich Schmerling doch volle vier Jahre. Länger ging es nicht mehr. Das Fiasko ſeiner centraliſtiſchen Verfaſſung war nicht aufzuhalten. Schmerling mußte gehen, der mähriſche Graf Richard Belcredi trat an ſeine Stelle.

Mit Belcredi trat ein Mann an die Spitze der Staatsgeſchäfte, deſſen Kaiſertreue und patriotiſche Geſinnung über allen Zweifel erhaben war und deſſen ſtaatsmänniſche Begabung allgemein anerkannt wurde. Bei ihm ſtand die Ueberzeugung feſt, daß für das vielſprachige nationenreiche Oeſterreich eine centraliſtiſch-conſtitutionelle Staatsverfaſſung

ein Unding ſei; wenn trotzdem conſtitutionell und parlamentariſch regiert werden ſolle, dieſes nur möglich ſei auf Grundlage eines geſunden Föderalismus. Das war die Anſicht Belcredis. Daß er Recht hatte, bewies das Fiasko der Februarverfaſſung.

Nun aber erhob ſich für ihn die ſchwierige Frage: Welcher Art ſoll die föderaliſtiſche Conſtitution ſein? Was ſoll föderirt werden? Die Kronländer oder die Nationen? Sollen die autonom gewordenen Kronländer föderirt werden, dann iſt die Folge, daß in Oeſterreich ſo viele „Staaten“ herauskommen, als Kronländer da ſind, alſo nicht weniger als zwanzig! Wie ſoll ſich aber in dieſen zwanzig Staaten das parlamentariſche Leben geſtalten, ohne daß die Souveränitätsrechte des gemeinſamen Landesherrn Schaden leiden und die Einheit des Reiches gelockert werde? Soll aber der Föderalismus nach reinnationalen Geſichtspunkten geordnet werden, ſo daß alſo die einzelnen Nationen ein Staatsweſen für ſich bilden, ſo iſt die Schwierigkeit noch ungleich größer. Denn erſtens wohnen die zehn Nationen, die das moderne Oeſterreich ausmachen, vielfach nicht nebeneinander ſondern durcheinander; wie iſt da nun eine Staatenbildung möglich? Und wenn ſie auch möglich wäre, wie laſſen ſich denn dieſe zehn Nationalſtaaten unter einen Hut bringen? Wie läßt ſich die Einheit der Monarchie, ein Zuſammenwirken aller Staatskräfte, eine einheitliche und kraftvolle Politik nach Außen hin aufrecht erhalten? Und zweitens: Werden die Magyaren und die Czechen dem Nationalſtaatenſyſtem zulieb ihre alten Königreiche und deren glorreiche Geſchichte preisgeben?

Um all die hier angedeuteten Schwierigkeiten zu löſen, faßte Belcredi den Plan, Geſammtöſterreich in fünf große Verwaltungs- oder Staatsgebiete zu theilen, unter möglichſter Berückſichtigung des hiſtoriſch Gewordenen, und zwar ſo, daß in jedem dieſer Staatsgebiete eine der fünf Hauptnationen Oeſterreichs (Deutſche, Magyaren, Czechen, Polen,

Kroaten) die Vorherrſchaft und Führung haben. Jeder dieſer fünf Staaten würde ſein eigenes Parlament und eine eigene dieſem Parlamente verantwortliche Regierung haben. In der Perſon des Kaiſers ſollten dieſe Staaten ihren Einigungspunkt haben; alle auswärtigen und gewiſſe andere verfaſſungsmäßig noch feſtzuſtellende gemeinſame Angelegenheiten aber ſollten durch ein nur dem Kaiſer verantwortliches Reichsminiſterium wahrgenommen werden.

So war der Plan Belcredis. Vielen erſchien er als ein Phantom. Was Belcredi vorſchwebte, war freilich etwas ganz Neues, dem noch die erforderliche Unterlage fehlte. Die Schmerling'ſche Verfaſſung knüpfte an den Einheitsſtaat des fürſtlichen Abſolutismus an, die föderaliſtiſche Verfaſſung des Oktoberdiploms ging auf die hiſtoriſche Autonomie der Kronländer zurück; für die Belcredi'ſche Verfaſſung aber war faſt nichts da, was ihr als Unterlage hätte dienen können; die fünf „Staaten", auf welchen ſie ſich aufbauen ſollte, mußten erſt geſchaffen werden. Ob ihre Bildung möglich war, iſt eine Frage, welche ſchwer zu beantworten iſt. Thatſächlich iſt dieſelbe gar nicht verſucht worden. Wohl hatte Belcredi am 20. September 1865 die Februarverfaſſung ſiſtirt und den Reichsrath aufgelöſt, um für die Ausführung ſeiner Pläne Raum zu ſchaffen. Das folgende Jahr 66 aber warf alle ſeine Pläne über den Haufen. Beuſt kam. Sofort ſtellte er ſich in den Dienſt der calviniſchen Magyaren und verſchaffte ihnen das Königreich Ungarn, in demſelben Umfange und mit denſelben Privilegien, wie ſie es anno 48 gefordert hatten; für die anderen öſterreichiſchen Lande lebte aber wieder die Schmerling'ſche Februarverfaſſung auf, die auch nach ihrer Reviſion am 21. Dezember 1867 — daher Dezemberverfaſſung — für die Slaven, beſonders für die in ihrer Hoffnung auf Wiederaufrichtung des St. Wenzelsreiches getäuſchten Czechen, verhaßt blieb.

Das Hauptargument, welches Schmerling für ſeine centraliſtiſche Staatsverfaſſung ins Feld führte, war die Rückſicht auf Deutſchland. Solange Oeſterreich zum Deutſchen Bunde gehörte, mußte es ſelbſtverſtändlich darauf bedacht ſein, die ihm durch den Gang der Ereigniſſe zugefallene Führung zu behaupten und ſeiner Stimme auf dem Frankfurter Bundestage einen entſcheidenden Nachdruck zu verſchaffen. Das verlangte die Staatsraiſon. Ein entſcheidender Einfluß in Deutſchland aber war auf die Dauer für Oeſterreich nicht zu erwarten, wenn es ſelbſt des deutſchen Charakters entkleidet würde. Von einem ſlaviſchen Oeſterreich kann Deutſchland unmöglich ſich leiten laſſen. Nachdem es aber Bismarck gelungen war, das Band zwiſchen Oeſterreich und Deutſchland zu zerreißen, lag die Sache anders. Jetzt verlangte die öſterreichiſche Staatsraiſon, das die Deutſchen begünſtigende und darum den außerdeutſchen Völkern Oeſterreichs verhaßte centraliſtiſche Regierungsſyſtem endgiltig fallen zu laſſen, und es mit einem föderaliſtiſchen irgendwelcher Art zu verſuchen. Denn ungerecht, unpolitiſch und gefährlich iſt es, im Zeitalter der Conſtitutionen und des Parlamentarismus eine Nation auf Koſten der anderen zu bevorzugen und ſie allein die Wohlthaten des „Mitregierens" koſten zu laſſen. Trotzdem konnte man ſich an maßgebender Stelle nicht entſchließen mit dem Centralismus entſchloſſen zu brechen und ebenſo entſchloſſen den Weg des Föderalismus zu betreten, ſei es in der Form des Oktoberdiploms oder in jener des Grafen Belcredi. Man wählte einen Mittelweg. Man machte aus Oeſterreich ſtatt fünf, wie Belcredi wollte, nur zwei Staaten: Trans- und Cisleithanien, föderirte dieſe zu der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie, und gab jedem dieſer beiden ſelbſtändigen Staaten eine centraliſtiſche Verfaſſung.

In dieſem Dualismus lag zweifellos eine Anerkennung des föderaliſtiſchen Principes. Aber das Bedenkliche war, daß dieſe Anerkennung nur den Magyaren und, wenn man

will, den Deutſchen zugute kommen ſollte, nicht aber den übrigen Völkern Oeſterreichs. Das war der große politiſche Fehler, den Beuſt beging und deſſen fatale Conſequenzen das Reich der Habsburger heute ſo bitter verkoſten muß. Den Dualismus wieder aufheben, wer möchte dies verſuchen? Und wenn es ohne Kataſtrophe möglich wäre, was dann?

Es begreift ſich, daß die Czechen, welche in ihren ſtaatsrechtlichen Hoffnungen ſich getäuſcht ſahen, mit dem Gang der Dinge in Oeſterreich äußerſt unzufrieden waren und ſind. Wir vermögen ihnen das nicht übel zu nehmen, und wir würden ihnen von Herzen ihr ſelbſtändiges Königreich Böhmen gönnen, wenn ſie es ohne Schädigung der Geſammtintereſſen Oeſterreichs bekommen könnten. Aber das iſt unſerer Meinung nach ein unmögliches Ding. Der Dualismus, wie Beuſt ihn ſchuf, war dem Kaiſerſtaate nicht zum Heile; wie erſt würde es Oeſterreich ergehen, wenn es die Laſt des Trialismus tragen müßte?

Die czechiſche Nationalpartei befolgte in der erſten Zeit der neuen Aera genau die Taktik, welche die Ungarn ſeinerzeit gegenüber der Februarverfaſſung eingehalten hatten. Sie blieben vom Reichsrathe weg. Selbſt den böhmiſchen Landtag mieden ſie, als auf demſelben zufällig die Deutſchen die Majorität bildeten. Um ihre Abſtinenzpolitik zu rechtfertigen und um überhaupt ihren politiſchen Standpunkt zu präciſiren, überreichten ſie am 23. Auguſt 1868 dem Landtagspräſidium eine Deklaration, in welcher ſie die ſtaatsrechtlichen Forderungen aus dem Jahre 1848 wiederholten und dem Reichsrathe in Wien das Recht abſprachen, für die „Länder der St. Wenzelskrone“ verpflichtende Geſetze zu beſchließen. Daß Letzteres ein unhaltbarer Standpunkt iſt, bedarf keines weiteren Beweiſes. Die Krone war durch nichts verpflichtet, das alte Königreich Böhmen wiederherzuſtellen; ſie konnte den einzelnen Ländern und der Ge-

ſammtheit dieſer Länder eine Verfaſſung geben, welche ſie wollte; und wenn ſie das ungariſche Reich wieder aufleben ließ, das böhmiſche aber nicht, ſo mag das ein politiſcher Fehlgriff geweſen ſein, eine Rechtsverletzung aber war es ſicherlich nicht; und wenn ſie an die Stelle der autonomen Landtage einen autonomen Reichstag ſetzte, ſo mag man über dieſe Maßregel wiederum verſchiedener Anſicht ſein, eine Rechtsverletzung gegenüber einem Dritten aber kann und darf unmöglich darin gefunden werden.

Die Deutſchen, welche bei dem Beuſt'ſchen Dualismus am eheſten ihre Rechnung fanden, wenigſtens in Cisleithanien — denn im Reiche der St. Stephanskrone waren ſie, gleich den Slaven, zur politiſchen Ohnmacht verurtheilt —, begingen nun den großen Fehler, daß ſie das ihnen zugefallene Uebergewicht in der ſinnloſeſten Weiſe mißbrauchten. Ihre unbeſtrittene Herrſchaft im Parlamente benutzten ſie, um „Culturkampf" zu treiben, und von dem, was nothwendig geweſen wäre, um die nichtdeutſchen Völker mit der neuen Sachlage auszuſöhnen, thaten ſie juſt das Gegentheil. So wurde nicht nur der im Intereſſe des Geſammtſtaates wie der Dynaſtie ſo nothwendige innere Zuſammenſchluß der Deutſchen und Slaven in Oeſterreich verhindert, ſondern die Kluft zwiſchen beiden Völkern mit jedem Tage in bedenklicher Weiſe erweitert.

Jetzt griff die Krone wieder ein. Im Anfange des Jahres 71 berief der Kaiſer den ſlavenfreundlichen Grafen Hohenwart an die Spitze der Regierung. Hohenwart war entſchloſſen, die Slaven zu verſöhnen. Das war in Ordnung. Aber gefehlt war es, dieſe Verſöhnung durch eine ſtaatsrechtliche Sonderſtellung des Königreiches Böhmen herbeizuführen. Das war derſelbe Fehler, den früher Beuſt begangen hatte, indem er Ungarn eine Sonderſtellung einräumte. Der Verſuch, den Czechen zulieb in Oeſterreich eine zweite Sonderſtellung aufzurichten, mußte den ſchärfſten Widerſpruch nicht nur der Deutſchen, ſondern auch der

Königreiches Ungarn herausfordern; und daß dieſem doppelten Widerſpruche zum Trotze der Kaiſer Hohenwart gewähren laſſe, war nicht zu erwarten. Hohenwart mußte gehen, und der alte Faden des centraliſtiſchen Regimentes mit deutſchliberalem Einſchlag wurde weitergeſponnen.

In der nun folgenden Periode der deutſchliberalen Herrſchaft befolgten die Czechen ihre alte Deviſe: Los von Wien. Damit aber haben ſie Niemandem mehr genützt, als gerade den Deutſchliberalen. Wären ſie nach Wien gegangen und hätten ſie an der Seite anderer antiliberaler Parteien im Sinne eines geſunden Conſervatismus praktiſche Politik getrieben, ſie hätten manche liberale Culturthat verhindern helfen und hätten ſich damit den Dank aller kirchentreuen Katholiken Oeſterreichs verdient und deren Sympathien erworben.

Das Fehlerhafte ihrer Taktik kam den Czechen denn doch allmählich zum Bewußtſein, und ſie ſchauten nach einer paſſenden Gelegenheit aus, dieſelbe zu ändern. Dieſe Gelegenheit kam. Der Berliner Congreß hatte Oeſterreich mit dem Mandate betraut, Bosnien und Herzegowina zu occupiren und in Verwaltung zu nehmen. Die deutſchliberale Partei konnte ſich aber für die Beſitzergreifung dieſer ſlaviſchen Gebiete nicht begeiſtern und verweigerte darum wiederholt die erforderlichen Credite. Damit brachte ſie ſich jedoch in ſcharfen Conflikt mit der Krone, die ſich perſönlich vor ganz Europa für die genannte Occupation engagirt hatte. Jetzt hielten es die Czechen an der Zeit, aus ihrer Paſſivität herauszutreten und ſich der Krone als Helfer in der Noth anzubieten, was ihnen auch ihr Freund Hohenwart aufs nachdrücklichſte empfohlen hatte. Sie erſchienen im Wiener Parlamente — freilich mit einer Rechtsverwahrung, die ſie ihrem nationalen Standpunkte ſchuldig zu ſein glaubten, — und unterſtützten die Regierung. An der Spitze der Regierung ſtand damals Graf Eduard Taaffe. Er war kein Principienreiter, war weder aus-

geſprochener Centraliſt, noch ausgeſprochener Föderaliſt. Sein Grundſatz war: Laviren, ſoweit es geht. Er ſtellte ſich auf den Boden der nun einmal zu Recht beſtehenden Dezemberverfaſſung, ſuchte im Parlamente ſeine Stütze in der aus Slaven und Deutſchconſervativen gebildeten „Rechte“ und es gelang ihm, volle vierzehn Jahre ſich am Ruder zu halten.

Die thätige Antheilnahme der Czechen am parlamentariſchen Leben in Wien verſchaffte ihren nationalen Intereſſen eine ganz außerordentliche Förderung. Denn die Regierung erwies ſich für die ihr geleiſteten Dienſte erkenntlich und vergalt ſie mit Conceſſionen auf den verſchiedenſten außerſtaatsrechtlichen Gebieten. Am 19. April 1880 erfloß eine Sprachenverordnung (die ſog. Stremayr'ſche), welche die politiſchen und richterlichen Behörden in ganz Böhmen verpflichtete, ihre Erledigungen in der Sprache der Petenten abzufaſſen, eine Verordnung, welche für jene deutſchen Beamten, die des Czechiſchen nicht mächtig waren, von den unangenehmſten Folgen ſein mußte. 1882 erfolgte die Scheidung der alten Prager Univerſität in eine deutſche und eine czechiſche Hochſchule; letztere zählt heute über 100 Profeſſoren und faſt 3000 Hörer. Eine Menge czechiſcher Mittelſchulen (Gymnaſien, Realgymnaſien und Realſchulen) traten ins Leben und von den jetzt beſtehenden 81 Mittelſchulen Böhmens haben nicht weniger als 50 das Czechiſche als Unterrichtsſprache. Auch eine eigene Technik wurde den Czechen zugeſtanden, die heute von gut 1000 Studenten beſucht wird. Unterſtützt von dieſen Unterrichtsanſtalten hat dann das geiſtige Leben der Czechen in den letzten Jahrzehnten einen geradezu ungeahnten Aufſchwung genommen.

Dieſe Erfolge hat die czechiſche Nation in erſter Linie der klugen Politik ihrer parlamentariſchen Vertretung, die das ſogen. „Böhmiſche Staatsrecht“ wohl in der Theorie feſthielt, in der Praxis aber mit den beſtehenden Verhältniſſen rechnete, zu verdanken.

Für die Deutſchliberalen aber hatte die kluge Politik der czechiſchen Nationalpartei ſchlimme Conſequenzen. Sie hatten nicht nur im Centralparlamente ihre dominirende Stellung eingebüßt, ſie ſahen ſich auch auf der ganzen Linie in die Defenſive gedrängt. Das war bitter, aber nicht mehr zu ändern. Sie fühlten wohl, daß das centraliſtiſche Syſtem nicht dem Germanismus ſondern dem Slavismus zugute kommen werde. Insbeſondere fürchteten ſie für den deutſchen Beſitzſtand in Böhmen. Ihn zu retten, verlangten ſie Theilung der Adminiſtration Böhmens nach der Nationalität und Reviſion der Stremayr'ſchen Sprachenverordnung.

Dieſen deutſchen Poſtulaten gegenüber war die von Rieger geführte czechiſche Nationalpartei wieder klug genug, ſich nicht ablehnend zu verhalten. Sie konnte es ſich, trotz ihrer Liebe zum „Königreiche Böhmen“, doch nicht verhehlen, daß es ein ſehr gefährliches Beginnen ſei, die 2 Millionen Deutſchböhmen, die nun einmal von einem Königreiche Böhmen nichts wiſſen wollen, zur Anerkennung dieſes Königreiches mit Gewalt zwingen zu wollen. Sie trat darum mit den Deutſchen in Unterhandlung. Das Reſultat waren die Wiener Punktationen, von denen wir in unſerem erſten Artikel geſprochen haben. Wir wiſſen aber auch ſchon, daß die kluge und wirklich ſtaatsmänniſche Politik der Nationalpartei im czechiſchen Volke nicht verſtanden wurde. Es hörte gläubigen Sinnes auf die radikalen Hetzer, welche nicht müde wurden, von nationalem Verrathe zu reden und zu ſchreiben, entzog der Partei der „zahmen“ Altczechen ſein Vertrauen und legte ſeine Intereſſen in die Hände der huſitiſchen Jungczechen.

Was war die Folge? Nicht nur ging der deutſch-czechiſche Ausgleich in Böhmen in die Brüche und wuchs der Antagonismus beider Nationen ins Ungemeſſene; auch die „Rechte“ im Wiener Parlamente war geſprengt, und Taaffe, der „Wohlthäter“ der Czechen, mußte, weil ohne

feſte parlamentariſche Stütze, das Feld räumen (29. Oktober 1893). Das öſterreichiſche Staatsſchiff aber war damit in eine Brandung hineingerathen, in der es heute noch unſtät umhertreibt, ohne Ausſicht auf Rettung. Der Rettungsverſuch Badeni's iſt ſchmählich mißglückt. Seine Sprachenverordnung hat die Brandung nur noch gefährlicher gemacht. Ein halbes Dutzend Miniſterien iſt in ihr bereits verſunken.

Die Jungczechen glaubten mit huſitiſchem Furor dreinfahren zu müſſen, um zur Wiederaufrichtung des „Reiches der Wenzelskrone“ und zur Anerkennung dieſes Reiches durch die Deutſchen zu gelangen. Aber dieſer huſitiſche Furor erzeugte auf Seite der Deutſchen den furor teutonicus. Die radikalen Alldeutſchen erſchienen jetzt auf der Oberfläche und riſſen die Maſſen in Deutſchböhmen mit ſich fort. Um die Kluft zwiſchen Czechen und Deutſchen noch mehr zu vertiefen, ſchrien ſie: „Los von Rom!“ Und es iſt gar keine Frage, daß die Politik der Jungczechen für die Exiſtenz des Alldeutſchthums und für die von ihm inſcenirte Abfallsbewegung verantwortlich gemacht werden muß.

Und merkwürdig: die Jungczechen gaben die Parole aus: Ganz Böhmen gehört den Czechen und die Deutſchen müſſen ſich ihnen fügen. Dieſer Parole gegenüber aber proklamiren jetzt die Alldeutſchen das Recht der Deutſchen, ganz Böhmen dem Machtbereich des Germanismus offen zu halten: ſie wollen darum von einer adminiſtrativen Zweitheilung Böhmens nach der Nationalität gar nichts mehr wiſſen.

Wenn angeſichts dieſes Wirrwars einſichtsvolle Männer unter den Czechen nur mit ſehr gemiſchten Gefühlen in die Zukunft ihres Volkes ſchauen, ſo begreift man dieſes. Der Führer der Altczechen, der greiſe Dr. Franz Ladislaus Rieger, erklärte am 29. September in einer Prager Wählerverſammlung ganz offen: „Ich glaube, daß ſich ſeit jenen Tagen (der Punktationen nämlich) die Auffaſſung in unſerem

Volke geklärt hat, und ich könnte ſogar einige von den Führern der jungczechiſchen Partei nennen, die mir oft ſagten: ‚Ach Gott, wenn wir heute die Punktationen hätten!‘ Und ſo oft ich frage, ob ich dies weiter ſagen kann, entgegnet der Befragte: ‚Ja, ich ermächtige Sie hiezu, es iſt meine vollſte Ueberzeugung.‘“

Aber werden die Punktationen ſo leicht noch einmal zu haben ſein?

LXXVIII.

Aus K. Haſe's Kirchengeſchichte.

(Zum Kapitel akatholiſcher „Wiſſenſchaftlichkeit“.)

Die gelben Hefte haben von Zeit zu Zeit den Nachweis geführt, daß auch die angeſehenſten proteſtantiſchen Schriftſteller und Herausgeber von Zeitſchriften nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe ſtehen, vielmehr, wo es ſich um katholiſche Fragen handelt, in die abſonderlichſten Fehler fallen. Der Dünkel der an den wiſſenſchaftlichen Pranger Geſtellten iſt indeß meiſt ſo groß, daß ſie von Ausſtellungen des Gegners gar keine Notiz nehmen — wir erinnern hier nur an die von den Herausgebern des „Theologiſchen Jahresberichtes“ befolgte Methode —, vielmehr die alten Fehler durch neue in Vergeſſenheit zu bringen ſuchen. So verlockend nun auch die Aufgabe wäre, zu zeigen, daß Männer wie Kohlſchmidt und Loeſche nichts gelernt haben und ſich in ihren maßloſen Behauptungen überbieten, ſo wollen wir doch der Verſuchung widerſtehen und uns auf eine kleine Blumenleſe aus *Karl von Haſe's* Kirchengeſchichte beſchränken. Dieſe Kirchengeſchichte, welche nach dem Urtheil ihres Herausgebers „zwei Generationen von Theologen als vielgefeiertes Lehrbuch gedient hat, ſollte als *klaſſiſches Leſebuch* für die Theologen und zahlreichen Laien, die im Sinne

Digitized by Google

eines oft angeführten Haſe'ſchen Wortes der Kirchengeſchichte wachſendes Verſtändniß entgegenbringen, wieder in die Welt geſandt werden". Sehen wir, was in dieſer neuen Ausgabe von Krüger geboten wird

Das an geiſtreichen, halbwahren, die Schwierigkeiten umgehenden Urtheilen ſo reiche Buch Haſe's halten wir für ein Leſebuch ganz ungeeignet, wenigſtens müßten die gröbſten Fehler verbeſſert, irrige Angaben ausgemerzt werden. Wie leicht der um die Kirchengeſchichte der Erſten Jahrhunderte hochverdiente Herausgeber ſeine Aufgabe genommen, wollen wir an einzelnen Beiſpielen zeigen. S. 666 leſen wir: „Auch wurde in London (unter Cardinal Wiſeman oder Cardinal Manning, darüber gibt uns Haſe keine Auskunft) aus Beiſteuern eine prächtige Peterskirche (?) mitten in London (?) erbaut." Faktiſch wurde der Bau letztes Jahr begonnen, 9 Jahre nach dem Tode Manning's Lord Ruſſell brachte bekanntlich die Ecclesiastical Titles Bill ein März 1851, ohne ſeine Collegen zu befragen; ſie wurde ſcharf bekämpft und blieb ein todter Buchſtabe. Haſe verdreht den wahren Sachverhalt, wenn er ſagt: „Die Regierung konnte ſich dem Drängen des proteſtantiſchen Volkes (einiger Fanatiker wäre der richtigere Ausdruck) nicht entziehen" S. 666.

„Durch den Neapolitaner Liguori († 1782), dem der Wille des Papſtes der Wille Gottes war (jedenfalls mit den Einſchränkungen, welche die katholiſchen Theologen feſtgeſtellt haben), entſtand die Congregation vom allerheiligſten Erlöſer als eine befreundete Abart der Jeſuiten (nun haben die Redemptoriſten hiergegen proteſtirt und das Gegentheil ſo klar bewieſen, daß ſie ins Deutſche Reich zugelaſſen wurden, während die Jeſuiten noch verbannt ſind), ſpäter ihre Zuflucht und Hoffnung." S. 482. Der letzte Satz iſt rein unverſtändlich. Die Jeſuiten unterhielten bekanntlich nie dieſelben engen Beziehungen zu den Redemptoriſten, wie zu anderen Orden, ſie ſind Vertheidiger des Probabilismus, während die Redemptoriſten für den Probabiliorismus eintreten. Das wiſſen ſelbſt die Laien.

Der Proteſtantismus, ſagt Haſe in ſeinem Charakterbild Gregor's VII., „trägt das edle Recht und den Muth in ſich auch der ihm fremdeſten geſchichtlichen Perſönlichkeit gerecht zu werden". Dieſer Satz wird eingeſchränkt durch den folgenden.

Wäre die Reformation nicht ſo rein und hoch, daß ſie der Verhüllung ihrer dunkeln Stellen nicht bedarf, ich würde doch nichts verborgen haben." Vorrede p. X. Fällt Haſe nicht in den Fehler, den er den Katholiken vorwirft? Noch mehr: kein Katholik hat wohl je behauptet, daß die Kirche ſo rein und ohne Schwächen und Fehler ſei, daß man ſich der ſchlechten Menſchen, die aus ihr hervorgegangen, nicht ſchämen müſſe. Der Katholik ſieht einen Beweis der göttlichen Einſetzung des Papſtthums und der Kirche darin, daß die Sünden ihrer Mitglieder ſie nicht zu zerſtören vermögen. Wo iſt der unbefangene Standpunkt, wo das Vorurtheil? Daß Haſe einen hl. Franz von Aſſiſi, eine Katharina von Siena günſtig beurtheilt hat, darf uns nicht blind machen gegen die Ungezogenheiten, die er ſich gegen andere Heilige erlaubt. Man ſollte faſt glauben, der Profeſſor wolle ſich beim proteſtantiſchen Publikum Verzeihung erbitten für das in proteſtantiſchen Augen ſo große Verbrechen, katholiſche Perſönlichkeiten oder Inſtitutionen gelobt zu haben. „Im Kloſter der Heimſuchung Paray (le Monial) iſt einer gichtiſchen, mit Geſchwüren bedeckten Jungfrau Margot Alacoque († 1690) am 16. Juni 1674 der Heiland erſchienen, hat ihr Herz gefordert und ein blutiges Herz ihr gezeigt, das die Menſchen ſo liebe und insbeſondere ſie" (482—3). Mit dieſen höhniſchen Bemerkungen, denen noch einige nichtsſagende Sätze folgen, wird eine Andacht behandelt, die zur inneren Erneuerung des Katholicismus weſentlich beigetragen hat. Es ſchmerzt Haſe's Paſtorennatur, daß eine katholiſche Nonne die Liebe zu Jeſus Chriſtus hochhält und verbreitet, daß Jeſuiten ſie hierbei unterſtützen, und ſo ſucht er dieſe Andacht ins Lächerliche zu ziehen. Als Geſchichtsſchreiber hätte er wenigſtens mit den Wirkungen dieſer Andacht ſich beſchäftigen und das gegen dieſelbe gehegte Vorurtheil ablegen müſſen.

Daß Haſe kein Freund der Jeſuiten iſt, wollen wir ihm nicht verdenken; daß er aber Thatſachen zu ihren Ungunſten verdreht, verdient ſcharfen Tadel. „Die Aufhebung der Jeſuiten," ſo berichtet Haſe, „wurde durch das Breve ‚Dominus ac Redemptor' verkündet. Sie zählten damals 22,589 Mitglieder. Ihre Schätze und Papiere waren in Sicherheit" (486). Eine Muſterung der großen Bibliotheken in München, Madrid,

Wien beweist das Gegentheil, die Jeſuiten fanden gar keine Zeit, ihre Papiere zu retten oder große Geldſummen in Sicherheit zu bringen. Anklagen, die von gewiſſen Seiten erhoben wurden, mußte man fallen laſſen, weil kein Beweis erbracht werden konnte. Aus den von Döllinger veröffentlichten Denkwürdigkeiten Cordara's erhellt, in wie großer Noth ſich die Jeſuiten befanden in den Jahren, die der Aufhebung vorangingen. „Das Schickſal der Jeſuiten wie einſt der Templer war nicht unverſchuldet (?), aber wie dieſe ſind ſie ohne Urthel und Recht verdammt, und viele wohlverdiente Männer mit einem hilfloſen Alter belohnt worden. Das Miſſions- und Schulweſen aller katholiſchen Länder ward erſchüttert.“ (S. 487.) Dieſe Sätze müßten ergänzt werden durch die Bemerkung: Nicht ihrer Fehler wegen wurden ſie aufgehoben, ſondern weil die Janſeniſten und Philoſophen in ihnen ein Hauptbollwerk des Papſtthums erblickten.

Haſe mag gleich andern Proteſtanten den Gegenſatz der janſeniſtiſchen Sittenſtrenge dem vermeintlichen jeſuitiſchen Laxismus entgegenſtellen, aber im Intereſſe der Wahrheit mußte er einen Satz wie den folgenden ausmerzen: „Dem äußerlichen Sichabfinden der Jeſuitenmoral iſt die (janſeniſtiſche) Innerlichkeit eines von Gott gewirkten Geiſtes entgegengeſetzt“ (478). Die Janſeniſten zählten unter den durch und durch verdorbenen Kreiſen am Hofe manche Anhänger (Madame de Longueville), ein Sichabfinden ihrer Moral mit ihrem Rigorismus muß auch bei ihnen ſtattgefunden haben. Wie ganz anders handelt der apoſtoliſche Hofprediger, der Jeſuit Bourdalou! Pascals Provincialbriefe verdankten bekanntlich ihre Popularität dem Angriff auf den von Frommen hochverehrten, von den Freigeiſtern und Lebemännern (Libertins) verabſcheuten Jeſuitenorden; Pascal war ein Fanatiker und Skeptiker, und ſelbſt Haſe muß geſtehen, „daß die Jeſuiten die Intereſſen der Welt und ſelbſt des geſunden Menſchenverſtandes ihm gegenüber vertraten.“ Dies hindert ihn keineswegs, „von der bequemen Frömmigkeit und ſittenloſen Beichtmoral der Jeſuiten zu ſprechen“ (S. 480). Der evangeliſche Theologe konnte doch wiſſen, daß die Moral der Jeſuiten viel beſſer zum Evangelium ſtimmte als der Rigorismus der Janſeniſten.

Digitized by Google

Haſe's Kirchengeſchichte wird von einem ſeiner Bewunderer „einer Bilderſammlung verglichen, die man ſich anlegt zur Erinnerung und zur Freude, von wirklichem Werth nur für den, der die Gegend ſchon kennt“ (Vorrede S. XVIII). Wir anerkennen die Knappheit der Darſtellung, den Lakonismus, die Kunſt, in wenigen Strichen ein Charakterbild zu entwerfen, vermiſſen aber in vielen Fällen die hiſtoriſche Treue, die Gewiſſenhaftigkeit der Forſchung, welche die ſicheren Reſultate der Wiſſenſchaft verwerthet. Man findet bei Haſe leider zu oft Wahrheit und Dichtung, ſtatt der hiſtoriſchen Perſönlichkeit ein Idealbild oder eine Karikatur: „John Knox († 1572), der zwiſchen Scheiterhaufen und Ruderbänken erſtarkt (Anſpielung auf eine Verurtheilung zum Galeerendienſt), die Furcht wie die Freude des irdiſchen Daſeins nicht kannte“ (S. 396). Wie wenig dieſes Bild mit der Wirklichkeit ſich vereinigen läßt, weiß jeder Kenner. Der furchtloſe Knox blieb in England, ſolange die Verfolgung der Reformirten in Schottland andauerte, und war auch ſpäter nur zu ſehr auf ſeine perſönliche Sicherheit bedacht. Daß der bejahrte Knox ein blutjunges Mädchen heirathete, gab den Zeitgenoſſen Anſtoß und beweiſt jedenfalls, daß der Reformer die Freuden der Welt für ſich ſelbſt nicht verſchmähte, während er anderen, wie ſeiner jungen Königin ganz unſchuldige Tänze mit ihren Geſpielinnen verwehren wollte. Dieſe ſauertöpfiſche Härte wird von Haſe alſo beſchönigt. „Die leichte Sitte des Hofes der liebreizenden Königin war den ernſten Calviniſten ein Greuel, Knox trat ihr entgegen wie die Propheten (?) den abgöttiſchen Königen, auch durch ihre Thränen ungerührt“. Zwiſchen Knox, der ein unſchuldiges Vergnügen als Götzendienſt darſtellt und nur einen Anlaß ſucht, ſeine katholiſche Königin zu reizen und zu verhöhnen, und einem altteſtamentlichen Propheten beſteht auch nicht die geringſte Aehnlichkeit. Wenn man gleich darnach lieſt: „Weniger noch durch geheime Unternehmungen gegen die Reformation als durch ihre Leidenſchaften weckte Maria den Bürgerkrieg“, ſo muß man zweifeln, ob Haſe dieſe ſchwere Frage wirklich ſtudirt hat. Noch bevor Maria den ſchottiſchen Boden betrat, war die Königin Eliſabeth zum Krieg entſchloſſen; weder die Heirath mit Darnley, noch die mit Bothwell hat den Bürgerkrieg geweckt.

Die proteſtantiſche Partei wollte die katholiſche unterdrücken und ſetzte alle Hebel in Bewegung, um die katholiſche Königin vom Thron zu ſtoßen. Maria Stuart wird „als der katholiſchen Kirche innigfromm ergeben“ geſchildert, nur „ohne ſittliche Grundlagen“ (S. 396). Wie Haſe innige Frömmigkeit mit Mangel an ſittlichen Grundlagen vereinbaren kann, iſt ein Räthſel. Selbſt wenn die Leidenſchaften Marias ſo ungezügelt geweſen wären, wie ſie von den Gegnern dargeſtellt werden, könnten wir ihr die ſittlichen Grundlagen nicht abſtreiten oder ihre Läuterung in der Schule der Leiden, wie ſie Schiller annimmt, ableugnen. Auf derſelben Seite behauptet Haſe: „Der Cardinal Beaton errichtete die Scheiterhaufen, bis ein Märtyrer aus den Flammen ſein Ende verkündete“ (1546). Die Nachricht iſt nicht verbürgt und wenn der Märtyrer Wishart durch Brunſton und andere in das Complott, Beaton zu tödten, eingeweiht war, erklärt ſich dieſe Vorherverkündigung ganz von ſelbſt (cf. Lang, History of Scotland).

Die Geſchichte der Reformation in den außerdeutſchen Ländern iſt äußerſt ſtiefmütterlich behandelt, die ſummariſche Darſtellung führt den Leſer vielfach in die Irre. Die Forſchungen eines Gardiner über die Stuartperiode blieben unberückſichtigt. Haſe hat die traditionelle Darſtellung nicht verlaſſen und tiſcht uns neben andern auch folgendes auf: „Auf die vermeinte Geſinnung des Königs bauend hatten die Katholiken in Irland ein allgemeines (!!) Blutbad unter den Proteſtanten angerichtet“ (S. 397). Die Erhebung der Iren war nicht religiöſer, ſondern ſocial=politiſcher Natur. Es iſt hier nicht der Ort, auf die Lücken in der Darſtellung hinzuweiſen. Von einem Bündniß der politiſchen und religiöſen Partei, von dem Conflikt zwiſchen Independenten und Prebyterianern betreffs der Annahme des Covenant — erfahren wir hier nichts.

Die Antitheſen ſind bei dem Jenaer Hiſtoriker weit ſeltener als bei anderen Meiſtern des Stiles, es finden ſich jedoch Beiſpiele, in denen das Wohlgefallen an Gegenſätzen zum Irrthum geführt hat. „John Fiſher ſtarb für die Freiheit der Kirche, der Kanzler Thomas Morus für eine Reformation nicht durch Königs= oder Volksgewalt mit ſeinem Ideal des künftigen Staates, darin alle gleichmäßig für das gemeinſame Bedürfniß

Digitized by Google

arbeitend Raum hätten zu einem glücklichen, der Natur gemäßen Leben." Sir Thomas Morus hat bekanntlich die geiſtreichen Ideen, die er in ſeiner Utopie vorträgt, nie ins Praktiſche überſetzt. Weit entfernt, einem religionsloſen Staate das Wort zu reden, hat er ſich als den gründlichſten Vertheidiger der katholiſchen Lehre gegen die Reformer bewährt. Wenn Haſe die Biographie des Redemptoriſten Bridgett ignorirte, ſo können wir ihm das allenfalls verzeihen, aber warum hat er nicht wenigſtens den Artikel in Dictionary of National Biography zu Rathe gezogen? Nein, ſo thöricht war die katholiſche Kirche nicht, daß ſie einen Mann, der ihr nicht angehörte, ſelig geſprochen hätte.

Der Kenner von Heinrich's VIII. Charakter wird lächeln, wenn er folgende Zeilen liest: „Aber die Katholiken erinnerten Heinrich VIII. an ſeine ruhmvolle Verteidigung des Glaubens, ſein Geſetz von 1539 ſtellte Transſubſtantiation, Cölibat, Todtenmeſſe, Ohrenbeicht unter den Schutz des Henkers" (l. c.). Unter den katholiſchen Rathgebern käme vor allem Gardiner in Betracht. Derſelbe hat faktiſch ganz andere Gründe gegen die Annahme des Proteſtantismus ins Feld geführt, und darauf hingewieſen, daß Heinrich nicht länger Herr im eigenen Hauſe wäre, wenn das Lutherthum in England eingeführt würde. Aus politiſchen Gründen, um ſeine Gegner im Schach zu halten, cokettirte Heinrich VIII. mit den Proteſtanten; alle Forſcher geben zu, daß Heinrich alle katholiſchen Lehren, minus den Supremat des Papſtes, zu erhalten ſuchte. Ueber Maria, die noch immer die Blutige genannt wird, liest man: „Mit erbarmungsloſer Gewalt wurde England dem Papſte zurückgegeben." Auch hier wird die Wahrheit auf den Kopf geſtellt, die politiſchen Motive werden ganz außer Acht gelaſſen, es wird zwiſchen der erſten und zweiten Periode nicht unterſchieden, nicht darauf aufmerkſam gemacht, daß die Laien in der Verfolgung der Proteſtanten die Hauptrolle ſpielten. Die Verfolgten waren Rebellen oder irregeleitete, unwiſſende, halsſtarrige Leute. — „Erſt durch dieſe Blut- und Feuertaufe wurde das Evangelium eine Macht in England." Auch dieſer Satz iſt ungenau. Dank der Königin Eliſabeth, die eine von ihrer Willkür ganz abhängige Staatskirche aufrichtete — ein Zwitterding zwiſchen Proteſtantismus

und Katholicismus — und Katholiken und eifrige Proteſtanten verfolgte, wurden der religiöſen Gleichgiltigkeit und dem Libertinismus, der ſich beſonders in der Dichtung breit machte Thür und Thor geöffnet. „Unter der langen, ſtrengen und beglückten (?) Regierung (bis 1603) der jungfräulichen (?) Königin bei all ihrer Launenhaftigkeit wurde die Reformation gegen innere und äußere Gefahren mit Umſicht und Mäßigung begründet. Obwohl auch ſie noch gegen engliſch-römiſche Miſſionäre und Mörder Blutgerüſte bedurfte.“ Daß Miſſionäre den Tod der Königin geplant oder ſich als Helfershelfer verwenden ließen, iſt zwar oft behauptet, nie bewieſen worden. (Cf. Hume, Treason and Plot, London 1901.) Die übrigen Irrthümer, die mit wunderbarem Geſchick in den oben angeführten Satz zuſammengedrängt worden, ſind in den gelben Heften ſo oft widerlegt worden, daß wir den Leſer hierauf verweiſen können. Erich Marcks hat leider viele längſt widerlegte Irrthümer in ſeiner Biographie Eliſabeths wiederholt. — Ueber Don Carlos ſollte nach Büdingers Forſchungen kein Zweifel mehr beſtehen. Nach Hume, Spain, its Greatness and Decay (Cambridge 1898) war Don Carlos ein Wahnſinniger, der den Tod ſeines Vaters plante und deshalb gefangen geſetzt werden mußte. Durch abwechſelndes Faſten und übermäßiges Eſſen untergrub er ſeine Geſundheit und ſtarb in Folge der Erſchöpfung ſeiner Kräfte. Von ſeiner Annahme des Proteſtantismus weiß die Geſchichte nichts. Haſe ignorirt alle dieſe Reſultate und ſchreibt: „Hat Philipp der Zukunft ſeines Reiches auch den eigenen Sohn geopfert, ſo hat Don Carlos doch das Evangelium der Freiheit in zu krankhafter Schwächlichkeit aufgenommen, um ſein Märtyrer zu heißen“ (S 401).

Haſe iſt wohl der einzige Geſchichtſchreiber, der den traurigen Muth beſitzt, einen Napoleon Pius VII. gegenüber in Schutz zu nehmen. „Der Papſt“, ſagt er, „ſchloß zu Fontainebleau (25. Januar 1813) ein Concordat ab (?), durch das die Einſetzung der Biſchöfe der Willkür (?) des Papſtes entzogen wurde.“ Präliminarien und Vorbeſprechungen ſind noch kein Vertrag und haben keine bindende Kraft. Es war ſo ganz gemäß dem perfiden Charakter Napoleons, dieſe Präliminarien, als wären ſie ein Concordat, als Staatsgeſetz zu veröffent-

Digitized by Google

ichen. Haſe hat kein Wort des Tadels für dieſes Gebahren, vohl aber nennt er die Weigerung des Papſtes, die vom Kaiſer rnannten Biſchöfe zu beſtätigen, bevor er ſeine Freiheit erlangt jabe, einen Akt der Willkür. Haſe müßte doch wiſſen, daß ein Papſt mehr iſt als ein proteſtantiſcher Biſchof oder Superntendent, und ſich nicht zum Jaſager und gefügigen Werkzeug rniedrigen konnte. An dieſer wie an ſo vielen anderen Stellen vird der Gegenſtand, um den es ſich handelt, gar nicht vorzeführt, um dem Leſer blauen Dunſt vormachen zu können.

Es iſt intereſſant, wie Haſe die von den proteſtantiſchen Landesfürſten niedergetretenen, von rationaliſtiſchen proteſtantiſchen Theologen verhöhnten Katholiken zu tröſten ſucht. „Gleichzeitig mit dem Verluſt ihrer Güter entſtand dem Klerus die volle Freiheit der Theilnahme an proteſtantiſcher Wiſſenſchaft und ein mit Gleichgültigkeit verſetztes Brudergefühl für proteſtantiſche Nachbarn" (S. 497). Gottesleugner und Rationaliſten konnten den katholiſchen Theologen wenig bieten, ſondern ſie nur in den flachen abgeſchmackten Rationalismus hineinziehen. Daß die Rückſichtsloſigkeit, mit der die Proteſtanten ihr politiſches Uebergewicht ausnützten, das Brudergefühl für proteſtantiſche Nachbarn geſtärkt hätte, iſt nicht wahrſcheinlich. Der obige iſt nichts weiter als eine Phraſe, bei der der Verfaſſer nichts gedacht hat.

Was wir an Haſe beſonders tadeln, iſt das Verſteckenſpielen mit einſchränkenden Wörtchen und Sätzen, welche ſelbſt kritiſche Leſer verwirren können. „Aus den Schmerzen des unglücklichen Krieges von 1870 iſt ein guter Theil des franzöſiſchen Volkes in ſeiner Arbeitſamkeit und Ehrbarkeit innerlich gekräftigt hervorgegangen, und ſelbſt die veräußerlichſte abergläubigſte Kirchlichkeit iſt nur der Modeüberwurf einer auf das weibliche Geſchlecht nur zu ſehr beſchränkten wirklichen Frömmigkeit" (S. 617). Wie aber gläubigſte Kirchlichkeit, wohl eine Art Phariſäismus, ſich mit wirklicher Frömmigkeit vereinbaren läßt, iſt uns unbegreiflich. Das große Publikum wird aus dem Satz, wie er da liegt, eine Verurtheilung der auf das weibliche Geſchlecht beſchränkten Religion herausleſen. Für das kirchliche Vereinsleben hat Haſe kein Verſtändniß. Dem Katholiken-Congreß zu Paris wird vorgeworfen, er verkünde

das Recht des katholiſchen Gewiſſens zur Inſurrektion geg
alles, was ihm entgegenſteht“ (S. 617).

Wem unſere Ausführungen nicht gezeigt haben, daß H
die Eigenſchaften eines wahren Hiſtorikers Genauigkeit, Deutli
keit, Objektivität und die Gabe des Anempfindens, das ſ
Hineinverſetzen in die Lage eines andern, abgehen, der lä
ſich überhaupt nicht überzeugen. Wie ſchlimm muß es um
Unparteilichkeit der übrigen Paſtoren ſtehen, wenn Haſe a
Muſter der Unparteilichkeit gilt! Die beſte Art dieſe Herr
zu widerlegen, iſt, ihnen nicht zu folgen, der ſtrengſten U
parteilichkeit ſich zu befleißigen, das wirklich Gute unter d
Proteſtanten anzuerkennen.

LXXIX.

Die Entſtehung der Volkswirthſchaft.[1]

So betitelt ſich Karl Bücher's, man kann ſagen, be
rühmt gewordenes Buch, das in der erſten Auflage bereits i
den Hiſtor.-polit. Blättern (Bd. 122, 371 ff.) zur Beſprechun
gelangte, wegen der Erweiterungen und Verbeſſerungen, die e
in der vorliegenden dritten Auflage erfuhr, neuerdings eine
kurzen Würdigung unterzogen werden ſoll.

Das Werk iſt kein ſyſtematiſches, das etwa nach de
Hauptentwicklungsperioden der Volkswirthſchaft eingetheilt de
Urſprung und fortſchreitenden Entwicklungsgang der Volks-
wirthſchaft zur Darſtellung brächte. Bei dem dermaligen Stan
der prähiſtoriſchen Forſchung, die ſoviel noch mit Conjekturen

1) Die Entſtehung der Volkswirthſchaft. Vorträge un
Verſuche von Dr. Karl Bücher, ord. Profeſſor an der Uni
verſität Leipzig. Dritte vermehrte und verbeſſerte Auflage
Tübingen. Verlag der H. Laupp'ſchen Buchhandlung. 1901
gr. 8. S. XI u. 466. (Preis 6.60 M., geb. 7,85 M.)

Digitized by Google

und Combinationen zu arbeiten ſich gezwungen ſieht, wäre ein derartiger Verſuch ſicherlich noch verfrüht. Das Buch enthält vielmehr eine Sammlung von zehn ſelbſtändigen Aufſätzen und Vorträgen, die Profeſſor Bücher bei verſchiedenen Gelegenheiten veröffentlicht und gehalten hat, die auch keine ſtrenge Fortführung eines einheitlichen Grundgedankens bilden, ſondern im Einzelnen einen Gedanken abſchließend behandeln; daher begegnen wir auch bisweilen der Wiederaufnahme eines ſchon dargelegten Gedankenganges.

Trotzdem es ſich hier um kein ſyſtematiſch aufgebautes Werk handelt, wird man, wie auch der Verfaſſer hervorhebt, leicht herausfinden, daß die einzelnen Kapitel innerlich nach Gegenſtand und Methode miteinander zuſammenhängen und einander ergänzen. Sämmtliche Vorträge beherrſcht nämlich eine einheitliche Auffaſſung vom geſetzmäßigen Verlaufe der wirthſchaftsgeſchichtlichen Entwicklung und eine gleichartige methodiſche Behandlung des Thatſachenmaterials.

Das Buch beginnt ganz ſelbſtverſtändlich mit einer Beſchreibung des wirthſchaftlichen Urzuſtandes (S. 1—46). Hier bricht Bücher mit den der klaſſiſchen Nationalökonomie ſo geläufigen Schilderungen vollſtändig, indem er die induktive Methode einſchlägt. Das Bild, welches wir uns vom primitiven Menſchen machen, darf kein künſtlich conſtruirtes ſein, keine Robinſonade, wie ſie in den Deduktionen der klaſſiſchen Schule ſo häufig vorkommen. Seine Züge müſſen ſämmtlich der Wirklichkeit entnommen ſein. Freilich können wir den ſogenannten Urmenſchen nirgends mehr in der Wirklichkeit beobachten. So groß auch die Zahl der Naturvölker iſt, welche nach und nach in unſeren Geſichtskreis getreten ſind, auf der unterſten Stufe der Wildheit ſtand keines mehr von ihnen: alle zeigten bereits Spuren der erſten Culturentwicklung und alle kannten bereits den Gebrauch des Feuers.

Mit Recht wendet ſich Bücher gegen Forſcher wie den bekannten, nicht ganz tendenzfreien Sir John Lubbock, denen „die Entwicklungstheorie zu Kopfe geſtiegen war" (S. 6) und die darauf ausgingen, Bevölkerungen zu entdecken, die den „urſprünglichen" thieriſchen Zuſtand noch bis auf die Gegenwart

Digitized by Google

feſtgehalten hätten. Aber die ſämmtlichen Verſuche und die eigens conſtruirten Theorien ſchlugen fehl und mußten gerade an dem vorhandenen Thatſachenmaterial ſcheitern: Es iſt bisher noch kein Volksſtamm „entdeckt“ worden, der nicht nachweisbar den Gebrauch des Feuers gekannt hätte. „Selbſt die prähiſtoriſchen Höhlenfunde, die uns die Menſchen der Eiszeit neben dem Bären, dem Auerochſen, dem Rennthier zeigen, weiſen Spuren des Feuergebrauches auf. Das Feuer aber iſt ein mächtiger Wecker der Cultur. Es erweitert den Nahrungsſpielraum des Menſchen, lehrt ihn die Spitzen der hölzernen Pfeile und Speere härten, den Einbaum aushöhlen, die wilden Thiere verſcheuchen“ (S. 6).

Wenn wir jedoch auch dem Verfaſſer zugeben wollten, daß die Vorausſetzung eines Urzuſtandes, in dem der Menſch mit keinen anderen Hilfsmitteln ausgerüſtet, als das Thier, den Kampf ums Daſein aufzunehmen hat, zu den „nothwendigen Behelfen“ — d. h. zu den rein hypothetiſchen Annahmen — aller entwicklungsgeſchichtlich vorgehenden Wiſſenſchaften vom Menſchen gehört, die nun einmal ab ovo beginnen will, ſo iſt doch das Material, das wir bei den heutigen Naturvölkern gewinnen, kein ſolches, aus dem wir mit abſoluter Sicherheit Rückſchlüſſe machen können auf den Urzuſtand, da die Naturvölker mit mehr Wahrſcheinlichkeit als Degenerationen eines höher ſtehenden Culturniveaus zu betrachten ſind.

Ebenſo verfehlt aber ſind auch die auf Seite der Socialiſten ſo beliebten Conſtruktionen einer communiſtiſchen Urgeſellſchaft, die aus einer collektiven Führung des Kampfes ums Daſein hervorgegangen ſei (S. 9).

Bücher huldigt freilich ſelbſt der Annahme eines thierartigen Zuſtandes, in dem das Moment der Arbeit, das eigentlich das menſchliche Leben charakteriſirt, vollſtändig vermißt wird. Der Menſch habe zweifellos unermeßliche Zeiträume exiſtirt, ohne zu arbeiten. In ſolchen Perioden ſuche dann die Sage das Paradies, die Urheimat des Menſchen. Ein weiterer thierähnlicher Zug finde ſich noch bei manchen der uns bekannten Naturvölker. Von organiſirten geſellſchaftlichen Verbänden zeige ſich bei den unſerer Beobachtung zugänglichen niedrigſt

Digitized by Google

ſtehenden Raſſen keine Spur. In kleinen Gruppen, ähnlich den Rudeln der Thiere, ſchweifen ſie, ihre Nahrung ſuchend, umher; bei dieſem unſtäten Daſein erlange der Körper das Höchſtmaß von Behendigkeit, aber die techniſche Kunſtfertigkeit entwickle ſich nur außerordentlich langſam (S. 10).

Sehr ſchön hat K. Bücher den Begriff der Naturvölker entwickelt: dieſer Name ſcheine ganz beſonders paſſend, um die niederen Menſchenraſſen in wirthſchaftlicher Hinſicht zu charakteriſiren. Sie ſtehen der Natur näher als wir; ſie ſind von ihr abhängiger, empfinden die Naturgewalten unmittelbarer und erliegen ihnen leichter als wir. Ein beſonderes Unterſcheidungsmerkmal beſteht aber darin, daß der Culturmenſch Vorräthe anlegt und für die Erhaltung und Verſchönerung ſeines Daſeins eine Fülle von Hilfsmitteln zur Verfügung habe; ihm ſtehen bei Mißwachs die Ernten einer halben Welt vermöge unſerer entwickelten Verkehrseinrichtungen zu Gebote; er zähmt die Naturkräfte und zwingt ſie, für ihn zu wirken, unſer Handel ſtellt die Arbeit von tauſend anderen Menſchen in den Dienſt jedes Einzelnen unter uns. Dagegen legt der Naturmenſch keine größeren Vorräthe an, eine Mißernte oder ſonſtiges Verſagen ſeiner Nahrungsquellen trifft ihn mit ganzer Wucht, er kennt keine oder nur ſehr wenige arbeiterſparende Hilfsmittel, keine geregelte Conſumtion, die auf einen vernünftigen ſchonenden Verbrauch der Güter Bedacht nimmt. Aber trotz dieſer hochgradigen Unſicherheit des Daſeins ſieht der Naturmenſch der Zukunft nicht mit Bangigkeit entgegen. Er iſt ein Kind des Augenblicks, das keine Sorgen für den kommenden Tag quälen, dabei iſt er von einem grenzenloſen Egoismus erfüllt (S. 49 f.).

Mit Freuden folgen wir den Gedankengängen Büchers, welche ſich mit der Widerlegung einer eingewurzelten Hypotheſe beſchäftigen: Man glaubte früher, daß die Kategorien der Jäger-, Fiſcher-, Hirten-, Ackerbauvölker ebenſoviele Stufen der wirthſchaftlichen Entwicklung ſeien, die jedes Volk bei ſeinem Aufſteigen zur Cultur durchlaufen müſſe. In gar manchem Lehrbuch der Nationalökonomie wird dieſe Behauptung fortgeſchleppt. Bücher weiſt nun ſchlagend nach, daß ſchon die lokalen Bedingungen für dieſen Stufengang vielfach fehlten, und daß ſich weit eher die Annahme rechtfertigen laſſe, daß der

Menſch ſchon von pflanzlicher Nahrung ſein Leben erhalten habe, bevor er zur Erfindung von Pfeil und Bogen und damit zur Jagd übergegangen ſei. In Beziehung auf techniſche Kunſtfertigkeit ſtehen noch jetzt manche Jäger- und Nomadenvölker weit über ſogenannten Ackerbauvölkern. Der allergrößte Theil der Naturvölker, wie er im Verlauf der ethnologiſchen Forſchung in den Geſichtskreis der Europäer trat, kannte und übte bereits den *Ackerbau* (S. 54), wenngleich derſelbe von ganz eigener Art iſt und oft des (uns unentbehrlich ſcheinenden) Pfluges entbehrt. Dagegen iſt die Vermuthung, daß die Naturvölker frühzeitig darauf verfallen wären, Thiere zu zähmen und zu züchten zum Zwecke regelmäßiger Gewinnung von Fleiſchnahrung. Allein von einer eigentlichen *Viehzucht* kann bei den Völkern der Tropengegenden nur in ſehr beſchränktem Umfang die Rede ſein (S. 60). Viele der uns bekannten Hausthiere, wie das Rind, ſind zwar auch bei verſchiedenen Naturvölkern im Gebrauch, werden aber nicht als Nahrungsmittel, ja nicht einmal als Zugthiere benützt. Der Naturmenſch hat ſeine helle Freude an der Thierwelt, und nach der ſchönen Beſchreibung Büchers gleicht ein Indianerdorf im Inneren Braſiliens einer großen Menagerie; in und bei den Hütten findet ſich vom Papagei bis zum Adler und zur Eidechſe alles, was da kreucht und fleucht; man kennt ſelbſt die Kunſt, das Gefieder lebender Vögel zu färben, aber keines dieſer Thiere wird des Fleiſches oder ſonſtigen wirthſchaftlichen Nutzens wegen gezüchtet; ſelbſt die Eier zahlreich gehaltener Hühner werden nicht gegeſſen (S. 61).

Was die *Ordnung der wirthſchaftlichen Thätigkeit* anlangt, ſo begegnet uns überall die Funktionstheilung zwiſchen den beiden Geſchlechtern. Nicht nur daß jedes Geſchlecht einen beſtimmten Theil der Nahrungsgewinnung beſorgt; jedes beſorgt auch die Zubereitung des ſo Gewonnenen für ſich: die Frau alles, was mit Pflanzenſtoffen zuſammenhängt, der Mann die Herſtellung der Waffen und Geräthe für Jagd, Fiſchfang und Viehzucht. Hiermit iſt eine fundamentale Arbeitstheilung vollzogen (S. 65). Dagegen begegnet uns keine Ausbildung eigener Berufe, keines beſonderen Handwerkerſtandes. Jede Hauswirthſchaft beſorgt und verfertigt alles für ſich Nöthige

und höchſtens finden wir eine Arbeitsvereinigung mehrerer, wo die Kräfte des Einzelnen unzureichend ſind.

Dagegen finden ſich von Stamm zu Stamm beſondere gewerbliche Thätigkeiten entwickelt Es liegt das in der verſchiedenen Vertheilung der Naturgaben begründet. Wo ſich guter Töpferthon in einem Stammgebiet findet, da werden die Frauen dieſes Stammes leicht eine hervorragende Geſchicklichkeit in der Töpferei erlangen. Es gibt alſo Stammesgewerbe (S. 69).

Von beſonderem Intereſſe ſind die Ausführungen über die Rolle, welche das Geld bei den Naturvölkern ſpielt. Bücher ſtellt den Satz als allgemein giltig auf: Geld iſt für jeden Stamm diejenige Tauſchwaare, die er nicht ſelbſt hervorbringt, wohl aber von Stammfremden regelmäßig eintauſcht. Sie wird ihm naturgemäß zum allgemeinen Tauſchmittel, gegen das er ſeine eigenen Produkte hingibt, und zum Werthmaß, nach dem er den eigenen Beſitz ſchätzt. Daher auch die von den Reiſenden ſo häufig beobachtete Thatſache, daß in jedem Stamm, ja oft von Dorf zu Dorf ein anderes Geld üblich iſt. Hingegen läßt ſich kein Beiſpiel nachweiſen, daß ein Naturvolk ohne europäiſchen Einfluß es zu einem Währungsſyſtem gebracht hätte (S. 82).

Wie hat das Bekanntwerden mit europäiſcher Cultur und Wirthſchaftsweiſe auf die Naturvölker gewirkt? Bücher nennt den Einfluß einen geradezu zerſetzenden Unſere Technik trug in das „Kindesdaſein" des Naturmenſchen die nervöſe Unruhe unſeres Erwerbslebens, die Jagd nach Gewinn und unſere ſcharfen zerſtörenden Genüſſe hinein. Unſere Werkzeuge nahmen ihnen zwar einen großen Theil der Arbeitslaſt ab, raubten aber dafür dem Körper die wohlthätig wirkende Spannung (S. 98). So viel von der Wirthſchaft des Naturmenſchen.

Von den zehn Kapiteln des Buches behandeln einige die Entſtehung der Volkswirthſchaft, die geſchichtliche Entwicklung der gewerblichen Betriebsſyſteme, den Niedergang des Handwerkes, die Arbeitstheilung, Arbeitsgliederung und ſociale Klaſſenbildung. Ein ſehr ſpannendes Kapitel, das freilich mit dem Grundgedanken des Werkes in etwas lockerem Zuſammenhang ſteht, behandelt die Anfänge des Zeitungsweſens (S. 249 ff.),

eine Frage, auf die wir uns kaum mehr beſinnen. Dieſe Frage wird auch ſehr verſchieden beantwortet, je nachdem, was der Einzelne unter einer Zeitung verſteht. Das Weſentliche dürfte mit Bücher darin zu erblicken ſein, daß die Zeitung ein Mittel der Nachrichtenpublikation iſt, während Brief und Cirkular ein Mittel privater Nachrichtenmittheilung iſt. Daß die Zeitung regelmäßig erſcheint, was wir heute als etwas Selbſtverſtändliches vorauszuſetzen gewohnt ſind, iſt nicht von Belang. Cäſar gilt als der Begründer der erſten zeitungsähnlichen Einrichtung. Einen eigentlichen Journalismus hat es freilich bei den Römern nicht gegeben, und wenn Mommſen von einem „römiſchen Intelligenzblatt" ſpricht, ſo iſt das eine ſchiefe Moderniſirung. Cäſar ließ nämlich die Verſammlungen des Senates und die Volksverſammlungen, ſowie andere wichtige Vorgänge publiciren (S. 254 ff.) Dieſe Veröffentlichung geſchah auf einer mit Gyps überſtrichenen weißen Tafel, die öffentlich aufgeſtellt war, die alſo für die Bewohner der Hauptſtadt das bedeutete, was wir heute ein Plakat nennen.

Von weiteren Einzelheiten müſſen wir hier abſehen; auch wer mit dem Verfaſſer beſonders in der Beurtheilung der prähiſtoriſchen Zuſtände nicht harmonirt, wird für die Bereicherung des Wiſſens, die jeder aus der Lektüre des an Thatſachenmaterial ſo reichen Buches ſchöpft, dem Verfaſſer zu großem Danke verpflichtet ſein.

Dr. Franz Walter.

LXXX.

Braun und Hogenbergs Städtebuch.

Zu den koſtbarſten Werken des Kölner Buchdrucks und Kunſthandels des 16. Jahrhunderts gehört das Theatrum urbium von Braun und Hogenberg. Dieſe zu ihrer Zeit hochbedeutſame Erſcheinung iſt viel weniger bekannt als die weit verbreiteten Merianiſchen Typographien, und es dürfte daher an dieſer Stelle nicht ohne Intereſſe ſein, darüber zu referiren.

Es ſind nicht allein die Städte-Anſichten, welche unſer volles Intereſſe einnehmen, ſondern auch die ganze typographiſche Ausſtattung, die verſchiedenen Texte, Vorreden, Titelbilder und der ganze ſchwerfällige Apparat, welcher damals nöthig war, das Werk einzuführen und beim Publikum zu empfehlen. Die 6 Bände haben ein handliches Folioformat und erſchienen in den Jahren 1572—1618, alſo in einem Zeitraum von 46 Jahren. Die Bände I—IV und VI enthalten je 58 bis 59 doppelſeitige Kupfer, Band V jedoch deren 69; der begleitende Text ſteht auf den Außenſeiten der Bogen; iſt die Stadt bedeutend, ſo nimmt deren Zeichnung die ganze Platte ein, andernfalls finden ſich dann 2—4 Anſichten auf einem Bogen. Betrachten wir zunächſt die allegoriſchen Titelkupfer; in ihnen zeigt ſich die Richtung der Zeit, der Hang nach einer oft ſehr geſuchten Allegorie, geradeſo wie in den abgeſchmackten Eloquenzen und Carmina, die regelmäßig dem Titel folgen.

Band I ſchmückt eine römiſche Ara mit der Schrift: Civitates orbis terrarum, darauf ſitzend die Architectura mit Zirkel und Richtſcheit und der Unterſchrift: ornament. orb. Terr. Zwei frei ſtehende Pfeiler tragen Kugeln mit der Schrift: Posteritati Consultum, davor zwei Statuen, rechts Kain mit einem großen Kinnbacken als Waffe, dahinter eine brennende Strohgarbe, und die Schrift opitor(um) auctor; links eine weibliche

Kriegerfigur (Pallas) mit Schild und Lanze „Arcium inventrix“. Auf dem Sockel der erſte Häuſerbau „Architect. rudim“(enta), rechts die Höhlenbewohner „Domicil.(iorum) Tyrocin(ium), in der Mitte die Darſtellung der Sindfluth (?) consociat humani Gen(eris) Origo.

Der zweite Band führt den Titel: „De praecipuis totius universi urbibus Liber secundus“. Oben auf einem von zwei Löwen gezogenen Wagen die Cybele mit Tamburin und Aehren, auf dem Sockel ſteht „Cybele sive vesta“. Zu beiden Seiten die religio mit Kreuz und aufgeſchlagenem Buch, worauf eine weiße Taube ſitzt. Die Politia in der Rechten Rolle, Buch und Schlüſſel, in der Linken eine Ruthe mit ſproßenden Keimen.

Unter der Schriftcartouche iſt en medaillon dargeſtellt: ein von einem Joch Ochſen gezogener Pflug, von einem Alten gelenkt, mit der Umſchrift: „Urbis condendae sive coloniae ducendae ritus“. links ſitzen die Penaten mit goldenen Aepfeln vor einer großen Amphore, rechts die Laren in Thierfellen und laubbekränzt.

Das Titelblatt zu Band III. bildet wieder eine reiche Compoſition. Unter einem Bogen ſteht die Justitia mit der Wage, oben ſitzen die Geſtalten der pax mit der Taube und dem Merkurſtab, dann die concordia einen Kranz von Herzen haltend. Zu den Füßen der Justitia ſitzen die opulentia mit Füllhorn und die securitas mit überkreuzten Armen in ſinniger Haltung. Unten ſieht man die comunitas mit Schaufel und die obedientia mit vier zu einem Rechteck zuſammengebundenen Stäben. Zu unterſt vor einem geöffneten Thor, wodurch man den Thurmbau zu Babel erblickt, ſitzen zwei nackte Männer, die eben im Begriff ſind, Feſtons zur Schmückung der Pforte aufzuhängen.

Auf dem Titelblatt des IV. Bandes iſt wieder eine Ara dargeſtellt, worauf die honor mit Palmzweig und Lorbeerkranz ruht und ſich gegen die in einer Glorie herabfliegende Taube neigt. Zu den Seiten die constantia mit Säule und die dignitas mit Scepter und Krone. Unten eine Gruppe weiblicher Geſtalten, eine Art Areopag bildend: pax, justitia, diligentia, sapientia mit ihren Attributen.

Digitized by Google

Die fortſchreitende Zeit und damit auch den Verfall der Kunſt im 17. Jahrhundert erſieht man ſchon aus der Compoſition zum V. Band. In der Mitte ſind die vier Welttheile perſonifizirt, dazwiſchen ſieht man in eine Landſchaft mit dem Bau einer Burg. Oben umarmen ſich Justitia und Pax, zu den Seiten rechts als Statuen das ſiegreiche Chriſtenthum als Ritter St. Georg und das fallende Heidenthum, eine Kriegerfigur mit Schild und ſchwingendem Schwert, dem die Füße abgehauen ſind. Unten eine Verſammlung von Herren in den Koſtümen verſchiedener Länder.

Der Titel zum ſechsten und letzten Band lautet: „Theatri praecipuorum totius mundi urbium Liber Sextus Anno 1618". Der Charakter dieſes Blattes iſt weſentlich verſchieden von den früheren Titeln. Die Compoſition iſt mehr maleriſch behandelt; in der Mitte iſt der Bau eines Forts dargeſtellt mit der Bezeichnung „Modus hodiernus extruendarum Munitionum", unten einerſeits der friedliche Landbau, Schiffahrt und Handel, anderſeits der Krieg (Belagerung), zu den Seiten der Mittelcartouche erblickt man einerſeits den deutſchen Kaiſer, anderſeits den König von Ungarn mit Gefolge, oben das Praemium bonis mit Füllhorn, Scepter, Krone und Ketten tragend; dann die Poena malis mit den Fasces, Ruthe und Ketten haltend, auf der Cartouche ſitzend die religio und justitia mit ihren Attributen. Unten zwiſchen den beiden Vignetten ſteht: ‚nulla salus bello pacem te poscimus omnes."

Die Erklärung dieſer Titelblätter, mit welchen wir uns nicht länger aufhalten wollen, iſt theilweiſe in den Vorreden Brauns gegeben.

Georg Braun, der gelehrte Herausgeber des Werkes, war Dechant von S. Maria ad gradus in Köln und ſtarb im 81. Lebensjahre am 10. März 1622; er war der Bruder des ausgezeichneten Malers und Kupferſtechers Auguſt Braun, welcher ihm auch eines ſeiner Gemälde, einen ecce homo, geſtochen von Iſſelburg, gewidmet hat. Harzheim in ſeiner Biblioth. Coloniensis (S. 89) theilt Lebensnachrichten und auch ſeine Grabſchrift mit, die ſich in der Kirche S. Maria ad gradus befand.

In den Vorreden ſeines Werkes rühmt Braun wiederholt ſeine Mitarbeiter die Zeichner und Kupferſtecher Simon Novel-

Digitized by Google

lanus und Franz Hogenberg, dann hatte er ſich der Unterſtützung des zu ſeiner Zeit berühmteſten Geographen Abraham Ortelius zu erfreuen, deſſen Karten zu dem Thesaurus orbis terrarum ebenfalls von Hogenberg geſtochen wurden. Außerdem nennt er die Kaufleute Georg Hufnagel und Cornelius Chaymox, welche hauptſächlich die ſpaniſchen Städte mittheilten, ebenſo hat der Bürgermeiſter der Stadt Köln, Konſtantin von Lieskirchen, viele ausländiſche Städte aus Aſien und Afrika verſchrieben, und die Herren Biſchöfe Gerhard von Großbeck und deſſen Suffragan Georg Silvio von Lüttich viele nach der Natur gezeichnete Städte aus Belgien beigeſteuert.

Der erſte Band des Werkes erſchien im Jahre 1572 zu Köln und iſt dem Kaiſer Maximilian II. und den ſieben Kurfürſten gewidmet, die Widmung iſt unterzeichnet von G. Braun, S. Novellanus und Fuhrgenberg. Dann folgt die Praefatio von Braun und ein langes Carmen von dem geheimen Sekretär der Stadt Antwerpen, Alexander Grapheus. Am Schluſſe ſteht der Tenor Privilegii und: „Auctorem aere et impensis impressum absolutumque est hoc opus Coloniae Agrippinae, Typis Theodori Graminaei Calend. Augusti 1572.“

Eine zweite Auflage dieſes erſten Bandes erſchien im Jahre 1593; hier ſteht zunächſt auf der Rückſeite des Titels das Privileg Kaiſer Max' II., gegeben zu Regensburg am 24. Aug 1576, eine Dedikation an Rudolph II. und die ſieben Kurfürſten, dann folgen die Carmina des Alexander Grapheus in Form eines Colloquiums zwiſchen Thaumaſtes und Panoptes, und die Praefatio von 1572, ferner eine Lobrede des Melchior Hittorp, Canonicus aus Köln. Am Schluſſe iſt ein weiteres Privilegium des Königs Philipp von Spanien abgedruckt, gegeben zu Bruchſal 22. November 1574 und ausgeſtellt von Dr. Sebaſtian Bär aus Delft, Pleban und Canonicus der Kirche zur hl. Maria zu Antwerpen. Dann folgt der Abſchied von dem Leſer von Georg Braun, unterzeichnet: ex Musaeolo nostro Agrippinensi 1575. — Index mit Erklärungen, Schluß: „Coloniae prostant apud auctores et Antwerpiae apud Phillipum Gallaeum“; dann kommt noch ein Citat aus Boetius Lib. II und ſchließlich nennt ſich noch der Drucker Gottfried Kempen, welcher das Buch von neuem gedruckt und im Dezember 1593 vollendet hat.

Der II. Band erſchien 1575. Hier ſind zunächſt wieder abgedruckt die beiden Privilegien Maximilians II. und König Philipps, dann folgt die Widmung an Kaiſer Max und die Kurfürſten und eine Anſprache an den Leſer von Braun. Weiter ſtehen dann eine Reihe poetiſcher Widmungen von Freunden des Herausgebers, und zwar des Dr. Remageus aus Limburg, Canonicus bei St. Paul zu Lüttich, dann des Stephan Brölman zu Köln, und des Adam Wachendorf, datirt aus London am 6. Auguſt 1575. Am Schluß der Index ohne Druckangabe.

Der dritte Band iſt dem Erzbiſchof von Köln Gebhard gewidmet. Die mir vorliegende 2. Auflage erſchien 1593 und iſt gedruckt von Bertram Buchholz zu Köln. Die Vorrede Braun's iſt ebenfalls von 1593 datirt. Poetiſche Widmungen dazu lieferten Johann Matalius Metel und Andreas Papius, ferner Dominicus Lampſonius aus Brügge, Hugo Favolius, Hermann Ortenberg aus Niemwegen. Die Erklärung des Titels lieferte Caspar Trogus aus Narbonne (Decumas). Abgedruckt iſt wieder das Privileg Maximilians II. von 1576. Am Schluſſe des Buches ſteht: „Coloniae Ubiorum excudebat Bertramus Buchholtz sumptibus auctorum. Anno reparatae salutis humanae 1593 prostant apud auctores et Antwerpiae apud Philippum Gallaeum."

Der vierte, ebenfalls bei Buchholz 1594 gedruckte Band iſt dem Pfalzgrafen und Herzog zu Bayern, Wilhelm, gewidmet. Auf der Rückſeite des Titels ſteht die Erklärung des Kupfers von F. Modius aus Brügge; es folgen dann die beiden Privilegien, eine kurze Anſprache an den Leſer, Diſtichen von Johann Politius und Jan Meller, genannt zum Palmenwald. Am Schluſſe des Regiſters nennt ſich der Drucker Bertram Buchholtz 1594.

Der fünfte Band iſt dem Cardinal Albert von Oeſterreich, Statthalter der Niederlande, gewidmet. Er enthält Carmina von Wilhelm Salzmann in Köln, ein Acroſtichon und Index, Drucker oder Verlagsadreſſe fehlt.

Der ſechste Band iſt in Gemeinſchaft mit dem Typographen Anton Hierat von Abraham Hogenberg herausgegeben worden, welche die Widmung an den König von Böhmen, Ferdinand, am 20. September 1617 unterzeichnet haben. Am Schluſſe iſt ein Generalregiſter über ſämmtliche Bände.

Digitized by Google

Faſt gleichzeitig erſchien auch eine deutſche Ausgabe, welche den Titel führt: „Beſchreibung und Contrafactur der vornembſten Städt der Welt“, 1574 ff. Die Dedikation des erſten Bandes an Kaiſer Maximilian II. ſchließt: „Haben Georgius Braun, Simon Novellanus und Franciscus Hohenberg dieſe Hiſtory beſchrieben und die vornembſte Städt der Welt auff das fleißigſt nach ihrem lebendigen Läger abgeriſſen.“ Auf dem Schlußblatte lieſt man: Gedruckt in der loblicher freier Reichsſtatt Cölln, durch Heinrich von Ach, 1574. Die ſpäteren Bände ſind zumeiſt von Gottfried von Kempen gedruckt.

Die franzöſiſche Ausgabe hat die lateiniſchen Titel beibehalten; im erſten Bande iſt die franzöſiſche Vorrede Brauns ohne Jahresangabe, das Privilegium König Philipps von Spanien iſt aus Brüſſel vom 22. November 1574 datirt.

Gleichzeitig erſchien auch eine holländiſche Ausgabe, zu Antwerpen gedruckt, wofür Wenzel Hollar in den ſpäteren Auflagen noch einige Stiche lieferte, z. B. Heidelberg.

Wir müſſen jetzt noch von den Künſtlern reden, welche die Tafeln gezeichnet und geſtochen haben. Am auffälligſten tritt hervor Georg Hoefnagel (Hufnagel) aus Antwerpen, welcher aber von Braun als Mercator bezeichnet wird. In der That war er gleichzeitig auch Juwelen- und Kunſthändler, welches Gewerbe ſein Vater trieb. Er machte viele Reiſen durch Deutſchland, Italien und Spanien, wo er viele Städte und Feſtungen aufnahm. Sein Reiſebegleiter in Italien war unter anderen auch Abraham Ortelius, mit welchem er ſich öfter in ganzer Figur auf den Blättern des Städtebuchs als Staffage abgebildet hat; ſo z. B. bei Gaeta, dann am See Agnano bei Puzzuoli, wo ſie den Erſtickungsverſuch mit Hunden machen. Auf vielen Blättern hat er ſeinen Namen beigefügt, auch auf dem merkwürdigen Stein bei Poitiers[1]) hat er ſeinen Namen im Jahre 1561 eingeſchrieben, nebſt vielen ſeiner Zeitgenoſſen, worunter auch Braun, Ortelius, Hogenberg, Quad, Merkator, J. Sadeler, Galläus, H. Goltzius u. ſ. w.

Hufnagel war ein berühmter Miniaturmaler, er lieferte z. B. für Kaiſer Rudolph ein naturhiſtoriſches Prachtwerk, welches leider nicht mehr intakt erhalten iſt; eine große Zahl

1) Band V Tafel 18.

Blätter beſaß einſt R. Weigel in Leipzig. Später lebte der Meiſter in Wien, wo er im Jahre 1600 ſtarb. Sein Sohn Jakob war ebenfalls Zeichner und Radierer und führte nach des Vaters Tod verſchiedene Blätter zu dem Städtebuch aus.

Franz Hogenberg ſtammte aus Mecheln und hielt ſich ums Jahr 1550 in England auf; bald darauf finden wir ihn in Köln, wo er ein eigenes Haus beſaß. Er war ein eifriger Proteſtant und wurde wegen der in ſeinem Hauſe gehaltenen geheimen Verſammlungen öfter polizeilich gemaßregelt. Außer den zahlreichen Stichen im Städtebuch, wo er bis zum vierten Band als Mitherausgeber ſtets genannt iſt, fertigte er viele Kupferſtiche, welche Merlo aufzählt. Für ihn tritt dann ſpäter ſein Sohn Abraham ein, welcher übrigens ſchon für den erſten Band den Plan von Straßburg geſtochen hat. Franz ſtarb ſchon 1590, Abraham lebte noch 1653.

Simon Novellanus, eigentlich Neufelt oder Neuvel, wird ebenfalls als Mitarbeiter beim Städtebuch ſchon im erſten Bande genannt. Er war Zeichner und Kupferſtecher, und hatte „eine luſtige, freie, kluge und verſtändige Hand“, wie ſich Mathias Quad ausdrückt; er fertigte unter anderem auch einen großen Plan von Köln, für welchen er vom Rath am 11. Mai 1588 100 Reichsthaler ausbezahlt erhält. Nach dieſer Zeit hört man nichts mehr von ihm.

Von ſonſtigen namhaften Künſtlern werden genannt: Peter Breughel, welcher eine Anſicht von Meſſina beiſteuerte, und Alexander Colins, Bildhauer und Architekt, welcher durch ſeine Thätigkeit beim Bau des Heidelberger Schloſſes und die Fertigung des Grabmals Maximilians I. in Innsbruck ſich einen Namen gemacht hat.

Auf den näheren Inhalt des hochintereſſanten Werkes ſoll hier nicht weiter eingegangen werden, er iſt Jedem bekannt, der ſich für alte Topographie intereſſirt. Bemerkt ſei noch, daß die Tafeln für die ſucceſſiven neuen Auflagen Veränderungen erlitten; ſo wurden z. B. bei Köln die älteren Trachtenfiguren ausgeſchliffen und durch drei neue erſetzt. Die Beifügung von Trachten der betreffenden Städte nehmen unſer beſonderes Intereſſe in Anſpruch, dieſe Trachten ſind vielfach den damals in Mode kommenden Trachtenbüchern entnommen, z. B. dem Weigel'ſchen Trachtenbuch, dem Bruyn'ſchen und

anderen. Den Ditmarſen iſt eine ganze Platte gewidmet, worauf 24 Trachten in drei Reihen, Biscaya hat 13, Danzig 11, Grodno eine Zuſammenkunft zwiſchen ruſſiſchen und polniſchen Fürſten, Nürnberg 22 Koſtümbilder u. dgl. Auch hiſtoriſche Ereigniſſe, z. B. der Brand des Senatorenpalaſtes in Venedig iſt 1578 von Hufnagel gezeichnet, ferner Belagerungen, Einzüge, z. B. bei Krakau; dann finden ſich auch vielfach Volksgebräuche, gewerbliche Verrichtungen u. dgl., welche für die betreffende Gegend charakteriſtiſch ſind, als Staffage angebracht. Schauerlich iſt die Darſtellung einer Hinrichtung durch Pfählen im ſechsten Band.

Bei höchſt wichtigen Städten z. B. Rom und Jeruſalem ſind mehrere Tafeln gegeben, welche die beiden Städte in Alterthum und in neuerer Zeit darſtellen. Bei Jeruſalem iſt die ganze Paſſionsgeſchichte verwerthet und alle heiligen Orte angegeben.

Merkwürdige Gebäude in den einzelnen Städten, Paläſte, Kirchen u. dergl. ſind vielfach in größerem Maßſtabe beigefügt oder auch auf beſonderen Tafeln gezeichnet. Gewöhnlich ſind denn auch Erklärungen auf der Tafel ſelbſt beigefügt. Von Intereſſe iſt das, was über das Straßburger Münſter geſagt iſt, wo es heißt: die Junckherrn von Prag hätten den Thurm vollendet.

Für die Geſchichte der Befeſtigungskunſt bilden die verſchiedenen Bände eine wahre Fundgrube von allen möglichen Details, denn gerade das 16. Jahrhundert war die Zeit, wo faſt jede Stadt ihre Mauern nach dem neuen Syſtem umändern und erweitern läßt. Der Bau der großen Bollwerke und Baſteien beginnt, die italieniſche Manier gelangt allgemein zur Anwendung.

Wenn wir es verſucht haben, das hochbedeutſame Werk auch einmal als Leiſtung der Kunſt und Buchdrucks zu betrachten und uns mit ſeinen Herausgebern, Künſtlern und Verlegern etwas näher zu beſchäftigen, ſo glauben wir damit einen nicht unwillkommenen Beitrag zum Verſtändniß und zur Würdigung des Werkes geliefert zu haben; denn gewöhnlich wird dasſelbe nur als Bilderbuch angeſehen und viele Exemplare hat man zerſchnitten, um die Tafeln einzeln in Sammlungen einreihen zu können.

Max Bach.

Berichtigung.

In dem Artikel „Zur Reformationsgeſchichte Aachens“ iſt Seite 724, Z. 7 von oben anſtatt: „Eine derartige That“ zu leſen: „Eine derartige Strafe für eine That.“

LXXXI.

Katholiſche Landſchaftsdichtung.

3. Karl Domanig.

Wir müſſen wieder einmal für einen deutſchen Poeten eine Lanze brechen. Er hat ſich freilich ſchon ſelber gegen den Unglimpf, der ihm widerfahren, gewehrt,[1] doch ſein ô wê, ô wâfen iſt faſt wirkungslos verhallt. Niemand nahm es auf, um es weiter zu tragen, und es war doch der Nothſchrei eines im Lebensnerv Getroffenen; es handelte ſich um Sein und Nichtſein, es handelte ſich um die Exiſtenzberechtigung im heiligen Tempel der Kunſt. Das Streitobjekt war Karl Domanig's Roman „*Die Fremden*“ (Ein Kulturbild. 2. Aufl. mit Zeichnungen von Albert Stolz. Stuttgart, Joſ. Roth, 1900. 270 S.) und der geharniſchte Gegner natürlich — Veremundus.

In ſeiner zweiten Broſchüre, „Die literariſchen Aufgaben der deutſchen Katholiken“, bedurfte Dr. Muth einer möglichſt neuen Proſadichtung, um an ihr ſeine Anſicht über die Tendenz in der Kunſt und damit die Inferiorität der Katholiken vorzuführen. Aber wehe dem Armen, den das Schickſal beſtimmt, in einer Anklageſchrift als Exempel zu figuriren; er kann nie und nimmer auf ein ſachliches Urtheil rechnen. Hören wir zunächſt ein *allgemeines* Wort. „Ein Werk, deſſen Tendenz in dem künſtleriſchen Organis-

1) Dichterſtimmen. XIII. Jahrg. S. 347 f.

mus nicht aufgeht, ſondern in Reflexionen und Reden überwuchert, iſt ein Tendenzwerk. Als ſolches hat es keinen Anſpruch auf das Prädikat: reinkünſtleriſch. Denn eine Dichtung, obwohl wie alle Kunſt im Dienſte des höchſten Gedankens ſtehend, kennt zunächſt keine andere Aufgabe, als das Schöne vorzuführen. Wer etwa den Zweck einer Dichtung darin ſieht, ſeine lückenhaften Kenntniſſe auf den verſchiedenſten Gebieten zu vervollſtändigen, huldigt einer weitverbreiteten Philiſtermeinung, die etwa einen Roman nur in dem Grade ſchätzt, als man daraus lernen kann. Ein Roman, der ſich daher Lehrzwecke ſetzt, der ſeine Aufgabe darin erblickt, zu erörtern, zu beweiſen und zu beſſern, indem er ſich an den Verſtand wendet, hat auf rein künſtleriſche, äſthetiſche Würdigung keinen Anſpruch. Trotzdem wird jedes Kunſtwerk lehrreich ſein, denn wir ſchöpfen aus ihm praktiſche Lebensweisheit und Lebenskunſt im Anblick des Schönen, Großen, Guten und Zweckmäßigen" (S. 54).

Dieſe Erörterung unterſchreiben wir Wort für Wort und ſind dem hochſinnigen, nur leider nicht immer hochherzigen Anwalt der Kunſt aus ganzer Seele dafür dankbar, wenn er, die Berechtigung des Tendenzwerkes als ſolchen keineswegs beſtreitend, von neuem wieder in Erinnerung bringt, was der vielgeſchmähte „Literariſche Handweiſer" in ſeinem erſten Jahrzehnt unzähligemal gegen Bolanden und Hahn-Hahn aufgeworfen, nämlich daß es zwar gut ſei, aus der Noth eine Tugend zu machen, daß aber ein Verhalten in den Tagen des Kriegszuſtandes keine Tradition für folgende Friedenszeiten begründen könne. In Culturkämpfen jeglichen Datums ſtehen die ausgeſprochenen Zwecke mit Recht hoch im Kurs, primum vivere! Aber wenn das Kriegsbeil wieder eingegraben, ſoll ſich der Menſch auf das Weſen der wahren Kunſt zurückbeſinnen, das, wie männiglich ſeit Adams Zeiten gewußt hat, „in der ſinnlich ſchönen und wahren Wiedergabe eines mit geiſtigem Wohlgefallen innerlich erſchauten, d. h. überſinnlichen Ideals" (S. 57)

beſteht. Man ſollte meinen, wenn die Begriffsbeſtimmungen feſtſtehen, könnte ihre Anwendung auf den gegebenen Fall nicht ſchwer ſein. Man ſollte meinen, ja; aber leider ſtehen hier die Theilbegriffe innerhalb der Definition ſelbſt nichts weniger als feſt, da der ſie umſchreibende Faktor kein anderer iſt als der liebe, wetterwendiſche Geſchmack. Daher war es möglich, daß Veremundus über „Die Fremden“ ein ſo vernichtendes Urtheil ſprechen konnte, deſſen kurzer Inhalt iſt: Domanig's Culturbild, ein Tendenzroman im eigentlichſten Sinne, darf weder auf dichteriſchen noch irgendwie künſtleriſchen Werth Anſpruch machen. Ehe wir dieſer Anſicht die unſrige entgegenſetzen, erlauben wir uns, die beiden Wörtlein „überwuchern“ und „reinkünſtleriſch“ in Muth's Auslaſſung über Abſichtskunſt zu unterſtreichen und zuvächſt darauf aufmerkſam zu machen, daß es nicht gerade ein Zeichen großer Denktüchtigkeit iſt, in dem erſten Vorderſatze Superlative, in dem andern aber reine Poſitive aufzuſtellen, ohne die Conſequenz in reſtriktiver Form zu geben. Der Schluß kann nur ſophiſtiſch ſein; hier iſt er ſophiſtiſch. Wo die Tendenz, die äußere Abſicht überwuchert, haben wir keine reine Kunſt mehr. Keine Kunſt überhaupt? Und gar, wo die Tendenz, wir wollen nicht einmal ſagen, mit der inneren Idee des Werkes zuſammenfällt, ſondern nur mehr oder weniger ſie umſchlingt? minime! Iſt etwa Jeremias Gotthelf kein Künſtler, weil ſeine Abſichten ſo greifbar ſind? Dr. Muth hat zu viel bewieſen. Sein Gebrauch von Superlativen weiſt auf eine unendliche Stufenleiter innerhalb der Kunſtſphäre hin; eine ſcharfe Grenze ohne weiteres gibt es nicht. Ein Nur-Tendenzſtück, dem wir jede Kunſt abſprechen müſſen, iſt z. B. der in den Zeiten des ſocialiſtiſchen Zukunftstraumes vielgeleſene „Rückblick vom Jahre 2000“ Bellamy's. Aber welch ein Unterſchied zwiſchen ihm und den „Fremden“! Ganz gewiß, Domanig's Schöpfung leidet unter der Abſicht ihrer Entſtehung, aber „trägt die Signatur der Schönheit an der

Stirne“ und iſt für immer in die Kategorie Kunſtwerk eingereiht, weil ihr Verfaſſer nicht nur ein Dichter, ſondern auch ein Künſtler iſt; das wollen wir beweiſen. Das Mehr oder Weniger Lob und Tadel iſt Geſchmacksſache.

Zuvor müſſen wir jedoch auf einen Umſtand hindeuten, der uns einen Schlüſſel gibt zur pſychologiſchen Würdigung der Muth'ſchen Kunſtanſchauung. Kuno Fiſcher weist im erſten Bande ſeiner „Schiller-Schriften“ („Schillers Jugend und Wanderjahre in Selbſtbekenntniſſen,“ Heidelberg, Karl Winter) mit bekanntem feinem Verſtändniß für die „pſychiſchen Grundmotive“ einer Geiſtesentwicklung darauf hin, daß unter gewiſſen Bedingungen einer Zeitcultur „der nächſte und intereſſanteſte Gegenſtand für den Menſchen er ſelbſt, ſein perſönliches Innenleben, ſeine Gemüthserlebniſſe und Stimmungen“ ſei. „Der poetiſche Geſtaltungsdrang“, ſo entwickelt der Heidelberger Profeſſor weiter, „greift dann in das eigene Seelenleben und ſucht darzuſtellen, was dieſes leidenſchaftlich bewegt. Welche Form ſich dieſe Dichtung auch gibt, ſie wird einen lyriſchen Grundcharakter haben“ (S. 19 f.) Was hier auf die Sturm- und Drangperiode vor der Goethe-Schiller'ſchen Blüthezeit Anwendung fand, gilt auch ad amussim von der Dichtungsſtufe, welche ſich ſelbſt mit dem zwanzigſten Jahrhundert zu ſtempeln pflegt, denn ſie gleicht in ihrer Gährung nach Ben Akiba's abgegriffenem Sätzlein der unter dem Zeichen der „neuen Heloiſe“ ſtehenden Epoche, wie ein Ei dem andern. Der Rouſſeau, der uns ein neues Ideal gezeigt, heißt Nietzſche, Nietzſche der Gefühlsphiloſoph und der — Lyriker.[1])

1) Mit den Culturbedürfniſſen wandelt ſich die Kunſtanſchauung. Ein neues Ideal! Mein Gott, worin hat man im Laufe der 19. Jahrhunderts nicht alles auf dem Wege zur Zauberformel des l'art pour l'art das Weſen der beglückenden Himmelstochter erblickt, von den Tagen des Pathos durch die ſtufenweiſe realiſtiſche Schulung bis zum rückſichtsloſen Naturalismus und der „Gefäß-

Fiſcher hätte hinzufügen können, daß dieſe Art Lyrik mit einer höchſten Steigerung der Aktivität im innerſten Leben der künſtleriſchen Geſtalten und ihrer Umwelt ſtets Hand in Hand geht, ja ſogar dieſelbe bedingt. Beide aber, im modernen Kunſtbegriff ſtärker zur Geltung gekommen denn je, ſind, ſo wie ſie ſich geben, Ausflüſſe der großen Krankheit unſerer Zeit, der Nervoſität, die dem Schönheitsideal des fin de siècle einen geſchichtlichen Charakter aufgeprägt hat. Handlung über Handlung, eine entſetzliche Haſt der Geſchehniſſe und der Seelenvorgänge, dieſe tolle Jagd magiſcher Bilder! ſie bringen unſer Herz ins Klopfen und blenden das Auge, ſo daß weder Gemüth noch Verſtand zur Vollreife eines wahrhaft künſtleriſchen Genießens gelangen können. Von dieſem Hutten'ſchen Geiſt, der durch alles neuzeitliche Schriftthum weht, von dieſer Nur-Lyrik im Kampf um den Beſitz ſeiner ſelbſt und ſeiner überfeinerten Stimmung, von dieſer Sucht auf der Jagd nach vorüberhaſtenden Empfindungen und Bildern, von dieſer großen Seuche unſerer Kunſt, der mit der Ruhe die Klarheit des Schauens und die Wahrheit der Epik verloren gegangen, iſt auch Muth's Kunſtforderung angekränkelt. Darum verſteht er ſie nicht mehr, die hohe Einfachheit und die ergreifende Schlichtheit, die ſtete Entwicklung und die ſtille Handlung, das getragene Sichausſonnen des Gemüthes und den plauderhaft-altväterlichen Ton, die beſcheidene Seelenruhe in Erfindung und Form,

ſchwielenlyrik", vom Kosmopolitismus durch die revolutionären Ideen bis zum unabweislichen Rückſchlag auf den verſchwommenen Liberalismus, von der Renaiſſance eines frivolen Heidenthums durch den craſſen Unglauben zum tollſten Myſticismus, je nachdem das Rein-ſinnliche, die Moral, das nationale Element, die Naturerfaſſung, die Perſönlichkeit, die Pſychologie, der Gedanke, der Stimmungsgehalt und wer weiß, was alles noch, von den Culturumſtänden als Hauptmoment der Definition gebieteriſch verlangt wurde.

wie er es hätte bei Fontane ſchon finden können, der ſeine Charaktere durch ihre Reden kennzeichnet, freilich mit genialerem Blicke als Domanig, in deſſen Dichtung nicht ſo ſehr die Figuren ſelbſt, als ihre ganze Zeit und Umgebung im Sprechen der handelnden Perſonen ſignaliſirt ſind. Aber greifen wir nicht vor, und unterſuchen wir einmal aus dem ſtrittigen Gegenſtande ſelbſt, ob wir einem Kunſtwerk gegenüberſtehen.

Die Seele des Kunſtwerkes iſt die Idee; um einen Gedanken, wenn man will, um ein Problem — um ein Herzensproblem — muß ſich die Handlung drehen, muß aus ihm herauswachſen, wie die Blume aus dem Keime, wenn das bloße Ereigniß aus der craſſen Natur in den Bereich der Kunſt erhoben werden ſoll. Je bedeutender nun die künſtleriſche Idee iſt, d. h. je mehr ſie vom Herzen zum Herzen greift, auf je mehr Menſchen ſie, weil einem immer größeren Anſchauungskreis entnommen, zurückzuwirken im Stande iſt, und zwar mit je unwiderſtehlicherer Kraft ſie das thut, zu deſto größerer Hoffnung berechtigt ihre Behandlung. Das iſt ein ganz ſimples Raiſonnement. Da fragen wir jetzt: gibt es eine menſchlichere, umfaſſendere und gewaltigere Triebfeder inneren Lebens und äußerer Kämpfe, als die Liebe zur Heimat? Gibt es einen ergiebigeren und intereſſanteren Seelenvorgang, als die Bekehrung zu den Idealen ſeines Volksſtammes und ſeiner Kindheit? Und last not least — ſteht dem modernen Empfinden eine Frage näher in ſeinem Suchen nach der adäquaten Cultur, greift auch nur eine tiefer in das ganze Sinnen und Trachten gerade unſerer Tage ein? An der künſtleriſchen Idee alſo fehlt es nicht; aber vielleicht an der Geſtaltung und Verwirklichung derſelben, denn der Gedanke muß wahrhaft Gedanke ſein, d. h. er muß leben, ſich ſelbſt fortentwickeln, eine ganze Ideenwelt gebären und harmoniſch in ſich ſelbſt zurücklaufen; er muß durch die Flucht der bewußten Erſcheinungen im Sinnlichen ſeine

natürliche Evolution finden und ſich ſeiner ſelbſt gemäß auswirken.

Wir haben zu unterſcheiden innere und äußere Form. Was die erſte betrifft, liegen Gründe genug vor, mit Domanig zufrieden zu ſein. Die künſtleriſche Idee, Bekehrung eines Hochkulturmenſchen zur engeren Landſchaft, iſt inſofern auch die Tendenz des Stückes, als ſie in concreto Tirol zu ihrem Schauplatz wählte; an ſich genommen fallen hier Idee und Tendenz faktiſch zuſammen, denn im inneren Bau des umſtrittenen Romans reſultirt erſt aus dieſer Bekehrung die Löſung der Fremdenfrage. Domanig will in der That in letzter Linie beweiſen, aber er appellirt an den Verſtand durch das Herz. Die Handlung iſt natürlich — daß ſie „dürr und mager“ ſei, haben wir nicht empfunden —, und der freilich in Bezug auf einige Partien nicht ganz unberechtigte Vorwurf einer „ſtimmungsloſen Geſchäftigkeit der Perſonen“ hat mit der Frage, ob Kunſtwerk, ob Tendenzwerk, wenig zu thun. Richtig iſt, „daß man ſagen kann, keine der Geſtalten in dem Buche iſt um anderer Dinge willen da, als um deſſen Theſe in verſchiedene Beleuchtung zu ſetzen“, weil eben — und das iſt eine Forderung des geſchloſſenen Kunſtwerkes — jede auftretende Perſönlichkeit zur Idee in engſter Beziehung ſteht, und ſei es poſitiv, ſei es negativ, an der Geiſtesumformung des Helden mitzuwirken hat. Die Wahl der Perſonen iſt durchaus nicht ſo gezwungen, wie Veremundus meint, und eine beſtimmte Typik fällt nicht ſo ohne weiteres auf Rechnung von Tendenzmeierei; Domanig iſt ja Idealiſt. Die Natürlichkeit und Lebendigkeit ſeiner Sprache im Dialoge verdient allerdings, obzwar viel Lob, noch lange nicht das Prädikat „packend realiſtiſch“.

Anders verhält es ſich mit der äußeren Form, und da müſſen auch wir den Vorwurf erheben, daß „die Tendenz zwiſchen den Zeilen lauert, durch Reden zugeſpitzt wird

und die Parteinahme des Leſers unmittelbar herausfordert". Es iſt in den *Reden* des öfteren zu viel geſchehen, indem die Zweitgedanken des Leſers ſchon den Perſonen in den Mund gelegt ſind, und dieſer Umſtand iſt es, der dem künſtleriſchen Genuſſe in etwas Eintrag thut und ſomit „Die Fremden" nicht voll und ganz als Kunſtwerk im *reinſten* Sinne erſcheinen läßt. Warum aber die Sache von oben her betrachten? nehmen wir ſie einmal von unten her, das iſt erfreulicher.

Veremundus iſt ein Mann von Geiſt und Geſchmack, wie kommt es nun, daß er für den peinlichen Eindruck, den bei ihm die Lektüre hervorrief, die rechten Urſachen nicht zu finden vermochte? Wir geſtehen, dieſe Frage hat uns Kopfzerbrechen gemacht, und wir haben lange Zeit verſtreichen laſſen, um uns der Unmittelbarkeit unſeres Urtheils zu vergewiſſern. Die Kritik Karl Muth's erklärt ſich einfach aus der Grundſtimmung, mit der er an die Leſung der „Fremden" herantrat; ſie war — man kann es ſeiner eigenen Erzählung entnehmen — eine ſkeptiſch polemiſche. Daher alſo die dreimal tiefe Wirkung jenes peinlichen Eindrucks und daher auch die falſche Deutung desſelben. Domanig's Culturbild iſt trotz aller Gebrechen *kein* Produkt der „Scheinkunſt, bei der ſich ein nichtsſagender oder unſchöner Gedanke in das ſchöne, reizende Gewand von formeller Schönheit kleidet".

Richard M. Meyer macht in ſeiner von uns bereits einmal citirten „Deutſchen Literatur des 19. Jahrhunderts" mit ſeinem geiſtvollen Spürſinn darauf aufmerkſam, daß Goethe und Schiller *den* Moment gewählt, der eine typiſche Erſcheinung in größter Reinheit zeigt, während C. F. Meyer den ſich auserſieht, der möglichſt viel Wirklichkeit auf einmal enthält. Veremundus hat deutlich gezeigt, daß der Verfaſſer des „Jürg Jenatſch" ſeinem Herzen nahe, vielleicht ſogar am nächſten ſteht; Domanig aber iſt in

großväterlich ruhig, mit den Klaſſikern das ideell Giltige dem inhaltsreichen und daher für Künſtler profitableren Augenblicke vorzuziehen. Somit fehlt es ihm am Milieu, und deshalb findet man bei ihm von dem geprieſenen Realismus nur wenig, denn auf dem ſtarken und hell erfaßten Wechſelverhältniß zwiſchen Individuum und Außenwelt, auf ihrer gegenſeitigen Beeinfluſſung, auf ihrem Zuſammenhang durch die tauſend Fäden der Geſellſchaftlichkeit baut ſich die Wirklichkeit auf. Nichtsdeſtoweniger iſt der Cuſtos des Wiener Hofmuſeums ein ausgeſprochener Gegenwartsdichter, und was ihm abgeht durch Vernachläſſigung der Umwelt, das erſetzt er durch die mannbare Innerlichkeit ſeiner Charaktere. Daß er den großen Conflikten nicht aus dem Wege zu gehen braucht, zeigt ſein „Abt von Fiecht" (3. Aufl. Innsbruck, Wagner 1895), ein Meiſterſtück einer poetiſchen Erzählung, die uns im reimloſen Blankvers den furchtbaren Kampf zwiſchen irdiſcher Liebe und geſchworener Gottesminne in knappen, packenden Zügen vor Augen führt. Aber er liebt es, das W e r d e n einer Anſchauung zu verfolgen, wie er es auch in der kleinen Skizze „Lienhard, der Fürſt" („Kultur" I, 1) gethan hat, wo ſich, da ein pathologiſches Problem vorlag, ſeine gemeſſene Art mehr zum Realismus herbeilaſſen durfte. Er zieht überall die genetiſche Entwicklung dem gegebenen Sein vor, ein echter Künſtlerzug.

Wohl mag es ſein, daß ein Culturroman wie Tolſtoi's „Krieg und Frieden" künſtleriſch weit über Sachen aus Domanig's Feder ſteht und dabei amüſanter zu leſen iſt, aber das iſt auch wahr, wenn wir nur ſolche Kunſterzeugniſſe hätten, die mit der entſetzlichen Ueberfülle ihrer hiſtoriſchen und pſychologiſchen Thatſachen, mit ihrer umſtändlichen Kleinmalerei, mit ihrem ungeheuren, wirr durcheinander bewegten Lebenskreis und vor allem mit ihren furchtbaren, nackt und kalt aus den herrlichſten Darſtellungen ſtierenden Anklagen das Herz in Aufruhr verſetzen und das Geiſtesauge faſciniren, ſo daß wir erſt am Schluſſe jene

weihevolle Ruhe über uns kommen fühlen, die das Kriterium der wahren Kunſt iſt, wenn wir nur ſolche Stücke einer titaniſchen Ueberkunſt hätten, um unſer ewiges Sehnen nach dem Außerſtofflichen zu befriedigen, dann wäre — empfängliches Gemüth vorausgeſetzt — unſer armes Gehirn bald eine Stätte der Verwüſtung.

Doch genug der Apologie; wir haben den „Fremden“ ein paar genußvolle Stunden zu verdanken. Da iſt der Dr. Maas, eine wirklich intereſſante Geſtalt, deren pſychologiſcher Werdegang im letzten Stadium ſeiner Entwicklung mit ſeiner Beobachtung und durchaus ohne aufdringliche Tendenz in ſeinen einzelnen Fortſchritten aufgezeigt wird. Er will nicht in Zösdorf die Stelle eines beſchränkten Landarztes übernehmen, ſondern ſucht eine großſtädtiſche Praxis. Ganz unter uns erfahren wir, daß er auch im Glauben ſeines Volkes läſſig geworden. Das iſt, nebenbei geſagt, ein Zeichen von Domanig's künſtleriſchem Blick, daß er vom Glauben nur jene Seiten in entſcheidenden Ausſchlag treten läßt, die vor allem von jeher tief im Gemüthe des Volkes, am tiefſten im Gemüthe gerade dieſes tiroliſchen Volkes unausrottbar wurzeln: den auf's innigſte mit den Gebräuchen des Volkes zu einer Einheit verſchmolzenen Cult der katholiſchen Kirche — jenes wahrhaft poetiſche Element unſerer hl. Religion, jene einzig richtige, von Himmelsſehnſucht durchdrungene Erdſtändigkeit — und dann das große Bewußtſein von der Gemeinſchaft der Heiligen, den ununterbrochenen Verkehr über das Grab hinaus. Alſo er will nicht und hält ſich dem Treiben des Volkes fern; doch iſt es mit ſeiner eigenen Ueberzeugung nicht weit her, denn ihn beſtimmt eigentlich nur die Laune ſeiner Braut. Da iſt er eines ſchönen Tages gezwungen, über ſein Leben Aufſchluß zu geben und ſomit rückwärts zu ſchauen; er fängt an, Heimat und Fremde gegeneinander zu halten. Seine Sympathie für Zösdorf und das Landleben iſt, wie ſich auch ihm ſelbſt immer deutlicher zeigt, nur überwachſen

von den Flechten einer falſchen Cultur. Nachdem er einmal warm geworden, iſt es nicht mehr ſchwer, den Bann, der ihn gefangen hält, zu ſprengen. Dem Hauptanſtoß zur Wandlung geht ein kleines, fröhliches Ereigniß, das Stimmung zu machen hat, voraus: der erſte in Zösdorf erlegte Bock. Kurz darauf tritt Maas zwei Dirnen gegenüber für das Dorf ein, wobei er ſich in ſeinem gerechten Zorne als Amtsarzt benimmt, deſſen Stellung er fortan bekleiden muß, ſchon um nicht für ſein Vorgehen mit dem Gerichte in Berührung zu kommen. So wirft er mit einem Ruck die Zweifel ab, und der Beifall ſeiner Landsleute hebt ihn mehr und mehr, bis er — nach Ueberwindung der retardirenden Momente — der Volksvertreter wird, den die „Schrofentrottel" ebenſo fürchten, wie die ganze Provinz ihn liebt, ihn, den nunmehrigen „Oberſchützenmeiſter". Dem Volke aber hat Maas nicht nur die Erkenntniß ſeiner ſelbſt zu verdanken, ſondern auch die nachdrucksvolle Lehre, daß treue Arbeitſamkeit des Weibes mehr gilt, als eine noch ſo klingende Mitgift. Es handelt ſich bei ihm nicht nur um die große Heimat, ſondern auch um die kleine, die Familie. Auch hier ſtehen ſich Großſtadt und Landgemeinde gegenüber, Hochkultur und Natürlichkeit, in zwei typiſchen Vertreterinen. Wer den Sieg davonträgt, iſt nach dem eben Erzählten nicht mehr zweifelhaft. „Des Menſchen Umgang iſt ſein Schickſal" (S. 45), und hier iſt es „reine Luft und reine Menſchen".

Domanig's Culturroman weist Stellen wunderſamer Schönheit auf, Naturbilder und Situationen von unübertroffener Anmuth; man denke die Alpenwelt, bald im bläulichen Glanze der Gletſcher, bald in feuriger Gluth des letzten Sonnenkuſſes und mitten in dieſer Natur ein ſtarkes Volk! Der „Gilhof" iſt eine wohlthuende Andeutung einer oberdeutſchen Parallele zu Immermanns Oberhof. Dabei die anſchauliche Sprache, die ſelbſt über den längſten Lehrſpruch ſpielend hinweghüpft, die Klarheit der Gedanken-

folge, Charakteriſirungen wie zum Beiſpiel die des Luisl, eine fein beobachtete Pſychologie, vielleicht iſt es das alle was die Recenſenten mit Realismus bezeichneten. Nun, w wollen's ihnen nicht ſo dick ankreiden, da ja über die „Ismus“ die Gelehrten immer noch nicht einig ſind.

Die Verkettung der Umſtände und Schickſale wird b einem Schauplatze, wo alles ſo nah bei einander wohn wo Vetter und Baſe ſoviel iſt wie Nachbar, wohin alle was da ausgegangen, wieder zurückdrängt, und wo da noch die große Welt verkehrt, dem Dichter leicht; da ka es kaum Ueberraſchungen geben. Das bischen Romantik i Gefüge der Geſchehniſſe aber halten wir dem Volkskünſtl viel eher zu gute als z. B. dem Geheimen Juſtizrath Dah in ſeinem dürftigen „Weltuntergang“, wo die zwei Liebe paare — natürlich ein warmes und ein kaltes — auf vi verſchiedenen Pferden ſitzen: auf einem Schimmel, eine Rappen, einem Fuchs und einem Falben. —

Da wir den Dramen Domanig's einen eigenen Eſſa zu widmen gedenken, erübrigt uns nur noch, einige Worte üb die „Kleinen Erzählungen“ (Mit Zeichnungen vo Philipp Schumacher. Innsbruck, Wagner. 1893. 131 S.) be zufügen. Das ſind ſo ſechs Cabinettſtückchen (beſonders d erſten drei), „altmodiſche Geſchichten“ von anno Rococo, j wohl, aber Geſchichten, für deren jede wir mit Vergnüge den ganzen Otto Julius Bierbaum zehnmal hergeben würden nicht nur, was an ihm das Fleiſch predigt, ſondern auch

1) „‚Im Kegeln und Griechiſchen biſt du uns immer vorausgewe[...] es wird wohl noch ſo ſein?‘ Der junge Geiſtliche gab e[...] ‚Weiß nicht, weiß nicht‘ zur Antwort, und lachte dabei mit eine[...] ſo friſchen, herzgewinnenden Geſichte, daß man wohl ſah, we[...] man vor ſich halte — eine jener harmloſen Naturen, die, in ſi[...] gefriedet, ihres Weges ziehen, ohne je einen Blick zu thun in d[...] Abgründe; ſeltene Menſchen, von jedermann wohl gelitten, vo[...] wenigen nach Gebühr geſchätzt.“

s an ihm Künſtler iſt. Hier findet ſich Realismus, ein
alismus der ſeeliſchen Thatſachen oder vielmehr, hier iſt
ſeltſame Compromiß des Idealrealismus zum Beiſpiel
worden. Man könnte von allen dieſen Skizzen ſagen, ſie
n humoriſtiſch. Humoriſtiſch! Das Geſicht lacht, und
s Herz krampft ſich zuſammen; die Tragik dieſer Gegen-
lichkeiten wirkt erſchütternd, aber nicht hoffnungslos.
nn in der Thräne, die über die Wange rinnt, blitzt ein
öhnender Schein, der nicht von dieſer Welt iſt. Die
lden der „kleinen Erzählungen“ ſind ganz gewöhnliche
enſchenkinder, die kein bedeutendes Schickſal aufweiſen,
er dieſe Herzen! Da ſteht die ethiſche Größe, ſtumm wie
i ſteinernes Kreuzbild an der Heerſtraße, ſteht wirklich
ıd wahrhaftig in der Erde gewurzelt und ragt in den
immel. Das „heimwehige“ große Kind, in welchem ſich
e allen Geſchöpfen in die Bruſt gelegte Sehnſucht verkörpert
ı haben ſcheint, und der arme Schatzgräber, dem in ſtiller
elbſtbeſpöttelung das ganze Elend der zum Leid prädeſtinirten
damskinder über das Geſicht zuckt, ſind problematiſche
aturen, die das verſtohlene Lichtweben ihrer Seele nur
em Auge eines Pſychologen vom Schlage Domanig's preis-
eben. Es hat etwas Prophetiſches, dieſes Schauen in die
unklen Kammern des Herzens, das ſich ſelbſt nicht verſteht.
Man denke einmal: der Grilleler, des Schatzgräbers Gegen-
ſtück, findet in ſeiner Brieftaſche ſtatt eines Hundertgulden-
ſcheines einen zehnmal größeren Werth. Einen Tauſender?
Proſt Mahlzeit, einen falſchen Hunderter, der ihm offenbar
er Egger beim Handel aufgehalſt hat. Da ſtreiten ſich nun
ie zwei, wer das verdächtige, vom Gericht längſt als echt
rklärte, beſitzerloſe Papier behalten ſoll, und während die
Ungunſt der Zeiten dem Grillenbauer immer mehr die
Hoffnung raubt, ſich einmal einpfründen und dem Tonl
das Gut ſchuldenfrei überlaſſen zu können, ſteigt auch nicht
ein Schatten von Gedanken in ihm auf, daß der Tauſender
ihn ja aus allen Sorgen zu reißen vermöchte.

Die Teſſera und gemeinſame Erklärung aller ſech Erzählungen liegt in der rhetoriſchen Frage des Vorworts „Hat nicht alle Wirklichkeit auch eine bleibende ſymboliſch Bedeutung?“ Da können wir auch mit einer „Wirklichkeit aufwarten, mit einer recht traurigen, leider! Bierbaum „verliebte, launenhafte und moraliſche (?) Lieder, Gedich und Sprüche“, die den verheißungsvollen Titel „Irrgarte der Liebe“ führen, eine Ausgabe der geſammten Lyrik de Modearchaiſten der „beſſeren“ Kreiſe, hat bei einer Grund auflage von 5000 Exemplaren einen einfach fabelhaften Abſa gefunden. Von den famoſen „deutſchen Chanſons“, den ſo genannten Brettl-Liedern, befindet ſich ſchon das dreißigſt Tauſend im Druck. Das hat auch eine „ſymboliſche Be deutung“. Unſere Meinung iſt, bei ſolcher Nachricht üb man einmal einen heimlichen Proteſt und kauft für ein paa Groſchen Domanig. Meinſt du nicht auch, lieber Leſer? —

P. Ansgar Pöllmann O. S. B

LXXXII.

Eine Kloſterhetze im öſterreichiſchen Parlament.

Wenn von Oeſterreich geſagt wurde, es ſei immer um Jahrzehnte hinter den anderen europäiſchen Ländern zurück, ſo mag das in manchen Stücken zutreffen. In einem Stücke trifft dies aber ſicherlich nicht zu; im Gegentheil iſt hier das Reich der Habsburger allen anderen Reichen weit voraus. Wir meinen, in dem Nachweiſe, daß der Parlamentarismus im Grunde keine Wohlthat für die Staaten und die Völker iſt. In der conſtitutionellen

Regierungsform erblickte man anfangs eine Art Panacee für das Wohl der Menſchheit, inſonderheit im habsburgiſchen Kaiſerſtaate. Daß das nur eine Täuſchung war, liegt heute klar auf der Hand, und dürfte nur noch von ſolchen beſtritten werden, welche am ſtaatlichen Wirrwarr und an der Befriedigung perſönlichen Ehrgeizes wie an der Ausbeutung des Volkes ein Intereſſe haben.

Jetzt ſind unſere öſterreichiſchen Reichsboten ſchon faſt ſechs Wochen in Wien beiſammen. Eine Menge hochwichtiger Staatsnothwendigkeiten liegen zur Berathung vor. Die Staatsvoranſchläge der letzten Jahre, welche auf Grund des Nothparagraphen 14 der Verfaſſung durch einfache kaiſerliche Verordnung feſtgeſetzt werden mußten, ſollen ihre nachträgliche verfaſſungsmäßige Erledigung finden; die beiden Budgets von 1901 und 1902 wollen gleichfalls der parlamentariſchen Erledigung zugeführt werden; wichtige Reformen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens ſind eine unabweisbare Nothwendigkeit; der hochpeinliche Ausgleich mit Ungarn läßt ſich nicht mehr hinausſchieben; die Erneuerung der Handelsverträge mit den auswärtigen Staaten ſteht vor der Thüre. Doch das alles berührt einen großen Theil unſerer Reichsboten entweder gar nicht, oder nur an zweiter Stelle. Den Czechen gehen ihre nationalen Intereſſen über Alles, und die liberalen Deutſchen ſtreiten ſich mit den Czechen herum oder machen in Culturkampf. Das erſcheint ihnen wichtiger, als in ernſter Arbeit dem Kaiſer zu geben was des Kaiſers iſt, und dem Volke was des Volkes iſt. Was kann ein ſolches Parlament dem Volke nützen? Und wie lange kann der Kaiſer ein ſolches Parlament ſich gefallen laſſen?

Als die franzöſiſche Republik ihr brutales Congregationsgeſetz glücklich unter Dach hatte, und als bekannt wurde, daß ein großer Theil der franzöſiſchen Ordensleute der Unterwerfung unter dieſes unſelige Geſetz die Auswanderung

vorzögen, da regte es ſich auch ſchon im Blätterwalde unſerer modernen Joſephiner sans phrase und avec phrase. Hätte dieſen verkrüppelten Freiheitshelden Polizei zur Verfügung geſtanden, ſie hätten ſie natürlich ſofort an die Grenze rücken laſſen, um mit gezücktem Schwerte dem Andringen der „ſchwarzen Bande" zu wehren. Und gar als die Meldung auftauchte, der Erzherzog Franz Ferdinand habe eines ſeiner Schlöſſer zur Aufnahme einer franzöſiſchen Ordensfamilie offerirt, da war es mit der Gemüthsruhe unſerer Joſephiner erſt recht aus. Ueberhaupt können dieſe Herren es dem Thronfolger nicht vergeſſen, daß er ſo muthig und rückhaltslos für die Sache des „Katholiſchen Schulvereins" eingetreten iſt. Seitdem beobachten ſie ſein ganzes Thun und Laſſen mit Argusaugen, und wo immer eine Gelegenheit ſich bietet, da ſetzen ſie ihre Hebel an, um dem zukünftigen Kaiſer die Macht des Liberalismus fühlen zu laſſen und ihn von einer eventuellen kirchenfreundlichen Staatspolitik abzuſchrecken. Daß es im Parlamente zu einer „Abrechnung" kommen werde, darauf war man gefaßt.

Als am 17. Oktober der Reichsrath eröffnet wurde, da fanden die Abgeordneten ſchon zwei die Einwanderung franzöſiſcher Ordensleute betreffende Schriftſtücke auf dem Tiſche des Hauſes vor. Begreiflicherweiſe ſtammten beide nicht etwa von den radikalen Alldeutſchen, ſondern von den zahmeren Deutſchliberalen, den Deutſchfortſchrittlichen und Deutſchvölklichen, ſo daß es den Anſchein hatte, als ob letztere Werth darauf legten, ihren radikalen Brüdern in der Documentirung der gemeinſamen Culturkampfesluſt zuvorzukommen. Die Deutſchfortſchrittlichen begnügten ſich indeſſen mit einer Interpellation; die Deutſchvölklichen dagegen fuhren ſchon ſtärkeres Geſchütz auf. Sie ſtellten einen Antrag, und zwar einen Dringlichkeitsantrag, der bekanntlich nach der Geſchäftsordnung, vorausgeſetzt daß er die erforderliche Zahl von Unterſchriften (50) gefunden hat, ſofort in Verhandlung genommen werden muß.

Die fortſchrittliche Interpellation lautete:

„1. Was iſt der Regierung über die beabſichtigte Niederlaſſung landflüchtiger franzöſiſcher Kleriker in Oeſterreich bekannt? 2. Gedenkt dieſelbe die nothwendigen Vorſichtsmaßregeln für den etwaigen vorübergehenden Aufenthalt ſolcher Kleriker zu treffen? 3. Gedenkt die Regierung die bleibende Niederlaſſung franzöſiſcher Kleriker und namentlich die etwaige Gründung von Lehranſtalten durch dieſelben unter allen Umſtänden zu verhindern?"

Eine Antwort erhielten die Fortſchrittsherren erſt am 22. Oktober durch den Cultus- und Unterrichtsminiſter von Hartel. Sie war äußerſt vorſichtig, bureaukratiſch trocken, diplomatiſch, nach keiner Seite hin provocirend, wie es jetzt bei unſeren geplagten Miniſtern überhaupt Sitte iſt. Zuerſt machte der Cultusminiſter die Mittheilung, daß bis dato nur eine einzige Kloſterfamilie um Zulaſſung in Oeſterreich gebeten und ſelbe auch erhalten hätte, und zwar die Karmeliterinen in Verſailles; außerdem wären noch zwei andere Geſuche eingelaufen, bezüglich welcher aber die Verhandlungen noch ſchwebten. Dann wies er auf die geſetzlichen Beſtimmungen hin, welche betreffs der Niederlaſſung fremder Kleriker in Oeſterreich in Betracht kämen, und ſagte unter Anderem:

„Für den Fall, als fremde Kleriker in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern Aufenthalt nehmen wollen, ſind die Erläſſe des Miniſteriums für Cultus und Unterricht vom 13. November, vom 13. und 14. December 1860 und vom 6. Jänner 1881, ſowie eventuell die Erläſſe desſelben Miniſteriums vom 11. Oktober 1859 maßgebend, wonach ſolche Kleriker die für den Aufenthalt der Fremden vorgeſchriebenen Bedingungen zu erfüllen haben, ſich von jeder Aktion gegen die beſtehenden Einrichtungen des Heimatlandes fernhalten müſſen und gegen ihren Aufenthalt vom Ordinariate der zuſtändigen Diöceſe kein Einſpruch erhoben werden darf.

Sie haben ſich nach § 2 des Geſetzes vom 7. Mai 1874 jeden Aktes im öffentlichen Seelſorgerdienſte zu enthalten; die

Ablegung der feierlichen Ordensgelübde oder die Ertheilung der Prieſterweihe an ſie darf nur über den Nachweis erfolgen, daß dem, wie nach den öſterreichiſchen, ſo auch nach den Geſetzen ihres Vaterlandes weder ein allgemeines, noch ein ihre Perſon betreffendes Hinderniß entgegenſtehe.

Sie haben endlich den Nachweis zu liefern, in welcher Art und Weiſe ſie ſich während des hieſigen zeitweiſen Aufenthaltes den erforderlichen Lebensunterhalt ſicherzuſtellen oder zu verſchaffen bemühen. Ueberdies beſteht die Vorſchrift, daß die Vorſteher ſämmtlicher Klöſter, Convente, Stifte, beziehungsweiſe der Localobere alle jene Ordensperſonen, die zur Ortsgemeinde nicht gehören oder im Orte ihren ordentlichen Wohnſitz nicht haben und in den Klöſtern übernachten, anzumelden haben. Sollte eine ſolche Congregation die Gründung einer dauernden Niederlaſſung anſtreben, um in derſelben ihren Regeln und Statuten gemäß zu leben, ſo ſind für ſie nach § 31 des Geſetzes vom 17. Mai 1874 die für ſolche Genoſſenſchaften geltenden beſonderen Satzungen maßgebend und iſt daher in jedem einzelnen Falle die Ertheilung einer ſtaatlichen Genehmigung nothwendig."

Anderer Art als die fortſchrittliche Interpellation war der Dringlichkeitsantrag der deutſchen Volkspartei. Er hatte folgenden Wortlaut:

„Das Haus wolle beſchließen: 1) die Regierung aufzufordern, die beſtehenden Geſetze zur Hintanhaltung der Einwanderung der aus anderen Ländern verwieſenen Congregationen mit aller Strenge anzuwenden; 2) ſofern ſich dieſe Geſetze als unzulänglich erweiſen, ſei eine Geſetzesvorlage einzubringen, durch welche die Abwehr der bezeichneten Gefahr wirkſam ermöglicht wird; 3) ſei eine Geſetzesvorlage zur Durchführung des Artikels 6 des Staatsgrundgeſetzes vom 21. December 1867 Nr. 142 R.-G.-Bl. zur verfaſſungsmäßigen Behandlung eheſtens vorzulegen. In formeller Hinſicht wird beantragt, dieſen Antrag mit allen nach der Geſchäftsordnung zuläſſigen Abkürzungen zu behandeln."

Der hier angezogene Artikel 6 des Staatsgrundgeſetzes vom 21. December 1867 lautet in dem hierher gehörigen

Alinea: „Für die Todte Hand ſind Beſchränkungen des Rechtes, Liegenſchaften zu erwerben und über ſie zu verfügen, im Wege des Geſetzes aus Gründen des öffentlichen Wohles zuläſſig.“

Wie man ſieht, wollen die Deutſchvölklichen nicht bloß die öſterreichiſche Grenze gegen eine Invaſion „landflüchtiger franzöſiſcher Kleriker“ abſperren, ſondern wollen auch den beſtehenden einheimiſchen Klöſtern auf den Leib rücken. Bezüglich ihrer Forderung: „Den Antrag mit allen nach der Geſchäftsordnung zuläſſigen Abkürzungen zu behandeln“ ließen ſie doch mit ſich handeln. Der Miniſterpräſident von Körber drohte mit ſeinem Rücktritte, mit Auflöſung des Reichsrathes und mit anderen Dingen, wenn nicht die Dringlichkeitsanträge zurückgeſtellt und das Staatsbudget ſofort in Behandlung genommen würde. Das zog. Die Volkspartei „erlaubte“ dem Reichsrathspräſidenten, ihren Dringlichkeitsantrag erſt nach der allgemeinen Budgetdebatte auf die Tagesordnung zu ſetzen.

Dieſelbe „Erlaubniß“ gab auch die altdeutſche Partei bezüglich ihres Dringlichkeitsantrages, den ſie indeſſen erſt am 22. Oktober, nach der Beantwortung der deutſch-fortſchrittlichen Interpellation, eingereicht hatte. Die Spitze des Antrags ging dahin, „daß von nun an Geiſtlichen und Nonnen aller Orden und Congregationen jeglicher Unterricht unterſagt wird“

Daß die Alldeutſchen, Schönerer und Conſorten nämlich, von der Stellung eines eigenen Antrages Abſtand nehmen, etwa der Volkspartrei ſich anſchließen und deren Antrag unterſtützen würden, das konnte und durfte natürlich nicht erwartet werden. Unſere Alldeutſchen treiben eben alldeutſche Politik. Die Fortſchrittlichen wie die Völklichen ſtehen noch auf dem Boden des öſterreichiſchen Staatsgedankens. Die Alldeutſchen aber nicht mehr. Für ſie iſt Oeſterreich in ſeiner jetzigen Geſtalt, Verfaſſung und Selb-

ſtändigkeit ein überwundener Standpunkt. Sie wollen Aufnahme der ehemals zum Deutſchen Bunde gehörenden öſterreichiſchen Kronländer in den großen deutſchen Reichsverband. Darauf arbeiten ſie hin; darum auch ihr „Los von Rom". Und weil ihnen dünkt, daß ihr ſtaatspolitiſches Ziel das allein naturgemäße Ziel aller Deutſchöſterreicher ſein müſſe, ſo halten ſie auch dafür, daß ihnen die Führung aller deutſch-liberalen Parteien im Wiener Parlamente von Rechtswegen gebühre. Schon aus dieſem Grunde glaubten ſie mit einem eigenen Antrage auf dem Plane erſcheinen zu müſſen. Dazu kommt dann noch ihr grenzenloſer Kirchen- und Prieſterhaß. Schon der Anblick eines Ordenspriesters und gar eines Jeſuiten wirkt irritirend auf ihre alldeutſchen Nerven; und gar eine Ordensthätigkeit in Schule und öffentlichem Leben iſt ihnen bis in die Tiefe ihres urgermaniſchen Gemüthes verhaßt. Der deutſchvölkliche Antrag erſchien ihnen darum viel zu zahm. Und aus dieſer unheimlichen Gemüthsverfaſſung iſt ihr blindwüthiger Dringlichkeitsantrag emporgeſproßt.

Gleichzeitig mit der Einbringung ihres Antrages im Parlament haben die Alldeutſchen in ihrer geſammten Parteipreſſe eine Correſpondenz veröffentlicht, die an wilden Fanatismus gegen die Klöſter ihres Gleichen ſucht.

Beide Dringlichkeitsanträge, der deutſchvölkliche wie der alldeutſche ſtanden für den 14. November auf der Tagesordnung des Reichsrathes. Der deutſchvölkliche fand ſeine Begründung durch den Vertreter der Tiroler Hauptſtadt Innsbruck, Advokat Dr. Ed. Erler. Die Ausführungen dieſes modernen Freiheitshelden bewegten ſich in ſehr ausgetretenem Geleiſe und gipfelten in dem Satze: „Ich mag das Ordensweſen nicht, deßhalb ſoll Oeſterreich es abſchütteln". Am Schluſſe rief er aus: „Wir fortſchrittlichen Tiroler ſind gewiß Freunde des Fremdenverkehrs und begrüßen herzlichſt jeden Fremden, der nach Tirol kommt, weil wir wiſſen, daß

der Fremdenverkehr eine der beſten Einnahmsquellen unſeres Landes iſt. Aber vor dieſen Fremden, die uns jetzt drohen, behüte uns der gütige Himmel, und wenn er es mit uns recht gut meint, möge er uns noch diejenigen nehmen, die wir ſchon haben.“ Dieſe Kraftſtelle brachte dem Innsbrucker Advokaten, nach dem Parlamentsberichte, lebhaften Beifall und Händeklatſchen auf den deutſchliberalen Bänken ein. Gerecht und tolerant denkende Menſchen aber fragen ſich verwundert: Warum ſollen denn die katholiſchen Ordensleute nicht nach ihrer Façon leben dürfen? Wenn es ihnen gefällt, in einem Kloſtergebäude zuſammen zu leben, zuſammen zu beten und zuſammen zu arbeiten, was geht das Andere an? Iſt es nicht ein blutiger Hohn auf den vielgeprieſenen Freiſinn des modernen Liberalismus, wenn er wohl für alle anderen Menſchenkinder die perſönliche Lebens- und Bewegungsfreiheit verlangt, ſie aber den Ordensleuten nicht gönnt, und Himmel und Erde in Bewegung ſetzt, ſie ihnen zu rauben? Wo iſt da die Gerechtigkeit? Der Innsbrucker Advokat hält ſich ſelbſt gewiß für einen ſehr freiſinnigen und darum toleranten Mann, iſt aber im Grunde, wie alle, die ihm zugejubelt, nichts weiter als die perſonificirte Unduldſamkeit in ihrer abſtoßendſten Geſtalt.

Der Begründung des deutſchvölkiſchen Dringlichkeitsantrages durch den Advokaten Erler folgte ſofort die Begründung des alldeutſchen Antrages, gleichfalls durch einen Advokaten, den bekannten Dr. Anton Eiſenkolb, Vertreter des nordböhmiſchen Städtebezirkes Auſſig-Teplitz. Ueber deſſen Auftreten im Reichsrathe brachte ein nichtdeutſches Blatt folgende Schilderung:

„Herr Dr. Anton Eiſenkolb aus Karbitz erzielte einen großen — Lacherfolg. Der Mann, oder vielmehr das Männchen, das über ein reſpektables Organ verfügt, war hinter dem auf ſeinem Pulte angehäuften Büchervorrath, aus dem er bei ſeiner

Rede ſchöpfte, kaum bemerkbar. Die abnormal langen Hände, mit denen er über dem Kopfe nach links und rechts agirte und die Umgebung gefährdete, waren jedoch von weitem ſchon zu ſehen ... Drei Stunden lang beglückte Dr. Eiſenkolb das unaufmerkſame, unruhige und ungeduldige Parlament mit ſeinen Citaten aus der ‚Oſtdeutſchen Rundſchau‘ und Aeußerungen von Kant, Waſhington, Schiller, Lavater, Karl dem Großen, Joſeph II., Grillparzer, Leopold Graf Sedlnitzky, Stroßmayer u. v. A.“

Als endlich der arme Reichsrath von der öden Culturkampfspaukerei des nordböhmiſchen Advokaten glücklich erlöst war, gönnte er ſich eine Pauſe von fünf Tagen. In der nächſten Sitzung (19. November) mußte er zuerſt noch die Begründung zweier weiterer Culturkampfs-Dringlichkeitsanträge über ſich ergehen laſſen. Denn den zehn ſocialdemokratiſchen Reichsboten war mittlerweile das Licht aufgegangen, daß ſie bei der deutſchliberalen Kirchen- und Kloſterhetze unmöglich fehlen dürften. Und weil ihnen, als „ſelbſtändigen“ Politikern, nicht zuzumuthen war, unſelbſtändig vorzugehen und etwa den Alldeutſchen als Hilfstruppe ſich anzuſchließen, ſo beſchloſſen ſie, einen eigenen Dringlichkeitsantrag einzubringen. Und da ſie anſtandshalber etwas Anderes beantragen mußten, als die Deutſchvölklichen und Alldeutſchen, ſo beantragten ſie die Aufhebung der Paragraphen 122, 123, 124, 303 und 304 des öſterreichiſchen Strafgeſetzbuches. Dieſe Paragraphen bedrohen nämlich alle öffentlichen Verunglimpfungen der Religion und der kirchlichen Einrichtungen mit Strafe. Das genirt aber unſere modernen Freiheitshelden; ſie wollen freie Bahn für Bethätigung ihres Kirchen- und Religionshaſſes.

Die Begründung des ſocialdemokratiſchen Antrages lieferte der Vertreter eines Wiener Wahlbezirkes und Mitglied des Wiener Gemeinderathes, Redakteur Fr. Schuhmeier. Seine Rede klang womöglich noch fanatiſcher als diejenige Eiſenkolb's. Ueberhaupt war er mit Eiſenkolb nicht

zufrieden, dieſer war ihm zu rückſichtsvoll; er dagegen, ſo deklamirte der Sprecher der rothen Internationale voll Todesmuth, „trete an, nicht nur zum Kampfe gegen den Jeſuitismus, zum Kampfe gegen die ſchwarzen Grenadiere des Aberglaubens, der Unvernunft und der Lüge, ſondern er trete an zum Kampfe gegen das Papſtthum überhaupt“. Was er dann redete, kann man ſich leicht denken.

Als Schuhmeier ſein Gift gegen die katholiſche Kirche und Geiſtlichkeit verſpritzt hatte, erſchien auf der Reichsraths-tribüne der czechiſche Nationalſocialiſt Wenzel Klofatſch aus Prag, um als vierter im Bunde gleichfalls mit einem Dringlichkeitsantrag gegen die Kirche loszuſtürmen. Er verlangte im Namen ſeines vier Mann ſtarken Clubs eine genaue Unterſuchung des Vermögens der Klöſter und eine Neuregelung der ganzen Geſetzgebung bezüglich des Ordens-weſens. Die Rede, die er zur Begründung ſeines Antrages herauspolterte, war übrigens weniger eine Begründung ſeines Antrages, als vielmehr eine Glorifizirung des Magiſters Hus und eine Aufforderung an die czechiſche Nation zur Los-ſagung von der katholiſchen Kirche. Nach ihm ſind eigentlich die Czechen culturell höher einzuſchätzen als die Deutſchen; denn „ohne Hus“, rief er aus, „kein Luther, ohne Luther keine Reformation und ohne Reformation kein Aufſchwung des deutſchen Geiſtes“. Schließlich betheuerte er: „Das böhmiſche Volk muß es auf das entſchiedenſte zurückweiſen, als ob es Hus und ſeinen huſitiſchen Vorfahren untreu geworden wäre...... Darum rufen wir: ‚Los von Rom‘, aber ein ſlaviſches ‚Los von Rom‘; Rom muß von allen Völkern geſtraft werden für ſeine Gefühle gegen die nationalen Rechte, und darum bereiten wir uns vor für die ‚Los von Rom-Bewegung‘, welche bei uns kommen muß und kommt.“

Dem jungczechiſchen Nationalklub ſchien die huſitiſche Polterleiſtung der Klofatſchianer nicht ſonderlich zu mißfallen;

ſicher iſt, daß eine Desavouirung derſelben aus den Reihen der Jungczechen in keiner Weiſe erfolgt iſt. Wenn daher bei einer früheren Gelegenheit der Jungczeche Kramarſch gegen die alldeutſche „Los von Rom-Bewegung" loslegte, ſo iſt zu vermuthen, daß der Jungczechenführer bei ſeiner Attake von ganz anderen als öſterreich-patriotiſchen oder gar kirchenfreundlichen Motiven geleitet wurde. Die Herren Jungczechen haben eben in Wien das ſchon gelernt, daß mit huſitiſchen Tiraden der Nation wenig gedient iſt, und daß es ſich der Mühe lohnt, nach oben hin den Eindruck zu erwecken, daß der jungczechiſche Club zu den ſtaatserhaltenden Parteien zu rechnen ſei.

Mit der Rede des czechiſchen Nationalſocialiſten Klofatſch hatten die „Begründungen" ihr Ende erreicht. Nun erſt kam die eigentliche Debatte, die ſich noch über zwei Sitzungen (am 22. und 25. November) hinzog. Wären übrigens Alle zum Worte gekommen, die ſich pro und contra in die Rednerliſte hatten eintragen laſſen, ein Ende der Debatte wäre nicht abzuſehen geweſen. Denn nicht weniger als 42 Abgeordnete hatten ſich zur Vertheidigung der ſo ſchmählich angegriffenen Orden und der ſie beſchützenden Kirche gemeldet, während wieder 18 andere, meiſtens Alldeutſche, bereit waren, in dem Sumpfe von Ungerechtigkeit, Unwahrheit, Heuchelei und Gemüthsrohheit, in welchem die vier Antragſteller mit wahrer Wolluſt ſich herumgetummelt hatten, weiter zu waten.

Die Sache der Orden und der Kirche fand an den vier katholiſchen Abgeordneten, welche zum Worte gekommen waren, eine wirkſame Vertheidigung. Der mähriſche Advokat Hruban vom ſlaviſchen Centrum und die drei Herren vom deutſchen Centrum: der ſteieriſche Freiherr von Morſey, Advokat Dr. von Fuchs und Gerichtsadjunkt Dr. Schlegel wahrten, trotz den zahlloſen oft unqualificirbaren Zwiſchenrufen, mit welchen ſie von den Alldeutſchen bedacht wurden, muthig und energiſch

die Rechte der Kirche, der Orden und die Freiheit der Gewiſſen. „Man hat den Juden,“ rief v. Fuchs den fanatiſchen Culturkämpfern zu, „die Einwanderung geſtattet und hat ein Geſchrei erhoben, als den ruſſiſchen Juden die Einwanderung nach Oeſterreich verboten wurde. Ebenſo iſt es bei den Proteſtanten. Was Ihnen bei den Juden und Proteſtanten recht iſt, muß Ihnen auch bei den Katholiken billig ſein.“ Freilich, ſo denkt der geſunde, einfache und unverdorbene Menſchenverſtand; aber unſere Culturkämpfer denken anders und haben dabei noch die Stirne, zu behaupten, ſie kämpften für die Freiheit. Wer begreift das?

Bemerkenswerth iſt bei dieſer frivolen parlamentariſchen Kloſterhetze das Verhalten der Regierung. Obgleich es ſich nicht um eine bloße Reſſortfrage, ſondern um eine hochwichtige religiös-politiſche Staatsfrage handelte, fühlte ſich der Herr Miniſterpräſident von Körber doch nicht bewogen, das Wort zu ergreifen. Warum, iſt ſein Geheimniß. So mußte der Cultusminiſter v. Hartel den Standpunkt der Regierung präciſiren. Er entledigte ſich ſeiner heiklen Aufgabe in nicht ungeſchickter Weiſe. Er vermied jede ſchroffe Stellungnahme gegen die Kloſterſtürmer, und zum Schutze der Orden hatte er auch ein ſympathiſches Wort. „Ich muß es mir erlaſſen“, ſagte er im Eingange ſeiner Rede, „auf die vorgebrachten Details mich einzulaſſen, ſo ſehr ich es als meine Pflicht fühlen möchte, wenigſtens ein abwehrendes Wort gegen die Angriffe zu ſprechen, welche hier gegen Perſonen gerichtet wurden, die in einem vorwurfsfreien Leben gemeinnützige Zwecke verfolgen und hier ſchutzlos jedem Angriffe ausgeſetzt geweſen ſind.“ Das war freilich nicht viel, aber es war wenigſtens etwas, und auch für dieſes Wenige ſoll dem ſonſt im Rufe eines Liberalen ſtehenden Cultusminiſter Dank geſagt ſein.

Im Parlamente ſind unſere Culturkämpfer nicht durchgedrungen. Alle vier Anträge wurden abgelehnt. Dafür waren nur die drei deutſchliberalen Parteien, die Fortſchritts-,

Volks- und alldeutſche Partei, ferner die Socialdemokraten, die liberalen Slovenen und zehn Czechen (die 6 Agrarier und 4 Nationalſocialiſten), welchen der Jungczechenclub zu gemäßigt iſt; die Jungczechen ſelbſt hatten ſich vor der Abſtimmung abſentirt. Aber man täuſche ſich nicht. Die Culturkampfluſt iſt aus dem Parlamente nicht verſchwunden; bei gegebener Gelegenheit wird ſie wiederum zum Durchbruche kommen. Man hatte es vorläufig offenbar nur auf eine Demonſtration nach Oben hin abgeſehen; da wollte man ſich bemerkbar machen, ſchrecken und warnen.

Wann wird der Mann erſcheinen, um dieſem frechen Spiel ein Ende zu machen? —y

LXXXIII.

Volksbücher.

Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem 1844 auf dem Boden der katholiſchen Kirche der Verein vom hl. Karolus Borromäus erſtand zum Zwecke, das chriſtliche Volk mit guter Lektüre zu verſorgen. Sicherlich ſind die Früchte, welche er geſtiftet hat und noch immer ſtiftet, reichliche zu nennen.

Theils im Anſchluß an ihn, theils ſelbſtändig,[1]) oft gefördert vom Volksverein für das katholiſche Deutſchland, ſind in neuerer Zeit vielenorts, nicht nur in den größeren Städten, ſondern auch in kleineren Landſtädten und Dörfern

1) Zu den älteſten zählt wohl der auf Antrag der Erzbiſchöfe und Biſchöfe Bayerns von König Ludwig I. ins Leben gerufene „Verein zur Verbreitung guter Bücher“ in München, der ſchon ſeit 1830 exiſtirt und durch jährliche Vertheilung von Vereinsgaben ähnliche Zwecke verfolgt. A. d. R.

Volksbibliotheken und Pfarrbibliotheken, öfters mit Leſecirkeln verbunden, gegründet worden.

Der Freund der Volksbildung begrüßt dieſe Einrichtungen. Wo der Ruf zur Arbeit ſo gebieteriſch ertönt, und wo die Sucht nach den materiellen Vergnügungen des Lebens weite Kreiſe unter ihr Scepter gebeugt hat, iſt im Volke das lebhafte Erwachen des Bedürfniſſes nach geiſtiger Speiſe in guter Lektüre als ein erfreuliches Zeichen des idealen Sinnes zu begrüßen. Auch in dieſem Zuge äußert ſich die anima naturaliter christiana.

Mit Recht hat man auf die Gefahren aufmerkſam gemacht, welche durch die Lektüre erwachſen können. Da droht oberflächliche Vielleſerei mit ihren Folgen, Ueberreizung der jugendlichen Phantaſie, Verweichlichung geiſtiger Art, am allermeiſten aber Verbildung des Willens und Verſtandes durch die auf dem Wege der Leſeſchriften unter das Volk geworfenen falſchen und verderblichen Grundſätze und die in gleicher Weiſe verbreiteten falſchen Anſchauungen über Natur und Geſchichte, Staat und Kirche, Wiſſenſchaft und Religion, Tugend und Sünde.

Alle dieſe Erfahrungen können keinen Grund bilden, dem Leſebedürfniß im Volke die Befriedigung zu verſagen. Sie verbinden ſich vielmehr mit den Vortheilen, welche dasſelbe für die Volksbildung bietet, zur kräftigſten Anregung der hochwichtigen Sache der Volkslektüre ein wachſames Auge zu bewahren.

Was kann die Lektüre ſein? Eine erwünſchte Fortbildung und Erweiterung der in der Schule erworbenen Kenntniſſe, eine Correktur überkommener unrichtiger Vorſtellung, eine Neubelebung der guten Beſtrebungen der Menſchenſeele, der Werthſchätzung der Familie, der Liebe zu Heimat und Vaterland, der Anerkennung gegen die Obrigkeit; ſie dient dem Seelſorger, das Wort der Predigt in den Herzen zu befeſtigen, den guten Willen wach zu

halten, dem Verirrten ein Licht entgegenzuſenden, das ih auf den Weg zurückleitet; ſie iſt ein Mittel, die Angriffe au die Religion und das Chriſtenthum zu zerſtreuen und di Treue zur Kirche mächtig zu befeſtigen; gleichzeitig hält ſi von mancherlei Böſem zurück, dem in den Stunden de Muße ſonſt Thür und Thor offen ſtände. Zu allen dieſe Vortheilen kommt noch der, daß dem Verderben der ſchlechte Lektüre nicht beſſer vorgebeugt werden kann als durch gute dadurch daß man dem Leſebedürfniß entgegenkommt, eh der Feind ſich derſelben bemächtigt und den Trieb nac Wahrheit und Wiſſen benützt, um der Unwahrheit und der Trug Geltung zu verſchaffen. Nicht beſſer kann den Ge fahren ſchlechter Lektüre vorgebeugt werden, als dadurch daß man dem Volk gute bietet und es dadurch mit jene Belehrung verſorgt, welche es befähigt, unchriſtliche Grund ſätze und Darlegungen als ſolche zu beurtheilen, zu ent kräften und zurückzuweiſen; gegen die Entſtellungen de katholiſchen Glaubens und der Einrichtungen der katholiſche Kirche iſt jener am ſicherſten bewaffnet, der die Lehren dieſe Glaubens und die Vortrefflichkeit der kirchlichen Einrichtunge gründlich kennen gelernt hat.

Dieſem Bewußtſein, daß dem Volk geſunde geiſtig Nahrung zur Leſung geboten werden müſſe, ſind die vor erwähnten Einrichtungen entſtammt, und ſchon der Borromäus verein glaubte, daß man hiebei nicht nur für Darleihung von Büchern ſorgen, ſondern daß man es anſtreben ſolle, einen Schatz guter Schriften den Einzelnen zu dauerndem Beſitze zu verſchaffen. So gab er durch jährliche Bücher vertheilungen den Vereinsmitgliedern Gelegenheit, ſich eine Hausbibliothek zu erwerben. Wenn der gute Eindruck, den ein Buch auf ſeine Leſer gemacht hat, nachhaltig ſein, wenn das Samenkorn nicht der Zerſtreuung zum Opfer fallen ſoll, dann muß das Buch als guter Freund ſeinem Leſer zur Seite bleiben, er muß, ſo oft Gelegenheit und Antrieb ſich findet, darnach greifen und ſich darein vertiefen können,

dann wird die wiederholte Lektüre das Saatkorn zur Reife bringen, der Inhalt des Buches zum dauernden geiſtigen Beſitze des Leſers werden. Auf dieſe Weiſe wird auch der wünſchenswerthe Vortheil erreicht, daß der Leſer, wenn von irgend einer Seite her verwirrende, zweifelweckende Angriffe auf die Religion an ſein Ohr dringen, leicht einen Rathgeber findet, der ihn aufklärt und zur Widerlegung der Angriffe behilflich iſt.

Kann aber dieſes Ziel ſchon dadurch erreicht werden, daß man dem Volke eine Anzahl Bücher zur beliebigen Auswahl anbietet, und dem Einzelnen das ausgewählte Werk zu eigen gibt? Mit Grund wird darauf mit Nein geantwortet. Denn einmal beſteht die Gefahr, daß viele zu bloßer Unterhaltungslektüre greifen, die wohl die Seele befruchten kann, aber doch nicht in jener Weiſe den Zweck der Volksbildung zu erfüllen vermag, daß der Geiſt der Zeit entſprechend mit Kenntniſſen ausgerüſtet wird. Wo ſodann der Einzelne wohl gerne dasjenige wählte, was ihn über die Zeitlage unterrichtet, ihn befähigt, die Angriffe auf die Religion zu entkräften, ſich tiefer vom Werth und der Nothwendigkeit der letzteren zu überzeugen, da wird ihm nicht ſelten das Urtheil darüber fehlen, welches der vorhandenen Werke für dieſen Zweck und ſeine Lektüre das geeignetſte iſt.

Hier müſſen die Führer des Volkes eingreifen, Sorge dafür tragen, daß die den Zeitbedürfniſſen entſprechenden Schriften vorliegen, und Sorge dafür tragen, daß die vorliegenden Werke auch wirklich unter das Volk gelangen.

Die Vorkämpfer des Unglaubens ſind in ihrer Art auf dieſem Wege bereits vorangegangen. Schlau wiſſen ſie Schriftwerke zu beſchaffen und nicht nur langſam auf dem Wege der Leihbibliotheken, ſondern in Maſſenverbreitung den Einzelnen zumal in die Hand zu geben.

Die letzten Monate waren Zeugen eines ſyſtematiſchen Vorgehens zur Maſſenverbreitung glaubensfeindlicher oder

Digitized by Google

katholikenfeindlicher Schriftwerke. Das Graßmann'ſche Pamphlet iſt in Hunderttauſenden von Exemplaren unter das Volk geworfen worden. Kutſchera in München erzählte in ſeiner vor Kurzem ſtattgehabten Vertheidigungsrede, „von einem einzigen Flugblatt ſeien im Dienſte der Abfallsbewegung (in Oeſterreich) 3 Millionen Exemplare unter das Volk geworfen worden“. „In einem Aufruf des Herausgebers und Verlegers der frohen Botſchaft, der proteſtantiſchen Schriften beilag, die in eine Wohlthätigkeitsanſtalt an deren proteſtantiſche Inſaſſen geſchickt wurden, heißt es unter anderm: Wir wollen euch noch verrathen, liebe Freunde (aber das darf nicht in die Oeffentlichkeit), daß wöchentlich 1600 Exemplare bis Ende 1899 ohne Titel und Ueberſchrift die öſterreichiſche Grenze paſſirten.“ Wie die „Unverfälſchten Deutſchen Worte“ Schönerer's im Juni 1901 meldeten, „ſind für die Los von Rom-Bewegung proteſtantiſcherſeits ſchon gewaltige Summen geopfert worden. In Oeſterreich allein wurden circa 3 Millionen Flugſchriften unter den Katholiken verbreitet. Im Jahre 1899 wurden allein für Agitation und Schriftenverbreitung 100,000 Mk. ausgegeben.[1])

Wenn das Bedürfniß nach Lektüre und oft genug die Leichtgläubigkeit und Urtheilsloſigkeit im Volke in dieſer Weiſe mißbraucht wird, um Verwirrung, Zweifel und Ueberdruß unter den Mitgliedern der katholiſchen Kirche hervorzurufen, ſo kann es keine Frage ſein, daß kräftige Abwehr Noth und Pflicht iſt, ja daß man ſich nicht auf die unmittelbar bedrohten Kreiſe beſchränken darf, ſondern daß man die der Zeitlage entſprechende volksthümliche Literatur in Maſſe auch dort bieten muß, wo durch rechtzeitige Belehrung dem Einbruch des Feindes noch vorgebeugt werden kann. Nur dies kann Gegenſtand der Frage ſein, wie dieſe Literatur zu

1) S. Stauracz, Los von Rom, Hamm 1901, S. 13 ff.

beſchaffen iſt, auf welche Weiſe für ihre Herſtellung geſorgt werden ſoll und wie ſie zur wünſchenswerthen Verbreitung im Volke gelangen wird. Zur Herſtellung und zum Vertrieb volksthümlicher, zeitgemäßer Literatur bedarf es des Zuſammenwirkens der mit den Bedürfniſſen und Gefahren der Volksſeele wohlvertrauten Geiſter, damit in ſorgfältiger Erwägung erkannt werde, was gegenüber den vorliegenden Gefahren als wirkſame Waffe dienen kann. Es bedarf ferner der Thätigkeit erleuchteter, von gründlichem Wiſſen erfüllter Schriftſteller, die es verſtehen, in der Sprache des Volkes zu reden und in Form und Stoff die Würde der Wiſſenſchaft zu wahren. Es bedarf aber auch der materiellen Mittel in reichlichem Maße, ſoll in umfaſſender Weiſe die Arbeit in Angriff genommen werden.

Was iſt zu thun, um ein ſolches Ziel zu erreichen, und neben der Thätigkeit der katholiſchen Volksbibliotheken, neben der Thätigkeit des Bonifatiusvereins mit ihrem unleugbaren Segen zugleich die den zeitgenöſſiſchen Gefahren gegenüber insbeſondere dringlich nothwendigen Schriften in Maſſen unter das Volk zu bringen und zu ſeinem dauernden Beſitz zu machen?

Bereits iſt eine praktiſche Veranſtaltung getroffen worden, welche dieſes Ziel verwirklichen will und dazu einen Weg einſchlug, der bisheran vielen Beifall gefunden hat.

Dieſe Veranſtaltung iſt die Gründung der St. Joſephs-Bücherbruderſchaft in Klagenfurt in Kärnthen, welche als dritte an die vorgenannten Einrichtungen zur Verbreitung guter Bücher ſich angereiht hat, ſich aber von denſelben eben dadurch unterſcheidet, daß ſie in ihrer Organiſation darauf berechnet iſt, zeitgemäße Volksbücher in Maſſen zur Vertheilung zu bringen.

Dieſe Bruderſchaft iſt im Jahre 1894 unter dem Protektorate des hochwürdigſten Fürſtbiſchofs Kahn in Klagenfurt ins Leben gerufen worden. Die Begründer beſchloſſen,

ſie als einen religiöſen Verein einzuführen. Demgemäß wird ein Jeder, welcher Mitglied der Bruderſchaft wird, aufgefordert, täglich ein Vaterunſer und Ave Maria mit dem Zuſatze: „heiliger Joſeph, bitte für uns“ zu beten. Die Prieſter, welche Mitglieder derſelben ſind, ſollen, womöglich alljährlich, im Monat März eine hl. Meſſe für die Erhaltung des Glaubens leſen, um Gottes Segen für die Bruderſchaft und für alle lebenden und verſtorbenen Mitglieder der Vereinigung beten. Im Dome zu Klagenfurt wird am St. Joſephs-Altar jede Woche eine hl. Meſſe und im März eine Novene für die Mitglieder aufgeopfert. Der hl. Vater hat ſeinerſeits die Bruderſchaft mit Abläſſen ausgeſtattet.

Der Hauptzweck des Vereins ſoll auf folgende Weiſe erreicht werden:

Die Bruderſchaft ſucht möglichſt große Ausdehnung im deutſchen Sprachgebiete des Deutſchen Reiches und Oeſterreichs. Jedes Mitglied bezahlt jährlich einen Beitrag von 1 Mk. 70 Pfg. (oder, wenn das auszugebende Andachtsbuch gebunden gewünſcht wird, 2 Mk. 5 Pfg.) durch Poſtanweiſung als Mitgliederbeitrag an die St. Joſephs-Bruderſchaft in Klagenfurt. Der Betrag kann direkt oder durch einen Sammler eingeſchickt werden. Ueberall, wo mehrere Mitglieder an einem Orte ſich finden, wird die Aufſtellung von Sammlern angeſtrebt. Mit den aus dieſen Mitgliederbeiträgen zuſammengefloſſenen Summen werden die Koſten für die Herſtellung der Vereinsgaben beſtritten, die jährlich unter die Mitglieder vertheilt und den Einzelnen unter Erhebung des Portos zugeſandt werden.

In der Verwendung der Gelder macht ſich die Bücher-Bruderſchaft die Uneigennützigkeit zum Princip. Nicht Gelderwerb, ſondern Stärkung des katholiſchen Bewußtſeins iſt ihr Ziel. Die einlaufenden Beiträge ſollen ganz zum Zwecke der Verbreitung guter Bücher unter die Mitglieder verwendet werden.

Wie iſt nun mit den einlaufenden Beiträgen bisher
ieſe Aufgabe der Verbreitung guter Schriften durch den
Verein erfüllt worden? Die Vereinsleitung glaubte, daß die
Bruderſchaft die Pflege der religiöſen Erbauung ihrer Mit-
glieder nicht von ihrer Thätigkeit ausſchließen dürfe. Dem=
ntſprechend ſtellt ſie ihren jährlichen Vereinsgaben ein Er=
auungsbuch an die Spitze. Jedoch will ſie nicht einſeitig
as religiös=ascetiſche Leben pflegen. Nicht am Mangel an
nſprechenden Erbauungsbüchern leidet unſere Zeit, wenn=
leich auf dem Gebiete der ascetiſchen Literatur dieſer und
ener Zweig der Entwicklung fähig iſt, ſondern die Angriffe
uf die Grundlagen des Chriſtenthums und die kirchliche
Autorität ſind die ſchweren Gefahren auch der frommen
Religioſität. In dieſer Erkenntniß beabſichtigt die St. Joſephs=
Bücherbruderſchaft die Schaffung apologetiſcher und kirchen=
geſchichtlicher Volksliteratur, welche die Angriffe der Gegner
auf die Kirche zurückweiſen, das Volk über wichtige Punkte
dieſer Art aufklären, aber auch durch Darlegung des groß=
artigen Wirkens der Kirche, ihres göttlichen Charakters,
ihrer Segnungen für das menſchliche Herz die Gemüther
zur Liebe zur Kirche entflammen will. Zur religiös=
ascetiſchen Jahresgabe fügt ſie demgemäß eine ſolche aus
dem Gebiete der Apologetik oder der Kirchengeſchichte.

An dieſe beiden verſpricht die Vereinigung eine ſolche
belletriſtiſchen Inhaltes anzureihen. Auch die Bearbeitung
volksthümlich praktiſcher Gegenſtände iſt in Angriff genommen
und aus dieſer Kategorie die Gabe vermehrt worden; gegen=
über der immer mehr darwiniſtiſch gehaltenen Volksliteratur
auf dem Gebiete des Naturwiſſens kann dieſes Vorgehen,
zeitgemäß durchgeführt, nur Billigung finden.

Der Leſer erwartet vielleicht eine Beſprechung der bereits
erſchienenen Bücher. Wir glauben jedoch hier von einer
ſolchen abſehen zu ſollen. Denn die bisher erſchienenen
Gaben ſind ſo zahlreich, daß ihre einläßliche Behandlung

hier zu weit führen würde. Ihr Inhalt iſt ein ſo verſchiedenartiger, daß eine genaue Prüfung den einzelnen Recenſenten überlaſſen werden muß. Die Gleichwerthigkeit aller vorauszuſetzen und ſie nach einem oder dem andern abzumeſſen, wäre nicht richtig. Ueberdieß haben wir es hier nicht mit den einzelnen Schriften, ſondern mit der Bedeutung der Organiſation als ſolcher zu thun, deren Werth hauptſächlich dadurch beſtimmt wird, daß ſich auf Grund ihrer Principien für die Verbreitung von Volksſchriften Gedeihliches erhoffen läßt.

Immerhin mögen hier die Titel einiger der Vereinsſchriften folgen, die bereits erſchienen ſind oder für die kommenden Gaben in Ausſicht genommen wurden. So ſei aus der Reihe der religiös-ascetiſchen Schriften erwähnt: Klimſch, Rette deine Seele, ein Betrachtungs- und Gebetbuch, entnommen den Werken des hl. Alphons von Liguori und anderer katholiſcher Geiſteslehrer 2. Aufl. 16°. 416 S. 1898. Es enthält im erſten Theile 30 Betrachtungen wie ſie den Inhalt der geiſtlichen Uebungen auszumachen pflegen, und ihre Lektüre läßt beim Gläubigen die Frucht geiſtiger Anregung und Tröſtung erwarten.

Aus der apologetiſch geſchichtlichen Abtheilung ſei genannt: Heyret, ein Lebensbild des Kapuzinerpaters Marcus von Aviano, eines Rettungsengels in ſchwerer Zeit. 8°. 190 S. Der erſte Abſchnitt dieſes Buches behandelt überſichtlich den äußeren Lebenslauf; Abſchnitt II, III, IV, V dienen der Charakteriſirung der hervorragenden Thätigkeit des gottbegnadigten Mannes; die fünf folgenden Abſchnitte zeichnen den Charakter des heiligmäßigen Ordensmannes nach der natürlichen und übernatürlichen Seite ſeiner Bewährung. Unter dem Titel: Aus fernen Ländern. 8°. 255 S., berichtet ein nicht genannter Autor über die Erfolge der chriſtlichen Miſſionen unter den Heiden. Die katholiſche Kirche übt jedoch nicht nur auf die Söhne der

Digitized by Google

Naturvölker ihre werbende Kraft, auch die Höhenpfade der Cultur führen in ihre Gottesgärten. Das zeigt Dr. *Klimſch* in der ſehr anregenden Schrift: „*Die Wege zur Kirche*“ 8°. 320 S., worin er außergewöhnliche Ereigniſſe, guten Willen und redliche Forſchung an der Hand von Charakterbildern als ſolche Wege zu zeigen unternimmt. Ein friſcher Griff in das Leben der neueren Zeit bietet ihm das Material. Ernſte Bewunderung erweckend, erbauend und erquickend hallen hier die inneren und äußeren Kämpfe edler Seelen um den Glauben wieder. Es iſt eine intereſſante Reihe von Lebensbildern oder Skizzen.

Wohl dem Hinblick auf die Bedürfniſſe der neueſten Gegenwart verdankt *Hamerle's* Werk: *Der Gottesbau der katholiſchen Kirche*. 8°. 256 S., ſeine Entſtehung. Der Untertitel zeigt an, daß es mit Rückſicht auf Luthers Leben und die Folgen ſeiner Lehren und Thaten geſchrieben iſt Dennoch will das Buch nicht eine Streitſchrift, ſondern eine Schutzſchrift ſein. Nicht beleidigen will es, ſondern der Wahrheit dienen und der Verbreitung eines „Mythus“ entgegentreten, der als Zunder confeſſionellen Haders von gegneriſcher Hand unter das Volk geworfen wurde. Der erſte Theil der Schrift behandelt Luthers Leben und bietet Stoff zur Löſung der Frage: Hat Luther durch die Heiligkeit ſeines Lebens ſich als berufener Reformator ausgewieſen, und iſt ihm hiezu eine göttliche Sendung zu Theil geworden? Der zweite Theil, der gegenüber dem erſten etwas kurz geworden iſt, antwortet mit 30 Seiten auf die Fragen, was Deutſchland Luther in Bezug auf Religion, Sittlichkeit, Freiheit, Mildthätigkeit, Wiſſenſchaft, Kunſt, zeitliche Wohlfahrt verdankt, und ob Luther die Urſache am Aufſchwung der proteſtantiſchen Länder, der Katholicismus die Urſache am Niedergang der katholiſchen ſei. Auf die in neuerer Zeit vielfach aufgeſtellte Behauptung, daß Luther erſt die richtige Auffaſſung vom religiös ſittlichen Werth der Arbeit in der Chriſtenheit zum Siege gebracht habe, und worüber

Digitized by Google

Walter, Socialpolitik und Moral, Freiburg i. Br. 189[illegible] S. 204—223 und die Zeitſchrift „Der katholiſche Se[illegible] ſorger", Paderborn, Jahrgang 1900, Heft 6—9 u. a. vom katholiſchen Standpunkte apologetiſch ſich verbreitet haben, iſt H. nicht näher eingegangen. Im erſten Theil werden der Eigenart eines Volksbuches gemäß, den einzelnen Epiſoden aus Luthers Leben paſſende Gegenſtücke aus dem Leben der Kirche an die Seite geſtellt, theils um den Gegenſatz rech[t] ſcharf zu beleuchten, theils um „bei der unerquicklichen Lektüre über den Reformator dem Leſer einen tröſtlichen Ruhepunkt" zu gewähren. Eine Reihe von Illuſtrationen ſtellen den Schauplatz der Begebenheiten und die Perſönlichkeiten dar, über welche im Buche gehandelt wird. Es iſt nicht zu zweifeln, daß das Buch aufmerkſame Leſer findet. Dasſelbe bildet einen Beſtandtheil der Vereinsgabe für 1901. Außerdem wird dieſe enthalten Fecht: Aus dem Weihebuch der Kirche. In dieſem Buche ſind Segnungen und Weihungen des kirchlichen Rituals beſprochen; den Maria und Joſeph kalender für 1902. Bunte Geſchichten, ein illuſtrirtes Unterhaltungsbuch. Ulſamer, Gottes Segen in der Pflanzenwelt, eine Sammlung alterprobter Heilpflanzen.

Für kommende Gaben ſind u. a. in Ausſicht genommen das Leben der Chriſten in den erſten drei Jahrhunderten, ferner eine apologetiſche Papſtgeſchichte, dann ein Buch über die gegenwärtig verbreitetſten Geſchichtslügen und Irrthümer, weiterhin ein Leben Jeſu in drei Bänden, eine apologetiſche Schöpfungsgeſchichte, Einzeldarſtellungen der hl. Schrift und der Heiligenlegende.

Aus dieſen Mittheilungen iſt die Tendenz der St. Joſephs Bücherbruderſchaft wohl erkenntlich. Die mit Sorgen im Weinberge des Herrn thätig ſind, werden ſie zu würdigen wiſſen und billigen. Jene, welche mit der Einrichtung ein verſtanden ſind, aber in Hinſicht auf die Auswahl und Feſtſtellung der Gaben gegenüber wahrgenommenen Be

ürfniſſen Wünſche zu äußern haben, iſt die Leitung des Vereines für Anregungen dankbar.

Es iſt klar, daß mit dem Wachsthum des Vereins auch die Kräfte desſelben zunehmen und die Leiſtungen entſprechend ſich heben und vervollkommnen können. Im Sinne der Geſellſchaft ſollen die bisherigen Gaben nicht die Grenze des zu Leiſtenden bezeichnen. Mit dem äußeren Wachsthum ſoll innere Vervollkommnung Schritt halten.

Die St. Joſephs-Bücherbruderſchaft hat bis jetzt raſche Fortſchritte gemacht, welche die Vorausſetzung intenſiverer Wirkſamkeit ſind. Sie nahm 1894 ihren Anfang mit 6600 Mitgliedern. 1897 beſaß ſie deren 19000, 1900 waren dieſelben auf 35000 geſtiegen und 1901 hat der Mitgliederbeſtand nahezu die Zahl 60000 erreicht, 6000 in Süddeutſchland.

Dieſe raſche Verbreitung beweiſt, daß die St. Joſephs-Bücherbruderſchaft wohl geeignet iſt, an der Seite der alten Veranſtaltungen jenen ſo wichtigen Zweck zu erfüllen, *zeitgemäße Bücher und Schriften in denjenigen Maſſen unter das Volk zu verbreiten*, wie die Verbreitung ungläubiger Schriften es nöthig macht. Die Organiſation iſt glücklich ausgeführt und durchaus zeitgemäß.

Möge es nun der Leitung ſtets gelingen, jene ſchriftſtelleriſchen Kräfte zu gewinnen und feſtzuhalten, welche der wahrhaft hohen und ſchweren Aufgabe eines Volksſchriftſtellers vollkommen gewachſen ſind, welche mit der Gabe volksthümlicher Darſtellung das feine Gefühl für die Grenze zwiſchen dem Edelvolksthümlichen und Trivialen verbinden; mögen dem Verein immer Schriftſteller ſich darbieten, welche mit der Pietät gegen die volksthümlichen Ueberlieferungen die gewiſſenhafteſte Kritik des hiſtoriſch Wahren vereinigen; mögen es Geiſter ſein, welche ſich zum Volke herablaſſen, nur um es zu erheben, welche ſich nicht zufrieden geben durch Nährung und Benützung der Leichtgläubigkeit des Volkes Scheinerfolge

flüchtiger Erbauung vielleicht durch Zuſammenſtellung dieſer und jener nur oberflächlich geprüften Geſchichtchen zu erringen, ſondern welche durch lehrhafte Darlegung und ſolide Beweisführung kräftige Ueberzeugung zu begründen als ihre Pflicht betrachten. Gerade der katholiſche Volksſchriftſteller muß ins Auge faſſen, was der Jeſuitenpater Griſar auf dem fünften internationalen Congreß der katholiſchen Gelehrten zu München (ſ. Akten S. 133 ff.) ſo dringlich betont hat; will er weitere Mahnungen dieſer Art, ſo bietet ein Blick auf die Gebiete der hiſtoriſchen Kritik ihrer genug, möge er leſen, was Werner (der hl. Thomas v. Aquin, Regensburg 1889 I S. 114) als Grundſatz des hl. Lehrers mittheilt: Non decet praedicatorem veritatis ad fabulas ignotas divertere. Vor dieſer Rüge des großen Scholaſtikers wäre jener Schriftſteller noch nicht geſichert, der für ſeine wunderbaren Erzählungen dieſes oder jenes Buch mit Kapitel und Seite als Quelle citirte, aber es ganz verſäumte, den wiſſenſchaftlichen Ernſt und das Können des Autors zu prüfen, oder über den Werth der Quellen desſelben ſich zu verläſſigen, und es unterließe, nach den innern Gründen der Begebenheit zu forſchen. Solche Sorgfalt anzuwenden, iſt der Entfaltung tropiſcher Fruchtbarkeit nicht förderlich, aber ſehr ſegensreich für die Sache wie für die Leſer.

Die Bruderſchaft hat eine Reihe bekannter Volksſchriftſteller gewonnen und iſt beſtrebt, dieſen Kreis noch weiter auszudehnen. Pläne, Vorſchläge und Anerbietungen wegen künftiger Publikationen werden von der Leitung aus der Mitte der Schriftſteller gerne entgegengenommen. Die herauszugebenden Manuſkripte werden von zwei Recenſenten, darunter einem Fachmanne, geſchäftsordnungsgemäß und ſtatutenmäßig durchgeprüft. Auch hier kann jeder, welcher für die Sache Intereſſe hat, nur wünſchen, daß die Auswahl immer mit großer Umſicht getroffen werde. Nur das Gute trägt Früchte. Was dem Gegner keine Achtung abnöthigt, iſt auch kein Schutz für das gläubige Volk.

Digitized by Google

Vielleicht würde die St. Joſephs-Bruderſchaft auch dadurch vortreffliche Wirkungen ausüben, daß ſie ſchon vorhandene und gedruckte treffliche Werke katholiſcher Autoren in Maſſe erwirbt und ihren Mitgliedern darbietet. Dabei müßte allerdings die Produktion des neuen etwas zurücktreten. Würde dies ein Nachtheil ſein? Nein. Die Gediegenheit der durch die Bruderſchaft herzuſtellenden Werke wird nur gefördert werden, wenn in dieſer Weiſe für Schaffung und Prüfung, für Schriftſteller und Recenſent Zeit gewonnen wird. Dies gilt für die ascetiſche und religiöſe Literatur, wie für die apologetiſch geſchichtliche und unterhaltende. Manches Goldkorn liegt vor, das auf dieſe Weiſe zum Segen verbreitet werden könnte.

Der Gedanke, der die St. Joſephsbücherbruderſchaft ins Leben gerufen hat, iſt ein trefflicher. Die Organiſation befähigt dieſelbe, das ganz zeitgemäße Werk der Maſſenverbreitung guter, insbeſondere apologetiſcher Bücher zu erfüllen. Daß ſie zum Ausbau gelangt und dauernden Beſtand gewinnt, das wird abhängen von der zeitgemäßen Auswahl, der ſtrengen Kritik und der ſoliden Ausſtattung der herzuſtellenden Werke. Die Begründer ſelbſt haben ſich dieſes Ziel geſteckt. Möge ihr der Erfolg einer ſegensreichen Wirkſamkeit in wahrer chriſtlicher Volksbildung beſchieden ſein.

Freiburg, Br. Prof. Weber.

LXXXIV.

Die Regensburger Buchmalerei des 10. und 11. Jahrhunderts.[1])

Daß auf dem Gebiete der Kunſtgeſchichte noch ergebnißreiche Eroberungszüge möglich ſind, weiß Jeder, der der kunſtgeſchichtlichen Forſchung der letzten Decennien auch nur aus der Ferne folgte. Ein neues Stück Landes iſt für die Kunſtgeſchichte des Mittelalters durch das obige Werk Swarzenski's gewonnen, das ſich unter dem Eindrucke aufopfernden Fleißes, vielſeitigen Intereſſes, einer bis ins kleine Detail bewährten Sachkenntniß, mit der feſtlichen Zahl von 101 Illuſtrationen in die Literatur einführt. Der Dank hiefür in dieſen Zeilen iſt um ſo aufrichtiger gemeint, als ihn lokalpatriotiſche Regungen begleiten.

Swarzenski entrollt das Bild einer Kunſtthätigkeit zu Regensburg mit dem Hauptſitze in St. Emmeram, wovon bisheran eine zuſammenfaſſende und überſichtliche Darſtellung mangelte. Seine Ausführungen zeigen, daß die Kunſt der frühmittelalterlichen Buchmalerei mit dem erſten Aufſchwunge des ſpäteren Reichsſtiftes von St. Emmeram zuſammentrifft. Unter dem Einfluſſe der Einſiedler Kloſterreform, als deren Hauptförderer wir den hl. Wolfgang kennen, trennte dieſer

1) Studien zur Geſchichte der deutſchen Malerei des frühen Mittelalters von Georg Swarzenski. Mit 101 Lichtdrucken auf 35 Tafeln. Leipzig, Hierſemann 1901. Groß-4°. 228 S. (75 M.)

einſichtsvolle Oberhirte die biſchöfliche Kurie vom Kloſter, um dem letzteren die zu ſeiner Entwicklung nothwendige Freiheit zu geben, und ſetzte an die Spitze von St. Emmeram die edle Geſtalt des ſel. Ramwoldus.[1])

In die Zeit Wolfgangs und Ramwolds verlegt Swarzenski den Beginn des künſtleriſchen Schaffens der Regensburger Buchmaler. Unter der Regierung Heinrichs II. ſtand dieſes Schaffen in ſeiner höchſten Blüthe, ſank aber alsdann raſch wieder von ſeiner Höhe gegen die Mitte des 11. Jahrhunderts. Dieſer Epiſode in der Geſchichte der deutſchen Kunſt iſt das Werk Swarzenski's gewidmet. Und zwar begnügt er ſich darin nicht damit, den Leſer an das breite Strombett der allgemeinen und Culturgeſchichte zu führen, in dem auch jene kunſtgeſchichtliche Entwicklung verläuft. Er verleibt dem Werke manchen werthvollen Nebenertrag ſeiner gelehrten Forſchungsarbeit ein.

Auf den erſten Seiten ſeines Werkes ſieht ſich Swarzenski zu ein paar Bemerkungen kritiſch-polemiſcher Art veranlaßt, ſo in der Einleitung, wo er zwar der bahnbrechenden Arbeit Wilhelm Vöge's über „eine deutſche Malerſchule um die Wende des erſten Jahrtauſends in Deutſchland" (Trier 1891) völlige Gerechtigkeit widerfahren läßt, aber gegenüber ſeiner „Gruppirung" der einzelnen in Betracht kommenden Werke die Methode der „organiſchen Entwicklung" fordert. In gleich polemiſcher Weiſe wendet er ſich in dem erſten, „Regensburg und die Schreibſtube von St. Emmeram in karolingiſcher Zeit" überſchriebenen Abſchnitte gegen Janitſchek und Leitſchuh. Hier, wo er ſich mit der Karolingiſchen Kunſt im Allgemeinen befaßt, bemängelt er, daß man bisher kaum das Problem richtig

1) Die traditionelle Schreibweiſe des Namens in Regensburg iſt Ramvold. Sie wird unter anderm unterſtützt durch das Ramwoldsbild im Codex aureus und durch die noch vorhandene Inſchrift am Grabe des Seligen („Ramvoldus",.

geſtellt habe in Rückſicht auf die deutſche Kunſtentwicklung. Die Hauptfrage müſſe gerichtet ſein auf die Antheilnahme an der Karolingiſchen Renaiſſance. Die Geſchichtsſchreiber der Karolingiſchen Malerei insbeſondere haben das einheimiſche Material noch zu wenig benützt, die Karolingiſche Malſchule zu ſehr auf einen Ort (Metz) lokaliſirt und zu ausſchließlich um ein Werk (Ada-Handſchrift) gruppirt. Dieſe Schule, welche geradezu den Ausgangspunkt für die Geſchichte der deutſchen Malerei bilden müſſe, habe ſich noch während des 10. Jahrhunderts vom Moſelgebiete bis zur Bodenſeegegend erſtreckt.

Neben ihrer Schule weiſt Swarzenski auf eine andere hin, deren Entwicklung ſich unabhängig vom Weſten vollzieht, die dagegen in engſter Fühlung mit der Cultur des Inſelreiches ſteht. Ihre Hauptſitze ſind wahrſcheinlich Fulda und Würzburg. In der Sphäre dieſer Schule ſteht urſprünglich auch St. Emmeram in Regensburg. Die erſten künſtleriſchen Anſätze in Emmeramer Handſchriften ſind iriſcher, man würde beſſer ſagen merowingiſcher Art. In „iriſchem“ Stile ſind die in den Handſchriften der Frühzeit von St. Emmeram vorkommenden, aus Bandwerk und Thierleibern beſtehenden Initialen gehalten; den gleichen Charakter verrathen auch die wenigen eigentlichen Illuſtrationsproben der Zeit.

Das geiſtige Leben in St. Emmeram war damals noch wenig rege. Es ſtand ohne Zweifel zurück hinter Klöſtern wie Weſſobrunn und Benediktbeuern und Biſchofsſitzen wie Salzburg und Freiſing. Aber es ſteigerte ſich allmählich unter dem Einfluſſe von Biſchof Baturich und Ludwig dem Deutſchen und entfaltete ſich mehr und mehr unter Wolfgang und Ramwold.

Die Regierung des Reformabtes Ramwold leitet eine neue Epoche in der Geſchichte des Emmeramskloſters ein; ſie bedeutet eine Erneuerung des klöſterlichen, des literariſchen und des künſtleriſchen Lebens und Wirkens zumal.

Bekannt iſt, was an Bauten unter ihm geſchaffen wurde, wie er die Goldſchmiedekunſt förderte durch die Herſtellung eines Silberaltars, die Reſtauration des Einbandes am Codex aureus. Weniger bekannt dürfte ſein, daß für die früheren Zeiten auch ein koſtbares Goldgewebe an ſein Kunſtmäcenatenthum erinnerte, die ſogenannte Kunegundis-Dalmatik [1]). An ſeinen Namen knüpft ſich auch der Aufſchwung der Buchmalerei in Regensburg. Mit Fug und Recht wird hier an erſter Stelle genannt ſeine Reſtauration des berühmten Kleinodes von St. Emmeram, des Codex aureus (jetzt Münchener Staatsbibl. cod. lat. 14,000, cim. 55), jenes Werkes, deſſen

1) Ich finde darüber in der handſchriftlichen Hierosophia des Emmeramer Paters Jakob Paßler (— eine Notiz über dieſe werthvolle Arbeit gab ich in: Die neuentdeckte Confessio des heil. Emmeram zu Regensburg, Regensburg 1895, S. 2 —) die folgende Nachricht (p. 890): In aliquo mannscripto codice legi, quod b. Ramvoldus dalmaticam s. Kunegundis dictam auro parari fecerit atque historiam s. Emmerami intexere. Verba manuscripti sunt, ut sequitur:

Metra in Dalmatica quae dicitur s. Kunegundis:
Aurnus (!) hic textus Heimmrami continet actus
qui sua contemnens haec Norica regna petivit
dumque reos redimit sibimet tormenta pararit
nam Lantpertus ei conctos absciderat artus

Hoc opus abba Ramvoldus perpetravit in honore s. Heimmerami martyris christi constituitque coram legalibus testibus, ut si quis hoc inde subtraheret, reus esset in die judicii coram deo et omnibus sanctis ejus. Hocque perfecit piissima Damma Piletrudis pro remedio suae suorumque animae. amen. Es ſei hier die Bemerkung geſtattet, daß das „Obergewand“, welches Ramwold auf ſeinem Bilde im Codex aureus trägt, eine Dalmatik darſtellt. Dagegen iſt der über den Nacken gelegte Streifen, nicht wie Swarzenski (S. 32) meint, das Pallium, die Auszeichnung von Erzbiſchöfen und Biſchöfen, ſondern die Stola, welche im früheren Mittelalter über der Dalmatik getragen wurde. In ſeiner Beziehung zum Evangelienbuch (Codex aureus), das Ramwold in Händen hält, iſt er in der Gewandung des Diakons abgebildet.

leuchtender Glanz den Buchmalern Regensburgs für die nächſte Zeit die Wege weist, ja über die Buchmalerei hinaus, wie ich an anderer Stelle ausführen will, ſich auch in der monumentalen Malkunſt des Kloſters reflektirt.

Nach einer Auseinanderſetzung mit Jul. v. Schloſſer über die Provenienz des Textes geht Swarzenski auf die kunſtgeſchichtliche Behandlung des Codex ein. Die Reſtaurationsarbeit Ramwolds betraf — abgeſehen von der Einbanddecke — den ſtellenweiſe verblichenen Text, was bereits Coloman Sanftl erkannt hatte, aber auch die Bilder, welche eine theilweiſe Uebermalung erfuhren. Ganz neu hinzu gekommen iſt damals das ſeitdem am Anfang ſtehende Bild des ſel. Ramwold, „das erſte Denkmal der Regensburger Buchmalerei dieſer Epoche“ (S. 31). Eine peinliche Analyſirung dieſer Darſtellung bringt den Verfaſſer zur Ueberzeugung, daß zwei Künſtler Hand ans Werk gelegt hatten, eben die als Reſtauratoren genannten Mönche Aripo und Adalpert, und zwar denkt ſich Swarzenski die Arbeitstheilung auch auf das Figürliche des Bildes gehend, ſo daß ein Meiſter die Figur Ramwolds und der vier Tugenden herſtellte, der andere die Evangeliſten zeichnete.

Der gleichen Zeit und Richtung weist Swarzenski zu zwei Handſchriften mit lediglich ornamentalem Schmucke, das Wolfgangsſakramentar der Domkapitelſchen Bibliothek zu Verona (Cod. LXXXVII) und das in Gold geſchriebene Lektionar der gräfl. Schönborn'ſchen Bibliothek zu Pommersfelden. Für erſteres ſtützt er ſich auf die Angaben Delisle's und namentlich Ebner's. Der Regensburger Urſprung ſteht ihm außer Zweifel. Ja er will bereits eine Abhängigkeit des Sakramentars vom reſtaurirten Codex aureus wahrnehmen.

Die Würdigung der ornamentalen Eigenthümlichkeiten ſodann auf den beiden Zierſeiten des Pommersfelder Lektionars veranlaßt ihn, die Handſchrift im Gegenſatz zu Bethmann

und Lamprecht beſtimmt „als Leiſtung der Emmeramer Schreibſtube der Zeit Ramwolds“ anzuſprechen. Sicher ſtammt auch aus Regensburg das c. 990 entſtandene Regelbuch von Niedermünſter (jetzt Bamb. k. Bibl. Cod. Ed. II, 11). Zweifelhaſt ſei nur, ob es in Niedermünſter ſelbſt oder in St. Emmeram hergeſtellt wurde. In den bildlichen Darſtellungen glaubt Swarzenski bereits den Beſtand einer künſtleriſchen Tradition wahrzunehmen. In der That i. die Beziehung zum reſtaurirten Codex aureus unverkennbar. Das Bildblatt mit der Aebtiſſin Uta z. B. wirkt geradezu wie ein Ausſchnitt aus dem Ramwoldsbilde des vorhin genannten Werkes. Gewiſſe Theile desſelben gehen direkt auf die Dekorationsweiſe des Codex aureus zurück. In das letzte Viertel des 10. Jahrhunderts verlegt Swarzenski auch den Urſprung des erſten Theiles von Clm. 14 272 mit nur zwei Bildern, darunter die älteſte Darſtellung des heil. Emmeram. Doch läßt er die Möglichkeit offen, daß wir es hier mit einem Werk zu thun haben, das der Reſtauration des berühmten Evangelienbuches voranging.

Wenden wir uns nunmehr zur Blütheperiode der Regensburger Buchmalerei in jener Frühzeit, unter der Regierung Heinrichs II. Es ſind zunächſt drei Werke zur Betrachtung herangezogen, von denen zwei mit dem Namen Heinrichs II. ſelbſt ſich verknüpfen, nämlich das Sakramentar Heinrichs II. (Clm. 4456, cim. 60), „eines der koſtbarſten Werke des 11. Jahrhunderts“ und ein Evangelienbuch desſelben in der Vatikana (Cod. Vat. Ottob. Lat. 74), das dritte iſt das „wunderbare“ Evangeliar der Aebtiſſin Uta von Niedermünſter, „vielleicht das bedeutendſte Werk der abendländiſchen Kunſtmalerei ſeiner Zeit“ (Clm. 13601, cim. 54).

Das Sakramentar Heinrichs weiſt einen ungewöhnlich reichen Illuſtrationsſchmuck auf. Außer mehreren Zierblättern und ſymboliſchen Darſtellungen ſind namentlich hervorzuheben

die Darſtellung Heinrichs zwiſchen ſeinen zwei hochverehrten Patronen, Ulrich[1]) und Emmeram, darüber Chriſtus in der Mandorla, — ein Bild des theokratiſchen Regierungsideals; ferner Heinrich auf dem Throne[2]), der hl. Gregor als Redaktor des Sakramentars, die Kreuzigung, die Frauen am Grabe Chriſti. Sechs von den Bildern, darunter drei mit Figurendarſtellungen, ſind geradezu aus dem Codex aureus copirt. Indeß zeichnete unſeren Copiſten bereits ein viel ſelbſtändigerer künſtleriſcher Geſchmack aus, als er den Reſtauratoren jenes Originales zu eigen war. Und zwar offenbart ſich derſelbe ſowohl in dem beſſeren Farbengefühle, als auch in der freieren Wiedergabe des Figürlichen und Ornamentalen. Der Codex aureus war indeß nur ein Faktor, welcher den Künſtler unſerer Handſchrift ſtilbildend beeinflußte; ein anderer kam von Oſten, von Byzanz. Die Gründe, weshalb gerade in Regensburg die weſtliche Kunſt ſich mit byzantiniſchen Einflüſſen nördlich der Alpen zuerſt

---

1) Heinrich trug ſich mit der Abſicht, dem hl. Ulrich an Stelle der jetzigen St. Moritzkirche zu Augsburg eine eigene große Kirche zu bauen.

2) In dem Huldigungsbilde ſehe ich eine ebenſo genaue Wiedergabe des Textes, wie in dem vorausgehenden ſogen. Krönungsbilde. Lautet der Text:

Ecce triumphantis (nicht triumphatis) terrarum partibus orbis
Innumeeae gentes dominantia jussa gerentes
Muneribus multis venerantur culmen honoris,

ſo dürfen unter den huldigenden Frauengeſtalten weder vier Länder, noch vier „ungenannte Völker" (cf. innumerae gentes) verſtanden werden. Wohl aber lag es nahe, den Kaiſer als den Träger der Weltherrſchaft mit den „partes orbis terrarum" zu umgeben. Waren jener Zeit auch nur drei Erdtheile im heutigen Sinne bekannt, ſo bildeten doch Redensarten, wie quattuor partes terrae und ähnliche, geläufige in Schrift und alter Profanliteratur begründete Wendungen zur Bezeichnung des ganzen Erdkreiſes (cf. Apocal. 6, 8; 7, 1; Macrob., Comm. in somn. Scip. II, 5 ed. Eyssenh. p. 605).

vermählte, lagen in der politiſchen Bedeutung der Stadt, in den kirchlichen Beziehungen des Bisthums zu den öſtlichen Grenzgebieten und nicht zum mindeſten in der Rolle, welche Regensburg im Verkehrsweſen auf der Donau mit dem Oſten ſpielte. Nur das Bild der Kreuzigung blieb von dem byzantiniſchen Einfluſſe unberührt und offenbart noch das Ausklingen der älteren örtlichen Kunſtweiſe.

Die entwickelte Richtung der Regensburger Schule beginnt nun bereits in die Ferne zu wirken. Swarzenski ſchließt ſich der Annahme Beiſſels an von einer Abhängigkeit der Kunſtübung unter Bernward von Hildesheim von der Kunſtſtätte an der Donau.

War in dem Heinrichsſakramentar der Einfluß von Byzanz zu verſpüren, ſo trifft nicht das nämliche zu bei dem aus gleicher Zeit ſtammenden Utaevangeliar von Niedermünſter. Es weiſt neben dem allgemeinen Canon der Regensburger Schule auf eine Berührung mit dem Weſten, der Kunſtrichtung an der Moſel. Deshalb allein aber die Urheberſchaft dem Emmeramskloſter abſprechen wollen, geht nicht an. Es konnten recht wohl zwei Kunſtweiſen in derſelben Schreibſtube nebeneinander beſtehen. Daß aber St. Emmeram den lebhafteſten Antheil an der Herſtellung des Evangeliars genommen, iſt bei aller Anerkennung der geiſtigen Regſamkeit unter den Frauen von Niedermünſter vorauszuſetzen. Denn aus den wenigen illuſtrirten Seiten — es ſind im Ganzen zwölf, davon acht mit figürlichen Darſtellungen — redet ein ganzes theologiſches Syſtem, wenigſtens für jene Zeit, und es iſt wohl kaum anzunehmen, daß ihm die Frauen völlig ſelbſtändig jene präciſe Faſſung im Texte der Bildertituli gegeben haben. In den aufeinander folgenden Darſtellungen der Hand Gottes, der Aebtiſſin Uta vor der Mutter Gottes (Dedikationsbild), der Kreuzigung, des hl. Erhard am Altare kommen die großen Ideen der Schöpfung, Menſchwerdung, Erlöſung, des neuteſtament-

lichen Opfers und Prieſterthums zum Ausdruck, und mit Einem iſt in feinſinnigſter Weiſe darin Bezug genommen ſowohl auf die Patrone des Hauſes (Maria und Erhard), als auf die nächſte Beſtimmung des Buches (Kreuzigung und Meßopfer). Die vier übrigen Figurenbilder ſind den Evangeliſten gewidmet. Swarzenski verwendete auf eine allſeitige kunſtgeſchichtliche Würdigung gerade dieſes Codex die liebevollſte Sorgfalt und es iſt ganz unmöglich, all das, was ſeine gegründete Sachkenntniß und ſein geſchultes Auge daran entdeckten, in einem ſchlichten Referate zu reſumiren. Recht entbehrlich erſcheinen mir dagegen die kunſtphiloſophiſchen Reflexionen (S. 106 f.) über „die Kälte des verſtandesmäßigen Denkens“ und das „unmittelbare, innere Erfaſſen“ und die daran geknüpfte Frage, ob aus dem mittelalterlichen Geiſtesleben heraus ein Kunſtwerk überhaupt möglich war, wenn man erwägt, wie großartig das chriſtliche Mittelalter in redenden und bildenden Künſten producirte und wie viel ſelbſt noch die Werke der Renaiſſance, ſoweit ſie auf chriſtlicher Baſis ſtehen, dem Mittelalter ſchulden. Von einem „ſtolzen Gebäude der Scholaſtik“, wie es Swarzenski vorſchwebt, kann damals, am Beginne des 11. Jahrhunderts, weder im Allgemeinen noch für St. Emmeram die Rede ſein. Es waren dafür noch kaum die erſten Steine gebrochen. [1])

1) Nicht immer ganz zutreffend ſcheinen die allerdings oft ſchwer zu entziffernden tituli der Bilder geleſen zu ſein. Von Druckfehlern abgeſehen, bemerke ich zu S. 91: qui summe est, qui summe sapiens est etc.: dieſe Inſchrift iſt vollſtändig, ſofern Sein, Weisheit, Güte als Attribute auf Vater, Sohn und Geiſt zu beziehen ſind. S. 92 oben iſt zu leſen: divina prudentia est, quae non transit de cogitatione in cog. sed in cujus incorporeo intuitu etc. Die Umſchrift: His operum formas deus exemplaribus hornat iſt nach chriſtlich-platoniſcher Auffaſſungsweiſe ſo zu deuten, daß ſich das „exemplaria“ nicht nur auf die Cardinaltugenden, ſondern namentlich auch auf

In dem Evangelienbuch Heinrichs II. der Vatikana liegt ein einfacheres Erzeugniß der Regensburger Buchmalerei vor. Von den Evangeliſten enthält es nur drei, da an Stelle des hl. Johannes aus irgendwelchen Gründen das Bild des Kaiſers eingefügt wurde. Die ſtiliſtiſchen Merkmale der Bilder weiſen ganz nach St. Emmeram, in einigen wenigen Zügen auf das Heinrichsſakramentar, in zahlreichen auf den Utacodex. Nur der Gewandſtil weicht von dem des Utacodex merklich ab, eine Wahrnehmung, die ſich auch ſonſt an der bayeriſchen Provinzialſchule häufig machen läßt. Durch eine Reihe nunmehr weitzerſtreuter Erzeugniſſe der letzteren — es ſind Werke von Tegernſee, Freiſing, Allach u. ſ. w., auch Augsburg, Eichſtätt — führt uns der Verfaſſer raſcheren Schrittes, um bei zwei für die Entwicklungsgeſchichte der Buchmalerei wichtigeren Handſchriften zu verweilen. Die erſte iſt ein unvollſtändiges Evangeliar, das

---

Sein, Weisheit und Güte Gottes bezieht. „Formae“ hat dabei einen ſpecifiſch philoſophiſchen Sinn. S. 92 Col. 2 Anm.: Auf die Bedeutung der tituli Udalskalks wie überhaupt auf den kunſtgeſchichtlichen Werth zahlreicher Notizen in dem Catal. abbatum von Wittmer verſuchte ich bereits 1896 die Aufmerkſamkeit der Kunſtforſcher zu lenken in dem Aufſatze: Die Kirche der hhl. Ulrich und Afra zu Augsburg, Beitrag zu ihrer Geſchichte hauptſächlich während der rom. Kunſtperiode (Zeitſchrift d. hiſt. Ver. f. Schwaben u. Neuburg, 22. Jahrgg.). — S. 97 ff.: Es iſt vielleicht der Hinweis von Intereſſe, daß in dem Ciborium auf dem Altar vor St. Erhard die Abbildung eines bekannten Kleinods von St. Emmeram, der aedicula turrita (jetzt in der reichen Kapelle zu München), gegeben iſt. Einzelne Verbeſſerungen zur Erklärung des Erhardsbildes ließen ſich aus dem (im Buchhandel nicht erſchienenen) Aufſatze von G. Jacob, Das St. Erhardibild, den Wohlthätern des St Erhardihauſes als Andenken gewidmet (Regensburg, Puſtel, o. J.) beibringen. Ich hebe beſonders die richtige Leſung hervor:

Rectrix agnarum, Christus tecum loquor agnus,

welche durch die correſpondirende Wendung des Agnus dei und der Aebtiſſin trefflich illuſtrirt wird.

aus Salzburg nach München kam (Clm. 15713, cim. 179)
Es enthält zahlreiche „Textilluſtrationen“, von denen einzelne ihre ikonographiſche Beziehung zu byzantiniſchen Vorlagen an der Stirne tragen, andere für jene Zeit und im Allgemeinen eine ſinguläre Stellung einnehmen.[1]) Die zweite dieſer Handſchriften, gleichfalls Evangeliar, gehört St. Peter zu Salzburg an, wofür ſie bereits urſprünglich beſtimmt war. Sie ſtimmt weſentlich mit der vorhin genannten überein in Art und Zahl der Bilder. Doch ſteht ihr Meiſter Bertolt künſtleriſch nicht auf der Höhe des Originals.[1])

Ueberhaupt glitt die von St. Emmeram aus beherrſchte Malſchule von der nur kurze Zeit behaupteten Höhe künſtleriſchen Schaffens raſch herab Der Grund hiefür liegt nicht zum geringſten Theile in einer geiſtigen Stimmung der Zeit, die ſich bereits vor der Mitte des 11. Jahrhunderts verbreitet. Im Schooße der Einſiedler Reform, deren Hort die Abtei von St. Emmeram ſeit Ramwolds Tagen bildete, entſtand eine Partei von überſtrenger, völlig antihumaniſtiſcher Tendenz. Schon Arnold von Vohburg iſt von ihrem Geiſte angehaucht, aber ganz von ihm durchdrungen zeigt ſich der bekanntere Otloh. Er erklärt allem Weltſinne bis zu dem Grade den Krieg, daß er auch die weltlichen Wiſſenszweige, die artes liberales, aus den Heimſtätten der Weltentſagung ausgeſchloſſen wünſcht. So iſt es in der That „kein Zufall, daß in keiner Handſchrift ſeiner Hand auch nur ein künſtleriſch ausgeſtatteter Zierbuchſtabe ſich befindet“ (S. 173). Dieſe rigoroſe Auffaſſung des Kloſterberufs war nicht allgemein, aber ſie bemächtigte ſich vieler und nicht ſelten der tüchtigſten Vertreter des Mönchsſtandes in jener Zeit.

1) In dem merkwürdigen Bilde der Herabkunft des hl. Geiſtes wird ſelbſtverſtändlich der hl. Paulus vergebens geſucht (vgl. S. 144), ebenſo in dem Himmelfahrtsbilde des Perikopenbuches von St. Peter (S. 160). In dem Pfingſtbilde des letzteren iſt der als Paulus angeſprochene Apoſtel offenbar Johannes.

Swarzenski will die Spuren dieſes Rigorismus bereits dem künſtleriſchen Schaffen ſeit der Mitte des 11. Jahrhunderts ganz im Allgemeinen anmerken. Als Zeugen hiefür gelten ihm ſpeziell die bekannten Portalſkulpturen von St. Emmeram aus der Regierungszeit des Abtes Reginward (1049—1061). Ich kann mich dieſer Anſchauung, was beſonders St. Emmeram unter der Regierung Reginwards betrifft, nicht anſchließen. Der Geiſt Otlohs war nicht der allgemein herrſchende in der Abtei. Wie ihm auf wiſſenſchaftlichem Gebiete Wilhelm von Hirſchau das Gleichgewicht hielt, ſo ſcheint mir das Nämliche auf dem der Kunſt der Abt des Kloſters gethan zu haben. Den Aufbau des mächtigen weſtlichen Querſchiffs der Kirche in Verbindung mit dem Weſtchor, der herrlichen Krypta, dem ſkulpturengezierten Nordportale und der Vorhalle, mag ſeine Geſchichte auch durch noch ſo viele Räthſel verdunkelt ſein, kann ich mir nicht anders, als aus einem äſthetiſchen Bedürfniſſe, aus einer auch in der Zeit Reginwards noch ungetrübt fortwirkenden Kunſt- und Schaffensfreude erklären. Und ſo möchte ich in den genannten Figuren des Portals, für welche allerdings lokale Vergleichsobjekte aus der Zeit Reginwards mangeln, nicht die Zeugen einer künſtleriſch. verkümmernden Zeitrichtung, ſondern die höchſten Leiſtungen ſehen, zu denen ſich ein bisher noch ungeübtes Können emporſchwang.

Uebrigens war es nicht ein übertriebener Rigorismus allein, welcher Luſt und Liebe zu künſtleriſchen Leiſtungen hemmte; in noch höherem Maße ſtörte die Kunſtentwicklung im weiteren Verlaufe des 11. Jahrhunderts der unſelige kirchenpolitiſche Streit. So kommt es, daß aus der Spätzeit des Jahrhunderts nur mehr ein Werk von Bedeutung die Erinnerung an die Schule von St. Emmeram aufrecht erhält, das Evangelienbuch Heinrichs IV. in der Domkapitel'ſchen Bibliothek zu Krakau (Cod. 208). Es entſtand ungefähr um 1090 und bildet gleichſam das letzte Aufflackern

der Kunſtbeſtrebungen jener Schule vor ihrem gänzlichen Erlöſchen. —

Die Art der vorliegenden Arbeit, welche ſich faſt ausſchließlich auf liturgiſche Bücher ſtützt, gebot dem Verfaſſer enge Fühlung mit der Liturgiegeſchichte zu halten. A. Ebners Iter Italicum leiſtete ihm hiebei nicht unweſentliche Dienſte. Mit Nebenergebniſſen ſeiner Studien für das liturgiſche Gebiet beſchließt der Verfaſſer in dankenswerther Weiſe ſein ebenſo gründliches und gelehrtes, als klar und überzeugend geſchriebenes Werk. Daß es für das behandelte Thema von grundlegender Bedeutung iſt und bleiben wird, ſteht außer Zweifel. Möge es dem Verfaſſer gegönnt ſein, zu dem vorliegenden Bande weitere zu fügen und ſo, wie er es in Ausſicht ſtellt, „Denkmäler der ſüddeutſchen Malerei des frühen Mittelalters“ aufzurichten!

Regensburg. J. A. Endres.

LXXXV.

Das neueſte Quellenwerk zur Geſchichte des Concils von Trient.[1]

Bei der außerordentlichen Wichtigkeit und Bedeutung, welche den Beſchlüſſen des Trienter Kirchenrathes nicht bloß für ihre Zeit, ſondern für die kirchliche Lehre, Verwaltung

1) Concilium Tridentinum. Diariorum, Actorum, Epistularum, Tractatuum Nova Collectio. Edidit Societas Goerresiana promovendis inter Germanos Catholicos litterarum studiis. Tomus primus. Diariorum pars prima: Herculis Severoli Commentarius Angeli Massarelli Diaria I—IV. Collegit, edidit, illustravit Sebastianus Merkle. In 4° CXXXII et 932 pp. M. 69 = Fr. 75; solide et eleganter religatum M. 66.40 = Fr. 83. Friburgi Brisg. B. Herder.

und Zucht auch aller folgenden Jahrhunderte bis herab auf die Gegenwart eignet, iſt es für den erſten Augenblick ebenſo zu verwundern wie zu bedauern, daß bis auf den heutigen Tag eine den berechtigten wiſſenſchaftlichen Anforderungen genügende Geſchichte desſelben noch nicht vorhanden iſt. Zwar hat es an Bearbeitungen nicht gefehlt; es ſei, um nur die bekannteſten zu nennen, an die Darſtellungen des Serviten Paolo Sarpi und des Jeſuiten Sforza Pallavicini erinnert. Allein nach dem übereinſtimmenden Urtheil der berufenſten katholiſchen wie proteſtantiſchen Gelehrten kann auf den Ruhm eines unbefangenen, objektiven Hiſtorikers Sarpi ſowenig wie Pallavicini Anſpruch erheben; allzuſehr ließ der venetianiſche Servit ſeiner Abneigung wider den hl. Stuhl die Zügel ſchießen, allzuſehr ließ er ſich zu gehäſſigen Beſchuldigungen und Anklagen fortreißen, als daß man von ihm ſagen könnte, er habe sine ira et studio geſchrieben. Umgekehrt obwaltet bei Pallavicini nicht ſo ſehr das Beſtreben, durch ſchlichte, vorurtheilsloſe Schilderung des wirklichen Sachverhalts die ſiegreiche, unüberwindliche Kraft der Wahrheit für ſich ſelbſt ſprechen zu laſſen, als vielmehr den Gegner der Unwahrheit zu überführen und ſeinen Anſchwärzungen gegenüber alles weiß zu waſchen, alles ſchön zu färben, alles in Schutz zu nehmen, ſo daß mit Recht geſagt werden konnte, ſein Werk verdiene nicht überſchrieben zu werden: „Geſchichte des Concils von Trient“, ſondern: „Apologie der römiſchen Kirche und Widerlegung der Verleumdungen Sarpi's, wobei nebenbei eine Geſchichte des Tridentinums gegeben wird.“

Doch abgeſehen von der augenſcheinlichen Parteilichkeit, mit der dieſe beiden Männer zu Werke gegangen, können ihre Schilderungen ſchon deshalb kein getreues Bild von dem Verlaufe der großen Kirchenverſammlung geben, weil ihnen das Quellenmaterial auch nicht einmal in annähernder Vollſtändigkeit, ſondern nur zu einem größern oder geringeren Theile vorlag. Das geſammte Aktenmaterial ſtand und

ſteht bis jetzt überhaupt noch nicht zur Verfügung, es konnte daher eine auch nur einigermaßen befriedigende Geſchichte der Trienter Synode nicht geliefert werden. Noch Hefele, der gefeierte Geſchichtsſchreiber der Concilien, hatte die raſtloſe Feder gerade da bei Seite gelegt, wo es gegolten hätte, das Tridentinum in Angriff zu nehmen, und er hatte dies nicht ſo faſt mit Rückſicht auf ſein hohes Alter und die ſchwere Bürde des Epiſkopates gethan, als hauptſächlich aus dem Grunde, weil die vom Concilsſekretär Maſſarelli verfaßten Concilsakten noch nicht herausgegeben waren, ohne welche ſeine Arbeit vergeblich geweſen wäre. Wohl erſchien noch im ſelben Jahre die Ausgabe von Theiner; doch auch ſie entſprach den gehegten Erwartungen nicht, da ſie nicht immer auf die Originalhandſchriften zurückgeht und willkürliche Auslaſſungen enthält Und nicht bloß die eigentlichen Concilsakten, auch andere Urkunden und Quellen, wie die Depeſchen der Legaten an den hl. Stuhl, die katholiſchen Mächte, einflußreiche Politiker und Perſönlichkeiten, die Briefe der Concilsväter, theologiſche und canoniſtiſche Abhandlungen und Gutachten müſſen vom Geſchichtsſchreiber, wenn er einen genauen Einblick in das vielverſchlungene Getriebe jener Tage gewinnen und die verwickelten Fäden der ſich gegenſeitig kreuzenden kirchlichen und politiſchen Intereſſen und Beſtrebungen entwirren will, eingehend durchforſcht und gewürdigt werden. Alle dieſe Materialien ſchlummern aber zum allergrößten Theile noch immer im kühlen Halbdunkel der verſchiedenſten Archive und Bibliotheken, und erſt wenn ſie erſchloſſen und kritiſch geſichtet ſind, kann zu einer zuſammenfaſſenden Darſtellung des bedeutungsvollſten aller abendländiſchen Concilien geſchritten werden. Nun hatte Sarpi lediglich die Schriftſtücke zur Hand, die ihm zu Venedig ſei es von Seiten der Signorie, ſei es auf Grund ausgebreiteter Verbindung überlaſſen waren, kannte aber die römiſchen überhaupt nicht; auch Pallavicini, der die römiſchen Schätze benützen konnte,

vermochte nicht aus dem Vollen zu ſchöpfen, weil eben die römiſchen Materialien doch nur einen Theil des geſammten Materials bilden, und ſelbſt ſie durfte er nur in beſchränkter Weiſe und nur unter der Bedingung gebrauchen, daß ſein Werk der ſorgfältigſten Cenſur und Reviſion unterzogen werde. Nicht beſſer erging es dem wackeren Fortſetzer des Baronius, Orderich Raynald; anderen wurde der Zugang zum päpſtlichen Archiv überhaupt verweigert, und noch Pius IX. verbot dem Oratorianer Theiner die Drucklegung der tridentiniſchen Akten, die dann letzterer gleichwohl heimlich zu beſorgen wußte.

Doch wäre es unbillig, die Schuld an der Verſchließung der vatikaniſchen Quellen einſeitig dem hl. Stuhle in die Schuhe zu ſchieben. Hatte doch ſchon der Cardinal Cervino, einer der Präſidenten, die Drucklegung der Concilsakten beabſichtigt, noch heute tragen die im vatikaniſchen Archive aufbewahrten Concilsbände den Vermerk: Imprimenda. Allein die gehäſſige Art und Weiſe, mit der ſich die Gegner, namentlich die Magdeburger Centuriatoren, über die Verhandlungen und Beſchlüſſe der Synode hergemacht hatten, ſchreckte den hl. Stuhl von der Veröffentlichung ab, um nicht noch mehr Gelegenheit zu Verdrehungen und Entſtellungen zu bieten. Und haben denn auch nicht die weltlichen Regierungen ſehr lange Zeit hindurch ihre Archive hermetiſch verſperrt gehalten? Man hätte überdies erwarten mögen, die Forſcher hätten ſich, wenn ihnen ſchon die vatikaniſchen Dokumente entzogen blieben, mit um ſo lebhafterem Eifer durch gründliche Ausbeutung des beträchtlichen, in den ſonſtigen Archiven aufgeſpeicherten und leichter zugänglichen Materials ſchadlos zu halten geſucht. Doch nicht einmal dies geſchah; man begnügte ſich, die pikanteren Partien auszuwählen und in den Druck zu befördern, und erweckte dadurch die Vermuthung, das vatikaniſche Material enthalte noch viel ſchlimmere Dinge und dies ſei der wahre Grund, warum es der wiſſenſchaftlichen Benützung vorent=

halten bleibe, wie denn von jeher gerade wichtigthuende Geheimnißkrämerei, weit entfernt den Argwohn zum Schweigen zu bringen, denſelben erſt recht wachgerufen und entfacht hat. Auf ewig wird es daher eine der herrlichſten und köſtlichſten Zierden im unverwelklichen Ruhmeskranze Leo's XIII bilden, daß er weitblickend und hochſinnig genug war, das vatikaniſche Archiv zu öffnen und der allgemeinen und uneingeſchränkten Benützung freizugeben, wohl wiſſend, daß die Kirche nichts mehr zu ſcheuen habe, als Unkenntniß und Dunkelheit, und nichts mehr zu erſehnen, als die fluthenden Lichtwellen des ſtrahlenden Sonnenlichtes und den hellen Tag ungeſchminkter geſchichtlicher Wahrheit.

Mit der Erſchließung des vatikaniſchen Geheimarchivs war nun auch der Weg zu den tridentiniſchen Beſtänden desſelben gebahnt, die die ſtattliche Zahl von nicht weniger denn 151 Bänden umfaſſen, die Papiere nicht eingerechnet, die ſich in der vatikaniſchen Bibliothek und in der vom heil. Stuhl jüngſt angekauften Borgheſiana finden. Auf's freudigſte begrüßen wir es, daß ſich die Görres-Geſellſchaft die Gelegenheit nicht entgehen ließ, der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft durch Veröffentlichung der tridentiniſchen Concilsquellen unvergängliche Dienſte zu leiſten. Sie hat damit eine Aufgabe übernommen, die ſo recht in den Rahmen der hehren Ziele fällt, die ſie ſich geſteckt, und nicht minder den Intentionen ihrer Mitglieder und Gönner gerecht wird, eine Aufgabe, wie ſie ihr ſchöner und würdiger fürwahr nicht hätte zufallen können. Freilich iſt das Unternehmen, das ſie begonnen, ein weitausſchauendes und großangelegtes, das ſie auf viele Jahre hinaus in Athem halten und hohe Anforderungen an ihre Opferwilligkeit und Leiſtungsfähigkeit ſtellen wird: aber indem ſie vor keinen Bedenken zurückſchrack, legte ſie Zeugniß ab, daß ſich in ihr noch der friſche, kühne Wagemuth der begeiſterten Jugend regt, vereint mit der entſchloſſenen Thatkraft des gereiſten erfahrenen, zielbewußten Mannes.

Der inzwiſchen erſchienene erſte Band des monumentalen Quellenwerkes rechtfertigt vollkommen alle Erwartungen. Wie wir aus ihm erſehen, hat die Geſchäftsleitung den gewaltigen Stoff in vier Abtheilungen ausgeſchieden, deren faſt jede mehrere Bände umfaſſen ſoll. Die erſte Abtheilung, aus drei, den drei Concilsperioden entſprechenden Bänden beſtehend, enthält die Diarien; die zweite, die Bände IV—IX ausfüllend, bringt die Akten im engeren Sinne: die dritte umſchließt die im X. und den folgenden Bänden erſcheinenden Briefe, während die vierte, auf nur einen Band veranſchlagte Abtheilung den Abhandlungen gewidmet iſt. Da ſchon ſeit dem Jahre 1894 an dem Geſammtwerke unabläſſig gearbeitet wird, ſo iſt es bereits ſoweit gediehen, daß nunmehr jedes Jahr ein Band ausgegeben werden kann.

Den Reigen eröffnet die Serie der Tagebücher, die der nunmehrige Würzburger Kirchenhiſtoriker Prof. Dr. Sebaſtian Merkle übernommen hat. Er hat als Stipendiat der Görres-Geſellſchaft Jahre unverdroſſenen Fleißes an ſein Werk gewendet und den jetzt vorliegenden tom. I, einen behäbigen Quartband von nicht weniger als CXXXII + 932, alſo 1064 Seiten, in geradezu muſtergiltiger Weiſe bearbeitet. An erſter Stelle (p. 1—147) ſteht der bisher größten Theils unbekannte Commentar Severoli's, der vom 11. Dezember 1545 — 16. Januar 1548 reicht; daran ſchließen ſich die vier, die erſte Concilsperiode behandelnden Diarien des Generalſekretärs Maſſarelli, wovon das erſte (p. 149—404) die Zeit vom 22. Februar 1545 – 1. Februar 1546, das zweite (p. 405 — 466) die der Eröffnung des Concils vorangehenden Verhandlungen und die Zeit vom 6. Febr. 1545 bis 11. März 1547, das dritte (p. 467—626) die Tage vom 18. Dez. 1545 — 11. März 1547, endlich das vierte (p. 627 bis 873) die Bologneſer Concilsperiode (vom 12. März 1547 bis 10. November 1549 umſpannt. Ein äußerſt ſorgfältig gefertigtes, reichhaltiges Namens- und Sachverzeichniß (p. 875 bis 927), endlich eine phototypiſche Karte der Stadt Trient

zur Zeit ihres höchſten Glanzes, des Concils, bildet den Schluß. Die Prolegomena, in fließendem, tadelloſem Latein geſchrieben, wie überhaupt alles, was an erläuterdem Text und Anmerkungen aus der Feder des Herausgebers rührt, behandeln die ſogen. Einleitungsfragen: ſie beleuchten die unerläßliche Nothwendigkeit einer ſorgfältigen, möglichſt auf die Originalhandſchriften zurückgehenden Publikation des weitſchichtigen Materials, zählen die Orte, Archive und Bibliotheken auf, in welchen dasſelbe zerſtreut iſt, und beſchäftigen ſich auf's eingehendſte mit dem Leben und ſchriftlichen Nachlaß Severoli's und Maſſarellis, deren Diarien im Folgenden geboten werden.

Daß den Diarien auch neben den eigentlichen Concilsakten größte Bedeutung zukommt, bedarf keines weiteren Nachweiſes. Denn bei dem officiellen Charakter, den die letzteren tragen, ſpiegeln ſie zunächſt die Auffaſſung der Curie, ihrer Vertreter und Anhänger ab, geben alſo zunächſt doch nur dasjenige Bild von der Synode, welches man an höchſter Stelle davon entworfen und verbreitet wiſſen wollte; dagegen waren die Tagebücher für den Privatgebrauch der Verfaſſer beſtimmt und daher an keinerlei Rückſichten gebunden, liefern uns daher ein bis ins Kleinſte getreues, unmittelbares und farbenprächtiges Gemälde all der Perſonen, die in den kunſtreichen Mechanismus des Concils eingriffen, der Ereigniſſe und Auftritte, die ſtattfanden, der größeren und kleineren Streitigkeiten, Meinungsverſchiedenheiten, Umtriebe und Winkelzüge, wie ſie bald von dieſer, bald von jener Seite angezettelt wurden, und ſetzen uns ſo in den Stand, die officielle Darſtellung bis ins Einzelne genau zu unterſuchen und zu überprüfen. Ein ganz beſonderes Verdienſt hat ſich Prof. Merkle erworben, indem es ihm gelang, den Commentar des Herkules Severoli, der von Döllinger nur zum geringſten Theil veröffentlicht worden war, ſeinem vollen Umfange nach und zwar auf Grund der Originalſchrift herauszugeben und ſeinem wahren

Verfaſſer zuzuweiſen, während man ihn bisher zuweilen dem Concilsſekretär Maſſarelli beilegen zu müſſen geglaubt hatte. Dieſe Aufzeichnungen ſind aber für uns deshalb von unſchätzbarem Werthe, weil Severoli, am 4. Jan. 1546 vom Concil zum Promotor ernannt, der vertraute Günſtling der päpſtlichen Legaten, den Sitzungen ſchon von allem Anfang an beiwohnte und für die Zeit vom 11. Dezember 1545 bis 1. April 1546 unſere einzige Originalquelle bildet. Denn erſt von jenem Tage an nahm auch Maſſarelli an den Sitzungen theil, erſt von da an berichtet er als Augenzeuge; was er über die vorausgegangenen erſten vier Concilsmonate meldet, beruht nicht auf ſeiner eigenen Wahrnehmung, ſondern iſt nur ein von ihm ſelbſt gefertigter kurzer, trockener Auszug aus dem Commentar Severoli's. Aber auch für die ſpätere Zeit vom 1. Apr. 1546 — 16. Jan. 1548 iſt letzterer höchſt wichtig, da er eine fortwährende Controle der Diarien Maſſarelli's und umgekehrt ſeiner ſelbſt durch dieſe ermöglicht.

Mit derſelben peinlichen, überall die gründliche philologiſche Schulung bekundenden Akribie, wie er ſie dem Commentar Severoli's widmet, behandelt Merkle die Tagebücher Maſſarelli's. Waren bisher nur die zwei von Döllinger veröffentlichten Diarien desſelben bekannt geweſen, ſo iſt Merkle in der glücklichen Lage, noch fünf weitere, alſo im Ganzen ſieben, das Concil in ſeinem vollen Verlauf und in allen ſeinen wichtigeren Phaſen ſchildernde Diarien des ſchreibſeligen Maſſarelli bieten zu können. Mit welcher Gewiſſenhaftigkeit der Herausgeber verfahren iſt, beweiſt wohl am beſten der Umſtand, daß er ſich eine beſchwerliche Reiſe nach Spanien nicht verdrießen ließ, um die Originalhandſchrift von Maſſarelli's erſtem Tagebuch aufzuſpüren, was leider nicht gelang; wohl aber liegt das zweite, dritte und vierte in der Urſchrift vor. Die tiefdringenden Unterſuchungen, welchen er die Aufzeichnungen Severoli's und Maſſarelli's unterzieht, geben ihm häufig Gelegenheit, die

Ergebniſſe früherer Forſcher, wie eines Döllinger und Theiner, namentlich aber die gewagten und willkürlichen Aufſtellungen Druffel's, der das Gras wachſen hörte, aber über die nächſtliegenden Erwägungen ſtolperte, zu berichtigen, ſo daß man ruhig ſagen darf, Merkle habe die Forſchung auf dem von ihm bebauten Felde in ein neues Stadium geführt.

Auch mit ſeinen Editionsprincipien können wir uns durchaus einverſtanden erklären. Zwar wird es vielleicht nicht an Stimmen fehlen, welche die peinliche Wiedergabe der Vorlage bis auf jede, wenngleich inhaltlich belangloſe Silbe oder Correktur bei einem dem 16. Jahrhundert angehörenden, ſprachlich keineswegs intereſſanten Texte für übertrieben und ſklaviſch erklären und es tadeln werden, daß nicht die von Döllinger ſchon publicirten Diarien, ſowie verſchiedene andere, ſachlich gleichgiltige und unnöthige Dinge, wie die Aufzählung der bei einem Gaſtmahle aufgetragenen Gerichte, die Berichte über das Wetter, über die Spaziergänge der Legaten, die Beſuche, welche ſie empfingen und dergl., geſtrichen worden ſeien. Allein man kann, wie der Herausgeber mit Recht bemerkt, des Guten nicht leicht zu viel thun. Der genaue Abdruck des überlieferten Textes erweckt im Leſer die beruhigende Ueberzeugung, daß er ſich auf feſtem, ſicherem Boden befindet; ſodann gehen die Urtheile darüber, was wichtig, was unwichtig iſt, je nach dem Geſichtspunkte, den jemand einnimmt, weit auseinander, und nachdem ſich die Görres-Geſellſchaft nun einmal zur Herausgabe der Concilsquellen entſchloſſen hat, war es ohne Zweifel das Beſte, möglichſte Vollſtändigkeit anzuſtreben und nicht etwa durch mancherlei Auslaſſungen im Benützer die Vermuthung zu erwecken, es ſeien am Ende doch erhebliche Stellen unterdrückt worden.

Auf den Inhalt der Diarien einzugehen, iſt, ſo verlockend es wäre, hier nicht der Platz; wir möchten nur hervorheben, daß derſelbe keineswegs nur für den Kirchenhiſtoriker Intereſſe bietet, ſondern namentlich auch dem Cultur-

iſtoriker die reichſte und dankbarſte Ausbeute verſpricht. So merkt z. B. Maſſarelli zum 5. April 1545, dem heil. Oſterfeſte, an, der Cardinal von Trient habe beim Hochamte nicht, wie es ſonſt üblich, am Ende, ſondern nach alter Sitte der deutſchen Biſchöfe gleich nach dem Pater noster und vor dem Agnus Dei den Segen gegeben; ferner ſei es in dieſem Feſte Gepflogenheit bei den Deutſchen, beſonders in den Fürſtenhöfen, während des Auftragens der erſten Speiſen mit lauter Stimme deutſch zu ſingen: Chriſt iſt erſtanden; und auch in der deutſchen Kirche St. Peter hätten bei der deutſchen Predigt alle Anweſenden, Männer und Frauen, in deutſcher Sprache geſungen: „Chriſt iſt erſtanden, Alleluja, dies iſt der Tag, den der Herr gemacht hat, laſſet uns frohlocken und jubeln an ihm," was ihm, Maſſarelli, ſehr ſonderbar vorgekommen ſei (p. 169 ff.). Ein andermal berichtet er von einem Tänzchen, das er außerhalb der Stadt mit den Schönen gemacht (p. 208); dann wieder ſpricht er von der Verehrung, welche dem heil., 100 Jahre zuvor von Juden gemarterten 6—7jährigen Knäbchen Simon zu Trient, wo ſein Leib aufbewahrt werde, am Feſte der unſchuldigen Kinder erwieſen werde (p. 361); u. dgl. m.

Führt demnach dieſer erſte Band das neueſte Monumentalwerk der Görres-Geſellſchaft in der vortheilhafteſten Weiſe ein, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß ſich ihm auch die folgenden Bände, die den bewährten Händen des hochverdienten Vorſtandes des römiſchen Inſtituts, Monſignore Dr. Ehſes, ſowie des Herrn Dr. Buſchbell anvertraut ſind, würdig an die Seite reihen würden. Damit hat die Görres-Geſellſchaft ein Werk geſchaffen, auf das nicht blos ſie ſelbſt mit Fug und Recht ſtolz ſein darf, ſondern das auch der katholiſchen, der deutſchen Wiſſenſchaft zum Ruhme gereicht.

Schnitzer.

LXXXVI.

Belſer's Einleitung in das Neue Teſtament.

Ueber einen Mangel an neuteſtamentlichen Einleitungswerken kann auf katholiſcher Seite jedenfalls nicht geklagt werden Zu den älteren, aber noch nicht veralteten katholiſchen Werken geſellte ſich 1897 die Einleitung in das Neue Teſtament von Prof. Trenkle in Freiburg, 1898 die von Alois Schäfer in Breslau. Der Beginn des neuen Jahrhunderts ſchenkt uns ein neues, groß angelegtes Werk aus der Hand des rühmlichſt bekannten Tübinger Exegeten Prof. Belſer.[1]) Schon ſeit 10 Jahren hat derſelbe ſowohl in zahlreichen und längeren Aufſätzen in der Tübinger theologiſchen Quartalſchrift als auch in ſeparat erſchienenen Schriften[2]) zu den wichtigſten Problemen der neuteſtamentlichen Einleitungswiſſenſchaft und Exegeſe Stellung genommen. Er iſt ſomit in der glücklichen Lage, auf frühere ausführliche Darlegungen verweiſen zu können. Von ſeinem raſtloſen Weiterforſchen aber, wie auch von ſeiner wiſſenſchaftlichen Ehrlichkeit zeugt der Umſtand, daß er wiederholt ſchon frühere Anſichten theils modificirt, theils unumwunden aufgegeben hat. Vorliegende Einleitung gibt er heraus nicht

---

1) Einleitung in das Neue Teſtament von Dr. Johannes Belſer, ord. Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Tübingen. Freiburg, Herder 1901. VIII u. 852 S. (Mk. 12. –, geb in Halbfranz Mk. 14,60.)

2) Die Selbſtvertheidigung des heil. Paulus im Galaterbriefe (1, 11—2, 21). 1896 (Bibliſche Studien I, 3). — Beiträge zur Erklärung der Apoſtelgeſchichte auf Grund der Lesarten des Codex D und ſeiner Genoſſen geliefert. 1897.

im Beſtreben, „die Arbeiten ſeiner Vorgänger auf dem Gebiete der neuteſtamentlichen Einleitung zu überbieten", auch nicht im Bewußtſein, „eine jene Bücher weit überragende Leiſtung aufweiſen zu können", vielmehr in der Ueberzeugung, daß „den bisherigen Einleitungswerken trotz ihrer relativen Vorzüge doch etwas fehlt, was wir gerade in unſeren Verhältniſſen nicht entbehren können" (Vorwort). Dieſes „Etwas" zu ergründen wird dem aufmerkſamen Leſer überlaſſen.

Den Stoff theilt Belſer anders ein als die neueſten Iſagogiker, Trenkle und Schäfer auf katholiſcher, Theodor Zahn auf evangeliſcher Seite. Während dieſe nämlich mit Abſehen von der Reihenfolge des Canons ſtreng hiſtoriſch verfahren und mit dem ihrer Anſicht nach älteſten Schriftſtück der neuteſtamentlichen Literatur beginnen, wählt Belſer im Anſchluß an den ſeligen Aberle und die in der katholiſchen Tübinger Schule üblich gewordene Behandlungsweiſe einen Compromiß zwiſchen der hiſtoriſchen und der canoniſchen Reihenfolge. Im allgemeinen wird der Anordnung des Canons gefolgt, dabei werden aber die Schriften desſelben Verfaſſers zuſammengeſtellt, das Neue Teſtament wird in einer Anzahl von Gruppen vorgeführt, und innerhalb der einzelnen, je mehrere Schriften umfaſſenden Gruppen die hiſtoriſche Methode in Anwendung gebracht. Vorausgehen Erörterungen allgemeiner Art und in einem zweiten Theile werden das neuteſtamentliche Canon und die Apokryphen behandelt. In der äußeren Ausſtattung erinnert das Buch mit ſeinen lateiniſchen Typen und ſeinem Unterſchied von Groß- und Kleindruck am meiſten an die Einleitung von Zahn, nur daß der Druck bei Belſer viel markanter und gefälliger iſt.

Aus dem reichen Inhalte ſei hier auf einige Punkte hingewieſen. Bei Datirung des Matthäus- und Markus-Evangeliums wird vom Irenäuszeugniß principiell ganz abgeſehen (S. 78), die Abfaſſung des Matthäus-Evangeliums in die Jahre 41/42, der Markusſchrift um 44, des Lukas-Evangeliums 61/62, der Apoſtelgeſchichte auf 68 verlegt. In der ſchwierigen Frage nach dem Tage des letzten Abendmahles hat ſich Belſer in letzter Stunde in einem Nachtrage für den 14. Niſan erklärt, nachdem er früher die ſogen. Anticipationstheorie vertheidigt,

S. 814 ff. aber die Frage in suspenso gelaſſen hatte. In Sachen der Blaß'ſchen Hypotheſe betreffs des β-Textes der Apoſtelgeſchichte ſieht er ſich „nicht veranlaßt, auch nur ein Jota von ſeinen bezüglichen Ausführungen zurückzunehmen oder abzuändern" (S. 217), und er formulirt S. 229 f. ſeine Anſicht dahin: „Die Sonderlesarten des Codex D und ſeiner Trabanten ſind, ſoweit es ſich nicht um Schreibverſehen handelt, lukaniſches Gut ebenſo wie der α-Text." Gal. 2, 1—10 iſt nicht mit A.-G. 15, 1 ff., ſondern mit 10, 30 bezw. 12, 25 identiſch (S. 170 f.); die Adreſſaten des im Jahre 49 geſchriebenen Galaterbriefes ſind die auf der erſten Miſſionsreiſe gewonnenen Chriſten in Südgalatien (S. 438). In der korinthiſchen Gemeinde waren vier Richtungen (S. 476), eine Zwiſchenreiſe des Apoſtels nach Korinth hat weder vor dem erſten, noch vor dem zweiten Korintherbrief Platz und iſt überhaupt zu negiren (S. 496 ff.). Der heidenchriſtliche Charakter der römiſchen Gemeinde ſteht unbedingt feſt (S. 513); das Dekret des Kaiſers Claudius bei Sueton. Claud. c. 25 hat mit dem Chriſtenthum gar nichts zu ſchaffen, es betraf lediglich die Juden, welche ſich unter Anführung eines gewiſſen Chreſtus fortwährend gegen die römiſche Obrigkeit empörten; Aquila und Priscilla verließen Rom als Juden und wurden erſt in Korinth von Paulus in das Chriſtenthum aufgenommen (S. 518 u. 536). Der Concipient des Hebräerbriefes iſt Apollos (S. 600). Der etwa 49 verfaßte und an die judenchriſtlichen Gemeinden in und außerhalb Paläſtinas gerichtete Jakobusbrief (S. 658 ff.) ſteht außer allem bewußten Verhältniß zur pauliniſchen Lehre und umgekehrt (S. 634 ff.). S. 43 f. findet ſich ein trefflicher Excurs über das ὀψὲ σαββάτων Matth. 28, 1; S. 661 ff. über die Virginität Mariens und die „Brüder des Herrn". Wenn Epheſ. 6, 21: „Damit auch ihr meine Lage erfahret" von einigen Exegeten zum Coloſſerbrief in Beziehung gebracht wird, ſo erinnert dies an die Gepflogenheit eines verſtorbenen Gymnaſialprofeſſors, welcher hinter einen Aufſatz in Erinnerung an den zuvor corrigirten ſchreiben konnte: auch nicht ſo übel. Belſer weiſt jene Deutung S. 569 mit Recht ab.

In dem Belſer'ſchen Buche werden alle einſchlägigen Fragen und Probleme mit einer Gründlichkeit, mit einer Sach-

kenntniß, mit einer Beherrſchung der katholiſchen und akathol=iſchen Literatur behandelt, wie ſie nur durch jahrelanges liebe=volles Eindringen erreicht werden kann. Hier redet ein Ge=lehrter, der den Schwierigkeiten unerſchrocken ins Auge blickt, der mit tiefgläubigem Sinne und edler Begeiſterung für die hl. Urkunden geſunde wiſſenſchaftliche Kritik glücklich vereinigt, dem neben theologiſcher Erudition eine hervorragende philo=logiſche Bildung zu ſtatten kommt. Letztere ſetzt ihn in den Stand, auch die formelle Seite der canoniſchen Bücher zu wür=digen. Beiſpielsweiſe findet er A.=G. 10, 33 eine „allerliebſte griechiſche Wendung“ (S. 116). Die Sprache des Verfaſſers iſt lebhaft und deiktiſch; man merkt, daß das Buch aus akadem=iſchen Vorleſungen herausgewachſen iſt. Der Philologe greift zu einem klaſſiſchen Ausdruck, wo er ſich ihm gerade anbietet: *ὡς συνελόντι εἰπεῖν* (S. 482), tranquillitas animi (S. 493), *ὡς ἐν προσθήκης μέρει* (S. 653). Der Kleindruck gibt nicht ſo faſt Anmerkungen, als vielmehr längere oder kürzere Excurſe, welche viele Schriftſtellen behandeln, über ganze Schriftabſchnitte Licht verbreiten, Methodologiſches und Chronologiſches feſt=ſtellen, hiſtoriſche Zeugniſſe würdigen u. dergl. Wie ich ſehe, hat das Buch auch ſchon von katholiſcher und evangeliſcher Seite mit Recht reiches Lob erhalten. Wenn auch die liberale proteſtantiſche Theologie, deren hundertfältige Einfälle, Willkür=lichkeiten und Widerſprüche oftmals gebührend gekennzeichnet werden, mit der conſervativen Haltung des Buches nicht ein=verſtanden ſein, wenn auch auf katholiſcher Seite mancher über manches anders urtheilen wird, die Anerkennung wird dem Buche Niemand verſagen können, daß es in der Rüſtung ſchwerer Gelehrſamkeit auftritt und ſeine Poſition mit großem Geſchicke vertheidigt.

Referent erlaubt ſich nun noch einige Ausſtellungen zu machen, da er ſich mit dem verehrten Lehrer in der Ueber=zeugung einig weiß, daß der Wiſſenſchaft nur durch offene, salvo debito honore geſchehende Ausſprache gedient iſt. Manchmal kann auch ein „Nichtſachmann“ einen vernünftigen Einfall haben. Iſt ja doch vor kurzem ſelbſt Laien für ab und zu ein guter Gedanke in Gnaden zugeſtanden worden! Die Sprache Belſers erſcheint manchmal zu apodiktiſch und zuverſichtlich. Er er=

kennt S. 438 mit „vollendeter Beſtimmtheit“, S. 438 mit „aller Sicherheit“, er trifft S. 674 eine „endgültige“ Entſcheidung, S. 754 „ſteht über allen Zweifel erhaben die Thatſache vor uns.“ Dies ſcheint mir denn doch zuviel auf einmal geſagt in einer Disciplin, von der nach einem Worte Jülichers „Nichtbetheiligte den Eindruck gewinnen, es ſei nichts und man ſei vor nichts ſicher“ (S. 427). Ueber das Comma Joanneum geht Belſer merkwürdig raſch hinweg. Bei der Behandlung des erſten johanneiſchen Briefes erwähnt er es gar nicht, ſondern berührt es nur kurz durch Ideenaſſociation S. 363, wo von der Perikope adulterae die Rede iſt. In einer Einleitung von 852 Seiten erwartet man aber auch etwas über die handſchriftliche Ueberlieferung der Stelle, ihre Bezeugung bezw. Nichtbezeugung durch die Väter u. ſ. w. Wenn er das bekannte Dekret des hl. Officiums nur ſagen läßt, daß die „Leugnung nicht mit abſoluter Sicherheit gemacht werden könne“, ſo entſpricht das dem Wortlaut nicht, der auch das in dubium revocari verbietet. Freilich iſt durch die dem Cardinal Vaughan gewordene Erklärung die Härte des Dekretes glücklich gemildert und der wiſſenſchaftlichen Discuſſion ihr Recht gewahrt worden. Eine Behandlung der Handſchriften und Ueberſetzungen, wie ſie bei Trenkle und Schäfer ſich findet, wird bei Belſer doppelt ungern vermißt. Vielleicht hätte ſich der Raum durch kürzere Faſſung anderer Partien beſchaffen laſſen können. Die wichtigſten Handſchriften werden zwar aufgeführt, aber nur ganz gelegentlich (S. 757 f.). Auch eine chronologiſche Tabelle der neuteſtamentlichen Literatur, des Lebens Pauli und Petri und anderer Daten, wie in Harnacks Chronologie der altchriſtlichen Literatur (S 717 ff.), ſtünde dem Buche gut an und würde dankbar benützt werden. Die Chronologie des Lebens Pauli iſt S. 128 f. kurz angegeben. S. 418 iſt Funks Kirchengeſchichte ohne Benennung der Auflage citirt; thatſächlich wird die zweite Auflage citirt. Wenn es S. 80 heißt: „In dem canoniſchen Markusevangelium begegnet uns weiterhin eine große Friſche, Lebendigkeit und Anſchaulichkeit der Erzählung, eine weit größere als beiſpielsweiſe in der erſten Evangelienſchrift; an vielen Orten iſt die Darſtellung eine ſo maleriſche und detaillirte, daß ſie auf einen Augenzeugen zurückgehen

muß“, ſo finde ich dieſe Faſſung deshalb eigenthümlich, weil das erſte Evangelium doch auch von einem Augenzeugen ſtammt. Der Satz S. 366: „Man vergeſſe doch nicht, daß Jeſus dieſen Ausſpruch (Joh. 21, 18) an Petrus that, nachdem letzterer ihn bereits am Kreuze hängen und die Arme ausſtrecken geſehen hatte“ iſt nicht ſo wörtlich zu nehmen, da Petrus ja nicht auf Golgatha geweſen iſt. S. 389 redet Belſer von dem „zu Epheſus um 150 abgehaltenen und bald darauf niedergeſchriebenen Geſpräch (Juſtins des Martyrers) mit dem Juden Tryphon“, was nicht ſo ohne weiteres geſagt werden kann. S. 756 iſt zu leſen: „Geiſtliche Vorſtände ſind auch die insgemein aus der Mitte der πρεσβυτεροι genommenen ἐπίσκοποι“; es iſt aber Thatſache, daß gerade im Alterthum der Biſchof viel häufiger aus der Zahl der Diakonen hervorging, als aus der der Presbyter. Zu S. 597 f. bezw. 611 oder 750 wäre jetzt die von Rottmanner in der Revue Bénédictine Juli 1901 gekennzeichnete Stellung des hl. Auguſtinus zum Verfaſſer des Hebräerbriefes zu notiren. Darnach citirt der große Kirchenlehrer den Brief bis zum Jahre 406 als pauliniſch, vom Jahre 409 bis 430 aber nur noch als epistula ad Hebraeos. Für canoniſch aber hat er ihn ſtets gehalten. Zum Schluſſe noch einige Druckfehler: S. 28, 41 und 43 je in einem hebräiſchen, S. 87 A. 5 und S. 730 je in einem griechiſchen Worte, und S 739 muß es heißen „ſetzen“ ſtatt „ſetzte“.

Dieſe Ausſtände ſind ganz verſchwindend im Vergleich zu den vielen und großen Vorzügen des Buches. Es iſt ein Werk, an dem man eine aufrichtige Freude haben kann. Möge es von unſerer theologiſchen Jugend fleißig geleſen und ſtudirt werden! Vom akademiſchen Lehrer „akademiſch“ zu Grunde gelegt und verwerthet iſt es vortrefflich geeignet die jungen Theologen in die Einleitungsfragen einzuführen, ſie mit Liebe und Begeiſterung für die hl. Urkunden zu erfüllen und zu eigenem Suchen und Forſchen anzuſpornen.

Reutlingen. Hugo Koch.

LXXXVII.

Philoſophie des Geldes.

Von einer Philoſophie des Geldes zu ſprechen, mag auf den erſten Blick überraſchen und bei dem grobmateriellen Charakter, den die populäre Meinung mit dem Begriff des Geldes verbindet, mehr als gewagt erſcheinen. Gehört doch das Geld ſeiner weſentlichen Funktion nach in die Welt hinein, in der die materiellen Güter ſich bewegen, in welcher ſo materielle Vorgänge wie Tauſch und Kauf, Produktion und Conſumtion gleichſam den Kreislauf des Blutes in dieſem eigenartigen Organismus darſtellen. Man hat die Empfindung, als ob Philoſophie und Geldweſen durch zu weite Inſtanzen getrennt wären, als daß ſie in eine ſo nahe Beziehung gebracht werden dürften; es könnte den Anſchein erwecken, als ob die Würde der Philoſophie einen Abbruch erlitte, wenn ſie aus dem Bereich der Ideen herniederſtiege und über die Bedeutung des Geldes ſpekuliren wollte, als ſei das Geld, die Seele des materiellen Getriebes, ein der Philoſophie unwerthes Objekt.

Georg Simmel hat in einem umfangreichen Werk, das den Titel führt „Philoſophie des Geldes“ (Leipzig, Duncker und Humblot. 1900 gr. 8⁰. XVI u. 554 S. 13 M.) uns das tiefſte Weſen des Geldes enthüllt, das gleichſam die materialiſtiſche Weltſeele iſt. In jedem Lehrbuch der Nationalökonomie werden Begriff und Funktionen des Geldes behandelt, und ſtets bilden die Kapitel, die das Geld erörtern, die ſchwierigſten, wie die damit verwandten Fragen nach dem Begriff und Weſen des Werthes. Um uns aber einen Blick in die Myſterien des Geldweſens und in damit zuſammenhängende pſychologiſche Rückwirkungen thun zu laſſen, wie es von Georg Simmel hier geſchieht, dazu bedurfte es des hohen Maßes abſtrakter

Denkkraft und der ganzen Kunſt, für den Gedanken den zutreffendſten Ausdruck zu finden, wie ſie dieſer Schriftſteller ſein eigen nennen kann.

Der philoſophiſche Standpunkt, von dem aus Simmel ſeine ſchwierigen Probleme ſtellt und der Löſung unterzieht, iſt der des Pantheismus. Er ſelbſt ſpricht von einem „empiriſchen Pantheismus dieſer Unterſuchungen, die mit dem Niedrigen und Materiellen des Daſeins nicht durch Zurückweiſung von deſſen höheren Stufen, ſondern durch Aufnehmen in dieſelben fertig zu werden ſucht" (S. X). Dieſe Weltanſchauung des Verfaſſers darf uns jedoch nicht hindern, ſeiner Führung uns anzuvertrauen, um die Welt des Geldes kennen zu lernen. Freilich braucht es Zeit und Mühe, um ſich in das — wie es der Zweck der Unterſuchungen mit ſich bringt — abſtrakt gehaltene Buch einigermaßen einzuleſen, und beſonders am Anfang des Werkes, der den analytiſchen Theil umfaßt, wäre man mehr als einmal verſucht, der Mühe ſich zu entziehen und das Buch zur Seite zu legen. Aber man wird doch wieder für die aufgewandte Zeit und Mühe vielfach entſchädigt durch die Fülle neuer Gedanken, ſozuſagen beſtändig ſich verändernder Ausblicke in den eigenartigen Kosmos, in dem das Geld lebt und regiert. Und iſt es auch durch den Charakter der von Simmel angeſtellten Unterſuchungen bedingt, daß die Sprache im Großen und Ganzen ſchwer verſtändlich iſt, ſo iſt auf der andern Seite die Meiſterſchaft Simmels um ſo großartiger, mit der er auch in dieſe abſtrakten Gedankenreihen Wärme und Leben hineinzugießen weiß; die Gewandtheit in der Beherrſchung der ſprachlichen Form verdient ohne Uebertreibung eine künſtleriſche genannt zu werden.

In einem *erſten* Kapitel erörtert Simmel Werth und Geld. Nicht in alleweg wird ſeine Auffaſſung des Werthes auf Zuſtimmung rechnen dürfen. Richtig iſt gewiß, daß der Werth nicht etwas rein Subjektives, lediglich der Schätzung Entſtammendes iſt. Die Dinge ſind werthvoll auch deswegen, weil ſie ſchwer zu erlangen ſind (S. 20 f.). Die Objektivirung des Werthes entſtehe durch die Diſtanz des Gutes von dem daſſelbe Begehrenden. Aber faſt etwas zu ſchroff wendet ſich Simmel gegen die Beſtimmung des Werthes durch die

Digitized by Google

Brauchbarkeit oder Nützlichkeit (S. 45 f.), obwohl doch gerade dieſes Moment die objektive Gleichheit und die ſubjektive Ungleichheit im Austauſchverhältniß am beſten auszugleichen geeignet iſt.

Eine viel ventilirte Frage behandelt der Verfaſſer im zweiten Kapitel ſeines Werkes (der Subſtanzwerth des Geldes), die Frage nämlich ob das Geld, das ſelbſt alle Dinge werthet, nicht blos die materiellen, ſondern, wie im Folgenden gezeigt wird, auch den ideellen ſein Maß aufzwingt, ſelbſt auch Werth beſitzen muß. Scheinbar muß ein derartiger Eigenwerth des Geldes vorhanden ſein. Indeß beſtreitet dieß Simmel, er erblickt im Geld lediglich den Ausdruck einer Werthproportion, eine ideelle Funktion, die nicht an die mehr oder weniger werthvolle Subſtanz der Münzen geknüpft iſt. Alle Werthe des Edelmetalles „bilden eine Reihe, die nichts anderes iſt als eine Reihe von Funktionen. Dies verbirgt ſich natürlich der Erkenntniß umſomehr, je weniger lebhaft dieſe Funktionen in der Wirklichkeit ſind. Die ganzen Bedenken des Mittelalters gegen das Zinſennehmen gehen darauf zurück, daß das Geld viel ſtarrer, ſubſtanzieller, den Dingen geſchloſſener gegenüberſtehend erſchien und war, als in der Neuzeit, in der es vielmehr dynamiſch, fließend, ſich anſchmiegend wirkt und erſcheint. Die Adoption der Ariſtoteliſchen Lehre: es ſei unnatürlich, daß Geld Geld gebäre, und die Verurtheilung des Zinſes als Diebſtahl, da ja das zurückerſtattete Kapital ſchon ſo viel ſei wie das entliehene; die Begründung eben desſelben durch Alexander von Hales: daß das Geld ſich doch durch den Gebrauch nicht abnütze, und daß es nicht wie die Objekte eines Miethsvertrages, dem Gläubiger einen Nutzen abwerfe; die Lehre des hl Thomas, daß beim Geld, weil es von vornherein zum Weggeben beſtimmt ſei, Gebrauch und Verbrauch zuſammenfielen und man deshalb jenen nicht, wie etwa bei einem Wohnhaus, geſondert verkaufen könne, — all dieſe Lehren zeigen, wie ſtarr, den Fluktuationen des Lebens unverbunden, wie wenig als Produktivkraft das Geld erſchien“ (S. 137).

Zur vollen Höhe der Betrachtung erhebt ſich das geiſtvolle Werk vom dritten Kapitel ab. In dieſem und den folgenden behandelt Simmel nacheinander die Stellung des Geldes

überhaupt innerhalb der Cultur der Menſchen: das Geld in den Zweckreihen (3. Kap.), die individuelle Freiheit (4. Kap.), das Geldäquivalent perſonaler Werthe (5. Kap), der Stil des Lebens (6. Kap.). Schon die Nennung der Kapitelüberſchriften zeigt, daß hier Simmel die große Aufgabe zu löſen unternimmt, den Einfluß des Geldes auf die geſammten Inhalte der Cultur, auf die Maſſen- und Individualpſychologie, auf die Lebensgeſtaltung methodiſch zu beſtimmen. Zugleich gibt uns Simmel damit eine Analyſe des inneren Kernes und Lebens unſerer modernen Cultur. Er zeigt, wie die feinſten Ausſtrahlungen derſelben in Kunſt und Literatur von dem Gelde berührt werden, freilich in mehr mittelbarer Weiſe durch die eben infolge der modernen Geldherrſchaft eigenartig geſtimmte „moderne“ Seele. Durch überraſchend feine Bemerkungen weiß der Verfaſſer weitausſchauende Perſpektiven bis ins innerſte Getriebe der modernen, geldwirthſchaftlichen Geſellſchaft zu eröffnen, durch ſeine Gabe ſcharfer Welt- und Menſchenbeobachtung verſteht er es, Gebiete zur Beleuchtung der verborgen liegenden Einflüſſe des Geldes heranzuziehen, die ſcheinbar weit abliegen. So beſonders wenn er das „Geldäquivalent der perſonalen Werthe“ beſchreibt (S. 365—454). Die anſcheinend am weiteſten von einander entfernt liegenden Werthe, Perſönlichkeitswerth und Geldwerth, weiſen einen Zuſammenhang auf. Schon auf primitiven Culturſtufen tritt uns auf dieſem Gebiet die Sühnung des Todtſchlages durch Geldbußen als eine häufige Erſcheinung entgegen. Der Stamm, die Gens, die Familie fordert einen Erſatz für den ökonomiſchen Verluſt, den der Tod eines Mitgliedes für ſie bedeutete, und ließ ſich damit für die impulſiv naheliegende Blutrache abfinden. Daraus folgert Simmel, daß der Urſprung des Wergeldes rein utilitariſch iſt (S. 367 f.).

Intereſſanter noch ſind die Beziehungen des Geldes zu den perſönlichen Werthen, wie ſie ſich in dem Frauenkaufe darſtellen. Die Kaufehe, ihre außerordentliche Häufigkeit in der Vergangenheit culturell vorgeſchrittener Völker und in der Gegenwart weniger civiliſirter, ſind bekannt. Das Gefühl von Entwürdigung, das der Kauf einer Perſon für Geld oder Geldeswerth im modernen Menſchen erweckt, iſt in ſeiner Beziehung auf frühere hiſtoriſche Zuſtände nicht gerechtfertigt.

So lange einerſeits — dies die Erklärung, die Simmel dafür gibt — die Perſönlichkeit noch mehr in den Gattungstypus eingeſenkt iſt, anderſeits der Geldwerth noch nicht zu völliger Farbloſigkeit verblaßt iſt, ſtehen ſich beide noch näher, und die perſönliche Würde und das Gefühl der Ehre haben bei den alten Germanen darunter ſicher nicht gelitten, daß das Wergeld ihren Werth in Geld ausdrückte. Aehnlich liegt auch die Sache beim F r a u e n k a u f.

Die Thatſachen der Ethnologie zeigen vielmehr, daß derſelbe ſich keineswegs oder auch nur vorzugsweiſe auf den niedrigſten Stufen der Cultur findet. Unciviliſirte Völker, welche die Kaufehe nicht kennen, ſind meiſtens ſehr unciviliſirte Völker. Wie Simmel ſeine Gedanken gern in die Form von Antinomien kleidet, ſo auch hier: So erniedrigend der Kauf der Frau in höheren Culturzuſtänden erſcheint, ſo erhöhend kann er in niedrigen wirken, und zwar aus zwei Urſachen. Der Frauenkauf findet einmal gar nie nach Art der individualiſtiſchen Wirthſchaft, des individualiſtiſch gefärbten Tauſches von Waare und Preis ſtatt. Strenge Formeln und genaue Beobachtung des Herkommens und der Familienintereſſen verleihen ihm einen ausgeſprochen ſocialen Charakter. Dann iſt der Frauenkauf ein ungeheurer Fortſchritt gegenüber der Raubehe. Aber dann liegt eben auch im Kauf die deutliche Anerkennung, daß die Frau werthvoll iſt. Zugleich liegt im Kauf die Tendenz, von der Polygamie zur Monogamie überzugehen gerade mit Rückſicht auf den Geldaufwand. Und auch auf dieſem Wege führt der Kauf zu einer geſteigerten Hochſchätzung der Frau. Es iſt ſchade, mit Rückſicht auf die Raumverhältniſſe hier dem Verfaſſer nicht weiter in der angedeuteten Richtung folgen zu können.

Nur noch ein paar kurze Bemerkungen über das Verhältniß der Geldwirthſchaft zur Proſtitution. Während die gelegentlich des Frauenkaufes gezahlten Werthe ebenſo gut in Natural- wie in Geldform auftreten können, entſpricht der unehelichen Hingabe, für die ein Preis gezahlt wird, in der Regel die Geldform desſelben. Die Proſtitution trägt den Charakter einer bloß momentanen geſchlechtlichen Beziehung, der man ſich durch die Hingabe von Geld vollſtändig entledigt, und zwar weit vollſtändiger als mit der Hingabe irgend eines qualificirten

Gegenſtandes, der doch irgendwie eine ideelle Signatur der denſelben gebenden Perſönlichkeit aufgeprägt iſt. Fein bemerkt der Verfaſſer, man empfinde umgekehrt am Weſen des Geldes ſelbſt etwas vom Weſen der Proſtitution. „Die Indifferenz, in der es ſich jeder Verwendung darbietet, die Treuloſigkeit, mit der es ſich von jedem Subjekte löst, weil es mit keinem eigentlich verbunden war, die jede Herzensbeziehung auslöſchende Sachlichkeit, die ihm als reinem Mittel eignet — alles dies ſtiftet eine verhängnißvolle Analogie zwiſchen ihm und der Proſtitution" (S. 391).

Der Verfaſſer kommt im weiteren Verlauf auch auf die liberal-ſocialiſtiſche Werththeorie zu ſprechen: die Arbeit begründe den Werth, bezw Tauſchwerth einer Waare. Ohne ſie für vollſtändig einwandfrei zu halten, glaubt er doch in einigen Hauptpunkten ſie den üblichen Einwendungen gegenüber aufrecht halten zu können. Wenn man immer auf den tiefen Unterſchied zwiſchen Geiſtes- und Handarbeit hinweist, ſo glaubt der Verfaſſer doch, daß es gelinge, beide auf einen gemeinſamen Nenner zu bringen, und in der Geiſtesarbeit ein Vielfaches von Arbeit, die in der Muskelthätigkeit ſtecke, zu berechnen (S. 433 ff.).

Im 6. Kapitel: der Stil des Lebens, wird der Verfaſſer noch auf eine intereſſante Frage geführt, nämlich die Frage nach dem Grunde, warum in der Geldwirthſchaft der Verſtand ſo auffallend hervortritt und die Seelenkräfte, die wir als Gemüth oder Gefühl bezeichnen, ſo ſehr dagegen in Schatten geſtellt werden. Jeder weiß von der Thatſache, daß unſere Zeit gemüthsärmer iſt, als manche Periode der Vergangenheit, daß viele gemüthliche Beziehungen geſchwunden ſind, die ehedem beſtanden haben. Dieß iſt zunächſt die Folge des Mittelscharakters des Geldes, in Folge deſſen der Intellekt beſonders ſtark angeſpannt iſt. Da jedes Mittel als ſolches indifferent iſt, ſo knüpfen ſich alle Gefühlswerthe an die Zwecke, je mehr ſolche Endſtationen unſer praktiſches Leben enthält, deſto ſtärker wird ſich die Gefühlsfunktion gegenüber der Verſtandesfunktion bethätigen. Das zeigt ſich auf allen niedrigen Culturſtufen, und noch das Mittelalter hatte durch die ausgedehnte Produktion für den Selbſtbedarf im Gegenſatz zur heutigen für den Abſatz

ſchaffenden Produktion, durch die Art des Handwerksbetriebes im Gegenſatz zur heutigen kapitaliſtiſchen Arbeitstheilung, und insbeſondere durch das Mitleben mit der Kirche eine viel größere Anzahl „definitiver Befriedigungspunkte des Zweckhandelns", als die Gegenwart, wo das Geld als allgemeines Tauſchmittel die Zweckreihen faſt ins Ungemeſſene verlängert (S. 457). Ja das Geld wird vielfach Selbſtzweck, und damit werden außerordentlich viele Dinge, die eigentlich den Charakter eines Zweckes beſitzen — „Selbſtzweckes" meint der Verfaſſer (S. 458) — zu bloßen Mitteln herabgedrückt. Die Charakterloſigkeit, die das Geld hat, prägt auch der geldwirthſchaftlichen Gegenwart ein gutes Stück ihrer Indifferenz auf. Daraus erklärt ſich auch das vielfach Unbefriedigende und Widerſpruchsvolle, das dem Leben des modernen Menſchen anhaftet und das auch ſeinen Ausdruck in Kunſt und Literatur der Gegenwart finden muß.

Wir ſehen, wie ſich von hier aus zahlreiche Perſpektiven in die moderne Welt hinein eröffnen, in welche Simmel mit ſeiner Beobachtungsgabe den überraſchten Blick eröffnet. Er zeigt, wie die haſtende Mode, überhaupt die Unruhe des modernen Lebens, mit der Geldwirthſchaft aufs engſte zuſammenhängt (S. 493, 522). Von beſonderem Intereſſe ſind die Bemerkungen über das Verhältniß von Geldwirthſchaft und Naturbetrachtung (S. 515). Das geldwirthſchaftliche und das davon abhängige ſtädtiſche Leben haben uns von der Natur entfernt. Freilich iſt gerade durch dieſe Diſtanzirung eine eigentlich äſthetiſche Naturbetrachtung erſt möglich geworden.

F. Walter.

LXXXVIII.

Beiträge zur Bisthumsgeſchichte von München-Freiſing.[1]

Seit langem war es Wunſch der Freunde bayeriſcher Geſchichte, daß Deutinger's „Beiträge", die mit dem Tode ihres Herausgebers 1854 eine unerwartete Unterbrechung erfahren hatten, wieder aufleben ſollten. Doch hat erſt der Anfang des neuen Jahrhunderts dieſen Wunſch erfüllt; Dank der Gnade des Erzbiſchofs Dr. Franz Joſeph von München und Freiſing iſt vor kurzem der erſte Band einer neuen Folge dieſer Beiträge erſchienen, der das erprobte, die Diöceſangeſchichte nach allen Seiten hin berückſichtigende Programm Deutinger's vollinhaltlich zu dem ſeinen gemacht und deshalb uns eine Reihe verſchiedener, aber durchweg beachtenswerther Aufſätze und Veröffentlichungen mittheilt.

In dieſem neuen, von Dr. Franz Anton Specht, Münchener Domkapitular, redigirten Bande, dem hoffentlich eine lange Reihe weiterer Bände ohne Unterbrechung folgen wird, finden wir an erſter Stelle eine gediegene Abhandlung von Dr. Max Faſtlinger über das Todesjahr des hl. Corbinian, in der als Datum des Todes dieſes Heiligen der 8. September 725 erwieſen wird. In einem folgenden Aufſatze belehrt uns der unermüdliche Conventuale von St. Peter in Salzburg, P. Pirmin Lindner, über die Klöſter im Bisthum Freiſing vor der Säculariſation; beſonders verdienſtlich ſind da die Liſten der Kloſtervorſtände. Auf dieſen Aufſatz folgen zwei von Dr. Emil Uttendorfer; in dem erſten gibt er uns den reichen Inhalt eines die Jahre 1473—1510 umfaſſenden

1) Beiträge zur Geſchichte, Topographie und Statiſtik des Erzbisthums München und Freiſing von Dr. Martin von Deutinger. Fortgeſetzt von Dr. Fr. Anton Specht, Domkapitular. 7. Band. (Neue Folge 1. Band.) München, J. Lindauer'ſche Buchhandlung (Schöpping). 8°. 303 S. Text. (Preis 4 Mk)

Digitized by Google

Freiſinger Formelbuches bekannt, ſoweit er ſich auf die Diöceſe Freiſing bezieht Erwähnt ſei, daß dieſes Formelbuch, das aus echten Urkunden, nicht etwa aus Schulübungen ſich zuſammenſetzt, auch Stoff für die Geſchichte der Bisthümer Salzburg, Augsburg, Paſſau, Regensburg, Konſtanz, Brixen und Mainz enthält In ſeinem zweiten Aufſatze gibt Uttendorfer Beiträge zur Geſchichte des Seminarium studiosorum in Freiſing in den Jahren 1613—23. Dr. Marcellus Stigloher ſodann veröffentlicht die Annalen des Kloſters Weyarn, die deſſen Propſt Auguſtin 1740—1745 geſchrieben hat, und ſchenkt uns in ihnen einen zeitgenöſſiſchen Beitrag zur Geſchichte des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges. Im Anſchluſſe an dieſe Publikation veröffentlicht P. Pirmin Lindner eine gleichzeitige Aufzeichnung über die Geſchicke des Kloſters Tegernſee unter Abt Gregor I. von 1737—1762. Des weiteren theilt uns der Redaktor des Bandes, Dr. Specht, einen eingehenden Bericht über eine Firmungsreiſe des Freiſinger Biſchofs Ludwig Joſeph im bayeriſchen Oberlande 1786 mit. Es folgt eine Unterſuchung von Dr Faſtlinger über Münchens kirchliche Anfänge, in der auch die Frage über den Urſprung dieſer Stadt behandelt wird. Nach Faſtlinger iſt München eine Gründung des Kloſters Tegernſee, doch dürfte dieſe Hypotheſe kaum unbeſtritten bleiben. Im letzten Aufſatze des vorliegenden Bandes belehrt uns Dr. Specht über kirchliche Volksausgänge Alt-Münchens zu den Paulanern in der Au, auf den Gaſteigberg und in die Nikolaiwieſe zu Schwabing.

Dies der Inhalt des erſten Bandes der neuen Folge von Deutinger's Beiträgen. Derſelbe iſt gewiß reichhaltig und durchweg beachtenswerth. Seine Benützung iſt durch die Beigabe eines Regiſters leicht gemacht. Willkommen iſt auch die am Schluſſe des Bandes gebotene Ueberſicht des Inhaltes der früheren ſechs Bände der Deutinger'ſchen Beiträge.

Mit Ausnahme von P. Lindner gehören ſämmtliche Mitarbeiter an dieſem Bande dem Domkapitel und dem Ordinariate München-Freiſing an, denn Dr. Uttendorfer, Dr. Stigloher und Dr. Specht ſind Domherren, Dr. Faſtlinger Ordinariatsbibliothekar zu München. Dieſe Thatſache iſt hocherfreulich, denn ſie zeigt von dem Intereſſe, das das Domkapitel dem ſchönen Unternehmen ebenſo wie Erzbiſchof Franz Joſeph entgegenbringt. Dieſes Intereſſe des Erzbiſchofs und ſeines Kapitels bürgen auch für den Fortbeſtand der ſo glücklich wieder eröffneten Beiträge Deutinger's Es iſt auch nicht zu zweifeln, daß auch der Klerus der Erzdiöceſe für dieſen Fortbeſtand durch Anſchaffung der Beiträge und durch thätige Mitarbeit an denſelben eintreten wird. B.

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 013 456 533

D
1
H4
128
1901

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google